FVF
Forum Vormärz Forschung

Jahrbuch 2004

Vormärz und Exil
Vormärz im Exil

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:
Erika Brokmann (Detmold), Birgit Bublies-Godau (Bochum), Claude Conter (Luxembourg), Norbert Otto Eke (Amsterdam), Jürgen Fohrmann (Bonn), Martin Friedrich (Berlin), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Rainer Kolk (Bonn), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Chrstian Liedtke (Düsseldorf), Carsten Martin (Dortmund), Harro Müller (New York), Maria Porrmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2004
10. Jahrgang

Vormärz und Exil
Vormärz im Exil

herausgegeben von

Norbert Otto Eke und Fritz Wahrenburg

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1
mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt.
Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht
mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2005
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, info@geisterwort.de
Druck: DIP Digital Print, Witten
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89528-526-9
www.aisthesis.de

Inhalt

I. Schwerpunktthema: Vormärz und Exil – Vormärz im Exil

Norbert Otto Eke (Amsterdam)
„Wie fern der Heimath! mein Herz wie schwer!"
Vormärz und Exil – Vormärz im Exil 13

Rachid L'Aoufir (Berlin/Paris)
Netzwerkbildung und Gesellschaftswandel zwischen Philadelphia, Paris und Leipzig. Friedrich Lists Denken und Wirken im Exil 31

Birgit Bublies-Godau (Dortmund/Bochum)
Parteibildungsprozesse im vormärzlichen Exil: Die deutschen Auslandsvereine in Paris – Ein Blick auf den geheimen „Bund der Geächteten" von 1834/36 und das Wirken seines Anführers Jakob Venedey (1805-1871) 87

Claude D. Conter (Mersch/Luxemburg)
Das Exil als Grundlegung des Politikwechsels bei Vormärz-Autoren 149

Wolfgang Büttner (Petershagen)
Friedrich Wilhelm IV. im Blickpunkt zeitkritischer Vormärzliteratur 185

Wolfgang Beutin (Bremen)
„Beide Nationen kenne ich genau, beide Länder sind gewissermaßen mein Vaterland, beide Völker meine Landsleute."
Ein Deutscher als napoleonischer Offizier, als Schriftsteller sowie als ‚Auswanderer' in Frankreich: Johann Konrad Friederich (1789-1858) 209

François Melis (Berlin)
August Hermann Ewerbeck – Vermittler demokratischer, sozialistischer und kommunistischer Ideen zwischen Frankreich und Deutschland im Pariser Exil 267

Karin Füllner (Düsseldorf)
Die verbrannten Flügel. Heines Exilgedicht „Die Libelle“ 297

Thomas Christian Müller (Zürich)
Exilliteraten, Exilverlage, Exilpublizistik.
Zur Situation der Zensurflüchtlinge in der Schweiz um 1848 309

Wilfried Sauter (Essen)
Nord und Süd: Eine Zeitschrift „für den sozialen Demokratismus“
im Jahre 1848 zwischen Vormärz und Revolution 335

Inge Rippmann (Basel)
„Welch ein schönes Land und welche häßlichen Menschen“.
Ludwig Börne in der vormärzlichen Schweiz 363

Frank Mehring (Berlin)
Deutsch-Amerikanisch-Afrikanische Allianzen:
Aktivisten des Vormärz und der amerikanische Abolitionismus 391

Ulrich Klemke (Sankt Augustin)
Vormärzemigration und das deutsch-amerikanische Pressewesen ... 429

II. Weitere Beiträge

Burghard Dedner (Marburg)
Zur Entwurfhaftigkeit von Büchners „Lenz“. Eine Replik 445

III. Rezensionen

Wolfgang Bunzel/Peter Stein/Florian Vaßen (Hgg.):
Romantik und Vormärz. Zur Archäologie literarischer Kommunikation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts *(von Rachid L'Aoufir)* 471

Frank Stern/Maria Gierlinger (Hgg.):
Ludwig Börne. Deutscher, Jude, Demokrat *(von Inge Rippmann)* 475

Rachid L'Aoufir:
Ludwig Börne (1786-1837).
Un Parisien pas comme les autres *(von Inge Rippmann)* 481

Inge und Reiner Wild (Hgg.) Mitarbeit Ulrich Kittstein:
Mörike-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung *(von Roland Berbig)* 487

Ulrich Kittstein:
Zivilisation und Kunst. Eine Untersuchung zu Eduard Mörikes „Maler Nolten" *(von Anne-Rose Meyer)* 490

Hartwig Schultz:
Auf Dornen oder Rosen hingesunken? Eros und Poesie bei Clemens Brentano
und
Laura Benzi:
Resakralisierung und Allegorie im Spätwerk Clemens Brentanos. Das Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia (1838) und Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi (1833) *(von Robert Steegers)* 493

Luisa Callejón Callejón:
Briefliche Momentbilder. Lektüren zur Korrespondenz zwischen Rahel Levin Varnhagen und Pauline Wiesel *(von Gabriele Schneider)* 496

Petra Hartmann:
„Von Zukunft trunken und keiner Gegenwart voll". Theodor Mundts literarische Entwicklung vom „Buch der Bewegung" zum historischen Roman *(von Olaf Briese)* 499

Susanne Kiewitz:
Poetische Rheinlandschaft. Die Geschichte des Rheins in der Lyrik des 19. Jahrhunderts *(von Maria Porrmann)* 500

Karl Friedrich Köppen:
Ausgewählte Schriften in zwei Bänden *(von Wolfgang Büttner)* 503

Roman Luckscheiter (Hg.):
L'art pour l'art. Der Beginn der modernen Kunstdebatte in französischen Quellen der Jahre 1818 bis 1847 *(von Bernd Kortländer)* 505

Anita Bunyan/Helmut Koopmann (Hgg.):
Kulturkritik, Erinnerungskunst und Utopie nach 1848. Deutsche Literatur und Kultur vom Nachmärz bis zur Gründerzeit in europäischer Perspektive. Bd. 2. Unter Mitarbeit von Andrea Bartl *(von Birgit Bublies-Godau)* 506

Alfred Wesselmann:
Das Westphälische Dampfboot. Vier Skizzen und ein Personenregister *(von Wolfgang Büttner)* 513

Berthold Grzywatz:
Stadt, Bürgertum und Staat im 19. Jahrhundert. Selbstverwaltung, Partizipation und Repräsentation in Berlin und Preußen 1806 bis 1918 *(von Alfred Wesselmann)* 515

Martin H. Jung:
Nachfolger, Visionärinnen, Kirchenkritiker. Theologie- und frömmigkeitsgeschichtliche Studien zum Pietismus *(von Martin Friedrich)* 518

Torsten Liesegang:
Öffentlichkeit und öffentliche Meinung. Theorien von Kant bis Marx (1780-1850) *(von Hiram Kümper)* 520

Ewald Frie:
Friedrich August Ludwig von der Marwitz 1777-1837. Biographie eines Preußen *(von Wolfgang Büttner)* 522

Dorothea Minkels:
1848 gezeichnet. Der Berliner Polizeipräsident Julius von Minutoli *(von Wolfgang Büttner)* 525

Nils Freytag:
Aberglauben im 19. Jahrhundert. Preußen und seine Rheinprovinz zwischen Tradition und Moderne (1815-1918) *(von Wilfried Sauter)* 527

Richard Saage:
Utopische Profile. Industrielle Revolution und Technischer Staat im 19. Jahrhundert *(von Wolfgang Büttner)* 530

Alexa Geisthövel:
Eigentümlichkeit und Macht. Deutscher Nationalismus 1830-1850.
Der Fall Schleswig-Holstein *(von Wilfried Sauter)* 533

Hans-Joachim Gutjahr (Hg.):
Duden Geschichte. Basiswissen Schule *(von Wolfgang Büttner)* 536

IV. Mitteilungen

Personalia 541

Tätigkeitsbericht 543

Aufruf zur Mitarbeit am FVF-Jahrbuch 2006:
Jugend im Vormärz 546

I.
Schwerpunktthema:

Vormärz und Exil
Vormärz im Exil

Norbert Otto Eke (Amsterdam)

„Wie fern der Heimath! mein Herz wie schwer!“
Vormärz und Exil – Vormärz im Exil

I.

In die „Neuen Gedichte“ nimmt Heine 1844 ein im Jahr zuvor für Hans Christian Andersen geschriebenes Gedicht auf, das die eigene Biographie als Künstler im Bild der scheiternden Lebensfahrt fasst:

> Lebensfahrt.
>
> Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
> Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln
> Den lustigen Kahn. Ich saß darin
> Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.
>
> Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
> Die Freunde waren schlechte Schwimmer,
> Sie gingen unter, im Vaterland;
> Mich warf der Sturm an den Seinestrand.
>
> Ich hab’ ein neues Schiff bestiegen,
> Mit neuen Genossen; es wogen und wiegen
> Die fremden Fluten mich hin und her –
> Wie fern die Heimath! mein Herz wie schwer!
>
> Und das ist wieder ein Singen und Lachen –
> Es pfeift der Wind, die Planken krachen –
> Am Himmel erlischt der letzte Stern –
> Wie schwer mein Herz! die Heimath wie fern![1]

Das Gedicht ist einerseits poetische Standortbestimmung: Durch die traditionelle Metapher von Seefahrt und Schiffbruch beschreibt es das Scheitern eigener (naiver) Hoffnungen auf politische Veränderung in Deutschland, aber auch die erneute Ausfahrt im Sturm der Zeit, im Bündnis mit „neuen Genossen“, die Drohung einer weiteren Niederlage vor Augen.

[1] *Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke.* In Verbindung mit dem Heinrich-Heine-Institut hg. Manfred Windfuhr. Hamburg 1973ff. [DHA]. Bd. 2. S. 117.

Das Gedicht „Lebensfahrt" ist zugleich Reflexion des Exils. Seit zwölf Jahren befindet sich Heine, als er dieses Gedicht schrieb, in einem *mehr oder weniger* freiwilligen Exil in Paris, wohin er Börne 1831 nachgefolgt war, um näher am politischen Weltgeschehen zu sein. *Mehr*: weil die Übersiedlung zunächst nicht unmittelbar als Reaktion auf politische Verfolgungserfahrung geschieht; erst 1844 wird Heine in Deutschland zur Fahndung ausgeschrieben und wird damit das freiwillige Exil auch zu einem faktischen (Wolfgang Beutin hat in seinem Beitrag *„Beide Nationen kenne ich genau, beide Länder sind gewissermaßen mein Vaterland, beide Völker meine Landsleute." Ein Deutscher als napoleonischer Offizier, als Schriftsteller sowie als ‚Auswanderer' in Frankreich: Johann Konrad Friederich [1789-1858]* einen vergleichbaren Fall in Erinnerung gerufen). *Weniger*: weil Heine nur außerhalb Deutschlands die Möglichkeit zur freien politischen und künstlerischen Meinungsäußerung finden konnte, wenn auch um den Preis des Verlusts, den die Exilierung „in eine fremde Sprache"[2] selbst für den frankophonen Heine bedeutete: „dieses freywillige Exil [ist] eins der größten Opfer […] die ich dem Gedanken bringen muß"[3], schreibt er 1835, nur wenige Monate nach dem Bundestagsbeschluss zum Verbot der Jungdeutschen an Heinrich Laube.

Noch einmal hat Heine sich – abgesehen von den „Göttern im Exil" – in dem Anfang der fünfziger Jahre entstandenen Gedicht „Die Libelle" in grundsätzlicher Weise mit seiner persönlichen Exilerfahrung auseinander gesetzt, bitterer im Ton als in dem Gedicht „Lebensfahrt", aber auch, wie Karin Füllner in ihrer Studie *Die verbrannten Flügel. Heines Exilgedicht „Die Libelle"* schreibt, mit „beflügelter Herrlichkeit", die Schmerzen des Exils hinter sich lassend im kunstvollen Umgang mit der Sprache, dem einzigen, was Heine in seinem letzten Exil, der Verbannung in die Krankheit und damit seine ‚Matratzengruft', zu dieser Zeit noch geblieben ist.

Heines Exilgedichte verleihen der ambivalenten Gestalt des Exils als Lebenserfahrung in exemplarischer Weise Ausdruck. Das Exil (exsilium) bezeichnet den Ort der Verbannung; allgemein auch das Ausland, die Fremde, zugleich den Zufluchtsort vor politischer, religiöser oder rassi-

[2] DHA XI, 115 („Auch meine Gedanken sind exilirt, exilirt in eine fremde Sprache.")

[3] *Heine, Heinrich. Säkularausgabe. Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse.* Hg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris. Berlin, Paris 1970ff. [HSA]. Bd. XXI. S. 20.

scher Verfolgung; Exil bedeutet zugleich aber auch Schmerz, ist Verlust: an Heimat, an Sprache, in dessen Folge häufig genug auch an Identität. Exil ist raum- und zeitübergreifende Erfahrung, nicht einer einzigen historischen Zeit zubemessen (wenn auch immer einzelnen historischen Erscheinungen geschuldet), und als solche begrifflich sowohl von Deportation und Ausweisung durch administrativen Zwang, vor allem aber auch von der Arbeits- und der Armutsemigration zu unterscheiden, die im Vormärz in dem Maße zunahm, in dem der ‚Pauperismus‘, die durch ein unglückliches Zusammentreffen von demographischen und ökonomischen Faktoren ausgelöste Massenarmut, dramatische Ausmaße annahm.[4] Allein zwischen 1840 und 1849 wanderten 418.800 Deutsche überwiegend nach Amerika aus. Das sind mehr als drei Mal so viele wie in dem Jahrzehnt zuvor (1830-1839: 145.100) und rund neun Mal so viele wie in den fünfzehn Jahren zwischen 1816 und 1829 (= 47.500).[5] Nur wenige dieser Emigranten waren politische Flüchtlinge, die Mehrzahl dagegen Wirtschaftsemigranten, die in Amerika auf einen neuen Anfang hofften.

Das Moment der Opposition gehört zu den Grundmerkmalen des Exils, beschreibt aber nur *einen* Aspekt seiner – erzwungenen oder eben freiwilligen – Notwendigkeit, in der sich Schriftsteller und Künstler, Juristen und Handwerker, Juden und Christen zu allen Zeiten gleichermaßen begegneten. Im Übrigen bleibt zu beachten, dass ebenso wenig wie von einer einheitlichen liberalen Gegenbewegung zum Metternich'schen System in ganz Deutschland die Rede von einer nur annähernd geschlossen auftretenden Opposition im Vormärz sein kann; eine solche konnte

---

[4] Zu den Bedeutungsdimensionen des ‚Exil‘-Begriffs vgl. im Einzelnen Helene Maimann: „Exil als Lebensform.“ *Jahrbuch für Zeitgeschichte*, 1979: S. 9-57; *Vertreibung und Exil. Lebensformen – Lebenserfahrungen*. Hg. Theo Stammen. München, Zürich 1987; Herbert Reiter: *Politisches Asyl im 19. Jahrhundert. Die deutschen politischen Flüchtlinge des Vormärz und der Revolution von 1848/49 in Europa und den USA*. Berlin 1992; Wolfgang Frühwald: „‚Die gekannt sein wollen‘. Prolegomena zu einer Theorie des Exils.“ In: *Innen-Leben. Ansichten aus dem Exil. Ein Berliner Symposium*. Hg. Hermann Haarmann. Berlin 1995, S. 56-69; Wolfram Siemann: „Asyl, Exil und Emigration.“ In: *Demokratiebewegung und Revolution 1847-1849. Internationale Aspekte und europäische Verbindungen*. Hg. Dieter Langewiesche. Karlsruhe 1998. S. 70-91.

[5] Zahlen nach Hans-Ulrich Wehler: Deut*sche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 2: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“ 1815-1848/49*. München ^{2}1989. S. 17.

sich unter den politischen Bedingungen der Nachkriegsära nicht herausbilden. Opposition im Vormärz erstreckte sich bis in die zwischen konservativer Orthodoxie und innerkirchlichem Liberalismus zerrissenen Kirchen hinein, in denen liberale Gegenströmungen wie die „Lichtfreunde“ und die „Deutschkatholiken“ das Staatskirchentum der Amtskirchen in Frage stellten und so von hier aus die Revolution vorbereiteten.[6] Ebenfalls nur eine der vielen Facetten des Exils erfasst die Koppelung des Begriffs an die Literatur, auch wenn die Erfahrung von Verfolgung und Vertreibung die Geschichte des geschriebenen Wortes seit der Antike begleitet.[7] Ovids Gang ins exsilium am Schwarzen Meer ist nur ein – durch seine „Epistulae ex Ponto“ und die Trauergedichte der „Tristium Libri V“ prominent gewordenes – Beispiel unter vielen; Ovid, dessen Beschreibung des Exils als Biss in der Brust („exilii morsus in pectore“[8]) in Heines Herzmetapher nachklingt, selbst nur einer in der Reihe der vielen bekannten und weniger bekannten Autoren, die bis in die Gegenwart hinein ihr Land verlassen mussten (von den vielen namenlosen Flüchtlingen vor politischer, religiöser oder rassischer Verfolgung ganz zu schweigen) und sich damit der charakteristischen Exilerfahrung eines Zusammenspiels von äußerer Bedrohung (Verfolgungserfahrung) und innerer Isolation (als Folge der Entfernung aus dem angestammten Wirkungsumfeld und der eigenen Sprache) ausgesetzt sahen. Brecht hat ihnen in dem Gedicht „Die Auswanderung der Dichter“ ein Denkmal gesetzt – nicht ohne sich selbstbewusst und darin dem Beispiel Heines folgend, der sich seinerseits als Schüler Dantes in eine Ahnenreihe exilierter Dichter eingereiht hatte[9], den großen literarischen Vorbildern an die Seite zu stellen:

---

[6] Vgl. Friedrich Wilhelm Graf: *Die Politisierung des religiösen Bewußtseins. Die bürgerlichen Religionsparteien im deutschen Vormärz: Das Beispiel des Deutschkatholizismus*. Stuttgart-Bad Cannstatt 1978; Eckhart Pilick: „Religiöse Opposition im Vormärz: Deutschkatholiken und Lichtfreunde.“ In: *Juden und jüdische Kultur im Vormärz*. Hg. Horst Denkler, Norbert Otto Eke, Hartmut Steinecke und Detlev Kopp (= Forum Vormärz Forschung. Jahrbuch 1998). Bielefeld 1999. S. 213-232.

[7] Zum Exil im Alterum vgl. Ernst Doblhofer: *Exil und Emigration. Zum Erlebnis der Heimatferne in der römischen Literatur*. Darmstadt 1987.

[8] P. Ovidi Nasonis Tristium libri quinque. Ibis. Ex ponto liber quattor. Halieutica fragmenta. Hg. S. G. Owen. Oxford 1978, Pont. 1.3.43.

[9] Vgl. dazu Heines Brief an Georg Weerth vom 5.11.1851 (HSA XXIII, S. 149): „Welche schreckliche Sache ist das Exil! Zu den traurigsten Wider-

Homer hatte kein Heim
Und Dante mußte das seine verlassen.
Li-Po und Fu-Tu irrten durch Bürgerkriege
Die 30 Millionen Menschen verschlangen
Dem Euripides drohte man mit Prozessen
Und dem sterbenden Shakespeare hielt man den Mund zu.
Den François Villon suchte nicht nur die Muse
Sondern auch die Polizei.
„Der Geliebte“ genannt
Ging Lukrez in die Verbannung
So Heine, und so auch floh
Brecht unter das dänische Strohdach.[10]

Unmittelbar nachdem das Exil im Zusammenhang mit der Französischen Revolution erstmals über das individuelle Einzelschicksal hinaus zu einem epochentypischen und stilprägenden Merkmal der (zunächst französischen) Literatur geworden war, hat Goethe in seinem Erzählzyklus „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ 1795 die Thematik der Vertreibung in einem deutschen Milieu aufgegriffen. Dass die Notwendigkeit, ins Exil zu gehen, nur kurze Zeit später auch in Deutschland zu einer generationenübergreifenden Erfahrung werden sollte, hat er nicht ahnen können. Auch nicht, dass von den zwanziger Jahren an die Emigration für die politische und literarische Intelligenz oft die einzige Möglichkeit werden sollte, umfassenden Zensurmaßnahmen und persönlicher Verfolgung zu entgehen. Das Exil, insbesondere in den westlich-liberalen Ländern – in erster Linie Frankreich (Paris, Straßburg), Belgien (Brüssel), England (London) und die Schweiz (Bern, Zürich) –, die den Ankömmlingen in der Regel keine Aufnahmebedingungen stellten, ihnen zum Teil sogar Bürgerrechte einräumten, allerdings auch politisches Wohlverhalten voraussetzten und im Falle der Zuwiderhandlung mit Inhaftierung und Ausweisung drohten[11], bot ihnen nicht nur die Möglichkeit, demokratische Grundsätze öffentlich zu ver-

wärtigkeiten desselben gehört auch, daß wir dadurch in schlechte Gesellschaft gerathen, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Coalition aller Schufte aussetzen wollen. Wie rührend schmerzlich und zugleich ingrimmig sind über dieses Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie!“

[10] Bertolt Brecht: *Gedichte V: Gedichte 1934-1941*. Frankfurt/Main 1964. S. 14.

[11] Wilhelm Weitling beispielsweise wurde 1843 in der Schweiz eingekerkert, Karl Marx 1845 aus Frankreich ausgewiesen.

treten, sondern in nicht wenigen Fällen auch die einzige Chance, (sich) das Leben zu bewahren.

Dies galt vor allem auch für das ‚zweite' Exil, für die Akteure der Revolution von 1848, die sich verstärkt nun den USA zuwendeten, wo anfangs, im Vergleich zu den westeuropäischen Ländern, nur wenige politische Flüchtlinge (z.B. Karl Follen und Karl Heinzen) Aufnahme gesucht hatten.[12] Börne und Heine schreiben auf der Höhe ihres Ruhms vom Exil, von Paris aus, wo sie seit 1830 (Börne) bzw. 1831 (Heine) leben; andere Autoren weichen vor dem politischen Verfolgungsdruck in die Schweiz und nach England aus, so Georg Büchner, Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath, Karl Marx, Friedrich Engels und weitere. Die Liste der ins Exil gezwungenen, verfolgten und eingesperrten Autoren und politischen Aktivisten ist lang – und sie endet nicht mit der Revolution von 1848. Infolgedessen entstand ein erheblicher Teil der deutschen Vormärz-Literatur, ein bedeutendes Segment der wichtigen Journalliteratur zumal, in Exilländern – aber auch in liberaleren Staaten des Deutschen Bundes, in die oppositionelle Autoren und Verleger ausweichen konnten.

Vor allem im französischen Exil, in Paris und Straßburg, in Brüssel, später auch London fand sich die Opposition in Vereinigungen zusammen, die nicht allein auf teils legalem, teils illegalem Weg durch den Schmuggel verbotener Schriften nach Deutschland hineinzuwirken suchten, sondern zugleich auch – wie François Melis (*August Hermann Ewerbeck – Ideenvermittler demokratischer, sozialistischer und kommunistischer Ideen zwischen Frankreich und Deutschland im Pariser Exil*) am Beispiel August Hermann Ewerbecks verdeutlicht – eine wichtige Rolle spielten im Rahmen des deutsch-französischen Kulturaustausches und des deutsch-französischen Ideentransfers, der in den Jahren zwischen Juli- und Märzrevolution eine Blütezeit erfuhr. Hier im Ausland, unter den zahlreichen Migranten der ökonomisch-technischen Modernisierung[13] finden sich in

[12] Bedingt durch die Agrarmisere nach den Befreiungskriegen und die politischen Verfolgungen nach den Karlsbader Beschlüssen erreichte eine erste Auswanderungswelle in den zwanziger Jahren die USA. Bevorzugter Fluchtpunkt des politischen Exils in der Vormärzzeit blieben aber zunächst die westeuropäischen Länder. Im Übrigen bleiben die politischen Exulanten unter den deutschen Immigranten in den USA bei weitem in der Minderheit. Vgl. dazu im einzelnen den Beitrag von Frank Mehring sowie die in Anmerkung 23 angeführte Literatur.

[13] Allein in der Schweiz lebten vor der Märzrevolution etwa 40.000 Deutsche, in Belgien ca. 13.000, in Frankreich 170.000, davon allein in Paris etwa 62.000

Handwerkerbünden, Arbeiter- und Auslandsvereinen auch die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung[14]; hier entstand mit dem um 1832 gegründeten „Deutschen Volksverein“ die Keimzelle der kommunistischen Bewegung; hier entwickelte Marx in den vierziger Jahren aus der Philosophie Hegels heraus seine Geschichtsphilosophie; hier entsteht im Auftrag des „Bundes der Kommunisten“ im Winter 1847/48, in Zusammenarbeit von Marx und dem Elberfelder Fabrikantensohn Friedrich Engels, das „Kommunistische Manifest“, das mit seinen Ideen vom Ende der Ausbeutung, des Privateigentums und der Aufhebung der politischen Gewalt des Staates in einer klassenlosen Gesellschaft im Verlauf des 19. Jahrhunderts seine Wirkung entfalten sollte. Überall in den Zentren des Exils bilden sich Netzwerke von Exulanten, in die teilweise auch die Exilverlage und die lokale Presse eingebunden waren (was ideologische Grabenkriege der aus unterschiedlichen Gründen aus Deutschland geflohenen Exulanten natürlich keineswegs ausschloss). Ausgehend von Prämissen der Netzwerkanalyse, systemtheoretischen und institutionengeschichtlichen Überlegungen zeigt Rachid L'Aoufir in seinem Beitrag *Netzwerkbildung und Gesellschaftswandel zwischen Philadelphia, Paris und Leipzig. Friedrich Lists Denken und Wirken im Exil* am Beispiel des württembergischen Reformers Friedrich List einerseits, wie solche Netzwerke im Exil aufgebaut und mobilisiert werden; er beschreibt andererseits, wie in einer Zeit der Verschiebung von Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem Netzwerke im Exil Kommunikationen sichern und eine Basis schaffen für kollektives (politisches) Handeln. Er lenkt damit die Aufmerksamkeit auf einen zentralen Aspekt des vormärzlichen Exils als Formierungsfeld politischer Parteibildung, der eingehend in Birgit Bublies-Godaus Studie *Parteibildungsprozesse im vormärzlichen Exil: Die deutschen Auslandsvereine in Paris* dargestellt wird. Besondere Aufmerksamkeit gilt in diesem – um den in Paris zwischen 1834 und 1836 bestehenden „Bund der Geächteten“ und ihren Führer Jakob Venedey zentrierten – Beitrag

Deutsche (Hubert Wolf, Wolfgang Schopf, Dominik Burkard, Gisbert Lepper: *Die Macht der Zensur. Heinrich Heine auf dem Index*. Düsseldorf 1998. S. 58).

[14] Zur Rolle dieser Arbeiter- und Handwerksvereine vgl. Wolfgang Schieder: *Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung. Die Auslandsvereine im Jahrzehnt nach der Julirevolution von 1830*. Stuttgart 1963; Antje Gerlach: *Deutsche Literatur im schweizer Exil. Die politische Propaganda der Vereine deutscher Flüchtlinge und Handwerksgesellen in der Schweiz 1833 bis 1845*. Frankfurt/Main 1975; Hans-Joachim Ruckhäberle: *Bildung und Organisation in den deutschen Handwerksgesellen- und Arbeitervereinen in der Schweiz. Texte und Dokumente 1834-1848*. Tübingen 1983.

den Handwerkerbünden und Auslandsvereinen als Bindeglied innerhalb einer Traditionskette, die von den zum Teil im Geheimen wirkenden Institutionen bürgerlicher Öffentlichkeit in der Aufklärung über die konstitutionellen Zirkel zur Zeit der Französischen Revolution bis zu dem Mehrparteiensystem modernen Zuschnitts reicht.

II.

Der Gang der deutschen Opposition ins Exil erfolgte in mehreren großen Wellenbewegungen, die den Ausdifferenzierungsprozess der politischen Öffentlichkeit im Vormärz begleiten. Ein erster Schub dieser Exilierungsbewegung erfolgte im Zuge der sogenannten Demagogenverfolgungen der zwanziger Jahre, ein zweiter im Zusammenhang mit der Julirevolution, ein dritter mit der Verschärfung der politischen Auseinandersetzungen in den vierziger Jahren und dem Scheitern der Revolution von 1848. Dazu drei kurze Anmerkungen.

1. Die Enttäuschung über die politische Entwicklung nach den Befreiungskriegen hatte in ganz Deutschland zu einer von den Obrigkeiten argwöhnisch beobachteten Politisierung geführt. Weder hatten sich mit der Gründung des Deutschen Staatenbundes auf dem Wiener Kongress von 1814/15 die in den Befreiungskriegen bewusst genährten Hoffnungen auf die Schaffung eines deutschen Nationalstaates erfüllt; noch waren die Mitgliedsstaaten des Bundes in ihrer Mehrheit den Weg zum demokratischen (konstitutionellen) Verfassungsstaat gegangen, den die Bundesakte mit der im Artikel 13 formulierten Forderung zur Einrichtung einer „landständischen Verfassung" in „allen Bundesstaaten" selbst gewiesen hatte. Im Ergebnis hatte der Kongress mit einer politisch-restriktiven Stabilisierungspolitik vielmehr Schutzwälle errichtet gegen alle nationalen, sozialen und intellektuellen Veränderungshoffnungen. Bereits das 1817 auf der thüringischen Wartburg gefeierte „Nationalfest" zum Gedenken an die „Wiedergeburt des freien Gedankens und der Befreiung des Vaterlandes" rief die allen Manifestationen eines eigenständigen politischen Wollens gegenüber misstrauischen Obrigkeiten ein erstes Mal auf den Plan. Erst aber das in seiner Bedeutung für sich genommen eher nachrangige Attentat auf den Schriftsteller August von Kotzebue durch den Jenaer Theologiestudenten Karl Ludwig Sand im März 1819 sowie ein gescheitertes Attentat auf den nassauischen Minister Carl von Ibell am 1. Juli desselben Jahres boten Metternich die geeignete Gelegen-

heit, das Feuer der in den Befreiungskriegen noch nützlichen, nun aber kaum noch zu kontrollierenden liberalen und nationalen Bewegungen auszutreten, bevor diese Bewegungen gefährlich werden konnten.

In einem Klima bewusst geschürter Revolutionsangst versammelte Metternich am 6. August 1819 Minister der zehn größten deutschen Bundesstaaten (Österreich, Preußen, Hannover, Sachsen, die beiden Mecklenburg, Nassau, Bayern, Baden, Württemberg) zu einer Geheimkonferenz in Karlsbad. Nach ausführlichen Beratungen einigte man sich auf dieser am 31. August beendeten Konferenz auf ein Bündel von Bundesgesetzesvorlagen, die darauf abzielten, die öffentliche Meinung zum Schweigen zu bringen und durch die Kriminalisierung des Gedankenaustauschs jede Gruppenbildung bereits im Ansatz unmöglich zu machen. Kernstück dieser Absprachen, die am 20. September 1819 durch die Frankfurter Bundesversammlung zu geltendem Bundesrecht erklärt wurden, waren – abgesehen von der strengen Beaufsichtigung der Universitäten und der Einrichtung einer außerordentlichen Bundes-„Central-Untersuchungs-Commission“ zur Ausspürung der „revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen“ mit Sitz in Mainz – die Einführung einer strengen Zensurpolitik, die unter anderem eine präventive *Zensur* für Zeitungen und Zeitschriften sowie alle weiteren Druckschriften mit einem Umfang von weniger als 20 Bogen (320 Seiten im Oktavformat) vorsah. Umfangreichere Schriften, von denen man annahm, dass sie aufgrund ihres hohen Preises und ihres Umfangs wohl kein größeres Publikum würden erreichen können, waren von dieser Vorzensur ausgenommen, unterlagen allerdings der Nachzensur. Flankierende Zensurmaßnahmen der einzelnen Staaten engten den Spielraum von Verlegern und Redakteuren weiter ein.

Zwar setzen die einzelnen Bundesstaaten die in Karlsbad verabschiedeten Repressionsgesetze in unterschiedlicher Weise um – Bayern, Württemberg und Sachsen-Weimar eher laxer, Baden, Nassau und Preußen beispielsweise in noch verschärfterer Form –, im Ergebnis aber markierten sie im ganzen Bund den Startschuss für die Demagogenverfolgungen, mit denen das politische Leben zunächst eingefroren und die publizistische Öffentlichkeit einer scharfen Kontrolle unterworfen wurde. Das Denunziantentum blühte; missliebige Professoren wurden gleich reihenweise von den Hochschulen entfernt (Fries und Oken in Jena, de Wette in Berlin, Arndt in Bonn usw.). Die Universitäten insgesamt wurden unter Kuratel gestellt, Burschenschaftler und Publizisten wie Gustav Kolb (1825 wegen Mitgliedschaft in einem politischen Geheimbund zu

vier Jahren Haft verurteilt, 1827 begnadigt) und Karl August Mebold (1825 als Burschenschaftler zu zweieinhalb Jahren Haft verurteilt) in Gefängnis- oder Festungshaft genommen, die Literatur unter den Generalverdacht der Aufwiegelung zum Aufruhr gestellt.

In der Folge wichen zahlreiche Intellektuelle und Schriftsteller ins Ausland aus – primär erst einmal *als Zensur-Flüchtlinge*, wenn auch die Grenzen zwischen politisch motivierter Zensur und politischer Verfolgung mit Gefahr für Leib und Leben durchaus fließend waren. Görres flieht 1819 nach Straßburg, Friedrich List 1822 zunächst ebenso, nach Zwischenstationen in Basel, Paris und London und einer mehrmonatigen Haft, die er 1825 auf dem Hohenasperg verbrachte, emigriert er schließlich in die USA; Karl Anton Postl (Charles Sealsfield) flieht bereits 1823 in die USA; Wolfgang Menzel, der spätere Redakteur des Cotta'schen „Literaturblatts" und einflussreiche Literaturkritiker, entzieht sich 1820 seiner drohenden Verhaftung als Burschenschaftler durch Flucht in die Schweiz, ebenso der als geistiger Urheber des Attentats auf Kotzebue verdächtigte Gießener Anführer der „Schwarzen", Karl Follen; 1821 geht auch sein Bruder Adolph ins schweizerische Exil – etc.

2. Gelang es Metternich, mit Hilfe dieser Maßnahmen zwar das *öffentliche* politische Leben bis 1830 weitgehend lahmzulegen und die liberalen und nationalen Bewegungskräfte unter Kontrolle zu halten, so setzte der Ausbruch der gegen die bourbonische Restauration gerichteten Julirevolution in Paris (27. bis 29. Juli 1830) der relativen Ruhe des staats- und sozialkonservativen Restaurationsjahrzehnts sehr bald dann wieder ein abruptes Ende. Die Ereignisse in Frankreich, die Karl X. zum Thronverzicht zwangen und zur Thronbesteigung des Herzogs von Orléans als ‚Bürgerkönig' Louis-Philippe I. führten, vor allem aber den Konstitutionalismus stärkten und eine Erweiterung des Wahlrechts und der Befugnisse der Parlamentskammern mit sich brachten, zogen eine Kettenreaktion in ganz Europa nach sich. Die Pariser Februarrevolution markiert auch in den deutschen Ländern eine „Zeit des Übergangs" mit „stetig anwachsenden Spannungen zwischen alten Strukturen und neuen Kräften, ‚eine Schwelle zur Moderne' schließlich, die in das Vorfeld der politischen Revolution von 1848, aber auch der deutschen industriellen Revolution hineinführt."[15]

Die Aufbruchstimmung und das liberale Freiheitspathos, die ganz Deutschland nach 1830 vorübergehend erfassen, finden einen mächtigen

[15] Wehler [2]1989 (wie Anm. 5), S. 346.

(und die staatlichen Behörden aufschreckenden) Ausdruck in dem „Nationalfest der Deutschen“, zu dem sich zwischen dem 27. und dem 30. Mai 1832 etwa 20.000 bis 30.000 Anhänger der radikal-liberalen Opposition in der Ruine des Hambacher Schlosses in der bayerischen Pfalz bei Neustadt an der Haardt versammelten. Die Resonanz auf das Hambacher Fest, das im Unterschied zum Wartburgfest von 1817 nicht mehr als allein nationales Ereignis begangen, sondern vielmehr bereits „im Bewußtsein einer europäischen Solidarität aller antifeudalen Kräfte abgehalten“[16] wurde, war nicht nur in der liberalen Öffentlichkeit groß. Die dort in Reden und Grußworten erhobenen Forderungen nach Einrichtung eines freiheitlichen deutschen Einheitsstaates, nach Republik und Demokratie sowie eines konföderierten republikanischen Europa, rief umgehend auch die Münchner Zentralregierung auf den Plan, die eilends über die Pfalz den Belagerungszustand verhängte und die Initiatoren des Festes (darunter Jacob Siebenpfeiffer und Johann Georg August Wirth) verhaften ließ. Mit den am 28. Juni 1832 durch den Bundestag verabschiedeten „6 Artikeln“ zur „Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung“ und den in die gleiche Richtung zielenden „10 Artikeln“ vom 5. Juli 1832 wurde die Versammlungsfreiheit dann nahezu völlig eingeschränkt, wurden das Petitionsrecht und das Budgetrecht, die Rede- und Berichtsfreiheit der landständischen Versammlungen beschränkt sowie eine Bundeskommission zur Überwachung der Landtage eingerichtet. Als am 3. April 1833 eine Gruppe unter anderem ehemaliger Mitglieder des „Vaterlandsvereins zur Unterstützung der freien Presse“ die Frankfurter Hauptwache stürmte, bot diese missglückte Aktion den willkommenen Anlass zur Einrichtung einer mit umfangreichen Vollmachten ausgestatteten „Bundes-Zentralbehörde“, die bis zu ihrer Auflösung 1842 Ermittlungsverfahren gegen mehr als 2000 Personen führte. Den Höhepunkt der Repressionsmaßnahmen stellt das Schlussprotokoll der Wiener Geheimkonferenz dar, die zwischen Januar und Juli 1834 mit den Bevollmächtigten der im engeren Rat des Bundestags vertretenen Staaten stattfand. Die im Rahmen dieser Geheimkonferenz am 12. Juni 1834 verabschiedeten, aus Angst vor Protesten aber bis 1843 geheimgehaltenen 60 Artikel zielten ab auf die totale Kontrolle der politischen Öffentlichkeit.

Die Frankfurter Juli-Ordonanzen und das Wiener Schlussprotokoll von 1834 ließen zahlreiche patriotisch gesinnte, liberale und demokratische Intellektuelle, Schriftsteller, Journalisten und Professoren, aber auch

[16] Wolfgang Labuhn: *Literatur und Öffentlichkeit im Vormärz. Das Beispiel Ludwig Börne*. Königstein/Ts. 1980. S. 91.

Kaufleute und Handwerker ihre Zuflucht im Ausland suchen, in erster Linie in Frankreich, und hier vor allem im Zentrum Paris, wo sich bereits zuvor viele Deutsche aufhielten, das aber erst jetzt zum eigentlichen Ort des Exils wird. Auch die Schweiz sah sich in dieser Zeit mit ersten größeren Flüchtlingsströmen zumeist von Intellektuellen, Juristen und Publizisten konfrontiert, die auch in den folgenden Jahren nicht mehr abreißen sollten. Georg Büchner, Julius Fröbel, Arnold Ruge, Georg Fein, Georg Herwegh, Wilhelm Weitling und Lorenz Oken gehören zu denjenigen, die sich in den dreißiger und vierziger Jahren – einige vorübergehend – in der Schweiz niederzulassen versuchen. Börne hat diesen Zufluchtsort deutscher Oppositioneller bereits 1832 und noch einmal im darauf folgenden Jahr als Tourist bereist, der Schweiz allerdings – nicht zuletzt vor dem Hintergrund der eidgenössischen Asylpolitik – *als Asylland* nur wenig abgewinnen können. Für ihn erweist sich sein Idealbild der Schweiz, wie Inge Rippmann in ihrem Beitrag *„Welch ein schönes Land und welche häßlichen Menschen". Ludwig Börne in der vormärzlichen Schweiz* schreibt, durch die konkrete Erfahrung als bloße Chimäre.

3. Eine bedeutende Rolle innerhalb des durch die Julirevolution erneut in Bewegung geratenen Politisierungsprozesses spielte der *Liberalismus*, der sich in den dreißiger Jahren zunehmend in radikalere Spielarten ausdifferenzierte. Dem *bürokratischen* Liberalismus eines Heinrich von Gagern oder Anselm von Feuerbach, der vor allem in den ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts für eine moderne Staatsbürgergesellschaft auf der Grundlage von Marktwirtschaft und Rechtstaatlichkeit kämpfte, und dem *konstitutionellen* Liberalismus eines Carl von Rotteck, Carl Theodor Welcker oder Friedrich Christoph Dahlmann, der sich insbesondere in den dreißiger und vierziger Jahren zu einer breit verzweigten politischen Richtung ausweitete, traten nun zunehmend *radikaldemokratische* Strömungen an die Seite. Sie begnügten sich nicht mehr mit der Forderung zur Schaffung einer konstitutionellen Monarchie mit juristischer Ministerverantwortlichkeit, sondern forderten vielmehr die Emanzipation unterschiedslos aller Bürger, Volkssouveränität und demokratische Mehrheitsherrschaft. Zwar hatten sich die Liberalen, gleich welcher Strömung, seit jeher als Avantgarde des Fortschritts und Gegenpart auch zum Konservativismus verstanden, der sich seinerseits bereits im 18. Jahrhundert aus einer Abwehrhaltung gegen Aufklärung (bzw. ihre politisch praktizierte Variante) und Rationalismus herausgebildet und mit dem steten Anwachsen der demokratischen Bewegung in einer explizit konservativen Tendenzliteratur (Moritz Graf von Strachnitz,

Victor von Strauß und Torney, Johann Christian Freiherr von Zedlitz) ein Ausdrucksmedium gefunden hatte.[17] Mit dem bürokratischen und konstitutionellen Liberalismus alter Prägung allerdings, der auf die Reformfähigkeit des absolutistischen Staates setzte, hatte diese radikaldemokratische Spielart des Liberalismus kaum mehr Gemeinsamkeiten. Arnold Ruge, einer der an Hegels Dialektik geschulten ‚Links'-Intellektuellen unter diesen Radikaldemokraten, die sich selbst als Vortrupp einer weltumspannenden Kritik verstanden und alles einer radikalen und rigorosen Verstandeskritik unterwarfen (siehe auch u.a. Bruno und Edgar Bauer, Theodor Echtermeyer, Friedrich Koeppen, Karl Marx, Friedrich Engels; auf der eher populistischen Seite u.a. Gustav Struve, Friedrich Hecker, Lorenz Brentano, Robert Blum, Heinrich Simon), verspottet den Liberalismus so als bloß „alternativ nachhinkenden Entwurf einer staatlichen Ordnung, der sich stets an den wahren Machtpositionen zu orientieren hatte“[18] – als „die gute Meinung“, als „*guten Willen* zur Freiheit, aber nicht den *wirklichen Willen* der Freiheit“[19]. Und er kommt zu dem Schluss: „Die deutsche Welt, um ihre Gegenwart dem Tode zu entreißen und ihre Zukunft zu sichern, braucht nichts, als das neue Bewußtsein, welches in allen Sphären den freien Menschen zum Princip und das Volk zum Zweck erhebt, mit Einem Wort *die Auflösung des Liberalismus in Demokratismus*.“[20]

Die hier sich abzeichnende Radikalisierung innerhalb der Oppositionsbewegung findet ein Gegenstück in der Literatur, die in den vierziger Jahren nicht allein verstärkt politische und agitatorische Züge annimmt (dies vor allem in der Lyrik), sondern in entscheidender Weise nun auch durch zensurflüchtige Schriften geprägt wird, die in großer Zahl über das Ausland Deutschland als Konterbande erreichen. Hoffmanns von Fallersleben „Unpolitische Lieder“, Franz Dingelstedts „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“, Georg Herweghs „Gedichte eines Lebendigen“, Wilhelm Weitlings „Kerkerpoesien“ oder Friedrich von Sallets „Gedichte“ demonstrieren, wie sich der Widerstand engagierter Literatur gegenüber zentralen Einrichtungen der Gesellschaft im Unterschied zu den dreißiger Jahren nun explizit politisch ausspricht und da-

[17] *Liberalismus in der Gesellschaft des Vormärz*. Hg. Wolfgang Schieder. Göttingen 1983.

[18] Labuhn 1980 (wie Anm. 16), S. 86.

[19] Arnold Ruge: „Eine Selbstkritik des Liberalismus.“ In: *Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst*, Nr. 1-3 vom 2.-4.1.1843, Nr. 1: S. 4.

[20] Ebd., Nr. 3, S. 12.

mit, nicht zuletzt aufgrund der Annäherung an liedhafte und appellative Strukturen, eine Breitenwirkung erreicht, die der engagierten Literatur der dreißiger Jahre noch verwehrt geblieben war.

Zu dieser Radikalisierung der Opposition dürfte in nicht unerheblichem Maße die Politik Friedrich Wilhelms IV. beigetragen haben, der 1840 den preußischen Thron bestieg. Hatte er mit der Amnestierung und Rehabilitierung von Oppositionellen sowie dem Versprechen einer liberalen Pressepolitik anfänglich die Hoffnung auf ein Ende der Restaurationsperiode Metternich'scher Prägung geweckt, machten die Maßnahmen seiner Regierung jedoch allen Beobachtern sehr schnell klar, dass mit einer Liberalisierung auch unter seiner Regentschaft nicht zu rechnen sein würde. Friedrich Wilhelm IV. ließ die Zügel sehr bald erneut anziehen und die öffentliche Meinungsbildung durch eine Welle neuer Verordnungen wieder einschränken (vgl. dazu allein das Verbot der „Rheinischen Zeitung" und die Unterdrückung der „Deutschen Jahrbücher" 1843), was nicht ohne Auswirkungen auf die anderen deutschen Staaten blieb. Wolfgang Büttner zeigt in seinem Beitrag „*Friedrich Wilhelm IV. im Blickpunkt zeitkritischer Vormärzliteratur*" an zahlreichen Beispielen, wie diese Verwandlung des großen Hoffnungsträgers der frühen vierziger Jahre zu einer ihrer größten Enttäuschungen den preußischen Regenten zum Fluchtpunkt von Kritik und auch Gespött innerhalb der oppositionellen Literatur gemacht hat. Die Zuspitzung der politischen Spannungen selbst führte zu einer die ganzen vierziger Jahre über nicht mehr abreißenden dritten Exilierungswelle, die sich nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 noch einmal verstärkte.

Nachdem mit den Ereignissen der Februar- bzw. der Märzrevolution für einen kurzen geschichtlichen Augenblick die politische Herrschaftsordnung in den Staaten des Deutschen Bundes hinweggefegt schien, fand sich die europäische Staatenwelt 1849 wieder auf die gesellschaftlichen Zustände zurückgeworfen, gegen die sich im Vormärz der Liberalismus und die radikale Demokratie als Opposition formiert hatten. Nach nur wenigen Monaten der Hoffnung auf Veränderung gewannen die alten Herrschaftsträger überall wieder die Oberhand und restabilisierten das brüchig gewordene politische System. Der Staatstreich Louis Napoléons im Dezember 1851 und seine Krönung zum französischen Kaiser im darauf folgenden Jahr schließen diesen Prozess auf einer europäischen Ebene ab. „Die schönen Ideale von politischer Sittlichkeit, Gesetzlichkeit, Bürgertugend, Freyheit und Gleichheit, die rosigen Morgenträume des achtzehnten Jahrhunderts, für die unsere Väter so heldenmüthig in

den Tod gegangen, und die wir ihnen nicht minder martyrthumssüchtig nachträumten“, schreibt Heine dazu an Gustav Kolb, den Redakteur der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, am 13. Februar 1852, „– da liegen sie nun zu unseren Füßen, zertrümmert, zerschlagen, wie die Scherben von Porzellankannen, wie erschossene Schneider“[21].

Das Scheitern der bürgerlichen Revolution von 1848 zieht zum einen eine signifikante Veränderung des Politikbegriffs nach sich, der nun in entscheidender Weise an den realistischen Machtverhältnissen ausgerichtet wurde (was seinen Niederschlag wiederum in einem Funktionswandel der Literatur findet); zum zweiten wird angesichts der Niederlage das Exil für viele März-Aktivisten, unter denen sich ja auch viele Remigranten befunden hatten, in verstärktem Maße noch einmal zur unumgänglichen Notwendigkeit; zum dritten verlagern sich jetzt die Exilorte in signifikanter Weise weg vom Kontinent nach Großbritannien[22] und in die USA[23]. Zudem finden sich in diesen demokratisch offenen Ländern Exulanten aller Couleur und Nationalität. Das Jahrbuch „Exil im Vormärz – Vormärz im Exil“ beschäftigt sich mit diesem Thema nur in einigen wenigen Ausblicken. Mehr als Wegmarken in die Zeit nach 1848/49 sollten und konnten in diesem Rahmen nicht gesetzt werden. Das Exil im Nachmärz selbst bleibt ein eigenes Thema.[24]

---

[21] HSA 23, S. 181.

[22] Vgl. u.a. Porter Bernhard: „The Asylum from European revolutions. Britain and the Refugees of 1848.“ In: *Exiles from European Revolution. Refugees in Mid-Victorian England*. Hg. Sabine Freitag und Rudolf Muhs. New York 2003. S. 43-58.

[23] Zum Exil in den USA vgl. weiterführend: Hermann Wellenreuther: „Die USA. Ein politisches Vorbild der bürgerlich-liberalen Kräfte des Vormärz?“ In: *Deutschland und der Westen im 19. und 20. Jahrhundert*. Hg. Jürgen Elvert und Michael Salewski. Stuttgart 1993. S. 23-42; Jörg Nagler: „Politisches Exil in den USA zur Zeit des Vormärz und der Revolution von 1848/49.“ In: Ebd. S. 267-294; Monika Minninger: „Ostwestfälische Vormärz-Flüchtlinge und Forty-Eighters in Nordamerika.“ In: *Ein Haus für die Geschichte. Festschrift für Reinhard Vogelsang*. Hg. Johannes Altenberend. Bielefeld 2004. S. 317-340; Eike Wolgast: „Demokratische Gegeneliten in der amerikanischen Emigration: Politisch motivierte Auswanderung aus Deutschland nach 1819, 1832/33, 1849 und 1878.“ In: *Deutschland und die USA in der internationalen Geschichte des 20. Jahrhunderts*. Hg. Manfred Berg und Philipp Gassert. Stuttgart 2004. S. 195-217.

[24] Weiterführend dazu: Herbert Reiter: Politisches Asyl im 19. Jahrhundert (wie Anm. 4).

III.

Nach wie vor weist die Geschichte des deutschen Exils im Vormärz blinde Flecken auf. Ein Gesamtüberblick steht noch aus, Lebenswege deutscher Flüchtlinge sind nur in Teilen erforscht.[25] Prominenz (Heine, Börne, Büchner, Freiligrath, Herwegh, Marx, Engels, Ruge etc.) bewahrt vor dem Vergessen, die Biographie vieler anderer aber verliert sich in der Geschichte. Nach wie vor liegen weite Teile der Vorgeschichte der Emigration im Dunkeln, sind Bedingungen der Gruppenbildung, des politischen Wandels im Exil, der Verlagsgeschichte, der Rückwirkung literarischer Erzeugnisse auf die politische Entwicklung in Deutschland usw. ungeklärt. Eine Lesergeschichte des Exils und eine Sozialgeschichte des Buchhandels im Exil fehlt ebenso wie auf der anderen Seite eine detaillierte Beschreibung der Distributionswege zensurflüchtiger Publizistik und Literatur in den Ländern des Deutschen Bundes oder eine eingehende und vor allem *vergleichende* Untersuchung über die Presse- und Flüchtlingspolitik in den europäischen Ländern. Überhaupt gehören eine ver-

[25] Unbenommen davon sind gerade in jüngerer Zeit eine Reihe von Spezialuntersuchungen zu verschiedenen der hier behandelten Themenfelder erschienen. Vgl. nur in Auswahl: *Die Bedeutung Friedrich Lists in Vergangenheit und Gegenwart*. Mit Beiträgen von Hans Besters u.a. Baden-Baden 1990; Guido Ros: *Adalbert von Bornstedt und seine Deutsch-Brüsseler Zeitung. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Emigrantenpublizistik im Vormärz*. München 1993; Wolfram Siemann: „Exil, Asyl und Wirtschaftswanderung in Westeuropa 1789-1860." In: *Von der Arbeiterbewegung zum modernen Sozialstaat. Festschrift für Gerhard A. Ritter zum 65. Geburstag*. Hg. Jürgen Kocka, Hans-Jürgen Puhle und Klaus Tenfelde. München 1994. S. 315-328; Wolfgang Duchkowitsch: „Beschattet und gejagt vom Kanzler Metternich. Österreichische Publizisten im deutschen Exil." In: *Deutsche Publizistik im Exil 1933-1945. Personen – Positionen – Perspektiven. Festschrift für Ursula E. Koch*. Hg. Markus Behmer. Münster 2000. S. 31-45; Magdalene Niedzielska: „Pressemarkt und Pressefreiheit in der Provinz Preußen 1840-1860. Die ‚Königsberger Hartungsche Zeitung' zwischen Vormärz und ‚Neue Ära'." In: *Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung*, 13, 2001: S. 45-47; Martin M. Arnold: *Pressefreiheit und Zensur im Baden des Vormärz. Im Spannungsfeld zwischen Bundestreue und Liberalismus*. Berlin 2003; *Exiles from European Revolutions* (wie Anm. 22); Hubert Lengauer: „Exil, Verdrängung, Verblassen. Die Revolution von 1848 in der österreichischen Literatur." In: *1848 – Ereignis und Erinnerung in den politischen Kulturen Mitteleuropas*. Hg. Barbara Haider und Hans Peter Hye. Wien 2003. S. 277-301; Ansgar Reiß: *Radikalismus und Exil. Gustav Struve und die Demokratie in Amerika*. Stuttgart 2004.

gleichende Strukturanalyse politischen Handelns im Exil[26] und eine international vergleichende Exilforschung für den Vormärz zu den dringenden Desiderata der Forschung.

Thomas Christian Müller (*Exilliteraten, Exilverlage, Exilpublizistik. Zur Situation der Zensurflüchtlinge in der Schweiz um 1848*) und Wilfried Sauter (*„Nord und Süd“: Eine Zeitschrift „für den sozialen Demokratismus“ im Jahre 1848 zwischen Vormärz und Revolution*) liefern mit Blick auf die Schweiz wichtige Bausteine zu einer Sozialgeschichte der Exilliteratur im 19. Jahrhundert.[27] Während Sauter in seinem Beitrag einen konzentrierten, auf das Fallbeispiel der Zeitschrift „Nord und Süd“ gerichteten Einblick in die Produktionsbedingungen der deutschen Exilpresse eröffnet, beleuchtet Müller die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Zensurflüchtlinge anhand der Geschichte des „Literarischen Instituts“ Johann Michael Schläpfers und zweier seiner Autoren: Ferdinand Freiligrath (nach einer Zwischenstation in Belgien seit 1845 vorübergehend in der Schweiz im Exil) und Karl Heinzen (ebenfalls 1845 über Brüssel in die Schweiz gelangt). Sein Beitrag verweist einerseits darauf, in welchem Maße sich politische und wirtschaftliche Interessen auf Seiten der Verleger überlagern, andererseits akzentuiert er den Einfluss der prekären ökonomischen Si-

[26] Ein Konzept dazu entwirft Hans Henning Hahn: „Möglichkeiten und Formen politischen Handelns in der Emigration. Ein historisch-systematischer Deutungsversuch am Beispiel des Exils in Europa nach 1830 und Plädoyer für eine international vergleichende Exilforschung.“ In: *Archiv für Sozialgeschichte* 23/1983: S. 123-161.

[27] Im Hinblick auf die Schweiz vgl. weiterführend: *Das Asyl in der Schweiz nach den Revolutionen von 1848 / Le refuge en Suisse après les révolutions de 1848*. Hg. vom schweizerischen Bundesarchiv. Bern 1999; Martin Leuenberger: „Exilorganisationen und Flüchtlinge von 1848/49 in der Schweiz.“ In: *Die Revolution hat Konjunktur. Soziale Bewegung, Alltag und Politik in der Revolution von 1848/49*. Zusammengestellt und bearbeitet von Margarete Lorinser und Roland Ludwig. Münster 1999. S. 130-141; Roland Paul: „Über die Schweiz und Frankreich ‚nach dem Lande der Freiheit‘. Zur Emigration nach der pfälzischen Revolution von 1848/49.“ In: *Die Pfalz und die Revolution 1848/49*. Hg. Hans Fenske. Kaiserslautern 2000. S. 195-212; ders.: „Pfälzische politische Flüchtlinge in der Schweiz – zwischen Rückkehr und Übersee-Emigration.“ In: Ebd. S. 263-288; Thomas Christian Müller: *Der Schmuggel politischer Schriften. Bedingungen exilliterarischer Öffentlichkeit in der Schweiz und im Deutschen Bund (1830-1848)*. Tübingen 2001; Elisabeth Droß: „Leben im Schweizer Exil. Johann Georg August Wirth – Autor und Publizist.“ In: *Belle-Vue. Die Exilantendruckerei bei Constanz*. Hg. Heinz Bothien. 1840-1848. Frauenfeld 1998. S. 44-53.

tuation, in der sich viele Exulanten befanden, auf die Radikalisierung politischer Positionen im Exil, was wiederum den geistigen Raum zwischen den Exulanten und der deutschen Heimat vergrößerte und zugleich die politische Frontbildung innerhalb des Exils verschärfte. Claude D. Conter hat in seinem Beitrag *Das Exil als Grundlegung des Politikwechsels bei Vormärz-Autoren* vergleichbare Verschiebungen der Perspektiven politischen Engagements auf Seiten deutscher Exulanten, hier als Folge des Exils, im Einzelnen analysiert. Am Beispiel der politischen Entwicklung Paul Harro Harrings und Heinrich Laubes rekonstruiert er eine Europäisierung der politischen Kultur. Im Exil entstehe geradezu ein „europäischer Identitätscode" als Folge des erzwungenen Ausschlusses aus dem Prozess der nationalen Identitätsbildung, mit dem ein imaginäres ‚Europa' das imaginäre ‚Deutschland' als Fluchtpunkt der Politik ersetzt.

Frank Mehring (*Deutsch-Amerikanisch-Afrikanische Allianzen: Aktivisten des Vormärz und der amerikanische Abolitionismus*) erweitert die Ausführungen Conters um eine amerikanische Perspektive. Am Beispiel zweier prominenter Vertreter des deutschen Exils in Amerika, Karl Follen (seit 1824 in den USA) und Ottilie Assing (seit 1852 in den USA), die sich beide für die gesellschaftliche Emanzipation der schwarzen Bevölkerung engagierten, geht Mehring den Brüchen und Widersprüchen in einer frühen Phase der deutsch-amerikanischen Begegnung nach und korrigiert damit das Bild der unproblematischen Assimilation der deutschen Immigranten an die amerikanische Kultur. In Ulrich Klemkes Studie *Vormärzemigration und das deutsch-amerikanische Pressewesen*, die sich mit der nur wenig bekannten Rolle der Vormärz-Exulanten bei der Entwicklung des (deutschsprachigen) Pressewesens in den USA beschäftigt, findet dieser Beitrag eine Ergänzung.

Amsterdam, im März 2005

Rachid L'Aoufir (Berlin/Paris)

Netzwerkbildung und Gesellschaftswandel zwischen Philadelphia, Paris und Leipzig

Friedrich Lists (1789-1846) Denken und Wirken im Exil

1. Einleitung

> Wenn man in Republiken ein Fremder ist, muss man sich mit dem Bewusstsein begnügen, das Gute getan zu haben.[1]

Nach den Befreiungskriegen herrschte in den deutschen Staaten eine fast revolutionäre Stimmung. Die napoleonische Herrschaft hatte eine neue Öffentlichkeit und neue kollektive Handlungsmöglichkeiten hervorgebracht. Die Regierungen hatten die Bevölkerung durch eine gezielte Propaganda, die sich der Kriegslyrik, der Flugschriftenliteratur und der Zensur bedient hatte, informiert und mobilisiert. Riesige Armeeverbände hatten Europa durchquert und Menschen aus den unterschiedlichsten Ständen und Stämmen einander näher gebracht. Neue Gemeinschaftsgefühle waren entstanden. In den besetzten westlichen Gebieten Deutschlands hatte die französische Herrschaft neue Regierungsformen eingeführt, die auch auf die Optimierung des Wirtschaftspotentials zielten. In den neu gegründeten Handelskammern hatten die Geschäftsleute erstmals ihre gesamtpolitische Bedeutung erfahren. Aber das Fabriksystem, das sich dank der Kontinentalsperre[2] und der Armeelieferungen verbreitet hatte, drohte mit dem Ende des Kriegszustandes zu kollabieren. Der allgemeine Alarmzustand spitzte sich durch die Hungersnot der Jahre 1816/17 zu. Die territorialen Neugliederungen überforderten die Staatsbeamten, die sich bemühten, unterschiedliche Verwaltungs- und Rechtssysteme anzugleichen. Die Kriegsschulden zwangen die Königshäuser, Domänen zu verkaufen. Der politische Druck hatte zu Verfassungsver-

[1] List an Ernst WEBER, Paris, 1. Oktober 1831 (VIII, 383). Die Seitenangaben in Klammern beziehen sich auf Salin, Eduard *et al.* (Hg.): *Friedrich List. Schriften, Reden, Briefe.* 10 Bde. Berlin: Verlag von Reimar Hobbing, 1928-1933.

[2] Die Kontinentalsperre trat am 21. November 1806 in Kraft und wurde am 20. März 1813 aufgehoben.

sprechen geführt, zumal in Frankreich die *Charte* erfolgreich eingeführt worden war.

In Württemberg unterstützte der Kultusminister Karl von WANGENHEIM den Reformprozess. Er war auf den jungen, pragmatischen und scharfsinnigen Beamten Friedrich List aufmerksam geworden. Dieser kannte die Verwaltungssysteme von der Kommunalebene bis zu den zentralen Staatsorganen und konnte sowohl im Detail als auch in institutionellen Zusammenhängen denken.[3] Als nach 1819 die Restaurationswelle Europa überrollte, gewannen die altständischen Kräfte die Initiative zurück. Von WANGENHEIM wurde als württembergischer Gesandter des Bundestags nach Frankfurt versetzt. Lists Eifer wurde nicht mehr gebraucht. Seine kleinbürgerliche Herkunft und sein temperamentvoller Charakter störten die Gediegenheit des wieder funktionierenden traditionellen Machtapparates. Als Abgeordneter hielt er im württembergischen Landtag eine zu kühne Rede, die sein Schicksal besiegelte. Er wurde aus Württemberg ausgewiesen und verbrachte sein Leben im Exil. Als einer der wenigen Vormärzdeutschen mit industriellen, medientechnischen und parteipolitischen Erfahrungen in der Schweiz, in Frankreich, Belgien, England und den Vereinigten Staaten von Amerika ist er im Zeitalter der beschleunigten Globalisierung eine besonders interessante Figur. Bisher weckte vor allem sein Hauptwerk *Das nationale System der politischen Ökonomie*[4] Aufmerksamkeit. Aber die Forschung konzentriert sich längst nicht mehr nur auf fertige Produkte, sondern auch auf die Umstände und Prozesse ihrer Hervorbringung. Dieser Beitrag beabsichtigt, zwei Forschungslücken zu schließen. Zum einen: Während Lists Wirken in Amerika und sein Verhältnis zu England weitgehend bekannt sind[5], ist

[3] Lists Berufsausbildung begann mit einer dreijährigen Lehre bei der Amtsschreiberei Blaubeuren. Nach bestandenem Substitutsexamen arbeitete er in verschiedenen Zweigen des unteren Verwaltungsdienstes, so als Stadt- und Amtssubstitut, als Oberamtsaktuar und schließlich als Kanzleiassistent und Sekretär im Ministerium.

[4] List, Friedrich: *Das nationale System der politischen Ökonomie.* Stuttgart: Cotta, 1841.

[5] Friedrich Bahr: *Die politische Anschauung Friedrich Lists dargelegt an seiner Stellung zu England.* Diss. Leipzig, Eibau/Sa., 1929; Muller, John H.: *Der amerikanische Einfluss auf Friedrich List.* Diss. München, 1940; Notz, William: *Friedrich List in Amerika.* In: *Weltwirtschaftliches Archiv* 21 (April 1925) Heft 2 und 22 (Juli 1925) Heft 1; Wendler, Eugen: *Friedrich List. Eine historische Gestalt und Pionier auch im deutsch-amerikanischen Bereich.* Gräfelfing: Moos & Partner, 1989.

sein Verhältnis zu Frankreich nie Gegenstand einer Einzeluntersuchung gewesen.[6] Zum anderen: Während List vor allem mit Handels- und Eisenbahnsystemen und der politischen Ökonomie in Verbindung gebracht wird, bleibt sein Wirken auf das Mediensystem weitgehend unerforscht.

Zwei Thesen begleiten die Untersuchung. Erstens: Politische Flüchtlinge waren vor ihrer Flucht besonders am öffentlichen Leben ihrer Region beteiligt gewesen. Dieses Handeln setzte eine starke Einbettung in lokale Netzwerke voraus. Kollektiv wurde getestet, welche Normen den Zugang zur Öffentlichkeit ermöglichen. Diese Erfahrungen erleichterten die Aufnahme in den Gastländern. Die Frage lautet: Zu welchen Zwecken hat List in den unterschiedlichen Etappen seines Exillebens[7] neue Netzwerke aufgebaut und wie hat er sie mobilisiert? Zweitens: Politische Flüchtlinge hatten kaum Chancen, in bestehende Institutionen aufgenommen zu werden. Daher mussten sie geographisch, zeitlich und gesellschaftlich ihr Leben in Zwischenräumen einrichten. Sie mussten oft reisen, in einer idealisierten Zukunft leben und überwiegend in gesellschaftlichen Interaktionszonen, die zwischen Systemen angesiedelt waren, handeln. Die entsprechende Frage lautet: Inwiefern trägt ein politischer Flüchtling als Vertreter des kritischen Realismus und als Transfergestalter trotz seines Außenseitertums zum Wandel gesellschaftlicher Systeme bei?

Zur Beantwortung dieser Fragen stellt die Netzwerkanalyse[8] im Zusammenhang mit Ansätzen der Systemtheorie[9] und der Theorie des In-

---

[6] Abgesehen von Einflüssen in der ökonomischen Theorie, die im vierten Band der gesammelten Werke zusammengefasst sind.

[7] Auf eine begriffliche und juristische Analyse des Konzeptes „Exil" wird verzichtet angesichts der Studie von Reiter, Herbert: *Politisches Asyl im 19. Jahrhundert. Die deutschen politischen Flüchtlinge des Vormärz und der Revolution von 1848/49 in Europa und den USA.* Berlin: Duncker & Humblot, 1992 (=Historische Forschungen 47).

[8] Zur Netzwerktheorie siehe zusammenfassend Jansen, Dorothea: *Einführung in die Netzwerkanalyse.* Opladen: Leske + Budrich, 2003; im Zusammenhang mit Medien siehe Schenk, Michael: *Soziale Netzwerke und Massenmedien.* Tübingen: Mohr, 1995.

[9] Siehe Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie.* 2 Bde. Frankfurt: Suhrkamp Verlag, 1984; ders. *Die Gesellschaft der Gesellschaft.* Frankfurt: Suhrkamp Verlag, 1997.

stitutionenwandels[10] einen vielversprechenden Ausgangspunkt dar. Dabei soll die Rolle des Dritten, der den Systemwandel vorantreibt, indem er Asymmetrien in der Informationsverteilung erkennt und schließt, näher untersucht werden. Die Netzwerktheorie kennt diese Figur als Cutpoint-Akteur. Während Cliquen-Akteure eng vernetzt und homogen sind, handeln Cutpoint-Akteure über lose Bindungen, durch die sie sich den Erwartungen verschiedener Gruppen entziehen und weite Distanzen in Netzwerken zurücklegen können. So sind sie imstande, Ideen aus mehreren voneinander getrennten Kontexten zusammenzufügen und tragen dazu bei, Wandelprozesse in Gang zu setzen.

Diese Analyse wird durch das Konzept des Ego-Netzwerkes operationalisiert[11], das in der Soziologie auf Interviews basiert. Es kann auch in geschichtlicher Perspektive benutzt werden, wenn ausreichende Quellen über eine Person vorliegen. Dies ist im Falle List durch die Gesamtausgabe seines Werkes gewährleistet, wobei die Bände acht (Tagebücher, Reden, Briefe) und zehn (Namens-, Themen- und Ortsverzeichnis) für diese Untersuchung von besonderer Bedeutung sind. Der Schlüssel zur Rekonstruktion von Lists Netzwerken sind die Namen seiner Briefkorrespondenten und überhaupt aller Zeitgenossen, die er in seinen Schriften erwähnt hat.[12] Grundsätzlich wurden nur Namen, die mindestens fünfmal zitiert wurden, in die Studie einbezogen.[13] Ab dieser Zahl schienen die entsprechenden Akteure eine strukturelle Relevanz für Lists Handeln gehabt zu haben. Für diesen Personenkreis wurden biographische Recherchen vorgenommen, um die Handlungsfelder und die gegenseitige Wahrnehmung zu charakterisieren.[14] Darüber hinaus wurden Per-

---

[10] Siehe North, Douglas C.: *Theorie des institutionellen Wandels. Eine neue Sicht der Wirtschaftsgeschichte.* Tübingen: Mohr 1988; ders.: *Institutionen, institutioneller Wandel und Wirtschaftsleistung.* Tübingen: Mohr, 1992.

[11] „Die Analyse von Ego-Netzwerken ist geeignet für Forschungsfragen, in denen es um Ausmaß, Typus und Folgen der (Des-)Integration von Akteuren in ihre soziale Umwelt geht" (Jansen 2003). Die Soziologie hat verfeinerte Methoden entwickelt, um dies zu erfassen. Hier soll lediglich das Potential des Ansatzes für die geschichtliche Analyse veranschaulicht werden.

[12] Es geht um über sechshundert Briefe, die zwischen 1812 und 1846 geschrieben worden sind und um rund 1.600 Namen.

[13] Siehe die Tabelle im Anhang.

[14] Im Rahmen der Forschungen für das Buch L'Aoufir, Rachid: *La Prusse de 1815 à 1848. L'industrialisation comme processus de communication.* Paris: L'Harmattan, 2004 wurden Informationen gesammelt, die für die vorliegende Untersu-

sonen erwähnt, um *missing links* in Kausalitätsketten zu schließen.[15] Der Text arbeitet besonders drei Momente heraus: vor der Flucht, während der Flucht und die „Rückkehr". Er versucht, dem Leser Einblicke in die Psychologie des Flüchtlings zu vermitteln und die Grenzen zwischen Literatur, Ökonomie, Soziologie und Geschichte durchlässiger zu machen.

2. Vor der Flucht

> Wangenheim hatte ich meinen Hass gegen den Beamtenunfug und das Schreibereiwesen eingeflösst und durch ihn ward er dem König mitgeteilt…[16]

Zunächst sollen Lists Erfahrungen in Stuttgart und Frankfurt geschildert werden, um sein Handeln im Exil nachvollziehbarer zu machen. Das *Organ für den deutschen Händler- und Fabrikantenstand* (Stuttgart, 1819-1821) war die erste periodische Zeitschrift in Deutschland, die öffentlich und ausschließlich Interessen von Kaufleuten und Fabrikanten vertrat. Die Umstände ihrer Gründung zeigen, wie die Definition öffentlicher Güter von der Staatsverwaltung auf andere Institutionen übergegangen ist. Je tief greifender die Reformen wurden, desto komplexer wurde die Abstimmung der daran beteiligten Akteure. Am Anfang stützten sie sich auf lokale Freundschaftsnetzwerke. Im Jahr 1816 gründeten der Reutlinger Bürgermeister CAMMERER, der Gerabronner Abgeordnete Forstner von DAMBENOY und Friedrich List das *Württembergische Archiv* (Heidelberg, 1816-1817), welches ihr Freund, der Publizist Heinrich KESSLER (1783-1842), in mehreren Zeitschriften ankündigte. Die kleine Gruppe wollte die Verfassungseinführung und die Verwaltungsreformen unterstützen. Sie ging davon aus, dass Kommunen die Basis der Staatsorganisation sind, und aufgrund einer „wissenschaftlichen Publizität" sollte der Widerstand der Kommunalbeamten gegen die Zentralisierung gebrochen werden. Aus politischen und finanziellen Abwägungen beantragten die

chung ausgewertet wurden. Siehe dort die Bibliographie zu den biographischen Daten.

[15] Die Vermutung liegt nahe, dass sie für List bedeutender waren, als die Zahl der Nennungen es erscheinen lässt-- die Quellen sind aber nicht vollständig. Außerdem zeugen sie nur von der schriftlichen und nicht von der mündlichen Kommunikation.

[16] List an Robert MOHL, Augsburg, 1. Januar 1846 (VIII, 776).

Gründer des *Archivs* eine königliche Genehmigung zur Zwangsabonnierung der Kommunen. Deren Vertreter waren jedoch der Auffassung, dass die Zentralverwaltung nicht berechtigt wäre, ihnen für außerhalb ihrer Kompetenz liegende Zwecke Ausgaben aufzuzwingen. Nach zwei Jahren konnten nicht mehr als 250 Abonnenten bei einem Umsatz von 700 Gulden gewonnen werden.[17]

Die Mitglieder des *Wissenschaftlichen Vereins zur Beförderung der vaterländischen Nationalökonomie*, der gegründet worden war, um das *Archiv* politisch zu profilieren und die Artikellieferungen zu sichern, gaben ihre Bemühungen nicht auf. List unterbreitete dem Verleger Friedrich von COTTA (1764-1832) einen Restrukturierungsplan in der Hoffnung, ihm die Herausgabe des *Archivs* zu übergeben. Er beabsichtigte, es mit der Zeitschrift *Für und Wider* (Stuttgart u. Tübingen 1817) zu fusionieren, an der der Tübinger Philosophieprofessor Adam Karl August ESCHENMAYER (1768-1852) mitarbeitete (II, 10). In der neuen Zeitschrift sollten Essays über Württembergs Finanzen, Landwirtschaft, Handel und Gewerbe unter staatswirtschaftlichen Gesichtspunkten veröffentlicht werden, abgesehen von „einfachen Verhandlungen" und „persönlichen Angelegenheiten". Sie sollte ein Verbindungsorgan für gelehrte Landwirte sein, die ihren weniger gebildeten Kollegen die Zusammenhänge zwischen Landwirtschaft, Gesetzgebung und Finanzverwaltung erklären sollten. Sie sollte dazu beitragen, eine einfache und menschenfreundliche Verwaltungspraxis in die Justiz, die Finanzverwaltung und die Wirtschaftspolizei einzuführen (I.1, 10f.). Erstmals sollten kritische Debatten über die Staatswirtschaft in einer nicht kameralistisch orientierten Zeitschrift geführt werden. Das Vorhaben stieß bei COTTA auf wenig Interesse.[18] Die Reformer konnten eher Erfolge in der Hochschulpolitik melden. Unter der Verantwortung WANGENHEIMS wurde 1817 die staatswirtschaftliche Fakultät der Tübinger Universität gegründet. Sieben Professoren wurden ernannt, darunter Karl Friedrich FULDA (1774-1847) für die Kameralwissenschaften, Forstner von DAMBENOY für die Landwirtschaft und Friedrich List für die Verwaltungspraxis.[19]

[17] List an Friedrich von COTTA, 16. Juni 1817 (VIII, 111).

[18] COTTA wurde zu dieser Zeit für die verschiedensten Zeitungsprojekte umworben. Außerdem hatte BROCKHAUS gerade *Die Fortschritte der nationalökonomischen Wissenschaft in England während des laufenden Jahrhunderts* (Leipzig u. Altenburg 1817) mit wenig Erfolg gegründet.

[19] Tribe, Keith: *Governing Economy. The Reformation of German Economic discourse 1750-1840*. Cambridge: Cambridge University Press, 1988. 179.

Trotz wiederholter Rückschläge wurde weiterhin nach dem richtigen Zeitschriftenkonzept gesucht. Der Freundeskreis wandte sich an Professor MICHAELIS, der gerade den *Württembergischen Volksfreund* (*Der Volksfreund,* Stuttgart 1818-1821) gegründet hatte. Zunächst musste der als provokant geltende Titel in *Der Volksfreund aus Schwaben, ein Vaterlandsblatt für Sitte, Recht und Freiheit* (Stuttgart 1822) geändert werden, das von der *Gesellschaft wahrheitsliebender Württemberger* herausgegeben wurde. Ihre Hauptmitglieder waren Friedrich List, Eduard SCHÜBLER und Heinrich KESSLER. Dieser Verein übernahm die Ziele des *Freiwilligen Vereins vaterländischer Staats- und Rechtsgelehrter für Beratung der Bürgerkollegien*, der kostenlos für jeden juristische Gutachten anfertigte, der sich gegen Missbräuche der Lokalverwaltungen verteidigen wollte. Ein weiteres Ziel war es, die Verfassungsdebatte, die abzustumpfen drohte, auf einer breiteren Basis fortzuführen. Der *Volksfreund* richtete sich nicht mehr an Kommunalbeamte oder Landwirte, sondern an die gesamte Bevölkerung. Daher änderten die Autoren ihren Stil. Sie argumentierten nicht mehr juristisch, sondern mit Ironie und Humor. Die Herausgeber des *Volksfreundes* waren Eduard SCHÜBLER bis Juni 1820, P. I. DEININGER bis September 1820, H. C. FRESENIUS bis Januar 1821 und SCHÜBLER bis Juni 1822. Während der ersten Wochen setzte das Unternehmen einige tausend Exemplare ab. Der Erfolg konnte aber nicht fortgesetzt werden. Am Anfang hatte der König die Zeitschrift, die für seine Ziele warb, geduldet. Angesichts der Umkehrung der Kräfteverhältnisse zugunsten der Altrechtler und der bevorstehenden Ständeversammlung vom Juli 1819 sah er sich gezwungen, seine Allianzpolitik zu ändern. Die Abstimmung der weitgehend von ihm entworfenen Verfassung musste er als Erfolg verbuchen. Der *Volksfreund* wurde zu einer Zeit unterdrückt, als sich List schon den vielversprechenderen Tätigkeiten des 1819 in Frankfurt gegründeten Handelsvereins widmete.[20] Der *Volksfreund* sollte mit dem *Organ für den deutschen Händler- und Fabrikantenstand* verschmolzen werden, um daraus eine Zeitung für Politik, Handel, Landwirtschaft und Staatswirtschaft zu gründen. Dieses Vorhaben scheiterte.

Der Freundeskreis verfügte aufgrund familiärer Netzwerke über eine vierte Möglichkeit, seinen Zielen näher zu kommen. Wie zahlreiche demobilisierte Offiziere war auch Friedrich SEYBOLD (1783-1843) Literat ge-

[20] Zur Geschichte dieses Vereins und seiner Kampagnen, siehe Olshausen, Hans-Peter: *Friedrich List und der deutsche Handels- und Gewerbsverein*. Jena: Fischer, 1935 (=List Studien 6).

worden. Wie sein Schwager List wurde er 1819 in den württembergischen Landtag gewählt. Zwischen 1818 und 1824 war er Herausgeber der *Neuen deutschen Hefte* und 1819 auch der *Neuen Stuttgarter Zeitung*. List empfahl SEYBOLD, sie nicht zu radikalisieren, da er sie für den Handelsverein benutzen wollte. Die Vereinsmitglieder wollten es vermeiden, als politische Gruppe wahrgenommen zu werden. Trotz dieser Vorsicht erweckte die Zeitung Friedrich GENTZ' (1764-1832) Aufmerksamkeit und wurde verboten.[21] Erst daraufhin baten die Augsburger Kaufleute List, ein Organ zu gründen: das *Organ für den deutschen Händler- und Fabrikantenstand*.

Es sollte vor allem das kollektive Handeln der rund siebenhundert Handelsvereinsmitglieder koordinieren; eine Aufgabe, die die Briefkorrespondenz nicht mehr erfüllen konnte. Die lokalen Handelsvereinskorrespondenten sollten über die getroffenen Maßnahmen zur Verteidigung ihrer Interessen fortlaufend informiert werden. Das *Organ* war auch ein Forum für Meinungs- und Erfahrungsaustausch und ein Aufklärungsblatt, vor allem in Hinsicht auf die Zusammenhänge zwischen kaufmännischer Praxis und institutionellem Rahmen. Insofern setzte es das Programm des *Vereins zur Beratung der Bürgerkollegien* fort. Darüber hinaus schlug das *Organ* vor, Handelsverträge mit bestimmten Ländern abzuschließen, informierte über Regierungsentscheidungen in Bezug auf die Handelspolitik, kündigte Neuerscheinungen von Büchern über Handel und Gewerbe und technische Innovationen an, organisierte wirtschaftsliterarische Wettbewerbe und veröffentlichte kurze Artikel über Handelsgeschichte. So erfuhr der Wirtschaftsdiskurs eine zeitliche Vertiefung und eine institutionelle Einbettung. Er begann, das staatliche und religiöse Interpretationsduopol öffentlicher Zustände und Entwicklungen in Frage zu stellen. Die meisten Exemplare des *Organs* wurden in der Absicht, Audienzen von Handelsvereinsvertretern bei Ministern und Königen vorzubereiten kostenlos an hohe Verwaltungsbeamte verteilt. Daher schwankte die Auflage zwischen zweitausend und viertausend Exemplaren. Im Laufe der Restauration verloren die Kauf-

[21] Gleichzeitig mit der von Ludwig BÖRNE (1786-1837) redigierten *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* (Frankfurt, 1772-1831), der von Lorenz OKEN (1799-1851) redigierten *Isis* (Leipzig, 1817-1848) und der *Speyerer Zeitung* (Speyer, 1814-1853).

leute die Hoffnung, ihre Ziele[22] durchzusetzen und entzogen dem *Organ* ihre Unterstützung.

List musste wieder auf familiäre Netzwerke zurückgreifen. Seine Frau Karoline war im elsässischen Buschweil als Tochter des Professor SEYBOLD geboren. Sie hatte in erster Ehe den Kaufmann J. J. NEIDHARD geheiratet, der früh starb. Mit der Hilfe ihrer Familie baute List die *Neckarzeitung* (Stuttgart, 1819-1833) auf. Die Teilhaber waren außer List Karolines Bruder Friedrich SEYBOLD, ihre Schwägerin Luise SEYBOLD und deren Schwager Christoph LADE. Auch dessen Bruder Wilhelm LADE wurde Redakteur, obwohl er am Kapital nicht beteiligt war. Die Zeitung veröffentlichte kurze humoristische Artikel. List war Berichterstatter für Frankreich und zeichnete seine Artikel „aus der Nähe der französischen Grenze" oder „aus Straßburg", wo mehrere Korrespondenten gewonnen werden konnten. Rückblickend und nicht ohne Selbstüberschätzung fasste List seine Rolle während der Zeit der Verfassungskonflikte wie folgt zusammen:

> Ich habe in Württemberg die Reform des Gemeindewesens, namentlich des Instituts des Gemeindedeputierten, das einzige konstitutionell-demokratische, das in jenem Lande am Leben ist, vorgeschlagen und durchgesetzt. Von mir ist der Vorschlag der Einteilung des Landes in Kreise, der Trennung der Justiz von der Verwaltung, die Einrichtung einer staatswirtschaftlichen Fakultät und des Landwirtschafts- und Gewerbevereins.[23]

3. Einmal im Exil, immer im Exil

Als Folge seiner Rede vor der Kammer wurde List zu mehreren Monaten Haft verurteilt, weshalb er im April 1822 nach Straßburg flüchtete. Im Dezember forderte ihn die französische Polizei auf, Frankreich zu verlassen. Das Jahr 1824 verbrachte er zunächst in Basel, Paris und London. Von August 1824 bis Januar 1825 saß er in Haft auf dem Hohenasperg. Als List 1825 aus Württemberg ausgewiesen und zur Auswanderung nach Amerika gezwungen wurde, fuhr er über Straßburg und

[22] Es ging darum, einen freien gesamtdeutschen Handelsraum zu schaffen und ihn durch Zollschranken für bestimmte Produkte vor nicht-deutscher Konkurrenz zu schützen.

[23] List an Karl von ROTTECK, Paris, 3. August 1838 (VIII, 515).

Paris nach Le Havre. Von 1825 bis 1833 lebte er in den Vereinigten Staaten von Amerika, überwiegend in Reading/Pennsylvania, mit einer Unterbrechung im Wintersemester 1830/31, als er im Auftrag der Washingtoner Regierung, aber auch um seine Rückkehr nach Deutschland vorzubereiten, einige Monate in Paris verbrachte. Von 1833 bis 1836 wirkte er als amerikanischer Konsul zunächst in Hamburg und später in Leipzig. Da seine industriellen und publizistischen Unternehmungen sich nicht auszahlten, nahm er 1837 Cottas Angebot an, von Paris aus für die *Allgemeine Augsburger Zeitung* zu korrespondieren. Parallel zu dieser Tätigkeit entwickelte er seine in Amerika entworfene volkswirtschaftliche Theorie weiter. Von 1840 bis 1846 wirkte er in Süddeutschland im Sinne der industrieprotektionistischen Fabrikanten. Sein Leben im Exil hatte aber nicht aufgehört, da die württembergische Regierung seine Rückkehr in die schwäbische Heimat verhinderte. Die Aussichtslosigkeit, in die er getrieben wurde, ruinierte ihn finanziell. Vom Vermögen seiner Frau abhängig zu sein, erschien ihm unerträglich. Er wählte den Freitod.

Vor seiner Abreise aus New York nach Le Havre im November 1830 verschaffte sich List einen Überblick über sein Netzwerk:

> Wanner Langer and Company, Martin Lafitte, Beasly. – Letters to German houses in Paris, letters to French houses at Paris (Martin Lafitte etc.) to arrange with Mr. Beasly to send me for the future my letters – to ascertain the prospects of future consumption of coal – to appoint a commissioner (if possible Mr. Beasly) for the sale of coal. Paris. To receive letters of introduction from great french houses. To Hamburg and Frankfort. To Metz, Straßburg and Mühlhausen from great German houses do. Do. Do. From General Lafayette (if possible Minister of foreign affairs and interior) to the American Ambassadors Frankfort, München, Hamburg, Dresden. To the prefects of Metz, Upper and Lower Rhine, George Lafayette, Prof. Cousin, Mr. Warden, Mr. Dupin sen., Mr. Jacques Lafitte, Mr. D'Argenson; Mr. Barnett, Benj. Constant, Mr. Jullien, Mr. Levasseur, Mr. Schuster, Mr. Rives, Mr. Guizot, Prince Paul, Minister of foreign affairs, Mr. Köchlin, Mr. Human. An Stadtpfarrer zu schreiben. An Herrn von Baader in München. An Revisor Oetinger. Dr. Kerner. Mr. Strehler. Sister Magdal. And Mr. Merkh. (II, 483f.)

List rechnete also mit der Unterstützung von Menschen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilsystemen (Medien, Handel, Produktion,

Politik, Kirche), die als Hebel und Multiplikatoren wirken sollten. Dieses Beziehungsnetz gilt es im Folgenden zu erklären.

4. Auf der Flucht. Erste Fassung: das andere Rheinufer

> Endlich wird es publ(ik.): 10 Monate Festungsstrafe mit angemessener Beschäftigung. In dem Augenblick stand mein Entschluss fest, zu fliehen. Ich war gefasst. (VIII, 13)[24]

Die Flucht nach Straßburg war ein traumatisches Erlebnis, das List nicht ohne vormärzlichen Humor in einem dramatischen telegraphischen Stil in seinem Tagebuch festhielt. Wegen der politischen Unruhen in Straßburg wurden in Kehl keine Pässe ausgestellt. List zog nach Bischofsheim weiter. Dort riet ihm der Kaufmann Bosselt, Schwager des Straßburger Pfarrers Flachsland, den Fluss in Auenheim südlich von Kehl zu passieren. Am 13. April 1822 überquerte List den Rhein bei Rupprechtsau.

> Die Douaniers, die mich hatten landen sehen, eilten nun herbei und sagten mir im sprudelnden Französisch, hier sei nicht erlaubt zu landen. (VIII, 206)

Da er nicht wie ein Unruhestifter aussah, ließen sie ihn weitergehen. Auf dem Weg nach Straßburg dachte er an seine Frau Karoline und an die anderen in Europa verfolgten Liberalen. Die Notwendigkeit, seine

[24] Weitere Publizisten wurden verurteilt, darunter: Gustav Kolb (4 Jahre Haft), Christian Bardilli (3,5), Karl August Mebold (2,5), Hermann Hauff (2,5), Karl Christian Knaus (2), Gustav Petzold (4 Monate). Gustav Kolb war Burschenschaftler, Hörer Lists und Mitarbeiter der *Neckarzeitung*. Er wurde 1825 wegen Mitgliedschaft in einem politischen Geheimbund verurteilt, nach zwei Jahren von König Wilhelm I. begnadigt und dann von Cotta für seinen Verlag gewonnen, wo er Redakteur der *Allgemeinen Augsburger Zeitung* wurde. Karl August Mebold (1798-1854) wurde 1825 als Burschenschaftler verurteilt und arbeitete seit 1827 für Cotta , besonders für das *Ausland*, und seit 1842 als Redakteur der *AZ*. Christian Bardilli (1789-1847) war Philologe, Professor und Bibliothekar. Gottlob Tafel (1801-1874) war Rechtskonsulent in Stuttgart, Abgeordneter und Herausgeber des *Hochwächters*. Hermann Hauff (1800-1865) war Bibliothekar und Redakteur von Cottas *Morgenblatt*. Karl Christian Knaus (1801-1844) war Professor für Land- und Forstwirtschaft in Tübingen; Gustav Petzold (1800-1860) war Schauspieler und Sänger; Albert Schott an List, Stuttgart, 5. September 1825 (VIII, 330).

Handlungsspielräume zu bewahren, lenkte seine Gedanken auf die Freunde, die ihm in Straßburg und Stuttgart helfen könnten. Durch seine kommunal-, landtags-, und vereinspolitischen Tätigkeiten konnte er auf ein weitverzweigtes Kontaktnetzwerk zurückgreifen, das bis nach Hessen, Baden, Straßburg und Paris reichte. Außerdem dachte er an die Wahrung seines Vermögens und an literarische Projekte im Zusammenhang mit der öffentlichen Verteidigung seiner Unschuld.

5. Das Netzwerk der württembergischen Politiker

Am Anfang hatten die Heilbronner Bürger ein Schreiben zu Lists Gunsten an die württembergische Kammer gerichtet. Auf seinen Wunsch, den diesbezüglichen Text zu erhalten, antwortete der Heilbronner Kaufmann und Landtagsabgeordnete August SCHREIBER (1768-1847), dass kein Exemplar mehr auffindbar sei und dass die Verfasser die Sache vergessen wollten. Lists Verteidiger, die Rechtsanwälte Johann Jakob FETZER (1760-1844) und Ludwig Friedrich GRIESINGER (1767-1845), der auch Abgeordneter war, gaben ebenfalls auf. List beabsichtigte, in die zweite Instanz zu gehen. Er hielt es aber für sicherer, zunächst die Gründe seiner Verurteilung zu erfahren. Um beim königlichen Kriminalamt Einblicke in seine Akte zu erhalten, erteilte er Eduard SCHÜBLER eine Vollmacht. Seine Briefe blieben aber unbeantwortet. Er wollte nicht hinnehmen, dass eine konstitutionelle Monarchie einen Abgeordneten durch einen bloßen Ministeriumserlass in den Anklagestand versetzen konnte. Er wollte an den Durchbruch der parlamentarischen und rechtsstaatlichen Prinzipien glauben. Einerseits garantierte die württembergische Verfassung die Unverletzbarkeit der Abgeordneten. Aber andererseits hatte sich das Gericht auf den Artikel 185 berufen: „Jedoch sollen sie wegen Verleumdung der Regierung von den ordentlichen Gerichten belangt werden können". Nach Lists Auffassung konnte dieser Widerspruch nur von einem aus Abgeordneten zusammengestellten Sondergericht geklärt werden. Nachdem die parlamentarische Sonderkommission ihr Urteil gefällt hatte, teilte Wolfgang MENZEL[25] List mit,

[25] Als Burschenschaftler war MENZEL der Demagogenverfolgung zum Opfer gefallen und in die Schweiz geflüchtet. COTTA bot ihm dann die Redaktion der Literaturbeilage des *Morgenblattes für gebildete Stände* an.

dass SEYBOLD[26] und LADE sich von ihm distanzierten. Er fügte hinzu: „UHLAND[27] meint, Du habest in der Form gefehlt und darum habe seine Verteidigung Dir nichts helfen können."[28] Außerdem kritisierte MENZEL Lists frühere Kontakte mit Prinz Paul von WÜRTTEMBERG (1797-1860).[29] Der konstitutionelle Politiker und spätere Innenminister Johannes von SCHLAYER (1792-1860)[30] unterstützte seinen Jugendfreund List nur noch privat, aber nicht mehr öffentlich. Daraufhin warf ihm der Verfolgte vor, ein „Ministerknecht" zu sein. Schließlich vermittelte COTTA zwischen List und der Regierung. Auch wenn das württembergische Netzwerk List so gut wie fallen gelassen hatte, blieb es in der Ferne sein wichtigster Bezugspunkt. Es verkörperte seinen Regionalpatriotismus und die identitätsstiftende Idee der Heimat.

6. Das Straßburger Netzwerk

Im April 1822 waren Lists Kontaktpersonen in Straßburg überwiegend Korrespondenten der *Neckarzeitung*. Es handelte sich um den ehemaligen Rechtsanwalt und damaligen Übersetzer und Pastor FLACHSLAND, den badischen Abgeordneten Adolf SANDER (1801-1845), den Tabakmanufakturinhaber Heinrich von LOTZBECK, Bruder des badischen Abgeordneten und Korrespondenten des Handelsvereins Ludwig von LOTZBECK (1786-1870), den ehemaligen Redakteur des *Elsässischen Patrioten* und damaligen

---

[26] SEYBOLD musste zehn Jahre später selber wegen seines anonym erschienenen Buchs *Erinnerungen aus Paris. Im Jahr 1831. Von einem Süddeutschen* (Stuttgart 1832) sieben Monate in Haft verbringen.

[27] UHLAND war wie List und SEYBOLD 1819 in die zweite Kammer gewählt worden, allerdings als Altrechtler. Zu seiner politischen Karriere siehe Langewiesche, Dieter: *Der deutsche Frühliberalismus und Uhland.* In: *Ludwig Uhland. Politiker-Dichter-Denker.* Tübingen: Attempo Verlag, 1988. 135-149.

[28] Wolfgang MENZEL an List, Stuttgart, 30. Mai 1824 (VIII, 290). Ludwig UHLAND hatte die parlamentarische Untersuchungskommission geleitet.

[29] List besuchte ihn zwischen 1837 und 1840 mehrmals in Paris (VIII, 502). Der Prinz war Geograph und Weltreisender. Seine Beschreibungen seiner drei Reisen (1823, 1830, 1851) zur Missourigrenze sind ein Standardwerk der nordamerikanischen Literatur geworden.

[30] Zu Reformzeiten waren List und SCHLAYER WANGENHEIMS Protégés gewesen. Aus Lists Geist sprudelten die Ideen und aus SCHLAYERS Feder deren Übersetzung im Kanzleistil.

Redakteur des *Niederrheinischen Kuriers* Arnold MARCHAND und den Professor für Handelsrecht REUTER, außerdem den Literaten Moritz ENGELHARDT und den Spediteur OTTMANN. Pfarrer waren für Flüchtlinge wichtige Vertrauenspersonen. Kaum in Straßburg angekommen, besuchte List FLACHSLAND, der ihm in den darauffolgenden Wochen täglich zwei Stunden Französischunterricht erteilte. Anlässlich einer Wanderung in den Vogesen traf List den Pfarrer BRAUNWALD, den er acht Jahre früher kennen gelernt hatte. In den Straßburger Vorortgärten stieß er in Begleitung von ULRICH auf den Pfarrer GAMBS, den Karoline aus ihrer Bremer Zeit kannte. Als List dem ganzen Pastoralkollegium vorgestellte wurde, „wurde ausgemacht, zu meinen Gunsten Artikel an den *Niederrheinischen Kurier* und die Pariser Blätter zu senden, auch mir ein Freibillet in das Kasino zu verschaffen" (VIII, 210). Der *Cercles des Mille Colonnes*, zu dessen Mitgliedern „200 der ersten jungen Männer, Advokaten, Kaufleute, Fabrikanten" gehörten, lud ihn ein. Bei Professor REUTER traf er „die ersten Köpfe von Straßburg" (VIII, 221). Er stand auch mit dem Buchhändler SCHULER in Kontakt. Insgesamt kam List zu dem Schluss:

> Die Leute gefallen mir ausnehmend hier; man ist sehr zuvorkommend gegen mich und so teilnehmend, die Leute haben so viel politischen Takt und gesunden Menschenverstand, und der Umgang ist so ungezwungen, offen und freundschaftlich, dass ich in einer ganzen andern Welt lebe. […] [In Stuttgart] heuchelt man Herzlichkeit und wünscht sich nachher den Teufel auf den Hals. Hier lässt man die Leute laufen, die man nicht mag, und die miteinander umgehen, meinen es gut, weil sie sonst einander gehen ließen. Ich möchte [mein Vaterland] nur unter günstigeren öffentlichen Verhältnisse[n] wiedersehen.[31]

Doch bald änderte die spanische Revolution die Stimmung auch in Frankreich:

> Es herrscht hier ein vortrefflicher Geist, aber man zieht sich auch hier ganz in Privatzirkel zurück. Auf der Post würden alle Briefe geöffnet und niemand schreibt etwas anderes als Geschäftssachen. Man sagt sogar das Kasino, welches aus lauter Liberalen besteht, werde geschlossen.

Trotz allem hielt List an seiner Vorstellung fest, sich in Straßburg niederzulassen. Er fing an, die Preise zu vergleichen und reiste nach Paris, wo er auf SANDER stieß. Ernüchtert berichtete er:

[31] List an Karoline, 20. April 1822 (V, 211).

> Vorgestern irrte ich den ganzen Tag als ein Heimatloser auf den hiesigen Strassen. In der Stadt Paris, wo ich abgestiegen bin, ist es viel zu teuer und ich wollte also keine Nacht weiter dort zubringen. (VIII, 207)

Zurück in Straßburg besichtigte er zwanzig Logis und mietete eines unweit von FLACHSLANDS Wohnung. Endlich konnte eine gewisse Normalität in sein Leben zurückkehren:

> Morgens stehe ich um fünf Uhr auf und arbeite bis halb zwei Uhr, um welche Zeit ich mit Herrn Flachsland und Herrn Brémont[32] zu Mittag esse. […] Beinahe die Hälfte der Familien lässt sich hier das Essen aus solchen Restaurationen kommen; man lebt besser, bequemer und wohlfeiler so. Nach Tisch, etwa um drei Uhr, gehen wir ins Kasino, wo sehr viele Bücher und Zeitungen zu lesen sind. Abends um sechs Uhr gehe ich dann nach Hause und liege um neun Uhr, nach Beispiel des Herrn Flachsland, *ohne* Nachtessen zu Bett. (VIII, 208)

So verlief der Anfang eines Lebens im Exil. Karoline versuchte das Gerichtsurteil zu entdramatisieren und mit Witz aufzufassen. Sie hoffte, dass ihr Mann die Strafe nicht so ernst nehmen und sich bald fügen würde. Sie warnte ihn vor seiner übertriebenen Begeisterung in Straßburg. Bereits im Mai 1822 hatte sie Geldsorgen zu spüren bekommen.

7. Projektmacherei im Exil

Aus diesem Grund bemühte sich List, die *Neckarzeitung* in Frankreich auszubauen. Die Artikel, die er nach Stuttgart lieferte, blieben unbezahlt. War es zu riskant geworden, seine anonymen Berichte zu veröffentlichen? Wollten die Gesellschafter seine schwache Position ausnutzen? Oder hatten sie Angst, dass er die Zeitung nach Straßburg verlagern würde? Tatsächlich analysierte List gründlich den elsässischen Zeitungsmarkt und kam zu dem Schluss, dass der *Niederrheinische Kurier* trotz seiner 1.500 Exemplare „in der tiefsten Verachtung" und „ungeachtet von gebildeten Ständen" lebte; „vermögliche Handwerker, Kaufleute lesen schon den *Constitutionnel* oder den *Courrier*".[33] Es fiel ihm auf, dass die staatswirtschaftliche Schriftstellerei in französischen Zeitungen kaum

[32] Speisewirt in Straßburg

[33] List an Karoline, Straßburg, 18. April 1822 (VIII, 208ff.).

vertreten war, was er als Marktlücke identifizierte. List nahm aber zur Kenntnis, dass auch in Frankreich liberale Kreise sich um die Popularisierung der Ökonomie bemühten:

> Ich bin gegenwärtig mit einem hiesigen Freund beschäftigt, das neuste Werk des Herrn Say von Nantes *Considérations sur l'industrie et la législation*, das soeben bei Aillaud in Paris erschienen ist, zu übersetzen und mit Noten herauszugeben. Das Werk ist vortrefflich. Es lässt sämtliche Staatswirtschaftslehrer von den Enzyklopädisten und Adam Smith bis auf Ricardo und seinen Bruder (Herrn Say in Paris) die Revue passieren, deckt ihre Irrtümer auf, beleuchtet ihre dunkeln Partien und behandelt dann die sämtlichen Materien der Staatswirtschaft auf eine so einfache, so natürliche, fassliche und anziehende Weise, dass man nichts Angenehmeres lesen kann. Sein Zweck ist, die Staatswirtschaftslehre von den Kathedern in die Büros und Kontors zu verpflanzen, und diese Aufgabe ist vortrefflich gelöst. […] Um es hier in verschiedenen Ländern brauchbarer und praktischer zu machen, werde ich es mit Noten begleiten, die, aus dem Leben genommen, auf das Leben wirken sollen.

Für seine kommentierte Übersetzung wollte er Beispiele aus Bayern, Württemberg, Baden und Hessen benutzen und dafür mit Karl von Rotteck (1775-1840) und dem bayerischen Staatsrat Josef Hazzi (1768-1845) zusammenarbeiten. Das Buch sollte ein Referenzwerk für Deutschland werden, kam jedoch nicht zustande.

Daneben versuchte List, Abkommen zwischen Zeitungsunternehmern auf dem Straßburger Markt und der *Neckarzeitung* anzubahnen, z.B. mit deren Kommissionär Alexander, der auch ein Lesekabinett betrieb.[34] Da Alexander aus Deutschland nur die *Augsburger Allgemeine* und die *Frankfurter Oberpostamtszeitung* erhielt, schlug List den Redakteuren der *Neckarzeitung* vor, die *Bremer*, die *Hamburger*, die *Petersburger*, die *Siebenbürger*, die *Nürnberger*, die *Wiener* und die *Berliner Zeitung* nach deren Auswertung nach Straßburg zu schicken. Außerdem wünschte er das *Konversations-Blatt*, den *Gesellschafter* und den *Freimütigen* zu erhalten. Um die Frankreich-Korrespondenz der *Neckarzeitung* zu verbessern, veranlasste er das *Casino Littéraire*, einen Pariser Kommissionär mit der Lieferung von Zeitungen zu beauftragen, „so dass wir sie hier immer am dritten Tag nach ihrem Erscheinen haben". Eine weitere Kooperationsmöglich-

[34] Ebd., 209.

keit sah er in der Teilung der Kosten zwischen ALEXANDER und der *Neckarzeitung* durch die gemeinsame Anschaffung von deutschen Unterhaltungsblättern, Heftjournalen, Schriften und Broschüren von allgemeinem Interesse. Mit der Hilfe liberaler Elsässer hoffte er, ein Korrespondentennetzwerk in London, Madrid, Marseille und Paris aufzubauen. Keines dieser Vorhaben wurde verwirklicht.[35]

8. Die öffentliche Verteidigung der Unschuld

Die Grundvoraussetzung für eine öffentliche Verteidigung war ein ehrenhafter Ruf. Daher beauftragte List Wilhelm LADE

> […] achtzugeben in welchen Zeitungen von meiner Sache die Rede ist und dieselben hierherzuschicken, ausgenommen die *Allgemeine Zeitung*, die *Postamts-* und die *Nürnberger Zeitung*, welche ich hier selbst lese.[36]

Außerdem beauftragte er die Freiburger Universität zu prüfen, inwiefern er ein Staatsverbrechen begangen hatte. Da die Karlsbader Beschlüsse auch die politische Überwachung der Hochschulen eingeführt hatten, meldete sich der designierte Referent nicht mehr. Anfang Juli 1822 verbrachte List in Straßburg einen Tag mit Ludwig BÖRNE, der auf dem Weg nach Paris war. Er gab dem Frankfurter Publizisten Empfehlungsbriefe an „die ersten Männer in Paris", so „dass er für uns dort gehörig wirken

---

[35] Auch später ging keine der unternehmerischen Spekulationen Lists auf. Als der Präsident JACKSON die Konzession der *Second Bank of America* nicht verlängerte und daraufhin das nordamerikanische Finanzsystem zusammenbrach, wurden Lists Kredite zur Finanzierung seines Eisenbahnunternehmens gekündigt. Er verlor sein ganzes Vermögen. Sein *Eisenbahn-Journal* wurde in Österreich verboten, seiner Anteile am *Staatslexikon* wurde er beraubt. Der Versuch, ein neues Siedeverfahren für Runkelrübenzucker einzuführen, misslang, genauso wie der Plan, Essig nach einer neuen Methode herzustellen und nach England zu exportieren. In Sachsen hatte er den Bau der Eisenbahn Leipzig-Dresden mit technischem, organisatorischem und publizistischem Verstand unterstützt, in der Hoffnung, einen Direktorposten zu erhalten. Vergeblich! Seine Eisenbahnspekulationen in Paris, wo er sich sehr stark für die Laffitteschen und Fouldschen Projekte engagierte, brachten nicht die erhofften Gewinne ein.

[36] List an Karoline, Straßburg, 23. April 1822 (VIII, 211).

kann".[37] Im *Schwäbischen Merkur* gab er bekannt, dass er Étienne AIGNANS (1775-1825) gerade erschienenes *Histoire du jury* übersetze. Das Ergebnis wurde 1822 unter dem Titel *Themis I* veröffentlicht. Mit dieser Schrift kritisierte List die Stuttgarter Justiz. Außerdem war er mit dem Druck seiner Aktenstücke beschäftigt. Man empfahl ihm, seine Prozessgeschichte bei einem schweizerischen Verleger zu veröffentlichen, bei dem er auch eine kritische Geschichte der Württembergischen Landstände von 1815 bis 1822 zu publizieren beabsichtigte. Aus Metz reiste ein Kommis der Pariser Buchhandlung DELAUNAY an, der ihm anbot, die französische Übersetzung seiner Memoiren zu verlegen. Aber List ahnte schon das Schlimmste:

> Sollte man aber, was nie geschehen wird, mich von diesem Boden [Frankreich] vertreiben können, so werde ich nach London, nach Madrid, ja ich werde nach Amerika gehen, um diesen gemeinen Ausbrüchen der gemeinsten Leidenschaft zu entgehen und mich vor der Welt rechtfertigen.[38]

Auch in Amerika hielt List an seiner Idee fest, sich in Pariser Blättern verteidigen zu lassen. Er erklärte:

> Dass ich aus meinem Vaterland geflüchtet bin, um durch die moralische Macht der Publizität öffentlich die Infamie des genannten Verfahrens und des genannten Gerichtsurteils zu beweisen.[39]

9. Der unaufhaltsame Gang des Justizapparates

Tatsächlich kooperierte das französische Innenministerium reibungslos mit der württembergischen Justiz. Am 27. April 1822 schrieb der französische Innenminister de CORBIÈRES dem niederrheinischen Präfekten:

> Ihre Meinung, Herrn List, Professor in Stuttgart, während seines Aufenthalts in Ihrem Departement näher zu überwachen, war richtig. Sollte sein Verhalten die geringsten Sorgen erwekken, müssten Sie seine Ausweisung aus dem Königreich umgehend voran-

[37] List an Luise SEYBOLD, Straßburg, Anfang Juli 1822 (VIII, 228).

[38] List an COTTA, Straßburg, 1. Mai 1822 (VIII, 214f.).

[39] „Que j'ai pris la fuite de ma patrie pour prouver publiquement l'infamie de la dite procédure et de la dite sentence pour obtenir justice par la force morale de la publicité.", List an LAFAYETTE, 1. März 1826 (VIII, 340f.).

> treiben, ansonsten würde ihn die Gendarmerie bis zur Grenze begleiten.[40]

Während am Anfang der Präfekt List eher schonte, schrieb er später, wie suspekt dessen Besuche in ALEXANDERS Lesekabinett und seine Treffen mit Arnold MARCHAND und Professoren der juristischen Fakultät schienen. Sein Ausflug nach Colmar, wo er einem politischen Prozess beiwohnen wollte, missfiel. Er wurde beschuldigt, die französische Regierung kritisiert zu haben. Als List der Aufforderung des Stuttgarter Kriminalamtes, sich innerhalb von acht Tagen nach Stuttgart zu begeben, nicht nachkam, wurde das Straßburger Bürgermeisteramt gebeten, ihn auszuliefern. Nach Auffassung des Bürgermeisters fiel diese polizeiliche Gewalt nicht in die Kompetenz der Stadt, sondern der Regierung. Doch am 12. September 1822 war schon alles geklärt:

> [Der] Polizeikommissar tritt herein. Ich müsse in 24 Stunden fort. Renne hin und her. Zu Engelhardt – man rät mir zum Präfekten. Dieser sagt, der Minister des Innern habe es angeordnet, nichts weiter – wolle übrigens eine Reklamation von mir einsenden. (VIII, 12)

Am 17. September verließ List Straßburg. CORBIÈRE notierte:

> Ihn an der Grenze signalisieren und dass man ihn beobachtet und daran hindert, nach Frankreich zurückzukehren.[41]

10. Das Baseler Netzwerk

List floh nach Basel, wo er hoffte, einen neuen Wirkungskreis als Nationalökonom und Statistiker zu finden. „Die angesehensten Handels- und Bankierhäuser in Straßburg" hatten ihn mit Empfehlungsschreiben versorgt. Als er am 19. September 1822 in der Stadt ankam, wurde er ver-

[40] „Vous avez pensé avec raison de faire exercer une exacte surveillance sur le Sieur List, Professeur à Stuttgard, pendant le séjour qu'il fera dans votre département. Si la conduite était de nature à inspirer la moindre inquiétude, vous auriez à lui prescrire de sortir du royaume dans le plus court délai, sous peine d'être conduit à la frontière par la gendarmerie", so de CORBIÈRES an den Präfekten vom Niederrhein, Paris, 27 April 1822 (VIII, 213).

[41] „Le signaler sur la frontière et qu'on l'observe et qu'on l'empêche de rentrer en France.", Notiz des Innenministers auf einem Brief des Präfekten vom Niederrhein vom 18. September 1822 (VIII, 239).

haftet und zwei Tage lang verhört. Dann eilte er zu seiner Frau, die von seiner Ausweisung aus Frankreich noch nichts wusste, aber schon auf dem Weg nach Straßburg war. Über Freiburg erreichte er Langensteinbach in Baden, wo das Familientreffen schließlich stattfand. Später, auf dem Weg nach Basel, erkrankte das Baby. Die Familie musste in Kehl bleiben. Sie begab sich dann nach Karlsruhe, wo die Deputiertenkammer versammelt war und Minister Karl von BERCKHEIM (1774-1849) List empfing. Dieser notierte seine Karlsruher Eindrücke:

> Lerne Englisch. Pfarrer. Hölk. Kommandant Stern. Doktor. Schmuggelei in Kehl. Gesindel. Krankheit (Kehler Fieber). Ich werde vom württembergischen Gerichtshof requiriert. Wir entschließen uns, nach Basel zu gehen. Streit zwischen Hölk und Kommand. Dieser lässt einen betrunkenen Bürger arretieren. […] Abreise 10. April. Freiburg v. Rotteck auf seinem Landgut. Wir verleben einen vergnügten Tag. Abreise nach Basel. Die engen finsteren Gassen machen einen schlimmen Eindruck auf uns. Wilden Mann. […] Anzeige bei der Polizei. (VIII, 13)

Anlässlich einer von Aarau aus unternommenen Reise traf List Ende Juli 1823 den Schweizer Philosophen Ignaz TROXLER (1780-1866). Sie planten, eine Zeitschrift namens *Europäische Blätter* zu gründen, für die der Verleger GESSNER 1.000 Gulden vorstreckte. Als List sich nicht imstande sah, das Geld zurückzuzahlen, schlug er Adolf FOLLEN (1794-1855)[42] vor, das Blatt, das eine politische Plattform für deutsche Exilanten bilden sollte, samt Schulden zu übernehmen. List, der in Kontakt mit dem Pariser Buchhändler BOSSANGE stand, beabsichtigte die französische Berichterstattung aufgrund der Auswertung der *Revue de Paris* und des *Mercure de France* zu übernehmen. Seine finanziellen Verhältnisse verbesserten sich aber nicht, so dass das Unternehmen nicht fortgeführt werden konnte. In Basel lernte er auch Adolf FOLLENS Bruder Karl (1795-1839)[43] und

[42] Adolf L. FOLLEN war wegen der Demagogenverfolgung 1821 in die Schweiz geflohen, wo er Lehrer an der Kantonschule in Aarau wurde.

[43] Karl FOLLEN war 1820 in die Schweiz geflüchtet und hatte an der Kantonschule in Chur, später an der Baseler Universität, eine Anstellung gefunden. Auf Druck der preußischen Regierung musste er 1824 die Schweiz verlassen, flüchtete nach Frankreich und später nach Nordamerika. FOLLEN wirkte dort als unitarischer Prediger und Deutschlehrer. Er führte mit Erfolg das Turnen als Bestandteil der Studentenausbildung ein. Später erhielt er für fünf Jahre eine Berufung als Professor in Harvard. In dieser Zeit legte er den Grundstein der Germanistik in den Vereinigten Staaten. Wegen seiner engagierten Einstellung gegen die Sklaverei wurde sein Vertrag nicht verlängert.

Theodor WELCKER (1790-1869) kennen.[44] Als er in der Absicht, sich neue Spielräume zu verschaffen, nach Württemberg zurückkam, wurde er verhaftet.

11. Auf der Flucht. Zweite Fassung: das andere Atlantikufer

Um entlassen zu werden, musste er sich verpflichten, nach Amerika auszuwandern. Nach seiner Freilassung reiste er Anfang Februar 1825 zunächst nach Straßburg. Als er in der „Blume" speiste, stieß er auf Friedrich LINDNER[45] (1772-1845) und dessen Ehefrau. Da die französischen Behörden sich weigerten, ihm einen Pass für Paris auszustellen, entschied er sich, länger im Elsass zu bleiben. Seit 1822 hatte sich die Stimmung weiter verschlechtert:

> Alte Bekannte. Überall Zurückhaltung. Bedeutende Fortschritte der Geistlichen, Jesuiten, Missionäre; seltsamer Aufzug – die Hoffnung des künftigen Jahrhunderts im Seminar der Katholiken; Steifhaare, blaue Strümpfe, Schlapphüte, stupide Gesichter, halb Bauer, halb Städter. (VIII, 38)

In diesem Freilufttheater fiel GÖRRES (1776-1848) besonders auf:

> Görres *Teutschland und die Revolution*[46] wurde nirgends besser gewürdigt als in Straßburg; Weib und Tochter gehen in altdeutschem Gewande einher, und die ganze Familie schließt sich an die Prozessionen an, während aufgeklärte Straßburger Bürger diese Farcen dem katholischen Plebs überlassen. (VIII, 43)

Und plötzlich fiel das Damoklesschwert:

---

[44] List an Karl von ROTTECK, Paris, 3. August 1838 (VIII, 515).

[45] Lindner war durch sein *Manuskript aus Süddeutschland* (London 1820) bekannt geworden. Er hatte es im Sinne des württembergischen Königs Wilhelm I. verfasst und sich dafür die Feindschaft der preußischen und österreichischen Politiker eingehandelt.

[46] Nach dem Verbot von *Teutschland und die Revolution* war Josef GÖRRES nach Straßburg geflüchtet. Dort hatte ihn List bereits 1822 gesehen. Auch damals bemerkte er: „Er und seine Familie gehen in altdeutscher Tracht einher, und man lacht über die Narren…"; List an Karoline, Straßburg, 24. April 1822 (VIII, 211).

> (Ein) Polizeidiener kommt in mein Haus, will den Pass. Kein Potentat behalte mich länger als 24 Stunden. Sei ein gefährlicher Mensch. Stifter einer neuen Religion. (VIII, 41)

List wurde des Landes verwiesen, obwohl sein Pass von der württembergischen Regierung und dem französischen Innenministerium visiert war.[47] Er kehrte nach Kehl zurück, wo er eine neue Genehmigung erhielt und passierte wieder den Rhein in Richtung Elsass. Seine Straßburger Bekannten teilten ihm mit, dass sein Ruf ruiniert sei und rieten ihm, die Stadt zu verlassen. Nun sei die Familie gezwungen, nach Amerika auszuwandern, schrieb er seiner Frau.

Bereits im August 1822 hatte er bemerkt: „Man will mein Vermögen, meine Bücher, meine Möbel… in Beschlag nehmen".[48] Nun musste er schleunigst seine Kapitalanlagen veräußern. Da eine Polizeiwache ihn daran hinderte, zu diesem Zweck sein Haus zu verlassen, verfasste er zwei Bittschriften: eine an das Ministerium und eine andere an den König. Nicht ohne Sinn für das Absurde rechtfertigte er die Aufhebung der Bewachung mit Kosteneinsparungen für den Staat. Daneben bat er COTTA, zur Entfernung des Polizisten seinen Einfluss geltend zu machen. Es kursierten Gerüchte über eine zweite Verhaftung, denn wegen eigenständiger Verteidigung in seiner Schrift *Themis* war die gerichtliche Untersuchung unterbrochen worden. „Hierinnen und dass andere von dieser Sache nicht unterrichtet sind und sein können, liegt das ganze scheinbare Missverständnis", teilte ihm COTTA mit. Verzweifelt fragte List, wie er sich im Falle eines erneuten Verhörs zu verhalten und was er zu antworten habe. Der Verleger ließ ihn wissen, dass, wenn er unmittelbar nach der Veräußerung seines Vermögens auswandern würde, ihm die Reisedokumente ohne weiteres ausgehändigt würden. Die Familie erhielt die Pässe, als sie sich in Landstuhl aufhielt. Lists Dokument gab als Grund der Reise wissenschaftliche Studien in den Vereinigten Staaten an.

> Am 15. April (1825) mit Tagesanbruch zogen wir weiter, schwer bepackt hinten und vorn, wie Auswanderer sind, und im Leichenschritt, als fürchteten wir, zu schnell die deutsche Grenze zu erreichen… Da stimmten die Kinder das Lied an: Auf, auf ihr Brü-

[47] List an Karoline, 10. Februar 1825 (VIII, 315).

[48] List an COTTA, Straßburg, 26. August 1822 (VIII, 236). Zu Lists Vermögen siehe Boetsch, Hermann: *Einkommen und Vermögen von Friedrich List. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts.* Diss. Basel, Lörrach-Stetten: Schahl, 1936.

> der und seid stark… Wir ziehen über Land und Meer nach Nordamerika… Mein teures Weib war die erste, die sich fasste. „Du hast Dir nichts vorzuwerfen, Du hast gehandelt wie ein Mann; wir ziehen nicht aus Mutwillen; fassen wir uns in Gottes Namen; er hat uns verhängt, er wird uns beschützen. Nun, Kinder, wollen wir mitsingen". (VIII, 52)

Sie passierten die Grenze in Saarbrücken. Der Wagen, den List in Paris verkaufen wollte, um mit der Diligence nach Le Havre weiterzufahren[49], hielt nicht durch und musste in Metz in Kommission gegeben werden. Trotz des Verbotes, sich in Paris aufzuhalten, verbrachte die Familie zwei Tage dort. Die Weiterreise nach Le Havre wurde kein Vergnügen, weil die Kutscher Wettrennen veranstalteten, obwohl diese wegen der zahlreichen Unfälle amtlich verboten waren.

> Sogleich nach meiner Ankunft besuchte ich Herrn Martin Laffitte[50], an den ich Empfehlungsschreiben von seinem Bruder in Paris hatte.

Am Nachmittag ging die Familie zum Hafen, wo sie die Hunderte von Schiffen staunend beobachtete. List schloss einen Vertrag mit dem Kapitän des Paquetboots *Henry*[51], weil derjenige der *Mercury* ihm zu unerfahren vorkam. Davor, am 22. April, hatten ihn drei Schweizer Bauern aus dem Kanton Bern besucht und ihm vorgeschlagen, mit vierzig anderen Schweizern auf der *Superior* zu billigen Preisen zu reisen. List lehnte das Angebot ab, weil er seiner Familie mehr Komfort bieten wollte. Am Morgen des 25. April 1825 um halb acht begannen die Auswanderer, vor dem Zollhaus Schlange zu stehen. Wegen der zu schweren Ladung ver-

---

[49] Die Diligencen der Regierungspost fuhren schneller und waren komfortabler als die Wagen der privaten Unternehmen, kosteten allerdings 80 statt 35 Francs. Wegen der „Prellerei" in den Gasthöfen konnte die Reise mit dem Privatwagen dennoch teurer werden. Regierungspostkunden waren nicht verpflichtet, in die Wirtschaft zu gehen. Sie durften in ihren Zimmern Abendbrot essen oder zahlten vereinbarte Vorzugspreise in der Wirtschaft.

[50] Martin LAFFITTE, Bruder des Pariser Bankiers und späteren Ministers Jacques LAFFITTE, war Leiter einer See- und Warenhandlung in Le Havre.

[51] Für 6 Personen, 3 Erwachsene und 3 Kinder, zahlte er 2.300 Francs (das entsprach dem Jahresgehalt eines Gymnasiallehrers) „und der Kapitän verpflichtet sich, eine Kuh für uns an Bord zu nehmen". Der Kommissionär der Roulage nahm für die Einschiffungserlaubnis der 800 Kilo Gepäck zwölf Francs.

zögerte der Kapitän die Abreise um einen Tag. Die Lists nahmen sich Zeit, um Papageien und ein Gewehr zu kaufen und besuchten die Schweizer Reisenden. Am 26. April um halb drei verließ das Schiff den Hafen. Während der ersten Tage wurde Karoline seekrank. Die Kinder spielten auf dem Verdeck mit Tieren. Am Samstag, den 30. April verschwanden der *Channel* und die englische Küste am Horizont.

> Man speist wenig und hält sich viel im Bett auf. […] Wir sehen einen Wallfisch. Caroline spielt Gitarre. […] Wir spielen Abends Lotto. […] Wir spielen gewöhnlich Whist… Ich flechte Zöpfe, ziehe meine Kinder an, lerne Englisch, unterrichte Karl in Französisch und unterrichte mich im Seewesen.

Die Passagiere fingen Fische und unterhielten sich. List führte Gespräche mit französischen Kaufleuten, die Flinten und Schmuck exportierten. Die Teamarbeit des Kapitäns und seiner Mannschaft beeindruckte ihn. Der Mulatte auf dem Verdeck meinte, dass Europa ihm besser gefiele, weil die farbigen Leute dort besser geachtet seien. Nach vierzig Tagen, am Donnerstag, den 9. Juni 1825, war Long Island in Sicht.

> NY, erster Eindruck dieser Stadt. Schwarze Häuser, Strassen, Thürme, Koth, Stadthaus, Bäder.

12. Das Pariser Netzwerk der französischen Liberalen: eine Drehscheibe zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika

Durch COTTAS Vermittlung und über den liberalen französischen Politiker Marc René d'ARGENSON (1771-1842)[52] stand List seit 1823 in Briefkontakt mit General LAFAYETTE (1757-1834). Im April 1824 weitete List in der Absicht, Persönlichkeiten des öffentlichen englischen und amerikanischen Lebens kennen zu lernen und seine Auswanderung vorzubereiten, seine Kontakte zu Pariser Liberalen aus. Er besuchte Marc Antoine JULLIEN (1775-1848)[53] in der Hoffnung, an den Eigentümer der *British Press* heranzukommen. Victor COUSIN (1792-1867) führte ihn bei LAFA-

[52] D'ARGENSON war 1792 LAFAYETTES Adjutant und wurde später im zivilen Leben seine linke Hand.

[53] Marc Antoine JULLIEN DE PARIS war Mitglied des Jakobinerklubs, Anhänger Robespierres und Mitbegründer des *Constitutionnel*.

YETTE ein. Auch Karl FOLLEN, mit dem List seine Reise nach Amerika plante, war gerade in London gewesen und vom Philosophen und vom General empfangen worden. Letzterer stellte mehrere deutsche Flüchtlinge dem amerikanischen Gesandten vor und unterstützte eine Subskription zur Finanzierung ihrer Atlantikreise. Er selber war zum fünfzigsten Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeit von der Washingtoner Regierung offiziell eingeladen worden. Er bot List an, ihn auf dieser Reise zu begleiten. List kam einige Monate später als Karl FOLLEN und Karl BECK in New York an, aber noch rechtzeitig, um an LAFAYETTES zweitem Reiseteil durch den Norden der Vereinigten Staaten teilzunehmen. Die offizielle Gruppe erreichte New York am frühen Morgen des 4. Juli 1825 an Bord des von Albany kommenden Dampfboots *Chancellor Kent* [54]:

> Wagen und Reuter. Militär: Artillerie, Husaren, Dragoner, Grenadiere, Jäger, alle in schöner Uniform, mehrere Regimente, reicher an Gold als die Offiziere in Europa. Marschieren ohne Pedanterie, aber in guter Ordnung u. in der Haltung freyer Männer, die den Stock nicht zu fürchten haben. […] Man sieht hier nicht jene hungernden Gesichter, die in Europa auf landwirtschaftlichen und anderen Festen die Mehrzahl ausmachen. (II, 79)

List bekam die Gelegenheit, in kürzester Zeit die führenden wirtschaftlichen und politischen Köpfe des Landes kennen zu lernen. Dies half ihm jedoch nicht bei dem Aufbau eines neuen Lebens, da er die englische Sprache nicht ausreichend beherrschte. Nach zehn Monaten in Philadelphia war ein Drittel seines Kapitals verbraucht. Er hatte in Harrisburg ein Haus gekauft und erfolglos versucht, einen landwirtschaftlichen Betrieb aufzubauen. Seine Idee, eine Lehranstalt zu gründen, kam nicht an. Sein Wunsch, als Übersetzer für den Senat und das Parlament in Pennsylvania zu arbeiten, blieb ergebnislos. Er bemühte sich vergeblich um eine Stelle als Lehrer im gerade eröffneten *Lafayette College* in Easton, wo der Deutschunterricht Pflichtfach war. Später, 1828, als er bereits etabliert war, wurde er zum Präsidenten dieser Schule gewählt, lehnte jedoch

[54] LAFAYETTES Reise wurde von seinem Sekretär LEVASSEUR (geb. ZEIS) beschrieben und übersetzt. LEVASSEUR war Teilhaber der *Revue Américaine*. Später schlug er List vor, ihm Informationen über Sitten, Gesetze, Politik, Literatur und Wissenschaft aus den Vereinigten Staaten zu liefern „car de pareils renseignements donnés par un homme capable de bien observer sont difficiles à avoir", LEVASSEUR an List, La Grange, 21. September 1826 (VIII, 343).

das Amt ab.[55] Um in den expandierenden Einzelhandel einzusteigen, brauchte er die Empfehlung eines bedeutenden städtischen Großhändlers, war jedoch mit keinem bekannt. Schließlich wurde er im Juni 1826 Redakteur des *Readinger Adler*, der bedeutendsten deutschsprachigen Zeitung der Vereinigten Staaten.[56]

13. Das Philadelphische und das Washingtoner Netzwerk: zwischen Wirtschaft und Politik

Als List die Redaktion des *Readinger Adlers* übernahm, befanden sich die Vereinigten Staaten von Amerika in einer entscheidenden Phase politischen Wandels. Der Krieg von 1812 hatte auf schmerzliche Weise gezeigt, dass die Vereinigten Staaten sich intellektuell und wirtschaftlich kaum vom Kolonialreich losgelöst hatten. Nun war die amerikanische Elite entschlossen, ihr Land zu emanzipieren. Die Übersetzung von Germaine de Staëls Buch *De l'Allemagne* (New York, 1814) hatte einen starken Eindruck hinterlassen, besonders in Bezug auf das deutsche Universitätssystem. Das amerikanische wurde zum Teil nach dem deutschen Modell reformiert.[57] Auch die wirtschaftlichen Verflechtungen mit der alten Metropole mussten noch neu geordnet werden. Bis in die 20er Jahre des 19. Jahrhunderts hinein konnte die amerikanische Regierung keine konkrete Lösung durchsetzen. Das gelang auch dem Präsidenten John Quincy ADAMS nicht. Daher wurde die Handelspolitik das Hauptthema der Präsidentschaftswahlkampagne von 1828. Erstmals wurden Zeitungen von privaten Interessengruppen, Bundesstaaten und der Zentralregierung aus wahltaktischen Erwägungen gegründet und finanziell unterstützt. Dabei spielten Redakteure und Herausgeber eine neue und

[55] Er schlug einen gerade ausgewanderten Deutschen vor, Dr. Benedikt JÄGER, der später Professor in Princeton wurde. Wendler (1989), 53.

[56] Sie wurde 1796 gegründet und befand sich im Besitz des Druckers John RITTER. Sie hatte damals 2.500 Abonnenten. Ebd., 66.

[57] Die ersten amerikanischen Studenten, die nach Deutschland kamen, statt in England zu studieren, waren George TICKNOR, Edward EVERETT und George BANCROFT. Sie trugen entscheidend zur Reform der amerikanischen Universitäten bei. TICKNOR machte als Professor in Harvard LAFAYETTES Bekanntschaft, der ihn auf Karl FOLLEN und Karl BECK aufmerksam machte. Siehe Spindler, George: *The life of Karl Follen. A Study in German-American Cultural Relations.* Illinois: The University of Chicago Press, 1917.

entscheidende Rolle als lokale Wahlorganisatoren.[58] List beteiligte sich mit seiner Zeitung am Kampf, indem er in der bedeutenden Wählergruppe der Deutsch-Pennsylvaner für den demokratischen Kandidaten Andrew JACKSON (1767-1845)[59] warb. Gegen den *Readinger Adler* gründeten ADAMS' Anhänger den *Berks County Telegraph*, Reading. Sie versuchten auch, den damaligen Gouverneur von Pennsylvanien, den deutschstämmigen Andrew SCHULZE (1775-1852), als potentiellen Vize-Präsidenten zu gewinnen.

Als Begleiter LAFAYETTES war List mit Charles INGERSOLL (1782-1862) und Matthew CAREY (1760-1839), den Wortführern der *Pennsylvanian Society for the Encouragement of Manufactures and the Mechanic Arts*, in Kontakt gekommen. Sie beauftragten List, Texte zur Rechtfertigung einer industrieprotektionistischen Wirtschaftspolitik zu verfassen.[60] So kamen die *Outlines of American Political Economy* zustande, die zunächst als Briefe in Zeitungen und später als Broschüre veröffentlicht wurden. Über diesen Weg fand List den Anschluss an seine Stuttgarter und Frankfurter Tätigkeit und wurde bekannt. Neben seiner redaktionellen Arbeit für den *Readinger Adler* gründete er eine Eisenbahngesellschaft, die die Erschließung bedeutender Kohlevorkommen ermöglichen sollte und Grundstückspekulationen anheizte. An den Endpunkten der Strecke entstanden Städte: Tamaqua und Port Clinton.[61] Für dieses Projekt stand List in geschäftlichen Beziehungen mit Isaac HIESTER, dem Neffen des Gouverneurs von Pennsylvania, und mit den Bankiers Thomas BIDDLE und Stephan GIRARD (1750-1831).

Inzwischen hatte Präsident Andrew JACKSON die amerikanische Handelspolitik stärker auf Kontinentaleuropa ausgerichtet, wobei er Frankreich eine Brückenrolle zuwies.[62] Um seine internationale Glaubwürdig-

---

[58] Siehe Baldasty, Gerald: *Commercialization of news in the nineteenth century*. Madison: University of Wisconsin Press, 1992.

[59] JACKSON war 1796-1798 und 1823-1825 Vertreter des Staates Tennessee im Bundeskongress und war als Sieger über die britischen Truppen in der Schlacht bei New Orleans 1815 bekannt geworden. Er war von 1829 bis 1838 Präsident der Vereinigten Staaten.

[60] Auch der Journalist und Sekretär der *Society*, Redwood FISCHER (1782-1856), unterstützte List.

[61] „Aus Hütten, die anfangs nur zur Unterkunft der Arbeiter errichtet worden waren, entstanden in wenigen Jahren einige hundert Häuser; bereits am 1.7.1833, drei Jahre nachdem das erste Haus gebaut worden war, zählte Tamaqua 130 und Port Clinton 45 Häuser." Wendler (1989), 73.

[62] Siehe Belohlavek, John M: *„Let the eagle soar!". The Foreign Policy of Andrew Jackson*. Lincoln: University of Nebraska Press, 1985.

keit zu etablieren, gab er den Kriegsentschädigungen – im Zusammenhang mit zahlreichen von der napoleonischen Kriegsmarine zur Zeit der Kontinentalsperre versenkten Handelsschiffen – den Vorrang. Gleichzeitig ernannte er in sämtlichen Ländern des europäischen Kontinents Konsuln. Diese sollten Marktforschungsberichte liefern, Marktlücken entdecken, für die Aufhebung von Monopolen und Protektionismus sorgen und den Eisenbahnbau fördern. List, inzwischen amerikanischer Staatsbürger geworden, bewarb sich als Konsul für Sachsen, Bayern, Hessen-Kassel und das Elsass.[63] Zunächst wurde er beauftragt, in Paris die Verhandlungen über die Entschädigungen zu begleiten mit der Aussicht, Gesandter in Belgien zu werden. Diese diplomatische Rolle entsprach aber nicht seiner Persönlichkeit. Daraufhin wirkte er als Konsul in Hamburg und später in Leipzig. In der amerikanischen Verwaltung unterstützten ihn Vize-Präsident Martin van BUREN (1782-1862)[64], Staatssekretär MACLANE (1786-1857) sowie zwei amerikanische Gesandte in Paris: Edward LIVINGSTON (1764-1836), den er im Juli 1825 als Begleiter LAFAYETTES kenngelernt hatte, und William Cabell RIVES (1792-1868), der das Amt von 1829 bis 1832 bekleidete.

14. Die institutionellen Bedingungen des Wohlstands

Als List gezwungen wurde, nach Amerika auszuwandern, änderte sich sein Blick auf sein Umfeld. Sein Reisetagebuch hält nicht mehr organisatorische Probleme, innere Zustände oder literarische Vorhaben fest, sondern die konkreten Bedingungen der Wohlstandsvermehrung. List war ein resoluter Mann der Bewegung. Sein sozioökonomisches Denken suchte stets Zusammenhänge herzustellen. Er betrachtete die Dinge nicht aus ständischer oder korporatistischer Sicht, sondern im Hinblick auf dynamische Systeme. In Württemberg hatte er über mehrere Institutionen versucht, kollektive Prozesse auszulösen. Er hatte nicht nur Vereine und Zeitungen gegründet, sondern auch Industrieausstellungen[65]

[63] List an Präsident JACKSON, 20. Oktober 1830 (II, 302).

[64] Van BUREN war zwischen 1821 und 1828 Senator des Staates New York, 1829 Gouverneur von New York, von 1829 bis 1831 Staatssekretär unter JACKSON, von 1833 bis 1837 Vize-Präsident und von 1837 bis 1841 Präsident der USA.

[65] Zum Gewerbeausstellungswesen im Vormärz siehe Beckmann, Uwe: *Gewerbeausstellungen in Westeuropa vor 1851: Ausstellungswesen in Frankreich, Belgien und Deutschland, Gemeinsamkeiten und Rezeption der Veranstaltungen.* Frankfurt a.M.: Lang, 1991(=Studien zur Technik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte 3).

und Exportgesellschaften[66] gefördert. Doch erst die Statuten von Ernst Wilhelms ARNOLDIS Feuerversicherungsbank für den deutschen Handelsstand offenbarten ihm konkrete Lösungswege zur Verwirklichung einer dynamischen Gesellschaft.[67]

Im Februar 1825, auf der Flucht von Pforzheim nach Straßburg, fielen ihm die „Verlegenheit des ackerbaubetreibenden Standes" und die Klagen der Leute „über Beamtendruck" auf. Er wollte Schmuck-, Tuch- und Lederfabriken sehen (VIII, 30). Er erkundigte sich besonders nach der Wettbewerbslage in der Schmuckindustrie und informierte sich über ihren Ursprung. Er bedauerte, dass die Kaufleute kein Interesse am Ganzen hatten und stellte fest, dass wegen der allgemeinen Eifersucht „gemeinschaftlich nichts" geschah. Daher sollte der Zentralstaat eingreifen und Staatsfabriken schaffen, denn „davon könnten 20 kleine Fabriken aufkommen". In Straßburg setzte er seine Beobachtungen fort und hob besonders den positiven Einfluss der Erfindungspatente hervor. Zwischen Paris und Le Havre staunte er beim Anblick neu entstandener Industriegebiete:

> Da hämmert's, raspelt's, hobelt's, klappert's, dass man sein eigenes Wort nicht hört. Dies alles hat sich erst seit 30 Jahren so gemacht. Vorher war Bolbec ein elender Ort. Jetzt kann das Tal die Menge der Fabriken und Wohnhäuser nicht mehr fassen, und die Gegend auf drei Meilen in der Runde nimmt teil an ihrem Wohlstand. […]

Neben dem Fabriksystem war für List der Ausbau der Handelswege ein zweiter Faktor der gesellschaftlichen Umwälzung. Trotz des Einsatzes einer Rheinschifffahrtskommission stockte die Liberalisierung des Rheinverkehrs, u.a. weil Holland seine Zollpolitik nicht ändern wollte. Aber wenn die Durchfahrt nach Frankreich erleichtert würde, käme Le Havre „in den Besitz des Zwischenhandels mit den transatlantischen Ländern".

---

[66] Das Vorhaben stammte von Carl Christian BECHER, der als Handelsvereinskorrespondent die Frankfurter Kaufleute mit den Hamburgern in Verbindung gebrachte hatte. Die Westindische Compagnie wurde im März 1821 von rund 50 Kaufleuten gegründet und zehn Jahre später mangels Rentabilität liquidiert.

[67] List an ARNOLDI, 23. Dezember 1820 (X, 50). ARNOLDI hatte 1816 versucht, auf der Leipziger Messe einen Zusammenschluss der deutschen Kaufleute und Fabrikanten herbeizuführen, der aber erst 1819 in Frankfurt a.M. zustande kam. Er gründete 1827 auch die erste deutsche Lebensversicherungsbank.

In diesem Zusammenhang sah List das Potential der Eisenbahnen und der Perkin'schen Dampfmaschine, über die er sich anlässlich seines Aufenthalts in England im April/Mai 1824 informiert hatte. Er meinte, dass der Pferdekarren die Menschen, der Seeverkehr die Völker und der Druck die Geister näher zusammengebracht hätte. Nun würden die Eisenbahnen den Waren- und Ideenverkehr beschleunigen:

> Also keine sterilen Gedanken mehr, keine verborgenen Kapitalien, keine Gegenstände und Waren ohne Konsum.[68]

Wirtschaftlich komplementäre, aber geographisch entfernte Gebiete würden dank gesunkener Transportkosten neue Industrien hervorbringen. Die Möglichkeit, Güter aus unterschiedlichen Gegenden regelmäßig zu beziehen, würde die Preise senken und stabilisieren. Insgesamt würde die Erschließung des Hinterlandes durch Eisenbahnen die Produktion und die Bevölkerung verdreifachen und die Staatsausgaben um die Hälfte vermindern. Außerdem würde die Schnelligkeit der Truppenbewegungen die Armeen in Schach halten.

15. Die institutionellen Bedingungen der Freiheit

Hinter diesem ökonomischen Denken verbargen sich höchst politische Motivationen. In Karlsruhe hatte List gelobt, dass die Bürger das Verfassungswesen und die Bedeutung der Geschworenengerichte genau kennen. Aber ansonsten

> [herrscht] noch überall Mangel an politischer Aufklärung zu Freiheitsideen unter dem Volk; es kann sich die Möglichkeit noch nicht vorstellen, dass es frei werden könnte. […] Kein selbstständiger Stand; nur Bauern, Handwerker und Staatsdiener.

In Straßburg lobte List, dass die Studenten keinen „Staat im Staate" bildeten, „keine Opposition gegen die Philister" organisierten und keinen „Korporationsgeist" hatten. Er bemerkte:

> Vorteile der Vereinigung mit einer großen Nation fühlt im Elsass jeder Stand. Nicht minder der Nationalgarantie des Geschworenengerichts, der Kammern, des öffentlichen Gerichts. (VIII, 41)

[68] „Alors, plus de pensées stériles, plus de capitaux enfouis, plus d'objets et de produits sans consommation." (III, 555).

> […] Ein durch Industrie erworbener, folglich unter der Masse der Bewohner verbreiteter Reichtum hat immer das Streben des Volks nach politischer Bedeutsamkeit im Gefolge. Denn nichts ist natürlicher, als, nachdem man Vermögen erworben hat, auch nach Garantien des Besitzes und persönlicher Freiheit zu streben. (VIII, 63)

Wie war also das Verhältnis zwischen Wohlstand, Staat und Kommunen zu gestalten, wenn letztere

> […] versteinert oder vermoost oder in ihrer Abgeschlossenheit von äußerer Lebensluft zur halben Mumie geworden (waren?)

Lists amerikanische Erfahrungen gaben ihm einige Antworten. Im schweizerischen Exil hatte er aus französischen Zeitschriften von Robert OWENS (1771-1858) sozialreformatorischen Versuchen erfahren. Im Herbst 1825 besuchte er *New Harmony*, eine Kolonie, die OWEN gerade von Johann Georg RAPP (1757-1847) gekauft hatte.[69] Nach anfänglicher Bewunderung stellte er ernüchtert fest, dass diese sozialen Experimente zum Scheitern verurteilt waren. Durch seine Tätigkeit als Eisenbahn- und Stadtgründer kam er zu realistischeren Lösungsansätzen, die er nach Europa übertragen wollte. Daher beteiligte er sich an der Verwirklichung der Eisenbahnlinie Dresden-Leipzig. Er scheute sich nicht vor unkonventionellen Wegen und war beispielsweise bereit, über journalistische Berichterstattungen Aktienspekulationen anzuheizen oder die geplante hanseatisch-bayerische Bahn mit englischem Kapital zu finanzieren. Die Hauptsache war, Bewegung in die Gesellschaft zu bringen.

Es stellte sich die Frage, wie das Fabriksystem und das Verkehrssystem gezielt blühende Kommunen hervorbringen könnten. Hier setzte er die Handelspolitik ein und überwand die ablehnende Haltung der süddeutschen Öffentlichkeit gegenüber Preußen, das faktisch die Zollvereinsverhandlungen bestimmte. Aufgrund seiner zollpolitischen Thesen fand er durch zwei Personen Anschluss an die preußische Verwaltung: Christian von BUNSEN (1791-1860), Gesandter am englischen Hof von 1841 bis 1854, und Ludwig von RÖNNE (1804-1865), ehemaliger Gesandter in Washington und Präsident des 1844 gegründeten Handelsamtes. Er ging auch auf öffentliche Debatten mit Junkern wie von BÜLOW-

[69] Der Leinenweber RAPP hatte diese Kolonie 1814 als Anführer von 700 Schwaben gegründet. List begegnete ihm auf dessen Siedlung *Economy*.

CUMMEROW, von LAVERGNE-PEGUILHEN und von ROHR ein. Im Januar 1846 teilte er Robert MOHL (1799-1875)[70] sein Ziel mit:

> Mein Bestreben geht jetzt dahin, den preußischen Fabrikanten begreiflich zu machen, dass sie nur von einem Parlament Rettung erhoffen könnten. Infolge eines preußischen Parlaments muss auch der Zollvereinskongress eine parlamentarische Form annehmen und daraus muss notwendig später ein deutsches Unterhaus herauswachsen – nachdem erst die Hauptstädte beigetreten sein werden. Dieser Beitritt muss notwendig die preußische Bureaukratie reformieren. Von diesen Dingen habe ich aber bisher aus guten Gründen nicht viel gesprochen.[71]

Dabei hatte ihm die Feststellung geholfen, dass die Vereinigten Staaten sich in einer ähnlichen Lage befanden wie die deutschen Bundesstaaten. Durch seine Machtstellung im internationalen Handel bestimmte England aufgrund des *Navigation Act* und seiner Zollpolitik die wirtschaftlichen Spielräume seiner Handelspartner. Außerdem befürworteten die deutschen Küstenstaaten den Freihandel und die Südstaaten den Protektionismus, während die amerikanischen Südstaaten den Freihandel und die Nordstaaten den Industrieschutz geltend machten. List entwarf ein gesamtdeutsches Verkehrssystem in Übereinstimmung mit der neuen amerikanischen Verkehrspolitik, die darin bestand, den inneren Handel zwischen den Nord- und Südstaaten zu beleben, um von England unabhängiger zu werden. Um die amerikanisch-deutsche Analogie geltend zu machen, entwickelte List sein Denken in einem theoretischen System der politischen Ökonomie. Er verbreitete es mit den modernsten medientechnischen Methoden. Diese Themenbereiche sind Gegenstand der folgenden Kapitel.

---

[70] MOHL war Professor an der staatswirtschaftlichen Fakultät in Tübingen. Er war gerade seines Amtes enthoben worden, weil er sich in einem Brief, der abgefangen wurde, kritisch gegen SCHLAYERS Verwaltungspraxis geäußert hatte. Er wurde aber bald nach Heidelberg berufen. Siehe Mohl, Robert v.: *Lebenserinnerungen von Robert von Mohl, 1799-1875*. Stuttgart und Leipzig: Deutsche Verlags-Anstalt, 1902. Auch sein Bruder Moritz musste die württembergische Verwaltungslaufbahn aufgeben. Er ging nach Frankreich und verfasste *Zu den gewerbewissenschaftlichen Ergebnissen meiner Reise in Frankreich*. Stuttgart und Tübingen: Cotta, 1845.

[71] List an Robert MOHL, Augsburg, 1. Januar 1846 (VIII, 775).

16. Das Netzwerk des Ökonomen

Die Kameralwissenschaften waren seit Anfang des 18. Jahrhunderts an Universitäten institutionalisiert.[72] Es handelte sich dabei um eine staatswirtschaftliche Lehre, die im Kontext des Merkantilismus und des Absolutismus entworfen und vor allem auf die Maximierung des Steueraufkommens ausgerichtet war. Im Zuge der Aufklärung und der Entstehung einer kritischen Öffentlichkeit vollzog sich am Ende des 18. Jahrhunderts unter den progressivsten Händlern und Fabrikanten ein Paradigmenwechsel, weil sie erkannten, dass ihre Umwelt gestaltbarer war als bisher angenommen.[73] Ähnlich wie Karl von SAVIGNY das Staatsrecht von den Gebräuchen der Menschen ableiten wollte, beabsichtigte die damals neue Ökonomie, die Staatswirtschaft auf das tatsächliche kommerzielle Handeln der Kaufleute und Unternehmer zu gründen. Zur selben Zeit wurde das Smith'sche System intensiv rezipiert, weil es für die neuen Einsichten einen philosophisch abgesicherten Unterbau lieferte. Aus diesen Debatten, die parallel in den deutschen Staaten, in Frankreich, England und den Vereinigten Staaten von Amerika geführt wurden, entstand die Figur des Vormärzökonomen, der, anders als die bisherigen Kameralisten und Staatswissenschaftler, zugleich Publizist, Politiker, Unternehmensgründer und Kommunikationsberater war. Die Auseinandersetzungen wurden in nichtstaatliche Einrichtungen verlagert, in denen freier diskutiert und neuer Konsens gefunden werden konnte. Der neue Wirtschaftsdiskurs entstand auf Messen, in Vereinen und deren Organen. Westfalen und Nürnberg spielten bis in die 1820er Jahre eine Vorreiterrolle. Seit dem Ende der 1830er Jahre entwickelten sich neue Kommunikationsräume, vor allem um Aachen, Köln, Mannheim, Stettin, Breslau, Königsberg, Chemnitz, Stuttgart, Leipzig, Hamburg und Bremen. Infolge der durch den Bundestag und den Zollverein verursachten Machtzentralisierung wurden die traditionellen lokalen Netzwerke entmachtet. Regionale Wirtschaftsinteressen mussten sich nun auf Bundesebene öffentlich gel-

---

[72] Dies war eine Besonderheit des deutschsprachigen Raumes. In England und Frankreich wurden wirtschaftsbezogene Lehrstühle erst im 19. Jahrhundert eingeführt.

[73] Zu dieser These siehe Beniger, James R.: *The control Revolution. Technological and economic origins of the Information Society*. Cambridge: Harvard University Press, 1986.

tend machen. Zu dieser Zeit wurden mehrere regionale Wirtschaftszeitschriften gegründet.

Schon vor seiner Auswanderung hatte List sein Lebensprogramm notiert:

> Wann wird endlich der Anblick solcher gewerbreicher Gegenden [wie Bolbeck in der Normandie, RL] Adam Smiths verstockte Nachbeter auf den rechten Weg bringen? Mag dieser Lehrer der Nationalökonomie um die Völker sich in anderer Hinsicht verdient gemacht haben, so viel er will: alle seine Verdienste vergüten uns den Schaden nicht, den die winzige Grille, die Grille des sogenannten freien Verkehrs, unseren Theoretikern in dem Kopf verursacht hat. Schmids Grundirrtum besteht darin, dass er dem Kapital eine Produktivkraft zuschreibt, während nur die Arbeit mit Beihilfe einer grösseren oder geringeren Kapitalgrösse produziert, und dass er voraussetzt, die Welt sei ein Staatsverband. […] Ich hoffe, die Vereinigten Staaten sollen mir ein schönes Beispiel zum Beleg meiner Behauptungen darbieten. Sie haben Smiths Theorie so lange befolgt, bis alle ihre Industrie am Boden lag, und dann erst das von den Theoretikern verworfene System ergriffen. Wir wollen nun sehen, wie sie sich dabei befinden. (VIII, 77)

List entwickelte ein System der politischen Ökonomie, in dem der Staat steuernd, aber nicht bestimmend in die Wirtschaft eingreift. Sein Modell sah vor, dass, solange es kein Weltrechtsystem geben würde, die Völker ihren Wohlstand durch einseitige Sondermaßnahmen sicherstellen mussten. Vor dem gewaltigen Phänomen der sich stände- und regionalübergreifend verbreitenden wirtschaftlichen Kreisläufe mussten verwaltungstechnische Neuerungen eingeführt werden. Da die Zollpolitik sich hierzu besonders eignete, nahm sie einen breiten Platz in den öffentlichen Debatten ein. List schlug vor, den Verkehr von Manufakturwaren einzuschränken, bis sich lokale Innovationskulturen zu mächtigen Industriezweigen entwickeln würden.

Es fehlt der Platz, das vormärzliche ökonomische Denken zu schildern.[74] Hier soll nur in sehr groben Zügen die Wirkung des Exils auf Lists System skizziert werden. Im ausgehenden 18. Jahrhundert waren

[74] Hierzu siehe zusammenfassend Winkel, Harald: *Die deutsche Nationalökonomie im 19. Jahrhundert*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1977; Priddat, Birger P.: *Produktive Kraft, sittliche Ordnung und geistige Macht: Denkstile der deutschen Nationalökonomie im 18. und 19. Jahrhundert*. Marburg. Metropolis Verlag, 1998.

August von SCHLÖZER (1735-1809)[75] und Justus MÖSER (1720-1794) die Staatswissenschaftler mit dem größten politischen Engagement. Letzterer blieb bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts das Vorbild der meisten deutschen Wirtschaftspublizisten, weil er als Erster versucht hatte, den staatswirtschaftlichen Diskurs zu popularisieren. List bezog sich auch auf Eusebius von LOTZ (1770-1838) und Georg von SARTORIUS (1765-1828), die als Göttinger Professoren entscheidend an der Smith-Rezeption in Deutschland beteiligt waren.[76] In Nürnberg wirkten im Kreis von Kaufleuten Julius Graf SODEN (1754-1831)[77] und sein junger Freund Karl Heinrich RAU (1792-1870),[78] die beide am *Organ* mitgearbeitet hatten. Friedrich BÜLAU (1805-1859) hatte als Leipziger Professor eine besondere Stellung. In der Nachfolge von Karl Heinrich PÖLITZ (1772-1838) gehörte das Publizieren zu seinen Verpflichtungen. Als Vertreter der Leipziger Freihandelsinteressen war er Gegner Lists. Auch die Schriften des badischen Beamten Karl Friedrich NEBENIUS (1784-1845)[79] gehörten zu seinen Hauptquellen. Unter den nicht akademischen Wirtschaftspublizisten wurden der Rittergutsbesitzer Ernst von BÜLOW-CUMMEROW (1775-1851)[80] und der Journalist Karl Heinrich BRÜGGEMANN

[75] Der Göttinger Professor SCHLÖZER hatte aus der Statistik ein Instrument der politischen Kritik gemacht.

[76] Die dynastischen Verflechtungen zwischen England und Hannover hatten den Wissenstransfer zwischen den beiden Ländern sehr gefördert. Auch in Königsberg wurde Smith früh rezipiert, u.a. als Folge des kulturellen Engagements englischer Kaufleute.

[77] Rau war seit 1816 Professor in Erlangen, seit 1822 in Heidelberg. Am Anfang seiner Karriere engagierte er sich mit mehreren Broschüren in öffentlichen Debatten. Sein Hauptwerk *Lehrbuch der politischen Ökonomie* (3 Bde., Heidelberg: Winter, 1826-1832) gehörte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts zum Kanon.

[78] Sein Hauptwerk war *Die Nationalökonomie, ein philosophischer Versuch über die Quellen des Nationalreichtums und über die Mittel zu dessen Beförderung.* 9. Bde. Leipzig u.a.: Barth u.a, 1805-1824. Es galt bis gegen 1820 als richtungsweisend.

[79] Als badischer Bevollmächtigter nahm NEBENIUS an der Gründung des Zollvereins teil. 1838 wurde er Minister des Innern und 1844 Präsident des Staatsrats.

[80] Ernst von BÜLOW war ein Entwurzelter. Die väterlichen Rittergüter gingen an eine andere Linie von Bülow und die zwei Brüder mussten in Hinterpommern neue Länder kolonisieren, wobei die adeligen Vorrechte den Aufbau eines neuen Lebens erheblich erleichterten. Siehe Krauss, Erich: *Ernst von Bülow-Cummerow, ein konservativer Landwirt und Politiker des 19. Jh.* Berlin: Ebering, 1937 (=Historische Studien 313).

(1810-1887)[81] aus ideologischen Gründen und der ehemalige preußische Offizier Gustav HÖFKEN (1811-1889)[82] aus Karrieregründen Lists Gegner.

Unter den französischsprachigen Ökonomen waren aus Lists Perspektive die Ansichten der Smithianer Jean-Baptiste SAY (1767-1832) und Louis SAY (1774-1840) zu widerlegen. Seine Vorbilder waren Jean Comte de Chanteloup CHAPTAL (1756-1832)[83] und Pierre Charles Baron de DUPIN (1784-1873).[84] Beide waren Erfinder, Unternehmensgründer, Publizisten und Politiker. List stand auch Michel CHEVALIER (1806-1879)[85] nahe. Andererseits verwies der im französischen Handelsministerium tätige Henri RICHELOT (1811-1864) in seinem Bericht über den Mülhausener Gewerbeverein auf List. Er beabsichtigte sogar, das *Nationale System* zu übersetzen.[86] Lists Stellungnahme dazu war knapp:

---

[81] BRÜGGEMANN war 1833 einer der Hauptorganisatoren des Hambacher Festes gewesen. Er wurde deswegen verhaftet und zum Tod verurteilt. Später wurde das Urteil in eine lebenslange Haftstrafe umgewandelt und 1840 wurde er begnadigt. 1841 wurde er Berliner Korrespondent der *Börsen-Nachrichten der Ostsee*, Stettin (1835-1848) und 1845 Redakteur der *Kölnischen Zeitung*. Er trat für den Freihandel und für die Privatisierung des preußischen Banksystems ein.

[82] HÖFKEN musste wegen eines Fehlverhaltens die preußische Armee verlassen. Nach seiner Haftentlassung wurde er Stabsoffizier der Königin CHRISTINE und spanischer Korrespondent der *Augsburger Allgemeinen Zeitung*. 1838 kehrte er nach Preußen zurück und wurde wegen seiner Kritik an der Polenpolitik erneut verhaftet. Er kam in den Genuss der Amnestie von 1840, wurde aber nicht in die Armee reintegriert. Cotta bot ihm eine Stelle als Wirtschaftsberichterstatter, u.a. für die *AZ,* an.

[83] CHAPTAL war Professor der Chemie in Montpellier und in Paris, wo er an Berthollets Forschungen beteiligt war. Er gründete und leitete mehrere Chemiefabriken. 1798 wurde er in die Akademie gewählt und 1801 zum Minister des Inneren ernannt. Später wurde er Pair und Generaldirektor des Handels und der Manufakturen. Er gründete die *Société d'encouragement* und reformierte das Institut der Handelskammern.

[84] DUPIN war Generalinspektor der Marine, bevor er 1819 zum Professor am *Conservatoire des arts et métiers* ernannt wurde. 1828 wurde er als liberaler Abgeordneter in die Kammer, 1832 als Mitglied der *Académie des sciences morales et politiques* und 1837 als Pair gewählt. 1852 wurde er Senator.

[85] Auf eine Anregung von List hin hatte THIERS 1831 CHEVALIER beauftragt, in Nordamerika das Eisenbahnwesen zu studieren. Seine amerikanische Erfahrung fasste er zusammen in *Lettres sur l'Amérique du Nord.* 2 Bde. Paris: Gosselin, 1836. Er wurde Professor der Nationalökonomie am *Collège de France.*

[86] Henri RICHELOT an List, Paris, 2. Februar 1845 (IX, 121).

> I don't care a fig for the applause of Mr. Richelot. Aber Sie wissen, welchen Kampf ich mit den Preußen zu bestehen habe, wie sehr ich von den entgegenstehenden Interessen misshandelt werde und dass Beifall von außen immer mehr Gewicht hat als einheimischer.[87]

Dies war der Grund, warum List, als er zwischen 1837 und 1840 Korrespondent der *Allgemeinen Augsburger Zeitung* in Paris war, auch an einem Wettbewerb der *Académie des sciences morales et politiques*, die 1832 von Francois GUIZOT (1787-1874) wieder ins Leben gerufen worden war, teilnahm.[88] Es wurde kein Preis verliehen, aber Lists Schrift wurde als bemerkenswert bezeichnet. Um seine Gewinnchancen zu erhöhen, hatte er Francois FERRIER (1777-1861)[89] und Francois Xavier DROZ (1773-1850)[90], der Mitglied der *Académie* war, zitiert. Nach Überarbeitungen erschien sein Essay *Das natürliche System der politischen Ökonomie* bei COTTA, aber auf Wunsch des Verlegers unter dem Titel *Das nationale System der politischen Ökonomie*:

> (Mit diesem Buch glaube ich), dass ich weiter gekommen bin als Rau in Heidelberg, und selbst als Nebenius, der nie andere Länder und Handel und Industrie im großen gesehen hat. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, die Praxis und Theorie, die in dieser Wissenschaft so himmelweit zurzeit noch auseinanderstehen, zu versöhnen und insbesondere die Handels- und Gewerbsinteressen des deutschen Zollvereins ins Licht zu stellen.[91]

---

[87] List an Gustav KOLB, Augsburg, Dezember 1845 (VIII, 772). Insgesamt meinte List zu Frankreich: „Es liegt mir sehr an Frankreich, obwohl ich eigentlich nicht sagen kann, dass ich das Land liebe. Ich betrachte es aber als den Gärungsstoff von Europa […]"; List an Georg von COTTA , Paris, 3. Oktober 1839 (VIII, 549). In Paris fühlte er sich nicht wohl. Außer zu Heinrich HEINE und Jakob VENEDEY scheint er während seines Pariser Aufenthalts von 1837 bis 1840 wenig Kontakt zu Deutschen gehabt zu haben. (IV, 146f).

[88] Ähnliche Hoffnungen hatten zwei andere Deutsche: Heinrich OSIANDER (1782-1846), der Chefbuchhalter einer holländischen Bank war und sich als nationalökonomischer Schriftsteller etablieren wollte, und Wilhelm KOSEGARTEN (1792-1868), der damals Privatdozent in Prag war.

[89] 1804 Zollinspektor in Bayonne, später in Worms und der Toskana, 1812 Generalzolldirektor und nach Napoleons Fall Zollinspektor in Dünkirchen, 1841 Pair.

[90] DROZ war ein Eklektiker, Mitglied der *Académie française* und der *Académie des sciences morales et politiques*.

[91] List an Georg von COTTA, Paris, 3. Oktober 1839 (VIII, 549).

Unter den amerikanischen Ökonomen war aus protektionistischer Sicht Thomas COOPER (1759-1840) zu bekämpfen, während Lists Einsichten mit denen von Alexander HAMILTON (1757-1804)[92], Daniel RAYMOND (1786-1849)[93] und Matthew CAREY übereinstimmten. Außerdem bezog er sich oft auf die wertvollen Statistiken der Briten John Ramsay McCULLOCH (1789-1864), James MACQUEEN (1778-1870), John MCGREGOR (1797-1857) und George PORTER (1792-1852). Obwohl mehrere der genannten Ökonomen Historiker und Statistiker waren, warf ihnen List vor, ihre Theorien nie an geschichtlichen Tatsachen überprüft zu haben.[94] Er beschuldigte sie auch, nicht vom Standpunkt der Gesamtbevölkerung auszugehen. Seine Aufgabe bestand also darin, die Entstehung von und die Wechselwirkungen zwischen Fabrik-, Handels-, und Verkehrssystemen aufgrund ständeübergreifender und überregionaler Ansätze zu veranschaulichen und das Ergebnis bekannt zu machen. Dabei trug er entscheidend zur Entwicklung zweier neuer Berufe bei, dem des Lobbyisten und dem des Kommunikationsberaters.

17. Das Netzwerk der Verleger

In den zwanziger und dreißiger Jahren erlebte die Presseindustrie ein Spekulationsfieber.[95] Während seiner ersten Exiljahre hatte List Kontak-

[92] HAMILTON hatte ein Zollsystem entworfen, das die Einfuhr sämtlicher Manufakturprodukte benachteiligen sollte, solange die amerikanische Industrie keine eigene Dynamik entwickelt hatte.

[93] Während der amerikanischen Wirtschaftskrise von 1818/19 hatten die Fabrikanten und die Landwirte auf staatliche Hilfe gehofft. Erstmals hatten sie ihre gemeinsamen Interessen erkannt. Henry CLAY entwarf ein Programm, das Schutzzölle für die Industrie mit dem Bau von Verkehrsinfrastrukturen vorsah, durch die die Nord- und Südstaaten ihre Produkte austauschen und einen Binnenmarkt aufbauen könnten. Daniel RAYMOND verlieh diesen Vorstellungen eine theoretische Basis. Siehe Raymond, Daniel: *Thought on political economy*. Baltimore, 1820.

[94] ROSCHER betrachtet List als Vorläufer der historischen Schule. Siehe Roscher, Wilhelm: *Geschichte der National-Ökonomie in Deutschland*. München: Oldenbourg, 1874.

[95] Siehe Kirchner, Hans-Martin (1962): *Wirtschaftliche Grundlagen des Zeitschriftenverlages im 19. Jahrhundert*. In: Kirchner, Joachim: *Das deutsche Zeitschriftenwesen, seine Geschichte und seine Probleme*. 2 Bde. Wiesbaden: Harrassowitz, 1962. II, 379-476.

te zu dem Aarauer Verleger SAUERLÄNDER[96] und dem Züricher Verleger Eduard GESSNER (1799-1862)[97] geknüpft. In Straßburg hatte der Freiburger Professor der Rechte Johann Peter von HORNTHAL (1794-1864) versucht, ihn im Auftrag von BROCKHAUS zu gewinnen. Seit 1824 stand er in Verbindung mit dem badischen Abgeordneten und Gründer der Heidelberger Universitätsbuchhandlung Christian Friedrich WINTER (1773-1858), der die Verteidigungsschrift *Themis* in Kommission genommen hatte.[98] In Paris verhandelte List 1831 mit einem von ihm nicht genannten deutschen Buchhändler über die Herausgabe eines *Staatslexikons*. Diese Idee verwirklichte er Ende 1832, als er sich in Hamburg niederließ. Er unterbreitete sie Karl von ROTTECK und Theodor von WELCKER mit der Absicht, sich die staatswirtschaftlichen Artikel vorzubehalten.[99] List teilte seinen Plan auch Theodor LESSER mit, dem Inhaber der Hammerischen Verlagsbuchhandlung, der bald darauf Verleger des *Staatslexikon* wurde.[100]

In einer privaten Briefkorrespondenz hatte List 1828 dem bayerischen Eisenbahnpionier Joseph von BAADER (1773-1835)[101] über seine amerikanische Erfahrung berichtet. BAADER fand die wirtschaftspolitischen Brie-

---

[96] Heinrich SAUERLÄNDER interessierte sich besonders für den deutschen Zeitungsmarkt. Er hatte 1816 die *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* gekauft und 1818 Ludwig BÖRNE beauftragt, die Auflage zu erhöhen.

[97] GESSNER verlegte *Themis II*. Die Schrift wurde in Straßburg bei SCHULER gedruckt.

[98] List an Buchhändler WINTER, Hohenasperg, 10. November 1824; List an Buchhändler WINTER (Entwurf), Paris, 7. Oktober 1831 (VIII, 296).

[99] List an Karl von ROTTECK, Paris, 3. August 1838 (VIII, 512ff.). Auf dem Markt gab es das *Rheinische,* das *Pierersche*, das *Brüggemannsche*, und das *Reichenbachsche Lexikon* sowie das *Konversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur*. List hatte außerdem 1833 versucht, ROTTECK für eine Geschichte des deutschen Volks mit Holzstichen für Schüler zu gewinnen. Das Vorhaben wurde nicht verwirklicht; List an Karl Theodor WELCKER (Entwurf), Mitte/Ende September 1833 (VIII, 400ff.).

[100] Obwohl List Anteilseigner des *Staatslexikon* war, wurde er nach und nach vom Unternehmen ausgeschlossen. WELCKER, der von einer bescheidenen Pension lebte, hatte die Geldquelle erkannt und die Kontrolle des operativen Geschäfts an sich gezogen. Er hatte das preußische Verbot gegen ROTTECKS Schriften ausgenutzt, um sich zu profilieren.

[101] BAADER wurde 1798 Direktor des Maschinen- und Bergbaus in Bayern, 1808 Geheimrat bei der Generaldirektion des Bergbaus und der Salinen und später Oberbergrat.

fe so interessant, dass er sie in der Cotta'schen *Augsburger Allgemeinen Zeitung* veröffentlichen ließ.[102] Kurz nach seiner Ankunft in Europa, im Januar 1831, knüpfte List den Kontakt zu Friedrich von COTTA wieder an.[103] Als dieser 1832 starb, übernahm sein Sohn Georg das Unternehmen. 1834 hoffte List, mit ihm ein bebildertes Magazin zu gründen, bekam aber die erhofften englischen Holzstiche von LONGMAN & REES nicht.[104] Zu dieser Zeit wirkte List auch in Leipzig, wo er in Verbindung mit Johann Jakob WEBER (1803-1880), Leiter der Leipziger Filiale des Pariser Verlegers BOSSANGE, stand. WEBER und BOSSANGE hatten nach dem Vorbild des *Penny-Magazins* das erste deutsche Massenblatt, das *Pfennig-Magazin,* gegründet. Um den Absatz von 80.000 Exemplaren zu bewältigen, organisierte WEBER den Vertrieb neu, indem er eigene Wagen mietete und so die Zünfte umging. BOSSANGE hatte aber die aus England bezogenen Holzstiche für sich vertraglich gesichert, was zu einem Streit führte. List bot WEBER an, die Angelegenheit mit dem englischen Verlagsbuchhändler in Windsor, Charles KNIGHT, zu klären.[105] List und WEBER riefen das *Nationalmagazin für Erfindungen, Entdeckungen und Fortschritte in Handel und Gewerbe* (Altona, 1834-1835) ins Leben. Nach dem englischen Vorbild wurde auch eine Gesellschaft für die Verbreitung von nützlichen Kenntnissen gegründet. Schließlich übernahm LESSER den Verlag des *Eisenbahn-Journals* und des *National-Magazins für die Fortschritte in Handel, Gewerbe und Ackerbau* (Altona, 1835-1837). Während dieser Jahre verwandelte sich das Konzept der Revolution in eine technische Fortschrittsutopie, die es fassbar zu machen galt. Jeder Leser sollte angeregt werden, sich praktische und technische Kenntnisse anzueignen, um zum Gesellschaftswandel beizutragen.

Georg von COTTA (1796-1863) hatte das wachsende Interesse der Leserschaft für technische, rechtliche und wirtschaftliche Themen nicht rechtzeitig wahrgenommen. Der Pressemarkt wurde nicht mehr nur nach dem Bildungsniveau der Leser segmentiert, sondern auch nach de-

[102] Ernst WEBER und Ernst Wilhelm ARNOLDI ließen die Briefe als Broschüre unter dem Titel *Mitteilungen aus Nordamerika von Fr. List* veröffentlichen; Wendler (1989), 74.

[103] List an Friedrich von COTTA, Paris, 5. Januar 1831 (VIII, 368ff.).

[104] List an Georg von COTTA, Leipzig, 15. Mai 1834 (VIII, 417).

[105] Zum Sachverhalt des Streites siehe List an Charles KNIGHT, Leipzig, 16. Januar 1834 (VIII, 403ff.). In London sollten die Geschäftsverbindungen über den Verlagsbuchhändler Alexander BLACK bei Mr. FREGE & CO. und den Politiker, Bankier und Publizist John BOWRING (1792-1872) erfolgen.

ren religiöser, regionaler und beruflicher Zugehörigkeit. Der Markttendenz folgend entwickelte sich die Auflage der *AZ* zwar gut, doch die Zeitung verlor den Anspruch, die gesamte deutsche Öffentlichkeit zu vertreten. So wurde Friedrich Lists Mitarbeit ein willkommener Trumpf, um die wachsende wirtschaftspolitisch interessierte Kundschaft zu gewinnen. Im belgischen Ostende traf er 1837 den Chefredakteur der *Augsburger Allgemeinen Zeitung*, Gustav KOLB (1798-1865), und vereinbarte mit ihm eine Pariser Korrespondententätigkeit.[106] Zwischen 1837 und 1840 lieferte er über zweihundert Beiträge, überwiegend über die Politik und Wirtschaft in Amerika und Frankreich. Er schrieb auch für das wissenschaftliche Pendant der *AZ,* die *Deutsche Vierteljahresschrift* (Stuttgart, 1838-1870), die COTTA in seiner Offensive für mehr Wirtschaftsberichterstattung 1838 gegründet hatte und deren Redakteur der Diplomat Christian Friedrich Karl von KÖLLE (1781-1848) war.[107] List wollte für diese Zeitschrift Grundsatzartikel verfassen, z.B. über „den Einfluss der Manufakturen auf den Wert des Grundeigentums", „über die gegenwärtige Handelskrisis in Nordamerika" oder über einen „europaïsch-amerikanischen Handelskongress".[108]

Er wurde COTTAS Berater auf dem wirtschaftspublizistischen Markt. Er berichtete ihm über den erfolgreichen Start der *Leipziger Allgemeinen Zeitung*, die BROCKHAUS gegründet hatte, um die *AZ* auf dem norddeutschen Markt herauszufordern. Auch der *Fränkische Merkur* und später die *Kölnische Zeitung* galten als seriöse Konkurrenz. List schlug vor, die in Frankfurt erscheinenden und dahinvegetierenden *Europäischen Annalen* mit gewerblichen, nationalökonomischen, staatsrechtlichen und geschichtlichen Artikeln wieder aufleben zu lassen.[109] Er riet, die Frankfurter und die Hamburger Ausgaben der *AZ* mit einer Beilage zu versehen.

> Um diese Blätter dem großen Publikum ganz unentbehrlich zu machen, müsste man auch die wichtigsten Handels- und Börsennach-

[106] List war zur Eröffnung der Eisenbahnlinie Louvain-Melchen von der belgischen Regierung eingeladen worden.

[107] Weitere Mitarbeiter des Hauses COTTA, mit denen List in Verbindung stand, waren die Redakteure Karl A. MEBOLD (1798-1854) und August J. ALTENHÖFER (1804-1876), die Journalisten Gustav HÖFKEN, Theodor TÖGEL und August von BINZER (1793-1868), die Angestellten Friedrich RÖTH und FAKLER und der Leiter der Augsburger Geschäftsbereiche Hermann von REISCHACH.

[108] List an Georg von COTTA, Paris, 3. Oktober 1839 (VIII, 549).

[109] List an Georg von COTTA, Paris, 30. Oktober 1837 (VIII, 495).

> richten und die Anzeigen der neuesten Schriften von Deutschland, England und Frankreich in ganz kleiner Schrift (anbieten).[110]

Die Abhängigkeit des Verlegers von der württembergischen und der österreichischen Politik führte zu einer entmutigenden internen Zensur. Da Lists Artikel nicht immer veröffentlicht wurden, meldete er eines Tages:

> […] das hat mich zur französischen Journalistik getrieben. In der Beilage zum *Constitutionnel* vom 25. Sept. werden Sie unter anderem einen großen Aufsatz von mir finden.[111]

Im März 1839 nahm List Kontakt zur Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg im Breisgau über den Leiter von deren Pariser Filiale, Georg HECK, auf.[112] In der Hoffnung, endlich seine finanzielle Unabhängigkeit zu erreichen, schlug er neue Unternehmungen vor: ein jährliches Konversationslexikon für Politik, Geographie und Ökonomie „mit Bildern und Zeichnungen", „eine Staatsbibliothek, worin klassische politische, politisch-geschichtliche, politisch-ökonomische und politisch-geographische Werke des Auslands in der Übersetzung (mit Noten) in zwanglosen Heften… enthalten sein würden" und „die Herausgabe des Diktionärs für Manufakturen und Fabriken von Professor Andrew URE (1778-1857) in London".[113] HERDER war bereit, auf einige Vorschläge einzugehen. Er unterstützte auch List, indem er ihm Bücher zuschickte, die dieser für seine Arbeit benötigte. Verwirklicht wurde aber lediglich die Übersetzung von Louis Bonapartes *Idées Napoléoniennes* als Teil I der Staatsbibliothek.[114]

---

[110] List an Georg von COTTA, Paris, 18. April 1838 (VIII, 508).

[111] Es handelte sich um *L'économie politique devant le tribunal de l'histoire* (V, 99-111), List an Georg von COTTA, Paris, 3. Oktober 1839 (VIII, 549ff.).

[112] Diese Buchhandlung war von Bartholomäus HERDER (1774-1839) in Merseburg gegründet worden. Seit 1808 wurde sie in Freiburg i. Br. betrieben und damals von seinem Sohn Benjamin (1818-1888) geleitet. Georg Bartholomäus' Schwager leitete die Pariser Filiale.

[113] List an die Herdersche Verlagsbuchhandlung, Paris, 25. März 1839 (VIII, 535ff.).

[114] Die Übersetzung kam im September 1839 in rund 1.000 Exemplaren heraus. Im April 1839 hatte List versucht, mit BROCKHAUS in Verbindung zu treten, doch daraus wurde nichts. List an Benjamin HERDER, Paris, 6. August 1839, (VIII, 543); List an Benjamin HERDER, Paris, 16. August 1839; HERDER an List, Freiburg, 16. Dezember 1839 (VIII, 547).

18. List als Lobbyist

Lists Ziel als Konsul war es, über Publikationen den amerikanischen Handel mit Frankreich zu fördern, besonders für Tabak, Zucker, Öl, Speck, Fisch und Kohle. Um die amerikanischen Ausfuhren nach Deutschland und in die Schweiz zu erleichtern, beabsichtigte er, die französische Regierung für den Bau einer Eisenbahnlinie von Straßburg nach Le Havre zu gewinnen. Er sollte auch die Regierungen in Sachsen, Hessen und Bayern von der Notwendigkeit überzeugen, entlang der Weser eine Eisenbahnlinie zu bauen. Außerdem wollte List praktische Empfehlungen für Auswanderungswillige verbreiten. Er war selbst daran interessiert, für seine Kohlegruben und Grundstücksspekulationen billige Arbeitskräfte aus den deutschen Staaten zur Emigration zu motivieren. Wie damals üblich, verbreitete er fingierte Briefe über den amerikanischen Lebenstraum.

In Frankreich war der Zugang zur Öffentlichkeit keine Selbstverständlichkeit.[115] Als Erstes veröffentlichte List seine *Idées sur les réformes économiques, commerciales et financières, applicables à la France* (V, 59-91) in Marc Antoine Jullens *Revue encyclopédique*.[116] Hierzu schrieb er Joseph von Baader:

> Da ich alle Hoffnungen aufgegeben habe, in Deutschland etwas zustande zu bringen, so habe ich mich nun auch an die Franzosen gewandt, die von Ihnen schon so vortrefflich vorbereitet sind. Im Märzheft der *Revue Encyclopédique* und in den folgenden Nummern werden Sie einige Aufsätze von mir über diesen Gegenstand finden. Ich habe ihn von der politisch-ökonomischen Seite zu beleuchten gesucht und dadurch die Häupter der linken Seite dafür gewonnen, die ohne Zweifel demnächst ans Ruder kommen werden. Es würde gut sein, wenn Sie sich dort, etwa durch Artikel, die Sie in die *Revue Encyclopédique* liefern, wieder in Erinnerung brächten.[117]

Außerdem beabsichtigte List, mit einem Essay über den *Einfluss von Dampfmaschinen und Eisenbahnen auf die produktive und politische Kraft des europäischen Kontinents* die französische Öffentlichkeit über den Nutzen der

---

[115] List an Martin van Buren, 21. Oktober 1830 (II, 302ff).

[116] Der Text ist dreiteilig erschienen in: *Revue Encyclopédique* (1831) XLIX, 473-490 (März); L, 37-52 (April); LII, 346-357 (November).

[117] List an Joseph v. Baader, Baden bei Rastatt, 18. Juni 1831 (VIII, 379).

Eisenbahnen aufzuklären.[118] Wichtige Hebel für sein Handeln sah er in dem gerade gegründeten französischen Handelsamt, in dem sämtliche Handelskammern vertreten waren, in großen Handelshäusern und in Notabelnversammlungen von Großstädten. Er beabsichtigte, erst nach der Kontaktaufnahme mit ihnen auf lokale Vereine zuzugehen und Artikel in Regionalzeitungen veröffentlichen zu lassen. Damit wollte er französische Abgeordnete schon anlässlich der nächsten Parlamentssitzung zu Gesetzesänderungen bewegen.[119]

Im Auftrag von William RIVES traf List die belgischen Politiker Charles ROGIER (1800-1885) und Alexandre GENDEBIEN (1789-1869), die im Januar 1831 in Paris die Modalitäten der belgischen Unabhängigkeit verhandelten. Dabei ging es auch um den Bau einer Eisenbahnlinie zwischen Köln und Antwerpen. Dass sie zügig fertiggestellt wurde, lag sowohl im Interesse der belgischen Politiker als auch der rheinischen Kaufleute: zwei Gruppen, die sich gegenüber Holland Freiräume verschaffen wollten. Nach dem preußisch-belgischen Abkommen von 1844 wurde Antwerpen sogar der einzige Nordseehafen des Zollvereins. Daneben verschickte List Berichte an unterschiedliche französische Politiker. Im Mai 1831 bat er Minister d'ARGOUT (1782-1858)[120] um eine Genehmigung für die Errichtung von Öfen zur Verarbeitung von amerikanischem Anthrazit. Als Gegenleistung könne Frankreich Gips exportieren, der in Amerika fehle.[121] Im September 1831 schrieb er Odilon BARROT (1791-1873)[122] über die Mängel des französischen Chausseewesens und 1832 André de FÉRUSSAC (1786-1836)[123] über die Fortschritte des Eisenbahnwesens in den Vereinigten Staaten. In dessen Salon unterhielt er sich mit den be-

[118] List an Martin van BUREN, Philadelphia, 9. August 1830 (II, 830ff.).

[119] List an Martin van BUREN, Paris, 7. Januar 1831 (II, 305).

[120] D'ARGOUT war seit 1819 *Pair de France*. Unter LOUIS-PHILIPPE wurde er mehrfach Minister und später Gouverneur der *Banque de France*.

[121] List an d'ARGOUT (Entwurf), Paris, Anfang Mai 1831 (VIII, 376).

[122] Odilon BARROT an List, Paris, 30. September 1831 (VIII, 383). List besuchte BARROT im Zusammenhang mit dem Eisenbahnwesen auch anlässlich seines Pariser Aufenthalts Ende der dreißiger Jahre; List an Karoline, Paris, 4. März 1838 (VIII, 506).

[123] List an FÉRUSSAC, Philadelphia, 20. Februar 1832 (II, 309). André d'Audebard Baron de FÉRUSSAC war Naturforscher, Offizier und Politiker. Er gründete das *Bulletin universel des sciences et de l'industrie* und mit CHAPTAL und DUPIN die *Société de statistiques de France*. 1830 wurde er Abgeordneter des neuen Pariser Unterhauses.

rühmten Ingenieuren MELLET und HENRY, die die Ligne St-Étienne-Andrézieux-Roanne entworfen hatten, und mit dem Direktor der öffentlichen Bauten CORDIER:

> Aus der Beratung ergab sich, dass die bestehenden Expropriationsgesetze jedem Fortschritt dieser Art im Wege stehen und dass bei Herrn d'Argout nichts Vernünftiges zu erlangen sei; es war damit beschlossen, ich solle in den *Constitutionnel* ein tüchtiges Schreiben einrücken lassen, worin die Nachteile und der Unsinn der französischen Expropriationsgesetze und die Vorteile der englischen und amerikanischen auseinandergesetzt wären.[124]

List legte dem Redakteur des *Constitutionnel* dar, wie in Frankreich die Verwirklichung großer Infrastrukturprojekte an Verwaltungsvorschriften scheiterte. Er zeigte die Vorzüge die Vereinigten Staaten von Amerika und wies besonders auf die Enteignungsproblematik hin.[125] Die Folge des Artikels *De la loi à faire sur l'expropriation* war eine Einladung bei Herzog DECAZES. Das Gesetz wurde im folgenden Frühjahr beschlossen. Lists Anteil daran ist nicht exakt bestimmbar. Aber hier zeigt sich exemplarisch, wie ein Dritter zur Überwindung von Blockaden beitragen kann.

Auch die Gründung der *Caisse générale du commerce et de l'industrie* durch LAFFITTE im Jahre 1837 wurde ein echtes europäisches Medienereignis.[126] List versuchte, von der Gunst der Stunde zu profitieren. Er übergab dem französischen Konsul HUBER in Leipzig die Denkschrift *Proposition de M. List, Consul des États Unis à Leipsic, pour l'émission d'un papier-monnaie combiné avec l'établissement des chemins de fer* (V, 94-V, 98), die eine starke Wirkung auf die französische Verwaltung hatte. Über den belgischen König LEOPOLD I erhielt List eine Audienz bei LOUIS-PHILIPPE[127], der mit der Idee liebäugelte, sich eventuell von der Geldaristokratie unabhängiger zu machen. List hoffte, amerikanische Finanzierungsmethoden in Europa zu verbreiten. Dazu sollten Banken Noten emittieren, die durch

---

[124] List an das Komitee der Leipzig-Dresdener Eisenbahnkompanie (Entwurf), Leipzig, 28. April 1835 (VIII, 438ff.).

[125] List an den Redakteur des *Constitutionnel* (Entwurf), Paris, vor dem 20. Oktober 1831 (VIII, 298f.); List an den Redakteur des *Constitutionnel,* Paris, 20. Oktober 1831 (VIII, 94).

[126] Die *Banque de France* und die anderen großen Bankhäuser weigerten sich, Wechsel mit geringen Beträgen und kurzen Laufzeiten auszustellen, was den Kleinhandel beeinträchtigte. Die *Caisse* nutzte diese Marktlücke sehr erfolgreich.

[127] List an Karoline, 22. November 1837 (VIII, 497).

Eisenbahnanlagen gedeckt werden sollten. Somit würden mehr Zahlungsmittel kursieren und das Sparen würde auch für Besitzlose möglich werden. Um das Sparvermögen zu verwalten, schlug er außerdem vor, private Aktienbanken zu gründen, wohlwissend, dass die kontinentaleuropäischen Machthaber derartigen Institutionen skeptisch gegenüberstanden.[128] Das Vorhaben, das lediglich ein exploratorisches Ziel hatte, wurde verworfen. Schließlich versuchte List, mit dem amerikaerfahrenen Kriegsminister Simon BERNARD (1779-1839)[129] Armeelieferungen zu vereinbaren, ohne dabei seine eigenen Gewinnmöglichkeiten aus den Augen zu verlieren.[130] Auch diese Bemühungen blieben erfolglos. Lists Expertise wurde jedoch anerkannt. THIERS bot ihm eine mit 12.000 Francs dotierte Anstellung an, die er aber ablehnte, weil er intellektuell und politisch unabhängig bleiben wollte.[131] Auch im Zusammenhang mit der Gründung des *Zollvereinsblatts* im Jahre 1843, das die Interessen der süddeutschen Fabrikanten vertrat, kam List in Kontakt mit Paris. Er versuchte, Joseph SAVOYE[132] (1802-1869) und Alexander WEILL[133] als Korrespondenten zu gewinnen. Andererseits wollte er eine Stimme in der französischen Presse haben, um auf Deutschland einzuwirken. Die *Revue Nouvelle* war ihm zwar zugänglich, aber zu ministeriell. Daher wünschte er, in der *Revue Indépendante* und der *Revue des Deux Mondes* zu schreiben.[134]

[128] Die Risiken galten als nicht beherrschbar, da die Aktionäre nicht uneingeschränkt und solidarisch hafteten. Tatsächlich ging es darum, aus machtpolitischem Kalkül die Geldwirtschaft in staatsnahen Händen zu behalten.

[129] Simon BERNARD war Adjudant NAPOLEONS gewesen und während der Restauration Festungsbaumeister in Nordamerika. Nach der Juli-Revolution wurde er Adjutant LOUIS-PHILIPPES und 1836 dessen Kriegsminister.

[130] Es ging um die Versorgung von Militärgebäuden mit Heizkohle; List an Karoline, Paris, 29. Juni 1838 (VIII, 511).

[131] List an Franz DINGELSTEDT, Augsburg, Ende Mai 1845 (VIII, 759f).

[132] List an Joseph SAVOYE, Augsburg, 8. Dezember 1845 (VIII, 771ff.). SAVOYE gehörte zu den Hauptakteuren des Hambacher Fests und musste nach Frankreich flüchten. Er wurde Lehrer am *Collège Louis-le-Grand* und später Gesandter der Französischen Republik beim Bundestag.

[133] Alexander WEILL an List, nach dem 29. Oktober 1844 (VIII, 745f.); List an Alexander WEILL, Augsburg, 15. Februar 1846 (VIII, 790f.). WEILL schrieb vor allem in der *Démocratie* und im *Courrier Français*.

[134] Weitere Korrespondenten des *Zollvereinsblatts* im deutschsprachigen Raum waren die Junker von ROHR und von LAVERGNE-PEGUILHEN, der Bremer Senator Arnold DUCKWITZ (1802-1881), der Altonaer Schiffwerkseigentümer Andresen SIEMENS, der Hamburger Publizist Franz KLEFEKER und die Fabrikan-

19. List als Kommunikationsberater

Die Steuerung großer Organisationen wie öffentliche Verwaltungen oder Händlernetzwerke setzte komplexe Abstimmungsvorgänge voraus. Als Rechtsberater des Handelsvereins rühmte sich List, aufgrund seiner Erfahrungen als Beamter den Comptoirstil der Händler in eine allgemein verständliche Sprache übersetzt und ihr kollektives Handeln über das *Organ* ermöglicht zu haben. Das war die Leistung, die ihm bei Hauptvertretern des Vereins wie Ernst WEBER (1769-1834, Gera), Johann Jakob SCHNELL (1760-1829, Nürnberg), Carl Friedrich BAUERREIS (Nürnberg), Joseph Melchior ELCH (Kaufbeuren), Ernst Wilhelm ARNOLDI (1778-1841, Gotha), und Carl Christian BECHER (1776-1836, Hamburg) Anerkennung verschafft hatte.

Auch bei Eisenbahnprojekten musste das Handeln zahlreicher Akteure, beispielsweise der Staatsbeamten, der Aktionäre, der Ingenieure und der Arbeiter koordiniert werden. List spielte für die Leipzig-Dresdner Eisenbahnkompanie eine Vorreiterrolle als Kommunikationsberater. Seine wichtigsten Kontaktpersonen in der Direktion der Eisenbahngesellschaft waren die Kaufleute Gustav HARKORT (1795-1865), Albert DUFOUR-FÉRONCE (1798-1862) und August OLEARIUS, der Kammerrat und Statistiker Wilhelm von SCHLIEBEN (1781-1839) und der Beamte Joachim von FALKENSTEIN (1801-1882). Außerdem stand er mit dem Innenminister Hans Georg von CARLOWITZ (1772-1840) und den Prinzen BERNHARD II von Sachsen-Meinigen und ERNST I von Sachsen-Koburg-Gotha in Kontakt. List erstellte für das Unternehmen mehrere Berichte[135], die im Handel erhältlich waren. Sie dienten als Vorlage für andere Eisenbahnprojekte und wurden z.B. im *Rheinisch-Westfälischen Anzeiger* und im *Hermann* besprochen.[136] Die Vorteile seiner Übersichten waren folgende:

---

ten Carl G. DEGENKOLB (1796-1862), Gustav PACHER VON THEINBURG (1808-1852, Wien) und Carl J. KREUZBERG (1802-1870, Prag).

[135] Zum Beispiel: *Über Arbeiten und Pläne des Eisenbahnkomitees*; *Die bestehenden und mutmaßlichen Transporte auf der Route von Dresden nach Leipzig betreffend*; *Die Dampfwagen auf Chausseen und ihre mögliche Konkurrenz mit der Eisenbahn betreffend*; *Vergleisung der Liverpool-Manchester – der Bundweis-Linzer – und der Prag-Pilsener mit der Leipzig-Dresdener Eisenbahn*; *Die übersichtliche Darstellung der Resultate aller bisherigen Arbeiten enthaltend* (III.2, 574-660).

[136] Boch, Rudolf: *Grenzenloses Wachstum? Das rheinische Wirtschaftsbürgertum und seine Industrialisierungsdebatte 1814-1857*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1991. 140, Fußnote 14.

> Erstens ersieht daraus das Publikum, dass man in den Berechnungen gründlich zu Werke gegangen ist. Zweitens gewinnt dadurch derjenige, welchen die Sache näher interessiert, eine richtige Anschauung der Details des Unternehmens. Drittens gewährt die Abteilung nach Stationen den Vorteil, dass man nun berechnen kann, was die Bahn bis zu jedem Punkt kostet und welchen Ertrag man ungefähr annehmen kann […].[137]

In seinen Bestrebungen, industrielle Großprojekte kommunikativ voranzutreiben, war er keine Ausnahme. Im Eisenbahnbau wirkten mit vergleichbarem Engagement beispielsweise in Hamburg Franz KLEFEKER für die Linie Hamburg-Berlin und in Stettin ALTVATER für die Linie Stettin-Berlin. Auch auf staatswirtschaftlichem Gebiet wünschte List mehr Publizität, denn:

> Die Beispiele von England und Frankreich lehren, wie sehr die Bekanntmachung von periodischen Übersichten der eigenen Produktion und des innern und äußern Handels zur öffentlichen Aufklärung beiträgt, und wie vorteilhaft die Aufklärung auf die Handelspolitik der Nation zurückwirkt. Soll es nicht wünschenswert sein, dass der Handelskongress in Berlin allererst dergleichen Übersichten entwürfe und publizierte? Leichtlich möchten sonst die HH. Bowring und Chevalier mehr erfahren als wir, um deren Interessen es sich doch eigentlich handelt. […] Nur hat es etwas Eigenes, aus fremden Zeitungen über die eigenen Nationalverhältnisse Belehrung schöpfen zu müssen, und dann ist auch anzunehmen, man werde uns von dort aus durch englische und französische Brillen sehen lassen. (V, 140f.)

List stellte sich also die Aufgabe, jede öffentliche Äußerung von John BOWRING unter dem deutschen Gesichtspunkt zu erläutern bzw. zu berichtigen. Diese Arbeit erfolgte in den vierziger Jahren, als List für die süddeutschen Fabrikanteninteressen warb, in Abstimmung mit dem Präsidenten des Württembergischen Gewerbevereins Karl DEFFNER (1789-1846) und dem Präsidenten der Württembergischen Handelskammer OSTERTAG.

[137] List an das Komitee der Leipzig-Dresdener Eisenbahnkompanie (Entwurf), Leipzig, 28. April 1835 (VIII, 438f). List benutzte sowohl die Berechnungen französischer Ingenieure – List an Edward R. RIDDLE (Entwurf), 7. Mai 1832 (VIII, 392f.) – als auch Werte, die er aufgrund seiner amerikanischen Erfahrungen gewonnen hatte.

20. Schlussfolgerung

Im Vormärz verbreiteten sich Printmedien in bisher unbekanntem Umfang in alle Stände und Institutionen der Gesellschaft. Die Informationsverarbeitung der Datenflut fand nicht nur in den Staatsverwaltungen statt, sondern auch in Zeitungsredaktionen, Direktionen von Eisenbahngesellschaften sowie Gewerbe- und Landwirtschaftsvereinen. In diesen neuen Orten versammelten sich erstmals stände- und regionalübergreifend Kaufleute, Fabrikanten, Beamte, Ärzte, Publizisten, adelig oder bürgerlich. Hier wurden die Verschiebung der Grenzen zwischen Privat und Öffentlich/ Staatlich und die neuen Normen und Regeln des kollektiven Handelns ausgehandelt. Erstmals nahm die Zivilgesellschaft an der Definition von öffentlichen Gütern teil, was neue Wahrnehmungen, Interpretationsmuster und Kommunikationsbedürfnisse hervorbrachte.

In diesem Zusammenhang sollte folgende Frage beantwortet werden: Zu welchen Zwecken hat List in den unterschiedlichen Etappen seines Exillebens Netzwerke aufgebaut und wie hat er sie mobilisiert? List war ein gesellschaftlicher Aufsteiger, der die Fähigkeit besaß, neue Handlungsspielräume zu erkennen. Bereits vor seinem Exil hatte er viel Erfahrung als Vermittler zwischen Kommunen und Staat, Geschäftswelt und Staatswirtschaft, Bürgertum und Adel gesammelt. Sein dynamisches Gesellschaftsverständnis, das er als Mitbegründer von Vereinen und Zeitschriften testete, bildete die Grundlage seines öffentlichen Handelns. So erkannte er früh, inwiefern neue Printmedien – Vereinsorgane, Verwaltungszeitschriften, heftweise gelieferte Enzyklopädien, wirtschaftspolitische Broschüren – kollektives Handeln ermöglichen. Vor seiner Flucht war er stark in lokale Netzwerke eingebunden und gehörte zur kleinen Riege der politisch motivierten Bürger. Als er verurteilt wurde, versuchte er, nicht zuletzt aufgrund seines Status als politischer Flüchtling, einen Halt bei den französischen Liberalen zu finden. Diese bildeten ein entscheidendes Netzwerk, das als Bindeglied zwischen Deutschland und Amerika fungierte. Dort fand er Anschluss an das öffentliche Leben als erfahrener Zeitungsredakteur, als Wirtschaftspublizist und als Mitglied der großen Wählergruppe der deutschen Einwanderer. Der politische Flüchtling setzte im Ausland den Kampf, den er in seiner Heimat ausgetragen hatte, mit anderen Mitteln fort.

Die zweite Frage lautete: Inwiefern trägt ein politischer Flüchtling als Dritter, als Vertreter des kritischen Realismus und als Transfergestalter zur Bildung von gesellschaftlichen Teilsystemen bei? Durch den syste-

matischen Vergleich der Gesellschaftsteilsysteme „Verwaltung", „Medien" und „Handel" in den Regionen „deutsche Staaten", „Vereinigte Staaten von Amerika" und „Frankreich" identifizierte List neue Zusammenhänge. Aufgrund der neuen Erkenntnisse entwickelte er eine doppelte Strategie, um die deutsche Gesellschaft in Bewegung zu bringen. Einerseits vernetzte er Personengruppen aus bisher abgesonderten gesellschaftlichen Teilsystemen; andererseits popularisierte er in Zeitschriften und Enzyklopädien das volkswirtschaftliche Denken. Er führte den Beruf des Lobbyisten und des internen und externen Organisationskommunikators in Deutschland ein. Dabei trug er entscheidend zur Verbreitung des technisch-ökonomischen Fortschrittsglaubens bei. Er wies auf neue Kollektive, wie Aktionäre, Sparer, Fachangestellte, Arbeiter, Gläubiger und Zulieferer hin, welche die Grundidentitäten der aufkommenden Industrie- und Kommunikationsgesellschaft werden sollten. Er versuchte, immer neue Produkte einzuführen, auch in Form von Dienstleistungen und Texten; denn er wusste, dass sie weitgehend anonym wirken und daher eher als Personen Systeme ändern können.

21. Anhang

Die folgende Tabelle fasst Lists Bezugspersonen im Hinblick auf die Entstehung neuer gesellschaftlicher Teilsysteme zusammen. Die Spalten „Name", „Vorname", „zitiert", „Briefe", „Beruf", „Stand" bereiten keine Schwierigkeiten. Die Spalte „Zeitgenosse" mit den Antworten *ja/nein* unterscheidet zwischen lebenden und nicht mehr lebenden Personen. Diskurstechnisch sind beide von Bedeutung, aber nur Zeitgenossen waren unmittelbar handlungsrelevant. Die Spalte „Hauptinstitution" bezieht sich auf die Hebelfunktion, welche die genannten Personen besaßen. Dabei scheinen sechs Institutionstypen entscheidend gewesen zu sein. Die Möglichkeit, politisch zu handeln setzte den erfolgreichen Aufbau einer *Privatsphäre* voraus. Einerseits bot sie einen Ort der Reflexivität, an dem Karoline eine moralische und psychologische Instanz war. Andererseits war sie ein Ort des politischen Rückzugs, sobald das öffentliche Handeln unterdrückt wurde. Die *Staatsverwaltungen* erteilten Genehmigungen für die Verwirklichung öffentlicher Projekte. *Unternehmervereine* bezeichnen hier sowohl Gewerbe- und Landwirtschaftsvereine als auch Eisenbahngründungskomitees und Aktiengesellschaftsdirektionen. In den *Universitäten* wurde der Gesellschaftswandel beobachtet, interpretiert und

reflektiert, allerdings im staatlichen Sinn. Im Umfeld der *Verlagshäuser* erfolgte dies auch im zivilgesellschaftlichen Sinn. Die Spalte „System" bezieht sich auf neue Handlungszusammenhänge, die sich aufgrund der kommunikativen Abstimmungen in den genannten Institutionen herausbildeten. Besonders deutlich zu erkennen sind das *Eisenbahnsystem*, das *handelspolitische System*, das *Geldsystem*, das *Mediensystem*, die *Ökonomie als Diskurssystem*, das zwischen Staat und Gesellschaft vermittelt und das *System der kleinen bürgerlichen Familie*. Mit dem *politischen System* wurde hier nicht die abstrakte Theorie erfasst, sondern diejenigen staatlichen Personen, die für Lists öffentliches Handeln als freier Bürger entscheidend waren. Die Spalte „Exil" prüft mit den Antworten *ja/nein*, inwiefern politische Flüchtlinge untereinander in Verbindung standen. Die Tabelle lässt sich beliebig verfeinern. Aufgrund von Filterkombinationen kann Lists Handlungslogik bis ins Detail herausgearbeitet und in Diagrammen dargestellt werden, worauf aus Platzgründen hier verzichtet wurde.

NAME	Vorname	Zitiert	Briefe	Beruf	Land	Stand	Zeitg.	Hauptinstitution	System	Exil/Haft
BAADER	Joseph von	26	3	Ingenieur	Bayern	Adel	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
BAYERN	Ludwig I von	29	3	Staatsoberhaupt	Bayern	Adel	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
BAYERN	Maximilian I von	6		Staatsoberhaupt	Bayern	Adel	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
BELGIEN	Leopold I von	7		Staatsoberhaupt	Belgien	Adel	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
BONAPARTE	Napoleon I	48		Staatsoberhaupt	Frankreich	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Handel	ja
BOWRING	John	56	2	Politiker	GB	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Handel	nein
BROCKHAUS	Friedrich	7		Buchhändler	Sachsen	Bürgertum	ja	Verlag	Medien	nein
BROCKHAUS	Heinrich	8	4	Buchhändler	Sachsen	Bürgertum	ja	Verlag	Medien	nein
BRÜGGEMANN	Karl Heinrich	17		Publizist	Preussen	Bürgertum	ja	Verlag	Ökonomie	ja
BÜLAU	Friedrich	18		Professor	Sachsen	Bürgertum	ja	Universität	Ökonomie	nein
BUREN	Martin van	19	6	Staatsmann	USA	Adel	ja	Staatsverwaltung	Politik	nein
CANNING	George	33		Staatsmann	GB	Adel	ja	Staatsverwaltung	Handel	nein
CARLOWITZ	Hans Georg von	42	1	Staatsmann	Sachsen	Adel	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
COOPER	Thomas	21		Publizist	USA	Bürgertum	ja	Universität	Ökonomie	nein
COTTA	Friedrich von	40	31	Buchhändler	Württemberg	Adel	ja	Verlag	Medien	nein
COTTA	Georg von	75	64	Buchhändler	Württemberg	Adel	ja	Verlag	Medien	nein
CUMMEROW-BÜLOW	Ernst von	23		Landwirt	Preussen	Adel	ja	Unternehmerverein	Medien	nein
DUCKWITZ	Arnold	8	4	Kaufmann	Bremen	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Handel	nein
DUFOUR-FÉRONCE	Albert	14		Kaufmann	Sachsen	Bürgertum	ja	Unternehmerverein	Eisenbahn	nein
DUPIN	Pierre Charles	23		Politiker	Frankreich	Adel	ja	Staatsverwaltung	Ökonomie	nein
ENGLAND	Elisabeth von	36		König	GB	Adel	nein	Staatsverwaltung	Politik	nein
ENGLAND	Georg I von	7		König	GB	Adel	nein	Staatsverwaltung	Handel	nein
ENGLAND	Henrich VIII von	14		König	GB	Adel	nein	Staatsverwaltung	Handel	nein
FAKLER		12	3	Angestellter	Bayern	Bürgertum	ja	Verlag	Medien	nein
FALKENSTEIN	Johann Paul von	6	1	Staatsmann	Sachsen	Adel	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
FEDERER	Gottfried	8	1	Bankier	Württemberg	Bürgertum	ja	Privatsphäre	Geld	nein
FERUSSAC	André de	7	2	Politiker	Frankreich	Adel	ja	Verlag	Eisenbahn	nein
FETZER	Johann Jakob	11		Advokat	Württemberg	Bürgertum	ja	Privatsphäre	Politik	nein
FORSTER	Karl	6		Kaufmann	Bayern	Bürgertum	ja	Unternehmerverein	Handel	nein
FORSYTH	John	6	12	Staatsmann	USA	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Politik	nein
FRANKLIN	Benjamin	6		Staatsoberhaupt	USA	Bürgertum	nein	Staatsverwaltung	Handel	nein
FRANKREICH	Heinrich IV von	10		König	Frankreich	Adel	nein	Staatsverwaltung	Handel	nein
FRANKREICH	Louis-Philippe von	20		Staatsoberhaupt	Frankreich	Adel	ja	Staatsverwaltung	Geld	nein
FRANKREICH	Ludwig XIV von	15		König	Frankreich	Adel	nein	Staatsverwaltung	Handel	nein
GENDEBIEN	Alexandre	7		Staatsmann	Belgien	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein

NAME	Vorname	Zitiert	Briefe	Beruf	Land	Stand	Zeitg.	Hauptinstitution	System	Exil/Haft
GENTZ	Friedrich von	7		Publizist	Österreich	Adel	ja	Staatsverwaltung	Medien	nein
GERSTNER	Franz von	9		Ingenieur	Österreich	Adel	ja	Universität	Eisenbahn	nein
GILES	William Branch	25		Politiker	USA	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Politik	nein
GLADSTONE	William Eduard	8		Staatsmann	GB	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Handel	nein
GRUNER	Karl Gustav	7		Publizist	Sachsen	Bürgertum	ja	Unternehmerverein	Handel	nein
HAMILTON	Alexander	11		Staatsmann	USA	Bürgertum	nein	Staatsverwaltung	Ökonomie	nein
HARKORT	Gustav	18	1	Kaufmann	Sachsen	Bürgertum	ja	Unternehmerverein	Eisenbahn	nein
HENRY		7		Ingenieur	Frankreich	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
HERDER	Benjamin	7	11	Buchhändler	Baden	Bürgertum	ja	Verlag	Medien	nein
HIESTER	Isaac	7	2	Kaufmann	USA	Bürgertum	ja	Unternehmerverein	Eisenbahn	nein
HÖFKEN	Gustav	19		Publizist	Württemberg	Bürgertum	ja	Verlag	Ökonomie	ja
HUME	David	17		Publizist	GB	Bürgertum	nein	Staatsverwaltung	Handel	nein
HUME	James	10		Beamte	GB	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Handel	nein
HUSKISSON	William	41		Staatsmann	GB	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Handel	nein
INGERSOLL	Charles	24		Kaufmann	USA	Bürgertum	ja	Unternehmerverein	Handel	nein
JACKSON	Andrew	48	3	Staatsoberhaupt	USA	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Politik	nein
JEFFERSON	Thomas	14		Staatsoberhaupt	USA	Bürgertum	nein	Staatsverwaltung	Handel	nein
KERNER	Karl Friedrich	6		Staatsmann	Württemberg	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Politik	nein
KING	Charles	7		Publizist	GB	Bürgertum	nein	Verlag	Ökonomie	nein
KOLB	Gustav	39	11	Redakteur	Württemberg	Bürgertum	ja	Verlag	Medien	ja
KÖLLE	Friedrich von	7	1	Redakteur	Württemberg	Adel	ja	Verlag	Medien	nein
LABOUCHÈRE	Henry	7		Staatsmann	GB	Adel	ja	Staatsverwaltung	Handel	nein
LADE	Wilhelm	10		Publizist	Württemberg	Bürgertum	ja	Verlag	Familie	nein
LAFAYETTE	Marie Jean Paul	25	3	Politiker	Frankreich	Adel	ja	Privatsphäre	Politik	nein
LESSER	Theodor	15	1	Buchhändler	Hamburg	Bürgertum	ja	Verlag	Medien	nein
LIEBIG	Justus von	6		Professor	Hannover	Adel	ja	Universität	Ökonomie	nein
LIST	Elise	29	2	Hausfrau	Württemberg	Bürgertum	ja	Privatsphäre	Familie	ja
LIST	Emilie	21	5	Hausfrau	Württemberg	Bürgertum	ja	Privatsphäre	Familie	ja
LIST	Karoline	83	141	Hausfrau	Württemberg	Bürgertum	ja	Privatsphäre	Familie	ja
LIST	Karoline (Tochter)	18		Hausfrau	Württemberg	Bürgertum	ja	Privatsphäre	Familie	ja
MACQUEEN	James	18		Statistiker	GB	Bürgertum	ja	Verlag	Ökonomie	nein
MADISON	James	18		Staatsoberhaupt	USA	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Handel	nein
MAUCLER	Paul von	36		Staatsmann	Württemberg	Adel	ja	Staatsverwaltung	Politik	nein
MC GREGOR	John	15		Statistiker	GB	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Handel	nein
MCCULLOCH	John Ramsay	22		Statistiker	GB	Bürgertum	ja	Verlag	Ökonomie	nein

Name	Vorname	Zitiert	Briefe	Beruf	Land	Stand	Zeitg.	Hauptinstitution	System	Exil/Haft
Mebold	Karl August	7	3	Redakteur	Württemberg	Bürgertum	ja	Verlag	Medien	ja
Menzel	Wolfgang	11		Publizist	Württemberg	Bürgertum	ja	Verlag	Medien	ja
Methuen	John	52		Staatsmann	GB	Bürgertum	nein	Staatsverwaltung	Handel	nein
Metternich	Clemens	20	5	Staatsmann	Österreich	Adel	ja	Staatsverwaltung	Politik	nein
Mittermaier	Karl Anton	7	1	Professor	Baden	Bürgertum	ja	Universität	Medien	nein
Mohl	Moritz	7	1	Publizist	Württemberg	Bürgertum	ja	Verlag	Ökonomie	ja
Mohl	Robert	13	4	Professor	Württemberg	Bürgertum	ja	Universität	Ökonomie	ja
Montesquieu	Charles de	17		Publizist	Frankreich	Adel	nein	Staatsverwaltung	Handel	nein
Möser	Justus	13		Staatsmann	Osnabrück	Bürgertum	nein	Staatsverwaltung	Ökonomie	nein
Müller	Adam	9		Publizist	Preussen	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Ökonomie	nein
Nebenius	Friedrich	21	2	Beamte	Baden	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Ökonomie	nein
Neidhard	Karl	44	2	Arzt	Württemberg	Bürgertum	ja	Privatsphäre	Familie	ja
Niles	Hezekiah	6		Journalist	USA	Bürgertum	ja	Verlag	Medien	nein
Nothomb	Jean-Baptiste	10		Staatsmann	Belgien	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
Olearius	August	7	1	Kaufmann	Sachsen	Bürgertum	ja	Unternehmerverein	Eisenbahn	nein
Osiander	Heinrich	9		Publizist	Württemberg	Bürgertum	ja	Verlag	Ökonomie	nein
Österreich	Franz I von	21		Staatsoberhaupt	Österreich	Adel	ja	Staatsverwaltung	Politik	nein
Österreich	Joseph II von	9		Kaiser	Deutsches R.	Adel	nein	Staatsverwaltung	Handel	nein
Österreich	Karl V von	12		Kaiser	Deutsches R.	Adel	nein	Staatsverwaltung	Handel	nein
Öttinger-Wallerstein	Ludwig Ernst	8		Staatsmann	Bayern	Adel	ja	Staatsverwaltung	Politik	nein
Peel	Robert	30		Staatsmann	GB	Adel	ja	Staatsverwaltung	Handel	nein
Pitt	Williams	8		Staatsmann	GB	Bürgertum	nein	Staatsverwaltung	Politik	nein
Pölitz	Karl Heinrich	6		Professor	Sachsen	Bürgertum	ja	Universität	Ökonomie	nein
Porter	George	13		Statistiker	GB	Bürgertum	ja	Verlag	Handel	nein
Preussen	Friedrich I von	9		König	Preussen	Adel	nein	Staatsverwaltung	Handel	nein
Preussen	Friedrich Wilhelm III von	15	4	Staatsoberhaupt	Preussen	Adel	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
Preussen	Friedrich Wilhelm IV von	18	1	Staatsoberhaupt	Preussen	Adel	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
Prince-Smith	John	9		Publizist	Preussen	Bürgertum	ja	Unternehmerverein	Ökonomie	nein
Quesnay	Francois	23		Arzt	Frankreich	Bürgertum	nein	Staatsverwaltung	Ökonomie	nein
Rapp	Johann	10		Leinenweber	USA	Bürgertum	ja	Unternehmerverein	Handel	nein
Rau	Karl Heinrich	22		Professor	Baden	Bürgertum	ja	Universität	Ökonomie	nein
Raumer	Friedrich von	12		Publizist	Preussen	Adel	ja	Staatsverwaltung	Medien	nein
Reischach	Hermann von	6		Buchhändler	Württemberg	Adel	ja	Verlag	Medien	nein
Richelot	Henri	9		Beamte	Frankreich	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Handel	nein
Rives	Charles	9		Staatsmann	USA	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Politik	nein

Name	Vorname	Zitiert	Briefe	Beruf	Land	Stand	Zeitg.	Hauptinstitution	System	Exil/Haft
Röth	Friedrich	7		Angestellter	Württemberg	Bürgertum	ja	Verlag	Medien	nein
Rother	Christian	6		Beamte	Preussen	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Geld	nein
Rotteck	Karl von	25	6	Professor	Baden	Adel	ja	Universität	Medien	ja
Russland	Nikolaus I von	6		Staatsoberhaupt	Russland	Adel	ja	Staatsverwaltung	Handel	nein
Sachsen-Coburg	Ernst I von	12	1	Staatsoberhaupt	Sachsen	Adel	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
Sachsen-Meinigen	Bernhard II von	6		Staatsoberhaupt	Sachsen	Adel	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
Say	Jean-Baptiste	115		Publizist	Frankreich	Bürgertum	ja	Verlag	Ökonomie	nein
Schlayer	Johannes von	14	5	Staatsmann	Württemberg	Adel	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
Schlieben	Wilhelm von	9		Statistiker		Adel	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
Schmithenner	Friedrich	6	1	Professor	Hannover	Bürgertum	ja	Universität	Ökonomie	nein
Schnell	Johann Jakob	13	1	Kaufmann	Bayern	Bürgertum	ja	Unternehmerverein	Ökonomie	nein
Schönerer		5		Ingenieur	Sachsen	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
Schott	Albert	5		Politiker	Württemberg	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Politik	nein
Schübler	Eduard	8	1	Advokat	Württemberg	Bürgertum	ja	Privatsphäre	Politik	nein
Schützenbach	Sebastian	9		Ingenieur		Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Handel	nein
Seybold	Friedrich	21		Publizist	Württemberg	Bürgertum	ja	Verlag	Familie	ja
Seyffert	Wilhelm	10		Kaufmann	Sachsen	Bürgertum	ja	Unternehmerverein	Eisenbahn	nein
Sismondi	Sismond de	10		Publizist	Schweiz	Adel	ja	Verlag	Ökonomie	nein
Smith	Adam	182		Professor	GB	Bürgertum	nein	Universität	Ökonomie	nein
Snell	Wilhelm	7		Professor	Schweiz	Bürgertum	ja	Universität	Medien	ja
Soden	Julius Graf von	12	1	Publizist	Bayern	Adel	ja	Unternehmerverein	Ökonomie	nein
Spanien	Philipp II von	9		König	Spanien	Adel	nein	Staatsverwaltung	Handel	nein
Steun zu N.- und Ostheim	Dietrich Karl	11		Staatsmann	Sachsen	Adel	ja	Staatsverwaltung	Eisenbahn	nein
Stewart	Dugald	9		Professor	GB	Bürgertum	nein	Universität	Handel	nein
Stewart	Robert	6		Staatsmann	GB	Adel	ja	Staatsverwaltung	Handel	nein
Tenner	Karl	9		Kaufmann	Sachsen	Bürgertum	ja	Unternehmerverein	Eisenbahn	nein
Thiers	Adolphe	12		Staatsmann	Frankreich	Bürgertum	ja	Staatsverwaltung	Politik	nein
Tögel	Theodor	5		Publizist	Württemberg	Bürgertum	ja	Unternehmerverein	Ökonomie	nein
Torrens	Robert	5		Publizist	GB	Bürgertum	ja	Verlag	Ökonomie	nein
Turgot	Robert	10		Staatsmann	Frankreich	Adel	nein	Staatsverwaltung	Ökonomie	nein
Uztariz	Jéronymo	7		Staatsmann	Spanien	Adel	nein	Staatsverwaltung	Ökonomie	nein
Varnhagen	Karl August von	5	2	Publizist	Preussen	Adel	ja	Verlag	Medien	nein
Vehse	Eduard	7	4	Uni-Dozent	Sachsen	Bürgertum	ja	Universität	Medien	nein
Vieweg	Eduard	6	7	Kaufmann	Hannover	Bürgertum	ja	Unternehmerverein	Eisenbahn	nein
Villèle	Joseph de	8		Staatsmann	Frankreich	Adel	ja	Staatsverwaltung	Politik	nein

NAME	Vorname	Zitiert	Briefe	Beruf	Land	Stand	Zeitg.	Hauptinstitution	System	Exil/Haft
WÄCHTER	Karl Georg	8		Professor	Württemberg	Bürgertum	ja	Universität	Medien	nein
WANGENHEIM	Karl August von	13	3	Staatsmann	Württemberg	Adel	ja	Staatsverwaltung	Politik	nein
WASHINGTON	George	22		Staatsoberhaupt	USA	Bürgertum	nein	Staatsverwaltung	Handel	nein
WEBER	Friedrich Ernst	25	4	Kaufmann	Sachsen	Bürgertum	ja	Unternehmerverein	Handel	nein
WEBER	Johann Jakob	6	4	Buchhändler	Sachsen	Bürgertum	ja	Verlag	Medien	nein
WELCKER	Theodor	12	3	Professor	Baden	Bürgertum	ja	Universität	Medien	ja
WINTER	Christian Friedrich	6	2	Buchhändler	Baden	Bürgertum	ja	Verlag	Medien	nein
WITT	Jan de	6		Staatsmann	Holland	Adel	nein	Staatsverwaltung	Handel	nein
WÜRTTEMBERG	Paul von	8	1	Geograph	Württemberg	Adel	ja	Privatsphäre	Politik	nein
WÜRTTEMBERG	Wilhelm I von	95	25	Staatsoberhaupt	Württemberg	Adel	ja	Staatsverwaltung	Politik	nein

Birgit Bublies-Godau (Dortmund/Bochum)

Parteibildungsprozesse im vormärzlichen Exil: Die deutschen Auslandsvereine in Paris

Ein Blick auf den geheimen „Bund der Geächteten" von 1834/36 und das Wirken seines Anführers Jakob Venedey (1805-1871)*

1. Problemaufriß

> […] Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
> Die noch die Mutter aller Siege war!
> Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfemen,
> Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
> Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
> Und die Parole: Sklave oder frei?
> Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
> Und kämpften auf der Zinne der Partei!
>
> Sieh hin! dein Volk will neue Bahnen wandeln!
> Nur des Signales harrt ein stattlich Heer;
> Die Fürsten träumen, laßt die Dichter handeln!
> Spielt Saul die Harfe, werfen wir den Speer!
> Den Panzer um – geöffnet sind die Schranken,
> Brecht immer euer Saitenspiel entzwei,
> Und führt ein Fähnlein ewiger Gedanken
> Zur starken, stolzen Fahne der Partei! […]

* Der folgende Beitrag basiert auf langjährigen Forschungen zur Geschichte der deutschen Demokratie im ‚langen' 19. Jahrhundert, ihrer Strömungen, Bewegungen, Organisationen und Parteien und zu meiner vor dem Abschluß stehenden Dissertation „Für Volk, Freiheit, Menschenrecht und Vaterland – Jakob Venedey (1805-1871). Ein Leben im Zeichen der Demokratie." Er gibt in Auszügen einige Erkenntnisse aus dieser Studie und anderen Vorarbeiten wieder; in der Dissertationsschrift finden sich dann auch weitere Ausführungen zu dem Thema sowie zusätzliche bibliographische Hinweise und Belege. Den Beitrag selbst möchte ich Jakob Venedey als einer zentralen Leitfigur der frühen deutschen Demokratie im 19. Jahrhundert zu seinem 200. Geburtstag am 24. Mai 2005 widmen.

Ihr müßt das Herz an eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt euch nicht;
Ihr müßt euch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in eurer Hand ist das Gedicht.
O wählt ein Banner, und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres, denn das meine sei;
Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei![1]

In diesen Zeilen seines Gedichtes „Die Partei" legte der Lyriker Georg Friedrich Herwegh Ende Oktober 1841 sein politisches Glaubensbekenntnis für einen revolutionären Aktionismus und für eine die Freiheit erkämpfende Partei ab. Er, der handelnde, „auf der Zinne der Partei" stehende Dichter, wandte sich mit diesem an Ferdinand Freiligrath adressierten, agitatorischen Pamphlet nicht nur gegen die unpolitische Haltung seines literarischen Kollegen, mit dem er innerhalb der Schriftsteller-Gruppe des Jungen Deutschland eine poetische Fehde über die Rolle des Dichters und Künstlers in der Politik ausfocht, sondern bezog mit seinem Credo zur politischen Parteinahme und -praxis, zum „Engagement für die Freiheit und den Fortschritt", aus radikaldemokratischer Sicht auch Stellung in der von der politischen Öffentlichkeit des vormärzlichen Deutschland leidenschaftlich und kontrovers geführten Debatte über Sinn und Zweck von ‚Partheyen'.[2] Diese hier nur angedeutete

[1] Zitiert nach: Georg Herwegh: Die Partei. An Ferdinand Freiligrath, abgedr. in: Theodor Schieder: Die Theorie der Partei im älteren deutschen Liberalismus, in: *Beiträge zur allgemeinen Parteienlehre. Zur Theorie, Typologie und Vergleichung politischer Parteien* hg. von Gilbert Ziebura. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1969, S. 33-56, hier S. 55-56; siehe auch: Heidemarie Vahl/ Ingo Fellrath (Bearb.): *„Freiheit überall, um jeden Preis!" Georg Herwegh 1817-1875. Bilder und Texte zu Leben und Werk*. Stuttgart: J.B. Metzler, 1992, insbes. S. 37-38, 89 u. 162-164. Ursprünglich veröffentlicht u.a. in den *Sächsischen Vaterlandsblättern* in Dresden am 1. Februar und in der *Rheinischen Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe* in Köln am 27. Februar 1842.

[2] Ferdinand Freiligrath hatte in dem Gedicht „Aus Spanien", das er im *Morgenblatt für gebildete Stände* 1841 veröffentlicht hatte, die Auffassung vertreten, daß „Der Dichter […] auf einer höhern Warte,/ Als auf den Zinnen der Partei" stehen würde. Bereits drei Jahre später, 1844, gab Freiligrath in der Lyriksammlung „Ein Glaubensbekenntnis" diese unpolitische Haltung wieder auf. Zitiert nach: Ferdinand Freiligrath: Sämtliche Werke in zehn Bänden hg. von Ludwig Schröder. Bd. 5. Leipzig: Max Hesses Verlag, 1907, S. 13-15; Vahl/ Fellrath, *Georg Herwegh* (wie Anm. 1), S. 37-38 u. 162. Zur Debatte über die

Diskussion, die den „Übergang von der philosophischen Kritik zur politischen Praxis der Partei“[3] – exemplarisch verdeutlicht an Herweghs eindringlichem Plädoyer – markierte, soll zum Anlaß genommen werden, einen Forschungsgegenstand anzusprechen, der in den letzten zwei Jahrzehnten innerhalb der Historik etwas aus der Mode gekommen zu sein scheint bzw. mit der Ausdifferenzierung und Ausweitung geschichtswissenschaftlicher Erkenntnisinteressen, Aufgabenstellungen und Forschungsfelder in einer Flut von ideen-, politik-, sozial- und verfassungshistorischen Einzelstudien, die den Blick für das große Ganze leicht verstellen können, unterzugehen droht: die deutsche Parteiengeschichte und insbesondere ihre Entstehung und Entwicklung vom Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Stand die ältere Parteienhistoriographie vor dem Zweiten Weltkrieg noch weitgehend vor dem Problem der Trennung von politischer Ideen- und Parteiengeschichte und der Etablierung eines eigenen Theorie- und Methodenansatzes, und konzentrierte sie sich hauptsächlich auf die einseitige Darstellung der großen politischen, männlichen Denker bzw. auf die Persönlichkeiten, die Parteien-Geschichte schrieben, so profitierte die neuere Forschung nach 1945 von der allgemein positiveren Einschätzung von Parteien als verfassungsrechtlich geschützten, staatstragenden Elementen in pluralistischen Demokratien und wandte sich im Anschluß an die ab den 1960er Jahren in die bundesrepublikanische Geschichtswissenschaft Einzug haltende Sozialgeschichtsschreibung und deren Methodik auch der bisher vernachlässigten Strukturanalyse des Parteiensystems zu. Nachdem die auf diesem Felde liegenden Desiderata größtenteils ausgeräumt worden waren, erkannte die sich den Ursprüngen und Anfängen der deutschen Parteien widmende Fachhistorie, daß sie mit einer rein strukturgeschichtlichen Untersuchung und der damit häufig korrespondierenden Übertragung moderner Parteibegriffe, -verständnisse und einer aus der Gesellschaftsgeschichte abgeleiteten Klassenkampfterminologie auf eine noch vorindustrielle, traditionale Gesellschaft dem politischen Alltag und der gesellschaftlichen Realität des deutschen Vormärz wie den Wirkungsmöglichkeiten sozio-politischer Gruppierungen in dieser Zeit nicht gerecht wurde und diese auch nicht vollständig erfassen

Parteien im Vormärz siehe auch: Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat.* 4. Aufl. München: C.H. Beck, 1987, S. 377-396, hier S. 378.

[3] Theodor Schieder, Die Theorie der Partei (wie Anm. 1), S. 38.

konnte. Denn das gesellschaftspolitische Denken der damaligen Gruppierungen orientierte sich noch an den zwischen 1815 und 1848 im Deutschen Bund existierenden Herrschaftsordnungen. Angesichts des sich abzeichnenden Zerfalls dieser alten Machtstrukturen suchten die vormärzlichen Politiker und Theoretiker zwar fieberhaft nach neuen Ordnungsgefügen, Politikentwürfen und Handlungsräumen, doch aufgrund der obrigkeitlichen Willkür, staatlichen Verfolgungspraxis und Zensurmaßnahmen konnten sie diese kaum in der politischen Öffentlichkeit, sondern eigentlich nur im halböffentlichen Raum oder in dem im Untergrund tätigen Assoziationswesen erproben.

Um dem auf diese Weise vom vormärzlichen Staat erzwungenen Vorsprung der politischen Theorie vor der Praxis und um den diversen Assoziationen als bürgerlichen Artikulationsforen und Orten zur Einstudierung demokratischer Verhaltensweisen wissenschaftlich angemessen Rechnung zu tragen, versuchte die historische Parteienforschung über die Einbeziehung und Aneignung innovativer Untersuchungsansätze und Verfahrensweisen aus der Sozial-, Mentalitäts-, Medien-, Geschlechter- und Kulturgeschichtsforschung für sich neue Perspektiven, Fragestellungen und Zugänge zu entwickeln, die zum einen zu ihrer theoretisch-methodischen Erweiterung – wie im übrigen auch zu derjenigen der Politikgeschichte insgesamt – führten und die es ihr zum anderen erlaubten, sich wieder auf den einzelnen Menschen und dessen Lebenswelt, sein Denken und Handeln zu konzentrieren und diese mit Hilfe jener neuartigen Untersuchungswege in ihrer ganzen Vielfalt und Vielschichtigkeit zu erfassen. Durch diese Neuorientierung erschloß sich die Parteienforschung wieder ein breiteres thematisches Spektrum an Untersuchungsgegenständen, das seit den 1970er Jahren auch mit einer zunehmenden Spezialisierung der jeweiligen historiographischen Richtungen einherging; zu nennen wäre in dem Zusammenhang etwa die Aufklärungs-, Jakobinismus-, Revolutions-, Protest- und Vereinsforschung, aber auch die Erforschung der Arbeiterschaft, von Minderheiten wie Juden und Frauen oder die Erkundung demokratischer und sozialer Bewegungen.

Waren diese Untersuchungsfelder zum frühen Parteiwesen von der stark historistisch geprägten Historikerzunft vor dem Zweiten Weltkrieg noch vernachlässigt oder ziemlich undifferenziert unter die allgemeine Staaten- und Verfassungs- oder Politische Ideengeschichte subsumiert worden, und waren die Fachhistoriker damit der Vielfalt sozio-politischer Vorformen deutscher Parteien in keinster Weise gerecht geworden, so ist in der heutigen Geschichtsschreibung eher ein gegenläufiger

Trend zu beobachten: Trotz der in den letzten Jahrzehnten stetig steigenden Zahl an Publikationen zu den politischen Strömungen, demokratischen Bewegungen, zum bürgerlichen Vereinswesen, zur Arbeiterbewegung und zur Parteiengeschichte *ab* 1848 fehlt es in der jüngeren Parteienhistoriographie der letzten 20 Jahre – abgesehen von einigen zentralen Überblicksdarstellungen, lexikalischen Standardwerken, wichtigen Handbuchartikeln und Einzelstudien zu ausgewählten Problemen der deutschen Parteienlandschaft – an einer auf den aktuellen Forschungsstand gestützten und am Facettenreichtum der verschiedenen Vereinigungen und Gesellschaften orientierten Gesamtbetrachtung zur Geschichte des deutschen Parteiwesens *seit* der Restaurations- und Vormärzepoche[4], ganz zu schweigen von der beinahe unerfindlichen Scheu mancher Historiker, den Begriff *Partei* auch auf diejenigen politisch-organisatorischen Vorläufer auszudehnen, die sich zur Zeit der Französischen Revolution formiert oder sogar schon früher in den Jahrzehnten der Aufklärung im 18. Jahrhundert bestanden haben.

Dieses Desiderat kann natürlich nicht im Rahmen der vorliegenden Abhandlung behoben werden, aber an dieser Stelle soll dennoch auf drei zentrale Problemfelder der sich mit der frühen Parteien- und Vereinsgeschichte beschäftigenden historiographischen Richtungen aufmerksam gemacht werden, die zum Dreh- und Angelpunkt der wissenschaftlichen Auseinandersetzung geworden sind: Erstens die Datierungsfrage zur Entstehung politischer Parteien in Deutschland, zweitens die diffizile definitorische Erfassung des Terminus *Partei* vor dem Hintergrund seiner begriffs-, theorie- und organisationsgeschichtlichen Entwicklung und drittens die vielen unterschiedlichen Zugriffe und Verfahrensweisen, mit denen Historiker den Phänomenen *Partei, Verein* oder *politische Bewegung*

[4] Dazu zählen die Arbeiten von: Uwe Backes: *Liberalismus und Demokratie – Antinomie und Synthese. Zum Wechselverhältnis zweier politischer Strömungen im Vormärz*. Düsseldorf: Droste, 2000; Hans Fenske: *Deutsche Parteiengeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Paderborn/München u.a.: Ferdinand Schöningh, 1994; Gerhard A. Ritter: *Die deutschen Parteien 1830-1914. Parteien und Gesellschaft im konstitutionellen Regierungssystem*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1985; Klaus von Beyme: Artikel: Partei, Faktion, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland* hg. von Otto Brunner, Werner Conze u. Reinhart Koselleck, *Bd. 4: Mi-Pre*. Studienausgabe. Stuttgart: Klett-Cotta, 2004, S. 677-733; Dieter Fricke/Werner Fritsch/Herbert Gottwald u.a. (Hg.): *Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789-1945)*, 4 Bde. Köln/Leipzig: Pahl-Rugenstein, 1983-86.

zu Leibe rücken und sie dann häufig unverbunden, manchmal aneinander vorbei oder sogar strikt getrennt behandeln.

An diese Problemfelder knüpft die vorliegende komprimierte Abhandlung zur Geschichte deutscher Parteien zwischen 1789 und 1848/49, dargestellt am Beispiel der sich im vormärzlichen Exil in West- und Mitteleuropa bildenden Handwerkerbünde, Arbeiter- und Auslandsvereine als spezifische ‚Parteien-Vorformen', unmittelbar an. Dabei geht die Untersuchung von der Annahme aus – und diese liegt, mit wenigen Ausnahmen[5], quer zur vorherrschenden Forschungsmeinung der Parteienhistoriographie –, daß zum einen der Konstituierungs- und Formierungsprozeß deutscher Parteien generell um beinahe 60 bis 70 Jahre zeitlich vorverlegt und zum anderen eine Definition von *Parteien* aus dem historisch vielfältigen Sprachgebrauch und Verständnis der Zeitgenossen heraus entwickelt werden sollte, die den sprachlichen Eigenarten des Terminus *Partei* wie der uneinheitlichen Wortbildung und ungewöhnlichen Austauschbarkeit mit anderen politischen Begriffen und dem damit einhergehenden reichen politischen Wortschatz in der fixierten Epoche Rechnung trägt und die die von anderen Forschungsrichtungen – etwa der Vereinshistoriographie – untersuchten organisatorischen Phänomene *Verein, Sozietät, Gesellschaft, Klub, Zirkel* oder *Bund* in ihren begrifflichen und theoretisch-methodischen Unterbau miteinbindet. Anders gesagt: Die überwiegend im Geheimen agierenden Handwerkerbünde und Auslandsvereine im vormärzlichen Exil werden im folgenden als ein bestimmter Typ des frühen deutschen Parteiwesens präsentiert, der sich in eine historische Entwicklungslinie einordnen läßt, die von den aus der deutschen Aufklärung stammenden politischen Strömungen und ihren Artikulationsforen, den gelehrten, literarischen, patriotisch-gemeinnützigen und geheimen Gesellschaften, über die neojakobinischen konstitu-

[5] Gedacht ist hier in erster Linie an Hans Fenskes *„Deutsche Parteiengeschichte"* aus dem Jahre 1994 (wie Anm. 4), der in seinem Überblickswerk – wenn auch in knapper Form – die politischen Strömungen und Ideenkreise des 18. Jahrhunderts behandelt, aus denen sich die ersten weltanschaulich-politischen Gruppierungen und Parteien in Deutschland gebildet haben (ebd., S. 19-37). Gesamtdarstellungen zu diesem Themenkomplex sind auch in der Vereinshistoriographie selten, vgl. dazu vor allem: Wolfgang Hardtwig: *Genossenschaft, Sekte, Verein in Deutschland. Vom Spätmittelalter bis zur Deutschen Reichsgründung.* Bd. 1. München: C.H. Beck, 1997; Ders.: Artikel: Verein. Gesellschaft, Geheimgesellschaft, Assoziation, Genossenschaft, Gewerkschaft, in: Brunner/Conze/Koselleck, *Geschichtliche Grundbegriffe* (wie Anm. 4), *Bd. 6: St-Vert.* Studienausgabe, S. 789-829.

tionellen Zirkel zur Zeit der Französischen Revolution, die nationale Volksbewegung in den Jahren der Erhebung gegen Napoleon, die burschenschaftlichen Studentenverbindungen und städtischen Geselligkeitsvereine der Restaurationszeit, bis hin zu der im Zeichen von Julirevolution und Hambacher Fest 1830/32 stehenden Verfassungs- und Demokratiebewegung, den oppositionellen liberal-konstitutionellen Fraktionen in den Ständeversammlungen und Landtagen Süddeutschlands und den frühsozialistischen Auslandsvereinen und intellektuellen Exilantenzirkeln in Westeuropa im Vormärz reicht. Sie markieren demgemäß eine von mehreren Entwicklungsphasen in der deutschen Parteiengeschichte, in denen sich das deutsche Parteiwesen formierte, immer weiter ausdifferenzierte und zugleich konsolidierte, so daß bei Ausbruch der 1848er-Revolution nur bestimmte Traditions- und bereits vorhandene Wissensbestände abgerufen und aufgegriffen werden mußten, damit sich organisierte, politische Grundüberzeugungen vertretende, parlamentarisch agierende Gruppierungen bilden konnten und in der Folge eine plurale Mehr-Parteienlandschaft entstehen konnte.

Um im Anschluß an diese Überlegungen eine Neudefinition des Parteibegriffs zu ermöglichen und um einen Beitrag zur Geschichte „deutscher Parteien zwischen den Revolutionen" überhaupt leisten zu können, läßt sich die Untersuchung von folgenden Fragen leiten: Was kann man überhaupt unter ‚Partheyen' in Deutschland zwischen 1789 und 1848/49 verstehen? Und wie soll der Historiker die feststellbaren weltanschaulich-politischen Strömungen, Bewegungen und Bestrebungen einordnen und bewerten, wenn er sich die anvisierten sechs Jahrzehnte mit ihren gewaltigen politischen Umwälzungen und beispiellosen sozioökonomischen Veränderungen in ganz Europa sowie den gleichzeitig existierenden restaurativen Tendenzen in den Macht- und Herrschaftsstrukturen des Deutschen Bundes vor Augen führt? Genauer gefragt: Kann man eigentlich mit Blick auf diesen Zeitraum in Deutschland von Parteien im modernen Sinne, das heißt von

> Organisationen, die auf der Grundlage gemeinsamer politischer Ziele und Überzeugungen die staatliche und öffentliche Willensbildung beeinflussen und ihre Repräsentanten in ein Parlament entsenden wollen und sich nicht auf die Vertretung bestimmter Teilbereiche wie Berufsinteressen beschränken[6],

[6] Dieter Langewiesche: Vereins- und Parteibildung in der Revolution von 1848/49 – Ein Diskussionsbeitrag, in: *Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in*

sprechen, oder muß man nicht vielmehr – um der damaligen Situation gerecht werden zu können – sich auf eine historische, den politischen und gesellschaftlichen Standort der Zeitgenossen widerspiegelnde Sprachebene einlassen, die den Terminus *Partei* viel weiter faßt und zugleich genauer differenziert als die genannte gängige Definition, um sich so der faszinierenden Vielfalt und dem breiten Spektrum der damals bestehenden Organisations- und Vereinigungsformen öffnen zu können? Und muß dies nicht erst recht für frühdemokratische Parteitypen wie den hier thematisierten Bund der Geächteten von 1834/36 gelten, der von der historischen Forschung bislang eher stiefmütterlich behandelt wurde und sich eben nicht ohne weiteres unter den in der deutschen Vereins- und Parteienhistoriographie gebräuchlichen wissenschaftlichen Parteibegriff subsumieren läßt, da jene sich im Gegensatz zur anglo-amerikanischen Parteienforschung nach wie vor stark an Organisationsphänomenen orientiert und den deutschen

> Parteityp des späten 19. Jahrhunderts mit seinen strikten Hierarchien und ehernen Oligarchien zum Maßstab von Parteibildung überhaupt (macht) – mit dem Ergebnis, daß bestimmte frühe Basisprozesse der Parteibildung in der Frühen Neuzeit und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht in den Blick kommen und ein internationaler Vergleich kaum möglich ist?

Sollte also, um diesen Fragenkatalog hier abzuschließen, die deutsche Parteienforschung nicht ihre starre Fixierung auf die überbetonte Epochenzäsur von 1848 und auf die Parteiterminologie und -typologie des späten 19. Jahrhunderts – die nur bewirkt, daß außerparlamentarische oppositionelle politische Bestrebungen wie der Pariser Geheimbund aus den gängigen historiographischen Zuordnungsrastern herausfallen

---

Deutschland hg. von Otto Dann. München: R. Oldenbourg, 1984, S. 51-53, hier S. 52-53. Ob bereits die jakobinischen Volksgesellschaften des späten 18. Jahrhunderts als „Frühformen politischer Parteien" bezeichnet werden können, oder ob für eine Definition des Parteibegriffs doch die parlamentarische Arbeit der Organisationen zum entscheidenden Kriterium erhoben werden muß, ist in der Parteienforschung umstritten. Dazu: Axel Kuhn: Die Stellung der deutschen Jakobinerklubs in der Frühgeschichte deutscher Parteien, in: *Die demokratische Bewegung in Mitteleuropa im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert. Ein Tagungsbericht* hg. von Otto Büsch u. Walter Grab. Berlin: Colloquium, 1980, S. 73-82, hier S. 73; Gerhard A. Ritter: Einleitung, in: *Die deutschen Parteien vor 1918* hg. von dems. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1973, S. 9-25, insbes. S. 9.

– aufgeben zugunsten einer Ausrichtung, die ihr die Mittel und Möglichkeiten zu einer Untersuchung einräumt, wie „politische Gesinnungen von traditionellen ‚Parteiungen' übernommen wurden, die damit zu ‚Parteien' wurden"[7]?

Möchte man also neue Wege bei der Erforschung und Darstellung der Geschichte des deutschen Parteiwesens vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts beschreiten und zu diesem Zweck weitergehende Ansätze in der Parteiengeschichtsschreibung entwickeln, denkt man dann an die im Prinzip simple Tatsache, daß Parteien und ihre Vorläuferorganisationen erst durch ihre Mitglieder und ihre – im Sinne Max Webers[8] – charismatischen Führerfiguren ihr eigenes weltanschaulich-programmatisches wie politisch-praktisches Profil erhalten, so stößt man auf die dieser Abhandlung zugrundeliegenden Ausgangsgedanken: Daß eine Parteiengeschichte für diesen Zeitraum nicht mehr ausschließlich auf der Grundlage organisationssoziologischer und strukturgeschichtlicher Studien geschrieben werden kann, sondern daß im Rahmen einer derartigen Darstellung auch die Menschen zu Wort kommen müssen, die in irgendeiner Form in den damaligen Vereinigungen aktiv tätig gewesen sind und die politische Richtung wie auch das öffentliche Erscheinungsbild derselben maßgeblich beeinflußt und geprägt haben. Dementsprechend beginnen die nachstehenden Ausführungen in einem ersten Schritt mit einer konzisen begriffs-, theorie- und organisationsgeschichtlichen Analyse der Phänomene *Partei* und *Verein*. Konkret bedeutet dies, daß in einem Teil des Aufsatzes die deutschen Handwerkerbünde, Arbeiter- und Auslandsvereine zwischen 1832 und 1842 am Beispiel der in Paris bestehenden Vereinigung des Bundes der Geächteten genau untersucht und die typischen Charakteristika desselben herauspräpariert werden und auf diese Weise die Entwicklung des Vereinsbegriffs und Vereinswesens im Vormärz nachvollzogen wird. In einem zweiten Schritt kommen dann entscheidende Phasen, Stationen und Wege aus dem Leben des Schriftstellers, Journalisten, Historikers und Politikers Jakob Venedey als eines Protagonisten der oppositionellen Demokratiebewegung in Deutschland zwischen 1830 und 1848 zur Spra-

[7] Paul Nolte: Der südwestdeutsche Frühliberalismus in der Kontinuität der Frühen Neuzeit, *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* (demn.: GWU) 43 (1992), S. 743-756, zit. nach Vorabdruck, S. 1-14, hier S. 11, Anm. 24.

[8] Zum Charisma des politischen Führers vgl. Webers Ausführungen in: Max Weber: *Politik als Beruf*. 2. Aufl. München: Duncker & Humblot, 1926; *Neudr. Mit einem Nachwort von Ralf Dahrendorf*. Stuttgart: Reclam, 2002.

che. Dabei wird in einem weiteren Teil des Aufsatzes vor allem auf diejenigen Abschnitte seines Lebenslaufs, seiner beruflichen Laufbahn und parteipolitischen Karriere eingegangen, die unmittelbar mit seiner Tätigkeit im Pariser Bund der Geächteten von 1834/36 zu tun gehabt haben und Rückschlüsse auf sein politisches Denken und Handeln im französischen Exil erlauben. Infolgedessen werden sowohl seine besondere Situation als politischer Refugié im Frankreich der orléanistischen Julimonarchie, als auch seine herausragende Stellung als Führer des Geheimbundes und Herausgeber des Bundesorgans „Der Geächtete" sowie nicht zuletzt seine in der Zeitschrift ausgebreiteten politisch-sozialen Vorstellungen und seine programmatische und praktische Parteiarbeit eingehend geschildert. Mit Hilfe dieses historisch-biographischen Ansatzes werden so Schritt für Schritt Merkmale des zeitgenössischen Parteienverständnisses herausgearbeitet und ein aus der Geschichte hergeleitetes Begriffsinstrumentarium entwickelt, das den zwischen 1789 und 1848/49 bestehenden ‚teutschen Partheyen' tatsächlich gerecht und mit dessen Hilfe eine moderne Parteiengeschichte zwischen Französischer Revolution und europäischer Achtundvierzigerrevolution geschrieben werden kann.

2. Handwerkerbünde, Arbeiter- und Auslandsvereine

Schon allein die hier nur angedeuteten sprachlichen Bestimmungen, die sich aus Georg Herweghs eingangs zitierter Agitprop-Lyrik ableiten lassen – wie zum Beispiel Parteinahme, -engagement, -lehre, -politik, -praxis usw. – zeugen von einer historischen Begriffsvielfalt, die sprachgeschichtlich die „Geburtsstunde deutscher Parteien"[9] in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begleitete und zeitlich mit dem Verlauf von aufeinander aufbauenden, die einzelnen Bevölkerungsschichten unterschiedlich

[9] Zur Geburtsstunde politischer Parteien in Deutschland vgl.: Kuhn, Frühgeschichte deutscher Parteien (wie Anm. 6), S. 77; Dieter Langewiesche: Die Anfänge der deutschen Parteien. Partei, Fraktion und Verein in der Revolution von 1848/49, in: *Geschichte und Gesellschaft* (demn.: GG) 4 (1978), S. 324-361, hier S. 361. Während Kuhn in seinem Artikel bereits in den rheinischen Konstitutionellen Zirkeln von 1798 mit ihrem charakteristischen hohen Organisationsgrad die „Geburtsstunde deutscher Parteien" sieht, erblickt Langewiesche in seinem Aufsatz erst in dem 1848/49 ausgebildeten Vierparteiensystem „die Geburtsstunde des modernen deutschen Parteiwesens".

erfassenden Politisierungswellen und mit der allmählichen Konstituierung der politischen Öffentlichkeit einherging. Eingebunden in einen übergeordneten gesamtgesellschaftlichen Transformationsprozeß von der alteuropäischen spätabsolutistischen Ständegesellschaft zur modernen kapitalistisch orientierten, freiheitlich-demokratisch verfaßten Industriegesellschaft[10], spiegelten diese Politisierungswellen und die Ausdifferenzierung der politischen Öffentlichkeit die verschiedenen zeitlichen und strukturellen Phasen der Emanzipationsbestrebungen des aufsteigenden und um politische Partizipation ringenden Bürgertums wider und wurden in der Geschichtswissenschaft in Studien zur „Entstehung der politischen Strömungen in Deutschland" zwischen 1770 und 1815, zu den Anfängen der politischen Vereinsbildung in ihrer ersten Phase von 1765 bis 1819, zum Aufkommen neuer demokratischer und sozialemanzipatorischer Protest- und Oppositionsbewegungen zwischen Wiener Kongreß und 1848er Revolution sowie schließlich zur „Aus- und Umbildung der deutschen Parteien" im frühen 19. Jahrhundert erfaßt und beschrieben.[11] Inwiefern die vormärzliche, radikaldemokratisch und frühsozialistisch orientierte Handwerker- und Arbeiterbewegung an diesen gesellschaftli-

[10] Formuliert nach einer Umschreibung von Hans-Ulrich Wehler, der in seiner *„Deutschen Gesellschaftsgeschichte"* von dem „komplizierten Transformationsprozeß spricht, der in nicht einmal zweihundert Jahren aus den nahezu zweitausend agrarisch-frühkapitalistischen, aristokratisch-patrizischen, ständisch-absolutistischen Herrschaftsverbänden des alteuropäischen Deutschland die interventionsstaatlich regulierte, republikanisch-demokratisch verfaßte Gesellschaft des hochorganisierten Industriekapitalismus unserer Gegenwart gemacht" habe. Vgl. Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700-1815*. München: C.H. Beck, 1987, S. 6.

[11] Vgl. hierzu: Fritz Valjavec: *Die Entstehung der politischen Strömungen in Deutschland 1770-1815*. Düsseldorf: Athenäum/Droste, 1978; Otto Dann: Die Anfänge politischer Vereinsbildung in Deutschland, in: *Soziale Bewegung und politische Verfassung. Beiträge zur Geschichte der modernen Welt. Festschrift Werner Conze zum 31. Dezember 1975* hg. von Ulrich Engelhardt, Volker Sellin u. Horst Stuke. Stuttgart: Klett, 1976, S. 197-232, wieder abgedr. in: Ders.: *Vereinsbildung und Nationsbildung. Sieben Beiträge* hg. von Albert Eßer, Johannes Kroll u.a. Köln: SH-Verlag, 2003; Helmut Reinalter (Hg.): *Demokratische und soziale Protestbewegungen in Mitteleuropa 1815-1848/49*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1986; Thomas Nipperdey: Grundprobleme der deutschen Parteigeschichte im 19. Jahrhundert, in: Ritter, *Die deutschen Parteien vor 1918* (wie Anm. 6), S. 32-55; Ders., *Deutsche Geschichte 1800-1866* (wie Anm. 2), hier noch einmal zit. S. 377.

chen Demokratisierungs- und Modernisierungsprozessen vom Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts teilhatte, ob sie diese mitbestimmte und eventuell sogar beschleunigte, oder ob sie die gewaltigen politischen, sozialen und kulturellen Umbrüche und Veränderungen, die Deutschland auf dem Weg in die Moderne zu bewältigen hatte, auf der zivilgesellschaftlichen Ebene flankierte und ‚abfederte', soll nun anhand der Analyse ihres Selbstverständnisses, ihrer Programmatik und Organisationsformen näher erörtert werden.

Das Partei- und Vereinswesen des 19. Jahrhunderts begann mit einer Gründungswelle von zunächst ausdrücklich unpolitischen Vereinigungen, die ihre ideellen Wurzeln im Individualisierungsprozeß der Aufklärung hatten und das Bedürfnis nach Geselligkeit artikulierten. Mit dieser Änderung in der Gründungsmotivation und Zielrichtung der neuen Organisationsformen ging auch ein semantischer Wandel einher, der mit der wachsenden Kritik an den Konnotationen des aufklärerischen Gesellschaftsbegriffs bald zu dessen Ersetzung durch die gefühlsbetonteren Termini *Bund* und *Verein* führte. Nicht mehr die vertragsrechtliche Vorstellung eines rationalen, vernunftgeleiteten Tausches von Rechten und Verpflichtungen, sondern die menschliche Bindung als Merkmal der Vergesellschaftung stand nun im Vordergrund organisatorischen Interesses. Entsprechend dieses emotionalisierten und anthropozentrischen Bedeutungsgehalts des Vereinsbegriffs wurden auch Begrifflichkeiten aus der poetischen und literarischen Sprache auf diesen übertragen, die in erster Linie die Freiwilligkeit der Bindung, die individuelle Selbständigkeit der Vereinigten und die gefühlsmäßige Nähe, aber auch die Beziehungen des einzelnen zu den Normen und Moralvorstellungen der Gesellschaft zum Ausdruck brachten. So versuchte die politisch-sentimentale Poesie der Burschenschaften mit den Wörtern *Verein* und *Bund* freundschaftliche Attribute, die auch ins Politische gehen konnten, zu vermitteln: Der „herzinnige Verein", der „starke, herrliche Verein" oder der „traute Verein" sollten die inneren Kräfte der Mitglieder für gemeinsame politische Ziele mobilisieren und gleichzeitig den statutarisch genormten Gesellschaften des Aufklärungszeitalters das Bild einer auf inneren Werten beruhenden Herzens- und Gesinnungsgemeinschaft auf Dauer entgegensetzen.[12]

[12] Vgl. hierzu: Hardtwig, Verein (wie Anm. 5), S. 801-802; Friedrich Harzmann (Hg.): *Burschenschaftliche Dichtung von der Frühzeit bis auf unsere Tage. Eine Auslese.* Heidelberg 1930, hier S. 41, 50 u. 62.

Dieses im Vereinsbegriff greifbar werdende, aus den Freundschaftskulten stammende romantische Ideen- und Gedankengut spiegelte sich auch in der Namensgebung der deutschen Burschenschaften wider, beispielsweise im Namen der Heidelberger „Teutonia" von 1814 oder der Gießener „Germania" von 1815. In Abgrenzung zu dem noch aus der Aufklärung herrührenden Gesellschaftsbegriff gebrauchte die politische Jugendbewegung ihre Organisationsbezeichnungen *Bund* und *Verein* äquivok, infolgedessen die dem Bündischen zugerechneten Charakteristika der Überzeugungs- und Gesinnungsgemeinschaft auf den Vereinsbegriff übertragen wurden, und die *Gemeinschaft* sprachlich zum alle politischen Ziele, Motive und Aktionen umspannenden Fachterminus wurde. Dabei sollte die Gemeinschaft das Individuum aus seiner gesellschaftlichen Vereinzelung befreien und es nach den Worten des Burschenschaftmitbegründers Karl Follen in einen innigen unbesieglichen „Bund der Überzeugung" integrieren, der sich seinerseits nur vor einem „innern Gesetz und Gerichte" rechtfertigen müsse. Somit versammelten sich in den burschenschaftlichen Vereinigungen politisierte Bürger, die als einzige Instanz für ihre politische Meinungs- und Willensbildung die eigene individuelle Überzeugung gelten ließen. Kein Wunder also, wenn die deutschen Regierungen und Strafverfolgungsbehörden in den Burschenschaften „eine Menge von fast durch ganz Deutschland verteilten kleineren Vereinen, welche wissenschaftliche Zwecke zum Deckmantel ihrer hochverräterischen Absichten vorschützen" und die mit „revolutionären Clubs" im Ausland zusammen eine einheitliche Umsturzorganisation aufbauen würden, sahen und gegen sie mit den Karlsbader Beschlüssen von 1819 restriktive Maßnahmen einleiteten.[13]

Bildeten die bürgerlichen liberal-konstitutionellen, demokratisch-republikanischen und national-patriotischen Bewegungen und die sich aus ih-

[13] So nannte sich die Gießener Burschenschaft 1815/16 zum Schutz gegen ihre Verfolgung als angeblich politische Verschwörung „Deutscher Bildungs- und Freundschaftsverein". Vgl. hierzu: Herman Haupt: *Karl Follen und die Gießener Schwarzen. Beiträge zur Geschichte der politischen Geheimbünde und der Verfassungsentwicklung der alten Bruderschaft in den Jahren 1815-1819.* Gießen 1907, S. 10ff.; (Karl Follen): Beiträge zur Geschichte der teutschen Samtschulen seit dem Freiheitskriege 1813, abgedr. in: *Der Gießener Ehrenspiegel* hg. von Carl Walbrach. Frankfurt 1927, Vorwort, S. 5; *Amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft, aus den Untersuchungsakten gezogen und zunächst zur Verwarnung für alle Studierenden an den königlich-preußischen Universitäten bestimmt.* Halle 1824, S. 7f. Alle zit. nach: Hardtwig, ebd., S. 805-806.

nen herausschälenden vereins- und parteiartigen Organisationsformen einen Teil der gesamtgesellschaftlichen oppositionellen Emanzipationsbestrebungen zwischen 1789 und 1848/49, der geistig-kulturell wie weltanschaulich-politisch vor allem als ein Ergebnis der massiven politischen Umwälzungen während der Französischen Revolution und antinapoleonischen Befreiungskriege betrachtet werden kann, so kam mit der aus England auf den europäischen Kontinent und die deutschen Bundesstaaten herüberschwappenden industriellen Revolution ab ungefähr 1820/30 eine neue radikaldemokratische Bewegung des sogenannten Vierten Standes als *weiterer* Teil dieser Bestrebungen hinzu. Aus dieser „doppelten Revolution“[14] heraus entstanden die beiden entscheidenden Trägerbewegungen einer oppositionellen politischen Kultur in Deutschland bis 1848: Die Emanzipationsbewegung des wirtschaftlich aufstrebenden Bürgertums und der Gebildeten, mithin der Kulturschaffenden und Geistesarbeiter, auf der einen Seite und die kleinbürgerlich-proletarische, sozialemanzipative Bewegung der Handwerker, Kleingewerbetreibenden und ersten Arbeiter auf der anderen Seite.

Die Entwicklung des Terminus *Bewegung* war im Verständnis der Zeitgenossen unmittelbar an die Folgen der frühen Industrialisierung gekoppelt und hing insbesondere mit der Entstehung des Proletariats, seines besonderen Klassenbewußtseins und seiner sozialen Protestformen zusammen. So war durch die liberale Freisetzung der Wirtschaft die alte Gesellschaftsordnung in Frage gestellt worden, und es herrschte eine permanente soziale Unruhe, die sich bald zu einer handfesten sozialen Bewegung ausweitete, die auch von den Zeitgenossen als solche registriert wurde.[15] Dem Begriff der *sozialen Bewegung* ordneten sie dabei drei unterschiedliche, in einer komplexen Verbindung stehende Strukturebenen zu – die Bewegung in der Produktion, in der Gesellschaft und in der Geschichte –, die alle zusammengefaßt den Bewegungsbegriff „zu einer Schlüsselkategorie des Selbstverständnisses im ‚Revolutionszeitalter‘“ machten. Während die Bewegung der Produktion überwiegend als tech-

[14] Der Begriff ist in dem Fall zit. nach: Beatrix W. Bouvier: Die Anfänge der sozialistischen Bewegung, in: Reinalter, *Demokratische und soziale Protestbewegungen* (wie Anm. 11), S. 265-302, hier S. 270; er wurde ursprünglich geprägt von dem englischen Historiker Eric J. Hobsbawm in seinem Werk: *Europäische Revolutionen*. Zürich: Kindler, 1962.

[15] Hierzu: Lorenz von Stein: *Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage*. 3 Bde. Nachdr. Hildesheim 1959; Karl Biedermann: *Vorlesungen über Sozialismus und soziale Fragen*. Leipzig 1847.

nischer Fortschritt und industrielle Revolution erlebt, aber auch schon mit der sozialen Krise einer zunehmend mobilisierten Gesellschaft in Zusammenhang gebracht wurde, griff man bei der Deutung der durch die Doppelrevolution hervorgerufenen gesellschaftlichen Bewegungen zunächst auf die vorrevolutionäre Tradition des Bewegungsbegriffs zurück, als jener, noch zyklisch verstanden, die Störung der alten Ordnung meinte, die mit Hilfe der ‚restauratio' wiederhergestellt werden konnte. Entsprechend des sich wandelnden politischen Selbstverständnisses der sich im frühen 19. Jahrhundert formierenden modernen *Bewegungsparteien* erhielt auch der *Bewegungsbegriff* eine neue Bedeutung, die über den bisherigen Interpretationsrahmen deutlich hinausging: Was manchen Zeitgenossen „als ‚naturwidrige' Erschütterung der traditionellen Ordnung" galt, konnte aus einer anderen Perspektive „als progressives Fortschreiten der sozialen und politischen Entwicklung" aufgefaßt werden, und die verschiedenen Bewegungsparteien stritten in der Folge entweder für die gesellschaftliche Weiterentwicklung und den Fortschritt, für die beizubehaltende Ordnung oder für den auf die Vergangenheit hin orientierten politischen Rückschritt. In der politischen Terminologie wurden dem ursprünglich neutralen Begriff dann weltanschauliche Richtungen anzeigende Attribute wie ‚liberal', ‚bürgerlich', ‚sozialistisch', ‚national' oder ‚revolutionär' zugeschrieben. Voraussetzung für diese Änderung im Verständnis und Gebrauch des Bewegungsbegriffs bildeten in Deutschland letztlich die durch die industrielle Revolution verursachten, für die Zeitgenossen völlig neuen und in dieser Form erstmals erlebten gesellschaftlichen Krisensymptome wie die Auflösung der ständisch-absolutistischen Gesellschaftsordnung und ihrer Bindungen, die Politisierung und Mobilisierung unterbäuerlicher und unterbürgerlicher Schichten sowie die soziale Bedrohung durch die ungelösten Probleme des Pauperismus und der Proletarisierung.[16]

Im Anschluß an die von der Historikerin Beatrix W. Bouvier vorgenommenen Definition des Frühsozialismus als „Theorie der sozialen Bewegung von 1789 bis 1848" werden im folgenden die deutschen Auslandsvereine in Paris zwischen 1832 und 1842 am Beispiel des Bundes der Geächteten von 1834/36 unter der Fragestellung, ob und inwiefern sie als „organisatorische Vorläufer und Frühformen der deutschen Ar-

[16] Bouvier, Anfänge der sozialistischen Bewegung (wie Anm. 14), S. 269-270; vgl. auch: Eckart Pankoke: *Sociale Bewegung – Sociale Frage – Sociale Politik*. Stuttgart: Klett, 1970, S. 21, 24 u. 31.

beiterbewegung“ zu betrachten sind[17], eingehend untersucht. Was nun die Entstehung und den Aufbau dieser deutschen Arbeiterbewegung im Vormärz anbetrifft, so kann man feststellen, daß die Arbeitervereine ihre zentralen ideologisch-theoretischen Grundlagen und organisatorischen Formen, mithin die entscheidenden Konstituierungsimpulse für den Aufbau einer sozialistischen Bewegung, erst über den Umweg der deutschen Emigrantenvereine im westeuropäischen Ausland erhalten haben. In der Schweiz, in Paris, Brüssel und London rezipierten zunächst die wandernden Handwerksgesellen als die „ersten Träger sozialistischen Gedankengutes“ die Ideen und Vorstellungen von Owen, Saint-Simon, Fourier, Cabet, Proudhon, der Chartisten und anderer Vertreter der frühen französischen und englischen Arbeiterbewegung, faßten diese in ihrer eigenen Theorie des Handwerkerkommunismus zusammen und setzten sie in der Praxis mit Hilfe emigrierter deutscher Intellektueller in den Arbeitervereinen um.[18] Die ersten deutschen politischen Organisationen im Ausland bildeten sich dann allmählich nach der Niederschlagung der durch die französische Julirevolution von 1830 ausgelösten Proteste und Erhebungen der bürgerlichen Oppositionsbewegung gegen die Machthaber des Deutschen Bundes und ihre restaurative Politik – zu nennen wären etwa das Hambacher Fest von 1832 und der Frankfurter Wachensturm von 1833 – und im Zuge der nach der Verschärfung der Gesetzeslage 1832/33 einsetzenden Fluchtbewegung von Oppositionellen – in erster Linie patriotisch, liberal und demokratisch gesinnter Schriftsteller, Journalisten, Professoren, Anwälte, aber auch von Kaufleuten und Handwerkern –, die sich nur über die Emigration in die Schweiz und nach Frankreich ihrer Verfolgung und drohenden Verhaftung durch die deutschen Strafverfolgungsbehörden entziehen konnten. Zu den beliebtesten und zugleich bedeutsamsten Anziehungspunkten für die wandernden Handwerksgesellen wie für die um geistig-politischen Einfluß rin-

[17] Bouvier, ebd., S. 278-279.

[18] Bouvier, ebd., S. 276-277; zum deutschen Handwerkerkommunismus vgl. auch: Werner Kowalski: *Die wandernden Handwerksgesellen und die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung 1833-1839*. Diss. Halle/Saale 1959. Zum europäischen, insbesondere auch deutschen Frühsozialismus und seiner Auseinandersetzung mit den liberalen Menschenrechten vgl. unlängst: Hans Erich Bödeker: Der europäische Frühsozialismus und die Menschenrechte. Umrisse einer Debatte, in: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen. Forschungen und Forschungsberichte* Nr. 31 (2004), S. 23-41, mit weiteren Angaben zur jüngeren Frühsozialismusliteratur.

genden Intellektuellen entwickelten sich dabei rasch die Auslandsvereine in der französischen Hauptstadt als *dem* „Schmelztiegel für sozialistische und revolutionäre Ideen“[19].

Am Anfang der deutschen Arbeiterbewegung in Paris stand der Ende Februar 1832 von Handwerksgesellen, Kaufleuten und Literaten gegründete Deutsche Volksverein, der ursprünglich als Filiale des von Johann Georg August Wirth ins Leben gerufenen Deutschen Vaterlandsvereins zur Unterstützung der freien Presse in der Rheinpfalz gedacht war und sich erst nach seiner Umbenennung Anfang 1833 von einem Unterstützungsverein für das deutsche Pressewesen, verfolgte Journalisten und politische Flüchtlinge zu einer eigenständigen politischen Vereinigung mit einer statutarisch festgehaltenen Ordnung entwickelte.[20] Diese Statuten legten – laut Darstellung der in einem „Periodischen Übersichtsbe-

[19] Ernst Schraepler: *Handwerkerbünde und Arbeitervereine 1830-1853. Die politische Tätigkeit deutscher Sozialisten von Wilhelm Weitling bis Karl Marx*. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 1972, zit. S. 40; vgl. auch: Ders.: Geheimbündelei und die Anfänge einer deutschen Arbeiterbewegung im Vormärz, in: *Die frühsozialistischen Bünde in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Vom „Bund der Gerechten“ zum „Bund der Kommunisten“ 1836-1847* hg. von Otto Büsch u. Hans Herzfeld. Berlin: Colloquium, 1975, S. 51-59.

[20] Das genaue Datum der Umwandlung des Preßvereins in den politischen Deutschen Volksverein ist umstritten. Während Wolfgang Schieder von August 1832 ausgeht, da zu diesem Zeitpunkt alle liberalen rheinpfälzischen und badischen Zeitungen endgültig unterdrückt worden seien und damit die ursprüngliche Legitimierung des Vereins, die deutsche Presse zu unterstützen, hinfällig geworden sei, datiert Werner Kowalski diese Umwandlung auf den Sommer 1833, als der Verein umbenannt worden sei. Dazu: Wolfgang Schieder: *Die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung. Die Auslandsvereine im Jahrzehnt nach der Julirevolution von 1830*. Stuttgart: Ernst Klett, 1963, S. 14-22; Werner Kowalski: *Vorgeschichte und Entstehung des Bundes der Gerechten. Mit einem Quellenanhang*. Berlin (Ost): Rütten & Loening, 1962, hier S. 41. Im Nachlaß von Jakob Venedey im Bundesarchiv in Berlin finden sich zwei Flugschriften des Volksvereins vom August 1833. In einer von beiden heißt es: „Der deutsche Volksverein, der nun schon seit anderthalb Jahren besteht […].“ Dazu: *BA Berlin-Lichterfelde, Nl. Jakob Venedey*, N 2316/75, Nr. 6-9, hier Nr. 7. Zum deutschen Preßverein, seiner Filiale in Paris und zur Biographie Johann Georg August Wirths siehe: Cornelia Foerster: *Der Preß- und Vaterlandsverein von 1832/33. Sozialstruktur und Organisationsformen der bürgerlichen Bewegung in der Zeit des Hambacher Festes*. Trier: THF, 1982, insbes. S. 62-65; Elisabeth Hüls: *Johann Georg August Wirth (1798-1848). Ein politisches Leben im Vormärz*. Düsseldorf: Droste, 2004.

richt“ der Frankfurter Bundeszentralbehörde vom Januar 1842 zusammengefaßten politischen Untersuchungen gegen verhaftete Mitglieder der Pariser Geheimbünde[21] – die Leitung des Volksvereins in die Hände eines alle drei Monate gewählten Komitees, bestehend aus einem Präsidenten, Generalkassierer und Redaktionsausschuß, das selbständigen Vereinssektionen von jeweils 20 Personen vorstand und zusammen mit diesen in einer Generalversammlung einmal im Monat tagte. Die Sektionen oder „Zirkel“ verfügten über einen eigenen gewählten Vorsteher und Kassierer, wobei der letztere das Vereinsvermögen verwaltete und die monatlichen Mitgliedsbeiträge von knapp zwei französischen Francs einsammelte. In den Generalversammlungen wurden politische Reden gehalten, Freiheitslieder gesungen und

> unter anderen auch die Frage erörtert […], ob es zweckmäßiger sein werde, ganz Deutschland in *eine* Republik oder in *einen* monarchischen Staat umzugestalten? Wie denn die Einheit Deutschlands der Gegenstand aller politischen Besprechungen der Verbindungsmitglieder war.[22]

[21] Vgl. hierzu: „Periodischer Übersichtsbericht der Bundeszentralbehörde vom 31. Januar 1842 an den infolge Artikels 28 der Wiener Schlußakte erwählten Bundestagsausschuß“, abgedr. in: Werner Kowalski: *Vom kleinbürgerlichen Demokratismus zum Kommunismus. Teil 2: Die Hauptberichte der Bundeszentralbehörde in Frankfurt a.M. von 1838 bis 1842 über die deutsche revolutionäre Bewegung* (Archivalische Forschungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Bd. 5/II). Berlin (Ost): Akademie, 1978, S. 179-273; zum Deutschen Volksverein: „Zweite Abteilung. Politische Untersuchungen, die bis in die neuesten Zeiten reichenden revolutionären Umtriebe betreffend. I. Der deutsche Volksverein“, in: Ebd., S. 198-201. Zur Geschichte der Bundeszentralbehörde: Werner Kowalski: Einleitung. Die Hauptberichte der Bundeszentralbehörde in Frankfurt a.M. von 1838 bis 1842 über die deutsche revolutionäre Bewegung, in: Ebd., S. XVII-XXIII. Für die im folgenden zitierten Aussagen von Mitgliedern des Volksvereins und anderer Geheimbünde siehe auch: „Zusammenstellung der Untersuchungsresultate in Betreff der revolutionären Verbindungen der Geächteten, der Gerechten und der Deutschen sowie des denselben vorangegangenen Volksvereins, wie sie sich aus den der Bundeszentralbehörde bis zum 6. Februar 1841 zugekommenen Verhörsprotokollen und anderen Akten ergeben“, in: Ebd., S. 115-178.

[22] Vgl. hierzu: „Periodischer Übersichtsbericht“ (wie Anm. 21), S. 198-199; Wolfgang Schieder, *Anfänge der Arbeiterbewegung* , S. 14-15 u. Kowalski, *Vorgeschichte und Entstehung* , S. 41-42 (beide wie Anm. 20).

Leiten wir damit zum Bund der Geächteten als unmittelbarem Nachfolger des Deutschen Volksvereins und als einer der politischen Wirkungsstätten von Jakob Venedey während seiner Exilzeit in Frankreich zwischen 1832 und 1848 über, so soll eingangs noch einmal betont werden, daß sich die vorliegende Studie auf eine genauere Analyse dieses Geheimbundes beschränkt und die ihm nachfolgenden Bünde der Gerechten und der Deutschen nur am Rande thematisiert. Der Grund für diese Schwerpunktsetzung liegt nicht nur allein in der Bedeutung der „Geächteten" für das Leben und Wirken von Venedey, sondern auch in der vollkommen unausgewogenen wissenschaftlichen Erforschung und Aufarbeitung der vier Pariser Auslandsvereine. Mit der sich außerhalb Deutschlands formierenden frühen Arbeiterbewegung beschäftigte sich zwar sowohl die frühere marxistische Geschichtswissenschaft der DDR, als auch die bundesdeutsche Geschichtsschreibung in wesentlich ausführlicherem Maße als mit den Handwerker- und Arbeiterorganisationen innerhalb des Deutschen Bundes.[23] Während der Bund der Gerechten aber von der ehemaligen DDR-Geschichtsschreibung ziemlich umfassend und ausführlich behandelt worden ist, ist die Historie des Volksver-

[23] In der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft prägte lange Zeit Wolfgang Schieder das Bild der Emigrantenvereine: Dabei betrachtete er die Zirkel mit ihren zur Reform drängenden Konzepten vor allem als politische Vereine, die dem theoretischen Bildungsstreben und politisch-praktischen Aufklärungsbedürfnis der Handwerker- und Arbeiterschaft Rechnung getragen hätten. Hierzu: Wolfgang Schieder, ebd., u.a. S. 307-310. Hingegen ging es den ostdeutschen Historikern Werner Kowalski und Ernst Engelberg in ihren frühen Arbeiten vor allem um die „Herausarbeitung von Vor- und Frühformen des revolutionären Denkens und Handelns und deren Einbettung als erste ‚Hauptperiode' […] in die Gesamtgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung": Kowalski, ebd.; Ernst Engelberg: Einiges über den historisch-politischen Charakter des Bundes der Gerechten, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Leipzig. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe*, Nr. 3 (1951/52), H. 5, S. 61-66; zit. nach: Bouvier, Anfänge der sozialistischen Bewegung (wie Anm. 14), S. 280. Zur Beurteilung der DDR-Forschung auf dem Gebiet der Arbeiterbewegung, vgl.: Dieter Langewiesche: Die deutsche Revolution von 1848/49 und die vorrevolutionäre Gesellschaft: Forschungsstand und Forschungsperspektiven, Teil II, in: *Archiv für Sozialgeschichte* (demn.: AfS) 31 (1991), S. 331-443, hier S. 368-369. Zur Arbeiterbewegung innerhalb Deutschlands: Klaus Tenfelde: Lesegesellschaften und Arbeiterbildungsvereine, in: *Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich.* Hg. von Otto Dann. München: R. Oldenbourg, 1981, S. 253-274.

eins und des Bundes der Geächteten entweder nur als bloße kleinbürgerliche „Vorgeschichte", als vorläufiges Übergangsstadium oder sogar als hinderliches Relikt auf dem Weg zur endgültigen Durchsetzung des Sozialismus und einer proletarischen Volksrepublik verstanden und dementsprechend kurz abgehandelt worden. Auch in der bundesdeutschen Geschichtsschreibung sind die beiden frühen Geheimbünde in Frankreich im Zusammenhang mit der Entstehung der deutschen Arbeiterbewegung bisher kaum thematisiert worden, einmal abgesehen von einer 40 Jahre alten Studie, vereinzelten Zeitschriftenaufsätzen und ein paar Abschnitten in einer „Geschichte des Bundes der Kommunisten" von 1993. Dieses Ungleichgewicht ist hauptsächlich auf das Forschungsinteresse der westdeutschen Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten zurückzuführen, die sich zwar intensiv mit der vollkommen entfalteten und politisch etablierten Arbeiterbewegung beschäftigt, die Anfänge und Frühformen derselben bisher aber vielfach ausgeblendet oder kaum zur Kenntnis genommen hat. Daß möglicherweise die Wurzeln eines eigenständigen, erstmals entwickelten und systematisch verfolgten sozialen Demokratismus, der insbesondere auch mit dem Namen eines Jakob Venedey verbunden war, ebenso wie die Anfänge eines radikal- bzw. sozial-demokratischen Flügels der deutschen Arbeiterbewegung im Bund der Geächteten und seinem Vorläufer, dem Deutschen Volksverein, liegen und sich damit zentrale Ansätze zur Formierung einer sozial-demokratischen Arbeiterpartei im westeuropäischen Exil, in den Pariser Auslandsvereinen des Vormärz, finden lassen, ist in der Forschung bislang allenfalls in Ansätzen erwogen worden.[24] Gerade

[24] Zur Forschungsliteratur zum Bund der Geächteten vgl. neben den älteren Arbeiten von Kowalski (vor allem ebd., S. 57-156) und Wolfgang Schieder aus den Jahren 1962/63 (!) auch: Bouvier, ebd., S. 280-284; Schraepler, *Handwerkerbünde und Arbeitervereine* (wie Anm. 19), S. 40-52; Martin Hundt: *Geschichte des Bundes der Kommunisten 1836-1852*. Frankfurt/M./Berlin u.a.: Peter Lang, 1993, zu den „Geächteten" vor allem S. 34-45; schon Hundt vermißte „eine geschlossene, ausführliche Darstellung der Geschichte des Bundes der Geächteten" (ebd., S. 34, Anm. 24); siehe auch den Aufsatz von: Joachim Höppner/Waltraud Seidel-Höppner: Der Bund der Geächteten und der Bund der Gerechtigkeit, in: *Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung* (demn. JbFGA) 1 (2002), H. 3, S. 60-92; Teil 2, in: *JbFGA* 2 (2003), H. 2, S. 61-83, der diese Forschungslücke aber nicht schließen kann. Im übrigen hat bislang nur Wolfgang Schieder die Ansätze zur Formierung einer sozial-demokratischen Arbeiterpartei im westeuropäischen Exil für

dieser Strömung des sozialen Demokratismus, die von den einzelnen historiographischen Richtungen bisher nur unzureichend erfaßt, unterschätzt oder überhaupt nicht behandelt wurde, jedoch in einer direkten Kontinuitätslinie mit den späteren sozial-demokratischen Arbeiterparteien steht, versucht die vorliegende Untersuchung jetzt genauer auf die Spur zu kommen.

> Der Bund der Geächteten bietet einen erheblichen Fortschritt des revolutionären Treibens der Deutschen in Paris im Verhältnis zum Volksvereine dar, indem man in ihm eine entschiedenere und weitergehende Tendenz, eine vollständiger entwickelte Organisation und eine bestimmtere Tätigkeit für Erreichung der Bundeszwecke antrifft.[25]

Entstanden ist dieser ‚entwickeltere' Bund vor dem Hintergrund innenpolitischer Auseinandersetzungen in der französischen Julimonarchie. Als Reaktion auf einen Gesetzesentwurf zur Verschärfung des im Code pénal enthaltenen Koalitionsparagraphen, der nach seiner Verabschiedung am 10. April 1834 in Kraft trat und unter anderem eine behördliche Genehmigungspflicht für jeden zu gründenden Verein und eine strafrechtliche Behandlung für die verbotene Teilnahme an nicht zugelassenen Vereinigungen vorsah, mußte der Deutsche Volksverein in den Untergrund gehen und sich als Geheimbund neu konstituieren. Umstritten sind in der Forschung der Zeitpunkt der Neugründung und die eigentlichen Führungspersönlichkeiten des zweiten Auslandsvereins, da exakte Angaben dazu bislang fehlen; allerdings lassen sich einige Erkenntnisse zu den Gründungsvorgängen der „Geächteten" aus der Auflösungsgeschichte des Deutschen Volksvereins gewinnen. So entschieden sich die Vorstände und einige aktive Mitglieder in der ersten Ausschußsitzung nach den republikanischen Aprilaufständen von 1834 und der verschärften Gesetzesgrundlage für die Gründung und Führung von Vereinen in der orléanistischen Julimonarchie am 2. Mai 1834 für eine Fortsetzung der Arbeit des Volksvereins in der Illegalität und beschlossen, zu diesem Zweck die Statuten des Vereins abzuändern. Unter der Präsidentschaft des Buchdruckergesellen Urban Muschani billigten alle

Frankreich und die Schweiz intensiver verfolgt: Ders., ebd., S. 191-202 u. 203-220.

[25] „Periodischer Übersichtsbericht", „II. Der deutsche Bund der Geächteten.", abgedr. in: Kowalski, *Vom kleinbürgerlichen Demokratismus zum Kommunismus, Bd. 2* (wie Anm. 21), S. 201-227, hier S. 201.

Mitglieder auf der letzten öffentlichen Generalversammlung des Vereins am 11. Mai 1834 die vom Ausschuß vorgeschlagenen statutarischen Modifizierungen und lösten aller Wahrscheinlichkeit nach den Deutschen Volksverein selbst auf.[26] Zwischen der mutmaßlichen Auflösung des Volksvereins und der tatsächlichen Gründung des Bundes der Geächteten klafft eine unbekannte zeitliche Lücke, die in etwa durch einen im Nachlaß von Jakob Venedey aufgefundenen handschriftlichen Entwurf der Statuten des Bundes der Geächteten geschlossen werden könnte. Den Entwurf „Die Statuten der B.L." – das sind die Statuten der sogenannten Bundeslager – kennzeichnet Venedey mit dem interessanten Vermerk:

> Straßburg, Nancy, Paris. 1833. Statuten der Geächteten.[27]

Da Venedey in diesem Vermerk die ersten Stationen seiner Exilzeit in Frankreich aufzählt, kann es sich bei der von ihm hier notierten Jahresangabe natürlich um einen Schreibfehler handeln, zumal er bereits im Jahre 1832 in Straßburg und dann ab 1833 in Nancy weilte. Doch wie noch ausführlicher darzulegen sein wird, kam der ehemalige Kölner Burschenschafter und Jurastudent schon im November 1833 nach Paris, trat kurz nach seiner Ankunft in den Deutschen Volksverein ein und spielte nach Angaben der Frankfurter Bundeszentralbehörde „sehr wahrscheinlich […] bei der Errichtung des Bundes der Geächteten eine Hauptrolle"[28], so daß entgegen bisheriger Forschungsergebnisse und unter Berücksichtigung von Venedeys Aufzeichnungen die theoretische Planung und Vorbereitung des Geheimbundes, manifestiert in dem schriftlich fixierten Statutenentwurf, durchaus auf Ende 1833, Anfang 1834 angesetzt werden kann. Demzufolge wäre die Gründung dieses Auslandsvereins bereits in den ersten Monaten des Jahres 1834 – vor Auflösung des Volksvereins – erfolgt. Das heißt, eine Zeit lang haben vielleicht sogar zwei politische Vereinigungen deutscher Flüchtlinge und Exilanten, eine

---

[26] Vgl. Kowalski, *Vorgeschichte und Entstehung*, S. 56-58 u. Wolfgang Schieder, *Anfänge der Arbeiterbewegung*, S. 19-20 (beide wie Anm. 20). So erwähnt Schieder beispielsweise nur eine der letzten Versammlungen des Volksvereins am 2. Mai 1834, aber nicht das genaue Datum der Gründung des Bundes der Geächteten.

[27] „Statuten der Geächteten.", in: *BA Berlin-Lichterfelde, Nl. Jakob Venedey*, N 2316/75, Nr. 3-5. Bei dem Entwurf handelt es sich um die Form der Statuten, für die das karbonaristische Organisationsmodell Pate gestanden hat.

[28] „II. Der deutsche Bund der Geächteten" (wie Anm. 25), S. 201.

öffentlich auftretende und eine geheim agierende, in Paris nebeneinander existiert. Einen möglichen Beleg für die Datierung des Gründungszeitpunktes des Bundes bietet auch die Aussage des Mechanikers Conrad Neuber, der am 5. Oktober 1840 in einem Verhör während seiner Untersuchungshaft in Hannover betonte, im März oder April 1834 Mitglied einer Hütte der Geheimorganisation der „Geächteten" geworden zu sein, „worin Goldschmidt Präsident und der Schriftsteller Venedey und der Schneider Schumacher Mitglieder gewesen seien"[29].

Damit könnten erste Organisationsstrukturen gemäß dem aufgefundenen Statutenentwurf von 1833 schon im März oder April 1834 bestanden haben, noch ehe die frühesten Flugschriften des Bundes, der „Aufruf eines Geächteten an die deutschen Volksfreunde" und das ideologisch-programmatische „Glaubensbekenntnis eines Geächteten" – deren Publikation die Historiographie immer wieder auf April bzw. Mai 1834 datiert hat und die am 5. Juni 1834 vom Frankfurter Bundestag auf den Index gesetzt wurden – erschienen sind.[30] Diese Vermutung macht mit Blick auf den „Aufruf" durchaus Sinn, da in ihm die Motive für die Konstituierung eines Geheimbundes mitgeteilt, aber auch schon die Gestalt angenommenen Organisationsstrukturen des Bundes aufgeführt werden. So begründen die anonymen Verfasser des „Aufrufs" die Konstituierung eines Geheimbundes einerseits mit dem Verbot der Meinungs-, öffentlichen Vereinigungs- und Versammlungsfreiheit, andererseits mit der Pressezensur in Deutschland und einem effektiveren, koordinierteren Vorgehen einer geschlossenen Organisation im Vergleich zu den früher unkontrollierten Aufstandsversuchen. In jedem Dorf und jeder Stadt des Deutschen Bundes wurden die Freiheitsfreunde dazu aufgefordert, sich im Geheimen zusammenzuschließen, für die deutsche Freiheit zu wirken, revolutionäre Druckschriften zu verteilen,

---

[29] „Zusammenstellung der Untersuchungsresultate", „Der deutsche Bund der Geächteten. Entstehung, Zeit, Veranlassung und Ort", abgedr. in: Kowalski, *Vom kleinbürgerlichen Demokratismus zum Kommunismus, Bd. 2* (wie Anm. 21), S. 121-156, die Aussage Neubers auf S. 121-122.

[30] Zu den Flugschriften vgl.: „Aufruf eines Geächteten an die deutschen Volksfreunde" (Auszug), abgedr., in: Herwig Förder/Martin Hundt u.a. (Red.): *Der Bund der Kommunisten. Dokumente und Materialien* hg. vom Institut für Marxismus-Leninsmus beim ZK der SED u. beim ZK der KPdSU. *Bd. 1: 1836-1849*. 2. Aufl. Berlin (Ost): Dietz, 1983, S. 987-989; „Glaubensbekenntnis eines Geächteten", in: Kowalski, *Vorgeschichte und Entstehung* (wie Anm. 20), S. 183-190, zur Datierung und zum Verbot der Schriften: Ebd., S. 60-61.

Mitgliedsbeiträge und Vereinsspenden auf freiwilliger Basis einzusammeln und sich mit den Patrioten anderer Landstriche und Provinzen zu verbünden. Dieses innerdeutsche Organisations- und Agitationsnetz sollte von gewählten Vorstehern und Geschäftsführern vertreten, systematisch ausgebaut und von einem Ausschuß geleitet werden. Die Bestimmungen über den vorgesehenen Ausschuß, „auf dem das Heil der ganzen Verbindung notwendig beruht", der zur Sicherheit in das „tiefste Geheimnis" gehüllt werden und dessen „Sitz außer Deutschland" liegen müsse, könnten im Zusammenhang mit dem im „Aufruf" angestrebten, hierarchisch gegliederten Organisationsmodell für Deutschland darauf hinweisen, daß zu diesem Zeitpunkt bereits ein Ausschuß der „Geächteten" außerhalb Deutschlands, eben in Paris, existiert hat. Mit anderen Worten: Ein zwischen Januar und März 1834 in der französischen Metropole gebildeter und eventuell schon in mehrere Organisationseinheiten aufgesplitteter Geheimbund der „Geächteten" versuchte, sich mit Hilfe ihm ergebener Tochterorganisationen in den Grenzen des Deutschen Bundes zu etablieren, und fertigte hierzu im April oder Mai den „Aufruf an die deutschen Volksfreunde" an.[31]

Da der Aufbau eines Geheimbundes in Deutschland aufgrund der dort herrschenden rigiden Vereinsgesetzgebung ohne eine größere Anhängerschaft im Lande unmöglich war, mußten die vom Deutschen Volksverein zum Bund der Geächteten übergewechselten führenden Republikaner wie Jakob Venedey, Urban Muschani, Johann Schumacher, Julius Goldschmidt und Karl Wilhelm Theodor Schuster sich als erstes auf die Organisation in Paris beschränken und neue Mitglieder anwerben. Als Vorbilder für die Bundesorganisation dienten ihnen karbonaristische Modelle, die sie durch Verbindungen zu Filippo Buonarrottis „Charbonnerie démocratique universelle" und als Mitglieder des 1833 gegründeten Sühnungsbundes kennengelernt hatten und denen „hierarchisch-absolutistische" Verfassungen mit von unten nach oben abgestuften Gradsystemen zugrunde lagen. Dementsprechend entwarfen die emigrierten Intellektuellen und Handwerksgesellen in den zwei Statuten des Bundes der Geächteten, den „Statuten der Bundeslager"

[31] „Aufruf eines Geächteten" (wie Anm. 30), S. 988. Vgl. auch die Ausführungen zum „Aufruf" bei: Werner Kowalski: Artikel: Bund der Geächteten (BdG) 1834-1840/41, in: Fricke/Fritsch/Gottwald, *Lexikon zur Parteiengeschichte* (wie Anm. 4), *Bd. 1: Alldeutscher Verband – Deutsche Liga für Menschenrechte*, S. 210-217, hier S. 211, Sp. 1-2.

für die mittleren und oberen Organisationseinheiten und den „Allgemeinen Statuten des deutschen Bundes der Geächteten" für die unteren Einheiten, vier Stufen der Mitgliedschaft, beginnend bei den „Hütten", über die „Berge" und „Dikasterien", bis zur obersten Spitze der „Nationalhütte" hinauf.[32]

Die „Nationalhütte" als „höchste gesetzgebende und vollziehende Gewalt"[33] wählte und ergänzte sich selbst, verschwieg allen Bundesmitgliedern den Sitz und Namen ihrer Mitglieder, verkehrte mit den ihr untergeordneten Behörden nur über eigens ernannte Bevollmächtigte und verlangte von den Bundesmitgliedern unbedingten Gehorsam, der bis zur Forderung an jeden Einzelnen gehen konnte, die von ihr verhängten Todesstrafen gegen die den Bund ausspionierenden oder ihn verratenden Mitglieder zu vollziehen. Zudem übte die Nationalhütte die Geschäftsführung des Geheimbundes aus und hatte den Auftrag, die internen Vereinsgesetze aktuellen Begebenheiten und tagespolitischen Anforderungen anzupassen. Die zweithöchste Stufe in der Bundeshierarchie bildeten die Dikasterien, die die unteren Einheiten der Berge und Hütten über Bevollmächtigte leiteten, jenen aber ebenfalls völlig unbekannt blieben. Auch sie waren der Nationalhütte, welche die Dikasterien-Mitglieder ernannte und mißliebige Mitglieder entfernen konnte, zu absolutem Gehorsam verpflichtet und mußten, neben der Vollstreckung aller Bundesgesetze in den von ihnen betreuten Bezirken, der Nationalhütte vierteljährlich Bericht abstatten. Die Organisationseinheiten der Berge und Hütten waren prinzipiell gleich strukturiert, das heißt, sie umfaßten mindestens drei und höchstens zehn Mitglieder, die halbjährlich einen Vorsteher, Beistand und Kassierer wählten, der seinerseits die Vereinskasse und die von den Mitgliedern geleisteten monatlichen Beiträge von rund fünf bis zehn Sous in Paris und sechs Kreuzer in Deutschland ver-

[32] Zum Entwurf „Die Statuten der B.L.": „Statuten der Geächteten" (wie Anm. 27), N 2316/75 Nr. 4-5. Die „Allgemeinen Statuten" sind abgedr. in: Förder/Hundt, *Der Bund der Kommunisten* (wie Anm. 30), S. 982-985. Was die organisatorischen Vorbilder der Charbonnerie und des Sühnungsbundes, dem Muschani und Goldschmidt angehört haben, anbelangt, siehe: Wolfgang Schieder, *Anfänge der Arbeiterbewegung* (wie Anm. 20), S. 23-24.

[33] Vgl. „Statuten der Geächteten" (wie Anm. 27), „Sechster Abschnitt. Von den N.H.", N 2316/75, Nr. 5. Die folgenden Ausführungen zu den einzelnen Bestimmungen der Lager-Statuten orientieren sich auch an dem Artikel von: Kowalski, Bund der Geächteten (wie Anm. 31), S. 212, Sp. 1-2.

waltete.[34] Sobald die vorgeschriebene Mitgliederzahl überschritten wurde, mußten sich beide Organisationseinheiten teilen und jegliche Verbindungen untereinander abbrechen. Zusätzlich wurde den Bergen die Auflage gemacht, die Dikasterien vierteljährlich über die internen Neuigkeiten und Aktivitäten zu unterrichten.

Die Hütten als der niedrigste Grad der „Geächteten" galten allgemein als die vorbereitende „Pflanz- und Prüfungsschule […] für die Lager"; sie sollten „die numerische Stärke des Bundes" durch Mitgliederwerbungen vermehren.[35] Aus Sicherheitsgründen und wohl auch aus konkreten Machtinteressen der oberen Behörden wurde allen Mitgliedern des Geheimbundes der gesamte Vereinsaufbau, mit Ausnahme der Nationalhütte, verschwiegen. Darüber hinaus erhielten die Hütten eigene Organisationsregeln in den „Allgemeinen Statuten". Laut diesen sollten sich die Hütten-Mitglieder wöchentlich oder alle 14 Tage einmal auf dem Zimmer eines Kameraden treffen, dort über Neuaufnahmen beratschlagen, über die Menschenrechte, Freiheit und Gleichheit, die politische Lage in Deutschland und die verschiedenen Staatsformen diskutieren sowie die Programmschriften und die vereinseigene Zeitschrift „Der Geächtete" lesen. Bei den Aufnahmezeremonien wurde der Beitrittskandidat mit verbundenen Augen in die Hütten-Versammlung geführt, dort mit den Grundsätzen, Programmen und Statuten der „Geächteten" bekannt gemacht und daraufhin gefragt, ob er Mitglied des Bundes werden wolle und mit den Grundsätzen der „Geächteten" übereinstimme. Nach seiner Beitritts- und Einverständniserklärung mußte das neue Mitglied zum Abschluß der Zeremonie vor den versammelten Vereinsangehörigen noch den folgenden Eid schwören:

> Ich gelobe bei meiner Ehre: Verschwiegenheit über das Bestehen des Bundes und treuen, aufopfernden Eifer für seinen erhabenen Zweck. Mich treffe Ehrlosigkeit und Tod, wenn ich wortbrüchig werde.[36]

---

[34] „II. Der deutsche Bund der Geächteten." (wie Anm. 25), S. 209-215, hier S. 213. Die Höhe der Beiträge bezieht sich in den Akten auf jene in den Hütten, da die gültigen Beiträge in den Bergen noch nicht ermittelt werden konnten.

[35] Vgl. „Statuten der Geächteten" (wie Anm. 27), „Zweiter Abschnitt. Von den H.H.", N 2316/75, Nr. 4.

[36] Vgl. „Allgemeine Statuten" (wie Anm. 32), S. 982-985, hier S. 985; Kowalski, Bund der Geächteten (wie Anm. 31), S. 212, Sp. 2. Alle Statuten des Bundes der Geächteten finden sich auch bei: Leopold Friedrich Ilse: *Geschichte der poli-*

Entweder 1835 oder 1836 wurden die karbonaristischen Bezeichnungen der einzelnen Organisationseinheiten abgeschafft, und die Hütten, Berge, Dikasterien wie auch die Zentralbehörde des Bundes, die Nationalhütte, wurden nun in „Zelte", „Lager", „Kreislager" und den „Brennpunkt" umbenannt. Diese Umbenennung änderte jedoch weder etwas an der inneren Struktur des Bundes, noch wurden die alten Namen sofort aus den Statuten gestrichen. Im Gegenteil, noch über einen längeren Zeitraum hinweg waren beide Bezeichnungen im Umlauf.[37]

Die genaue Anzahl der in Paris in den Jahren 1834 bis 1836 tätigen Organisationseinheiten läßt sich nicht mehr genau ermitteln, lediglich die Zahl der Kreislager kann beziffert werden, da ein einziges in Paris unter der Führung von Venedey bestanden haben soll.[38] Dagegen schwanken die Angaben über die vorhandenen Lager und Zelte in der Forschung recht stark. Konnte Wolfgang Schieder auf der einen Seite die Existenz von vier Lagern in Paris, die jeweils von Venedey, seinem Kölner Jugendfreund und Buchhändler Gerhard Pappers, Goldschmidt und Schuster eingerichtet und geleitet wurden, nachweisen und unter Berücksichtigung der in den Statuten vorgeschriebenen Mitgliederhöchstzahl von zehn Mann pro Organisationseinheit eine Mitgliedergesamtzahl von rund 100 Personen bis Ende 1836 ermitteln, wovon 50 bis 60 auf die Aktivgruppe der Lager, 10 bis 15 auf die Kreislager und 40 auf die jedem

---

tischen Untersuchungen, welche durch die neben der Bundesversammlung errichteten Commissionen, der Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz und der Bundes-Central-Behörde zu Frankfurt in den Jahren 1819 bis 1827 und 1833 bis 1842 geführt sind. Frankfurt/M.: Meidinger, Sohn & Comp., 1860, S. 565-579. Das Gelöbnis bei der Aufnahme in die Lager hatte nach den „Statuten der Geächteten" (wie Anm. 27), N 2316/75, Nr. 5, folgenden Wortlaut: „Ich gelobe bei meiner Ehre Verschwiegenheit über das Bestehen dieses Grades, Gehorsam seinen Gesetzen sowie den Verfügungen seiner gesetzlichen Obern, u. treuen aufopfernden Eifer für seinen erhabenen Zweck. Mich treffe Ehrlosigkeit und Tod, wenn ich wortbrüchig werde."

[37] Wolfgang Schieder, *Anfänge der Arbeiterbewegung* (wie Anm. 20), S. 26. Aus welchen Gründen die Umbenennung erfolgte, ist nicht eindeutig festzustellen; allerdings wird sie von Schieder im Rahmen des Abkoppelungsprozesses des Bundes der Geächteten von seinem Vorbild der Charbonnerie gesehen und als ein „nach dem Muster der Charbonnerie hierarchisch-absolutistisch organisierter Geheimbund auf ausschließlich nationaler Basis" gedeutet.

[38] „Periodischer Übersichtsbericht" (wie Anm. 21), „§ 20 Dikasterien oder Kreislager", S. 218-219.

Lager unterstehenden vier Zelte entfielen.[39] Im Unterschied dazu stützte Werner Kowalski auf der anderen Seite seine Berechnungen auf die Aussagen des Schneidermeisters Wilhelm Heinrich Joseph Enke, der in einem Verhör vom 11. Dezember 1840 insgesamt zwölf in Paris bestehende Lager genannt hatte. Aus diesem Grunde schätzte Kowalski die Zahl der Mitglieder des Geheimbundes in Paris bis 1836 auf ungefähr 200 bis 300. Genauere Zahlenangaben lagen ihm für die Mitgliedschaft des Bundes der Geächteten in Deutschland vor: Vor dem Hintergrund der sich bis 1839 von dem Frankfurter Lager aus konstituierenden sieben Zelte und des 1841/42 von den Behörden des Deutschen Bundes erstellten Verzeichnisses der 294 namhaft gemachten Mitglieder der „Geächteten", ermittelte Kowalski eine Gesamtzahl der in Deutschland ansässigen Geheimbündler von ebenfalls annähernd 200 bis 300 Mitgliedern.[40]

Diese Mitgliederzahl läßt sich unmittelbar auf die Ausdehnung des Bundes der Geächteten bis 1842 zurückführen, da sich der Bund lediglich in Deutschland über zurückwandernde Handwerksgesellen etablierte. So gründeten im Juli oder August 1836 der aus Paris heimkehrende Schneidermeister Enke und der Gerbergeselle Rheinländer zusammen mit dem ehemaligen preußischen Unteroffizier Bruhn in Frankfurt das erste Zelt und Ende 1838 das einzige deutsche Lager. Das allmählich entstehende Organisationsnetz des Geheimbundes der „Geächteten" und seines Nachfolgers der „Gerechten" erstreckte sich schließlich, bis zu seiner Aufdeckung im Oktober 1840, über fast alle Staaten des Deutschen Bundes und besaß einen relativ autonomen Status. Zwar standen die deutschen Filialen über Emissäre, reisende Gesellen oder Sendboten mit der französischen Zentrale in Paris in Verbindung, aber durch die Bearbeitung und Anpassung der Bundesstatuten und Bundesprogramm-

[39] Wolfgang Schieder, *Anfänge der Arbeiterbewegung* (wie Anm. 20), S. 27, Anm. 80 (hier nennt Schieder auch weitere Führer der Lager) u. S. 119-120.

[40] „Zusammenstellung der Untersuchungsresultate", „Der deutsche Bund der Geächteten", „Berge oder Lager und deren Statuten", abgedr. in: Kowalski, *Vom kleinbürgerlichen Demokratismus zum Kommunismus, Bd. 2* (wie Anm. 21), S. 140; ders., Bund der Geächteten (wie Anm. 31), S. 210, Sp. 1 u. S. 215, Sp. 1-2; „Register. Verzeichnis der wegen Theilnahme am Bund der Geächteten, der Gerechten und der Deutschen gerichtlich bezichtigten Individuen", in: Ilse, *Geschichte der politischen Untersuchungen* (wie Anm. 36), S. III-XL. Bei der Zahl von 294 Personen wurden die in dem Verzeichnis als Mitglieder der „Geächteten", unabhängig von einer möglichen Doppelmitgliedschaft im Bund der Gerechten oder der Deutschen, geführten Personen zugrunde gelegt.

schriften an die deutschen Verhältnisse bewahrten sie sich eine gewisse Unabhängigkeit und Eigenständigkeit, die sie selbst in Zeiten der politischen Grabenkämpfe unter den Pariser Geächteten und der im Laufe der Jahre 1836/37 vollzogenen Abspaltung der „Gerechten" erhalten konnten. So unterhielten sie nach der abgeschlossenen Trennungsphase, also ab September 1837, sowohl Kontakte zu dem mittlerweile von Theodor Schuster allein geführten Bund der Geächteten, als auch zu dessen Nachfolgeorganisationen, dem Bund der Deutschen und dem der Gerechten. Die beinahe zeitgleich bestehenden Verbindungen zu den später programmatisch und organisatorisch sehr verschiedenen Partei-Vorformen der deutschen Arbeiterbewegung in Paris führten rückwirkend auch zu einer doppelten Einflußnahme derselben auf ihre Töchtergruppierungen im Deutschen Bund: So standen sich seit 1839 mit der von dem Schreinergesellen Carl Friedrich Hoffmann in Hamburg gegründeten Gemeinde des Bundes der Gerechten – einer der wenigen ihrer Art auf deutschem Boden – die beiden unterschiedlichen Arbeiterparteien in Deutschland selbst gegenüber und warben um Zustimmung unter den politisierten Unterschichten. Wäre die Entdeckung der Geheimbünde durch die Polizeiorgane des Deutschen Bundes im Jahre 1840, die sich anschließende Verhaftungswelle sowie die angestrengten Gerichtsprozesse gegen 197 ihrer Mitglieder ausgeblieben[41], dann hätte sich unter Umständen auch schon vor der Revolution von 1848/49 eine facettenreiche frühproletarische Oppositionsbewegung in Deutschland festigen und konsolidieren können.

Die Frage, warum es zur Spaltung der Arbeiterbewegung 1836/37 in Paris gekommen ist, kann nicht mehr hundertprozentig geklärt werden und wird daher in der Forschung, je nach Zugehörigkeit zu einer bestimmten historiographischen Richtung, unterschiedlich beantwortet. Allerdings zeigt ein Vergleich der Statuten der beiden Auslandsvereine – die „Statuten des deutschen Bundes der Gerechtigkeit" bzw. der „Gerechten" waren im Juli 1838 fertiggestellt worden –, daß die sich abspaltenden Geheimbündler die unumschränkte Herrschaftsgewalt und Einflußsphäre der Zentralbehörde der „Geächteten", des Brennpunktes, beschränken und anstelle der streng hierarchischen Organisationsstruktur eine demokratischere Bundesverfassung installieren wollten.[42] Die

[41] Wolfgang Schieder, *Anfänge der Arbeiterbewegung* (wie Anm. 20), S. 27-28 u. 55; Kowalski, ebd., S. 215, Sp. 1-2 u. S. 216, Sp. 2.

[42] Wolfgang Schieder, ebd., S. 46-48; siehe auch: Werner Kowalski: Endgültiger Zerfall des Bundes der Geächteten und Gründung des Bundes der Gerech-

späteren Aussagen der Mitglieder des Bundes der Gerechten vor der Frankfurter Bundeszentralbehörde und der Mainzer Zentraluntersuchungskommission bestätigen diesen Eindruck von einer prinzipiellen Unzufriedenheit der unteren Bundesgrade mit dem organisatorischen Aufbau und diktatorischen Führungsanspruch des Brennpunktes, da keiner der Befragten weltanschauliche oder programmatische Gegensätze als Ursache für die Spaltung angab, sondern alle Abweichler übereinstimmend die ‚von oben' auferlegte Pflicht zu unbedingtem Gehorsam für die Trennung der beiden Bünde verantwortlich machten. Da der Brennpunkt den organisatorischen Status quo trotz mehrfacher Anfragen nicht verändern wollte und auf ihm beharrte, verlief der Spaltungsprozeß anscheinend über einen längeren Zeitraum[43], der sich in Deutschland wahrscheinlich sogar bis 1839/40 hinzog.

Zum Abschluß dieser Betrachtungen zur deutschen radikal- bzw. sozial-demokratischen Arbeiterbewegung zwischen 1832 und 1842 soll nun anhand der Untersuchung der wohl wichtigsten Programmschrift des Bundes der Geächteten, des zuvor bereits angesprochenen „Glaubens-

ten, in: *Bund der Kommunisten 1836-1852* hg. von Martin Hundt. Berlin (Ost): Akademie, 1988, S. 126-137; „Beilage C. Statuten des deutschen Bundes der Gerechtigkeit", in: Ilse, *Geschichte der politischen Untersuchungen* (wie Anm. 36), S. 580-587. Der Bund der Gerechten setzte sich nach diesen Statuten organisatorisch von unten nach oben aus „Gemeinden", „Gauen" und einer „Volkshalle" zusammen (vgl. „Abschnitt III. Von den Gemeinden.", „Abschnitt IV. Von den Gauen." u. „Abschnitt V. Von der Volkshalle", in: Ilse, ebd., S. 583-586).

[43] „Zusammenstellung der Untersuchungsresultate", „Der deutsche Bund der Gerechten", „Entstehung, Spaltung im Bunde der Geächteten", abgedr. in: Kowalski, *Vom kleinbürgerlichen Demokratismus zum Kommunismus, Bd. 2* (wie Anm. 21), S. 156-164, hier S. 156, die Aussage des Schreinergesellen Hoffmann in einem Verhör vor der Hamburger Polizeibehörde am 7. Dezember 1840, als er den Spaltungsprozeß des Bundes mit den Worten beschrieb: „Etwa anderthalb Jahre nach meiner – zu Anfang des Jahres 1836 erfolgten – Aufnahme in den Bund der Geächteten entstand eine große Spaltung im Bunde, weil von denen der höheren Grade verlangt wurde, man solle sich zum unbedingten Gehorsam verpflichten, der so weit gehe, die Bundbrüchigen zu ermorden; damals zerstreute sich ein guter Teil der Gesellschaft, und bin auch ich damals wieder ausgetreten." Laut den Aussagen des Mechanikers Fautz setzten die Auseinandersetzungen um die Gehorsamsfrage in den Zelten und Lagern der „Geächteten" sogar schon im Gründungsjahr 1834 ein, vgl.: Kowalski, *Vorgeschichte und Entstehung* (wie Anm. 20), S. 147.

bekenntnisses eines Geächteten" vom Frühjahr 1834, das politische Credo der „Geächteten" noch einmal genau beschrieben werden. Eine wichtige Voraussetzung für die Ausbildung einer eigenen Programmatik des Geheimbundes stellten in dem Zusammenhang die Berg- und Lager-Statuten der „Geächteten" dar, die bereits im März oder April 1834 erschienen waren und in denen der Zweck der Verbindung in der „Befreiung Deutschlands von dem Joche schimpflicher Knechtschaft" und in der gleichzeitigen „Begründung eines Zustandes, der so viel es Menschenvorsicht vermag, den Rückfall in Knechtschaft und Elend verhindert", gesehen wurde. So heißt es in Artikel 2 und 3 der Statuten:

> Die Erreichung dieses Hauptzweckes ist nur möglich bei Begründung und Erhaltung der socialen u. politischen Gleichheit, Freyheit, Bürgertugend u. Volkseinheit, zunächst in den der deutschen Sprache und Sitte angehörenden Ländergebieten, sodann aber auch bei allen übrigen Völkern des Erdkreises. […] Diesem Zweck sucht der D.B. zu entsprechen durch Anerkennung der in angehängter E. d. M. u. B. R. aufgestellten Grundsätze nebst der in dem G. u. G. dazu gegebene Entwicklung, so wie durch ein beharrliches Streben nach deren Verwirklichung in den Vertragsverhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft.[44]

Demnach bekannten sich die anonymen Verfasser der Lager-Statuten zu den politischen Freiheits- *und* sozialen Gleichheitsrechten und erklärten deren Durchsetzung und Verankerung in Staat und Gesellschaft zum obersten Ziel der organisierten Handwerker- und Arbeiterschaft vor allen Dingen in den dem deutschen Sprach- und Kulturraum angehörenden Ländern – eine weitergehende, globale Vision ist in den Statuten mit der angestrebten weltweiten Verbreitung ihres Freiheits- und Gleichheitsideals aber bereits angesprochen – und ergänzten diese programmatische Zielsetzung noch um die Forderung nach der Einheit des gesamten deutschen Volkes. Ihre Vorstellungen zur politischen Verfassung und äußeren Form eines neu zu schaffenden deutschen Nationalstaates waren dabei einerseits durch die Anerkennung der französischen Erklärung

[44] „Statuten der Geächteten" (wie Anm. 27), N 2316/75, Nr. 4. Die Abkürzungen „D.B.", „E. d. M. u. B. R." und „G. u. G." stehen für den „Deutschen Bund", ferner für die „Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte" sowie vermutlich für das „Glaubensbekenntnis eines Geächteten", hierzu: „Statuten des Bundes der Geächteten. (‚Berg'- oder ‚Lager'-Statuten)", abgedr. in: Förder/Hundt, *Der Bund der Kommunisten* (wie Anm. 30), S. 975, Anm. 1.

der Menschen- und Bürgerrechte bereits vorgegeben und in ihrem Rahmen abgesteckt und wurden andererseits in dem zur Erläuterung der Menschenrechtserklärung und ihrer eigenen politischen Vorstellungen gedachten „Glaubensbekenntnis eines Geächteten" konkretisiert und auf den Punkt gebracht. So forderten der oder die unbekannten Autoren des „Glaubensbekenntnisses" die Abschaffung der Monarchie, und zwar der absoluten wie der konstitutionellen, und setzten sich gleichzeitig für die Einführung einer freiheitlich-demokratischen Verfassungsordnung in einer neu zu konsitituierenden Republik ein, in der gewählte Abgeordnete einer Volksvertretung die Gesetzesvorlagen vorbereiten und diskutieren sollten, die legislative Gewalt letzten Endes jedoch wie in der antiken athenischen und neuzeitlichen schweizerischen Demokratie der Gesamtheit der Staatsbürger vorbehalten bleiben sollte. Hingegen entwickelten die Vordenker der „Geächteten" mit Blick auf die Exekutive den Gedanken, diese Gewalt im Staate gewählten Beamten zu übertragen und deren Tätigkeit von unabhängigen Kontrollinstanzen überwachen zu lassen, die gegebenenfalls auch für den Austausch der Staatsdiener sorgen sollten.[45] Schon an diesen verfassungsrechtlichen Grundsätzen des „Glaubensbekenntnisses" kann die politisch-programmatische Weiterentwicklung des Bundes abgelesen werden: Denn die Verfasser der Schrift beschränkten sich in ihren Ausführungen nicht mehr allein nur auf das Konzept einer repräsentativen Demokratie, sondern konstruierten über die direkte Beteiligung der stimmberechtigten Staatsbürger an der Gesetzgebung das Bild eines kombinierten Systems von mittelbarer, parlamentarischer und unmittelbarer, plebiszitärer Demokratie, das sie bei der Einrichtung eines Verfassungsstaates und Nationalstaates in Deutschland verwirklichen wollten.

Einen weiteren wichtigen Schwerpunkt der politischen Arbeit der „Geächteten" sahen die Autoren des „Glaubensbekenntnisses" dann vor allem im sozioökonomischen Bereich, wobei für sie die radikale Deutung des Eigentumsbegriffs eine genauso wichtige Rolle spielte wie die Forderung nach einer Gleichstellung der Vermögensverhältnisse aller Bürger. Aus der naturrechtlich begründeten Maxime der rechtlichen Gleichheit

[45] Zur Programmatik des „Glaubensbekenntisses" vgl.: „Glaubensbekenntnis eines Geächteten" (wie Anm. 30), S. 184-186 u. 189-190; siehe auch Kowalski, Bund der Geächteten (wie Anm. 31), S. 213, Sp. 1; zur Datierung des „Glaubensbekenntnisses": Wolfgang Schieder, *Anfänge der Arbeiterbewegung* (wie Anm. 20), S. 187, Anm. 44.

aller Menschen leiteten die Verfasser des Bekenntnisses eine „Annäherung der Gleichheit in den äußeren Verhältnissen" ab und begründeten diesen Anspruch mit der angeblich nur auf diese Weise zu sichernden Unabhängigkeit der Staatsbürger bei der politischen Entscheidungsfindung und Rechtsausübung. Da der Zweck des Gemeinwesens darüber hinaus im Glück aller Bürger bestehe, und der Staat dieses Glück zu gewährleisten habe, dürfe jener auch in die Eigentumsverhältnisse des Einzelnen eingreifen. Daher plädierten die „Geächteten" zwecks Sicherstellung der sozialen Existenz aller Bürger für die Einführung einer Progressivsteuer, die jegliche übermäßige Konzentration von Privatvermögen zum Schaden der Mitbürger und des Staates verhindern und das individuelle Eigentum auf ein festgelegtes Maß und Maximum beschränken sollte. Diese schon von den Frühsozialisten konzipierten sozioökonomischen Vorstellungen kumulierten schließlich in der Aussage, daß „das Recht auf Existenz […] höher, als das Recht auf Eigentum" zu bewerten sei.[46] Damit hoben die Verfasser des „Glaubensbekenntnisses" auf eine verschärfte Differenzierung zwischen den politischen und sozialen Menschenrechten ab, das heißt, entsprechend ihres Eigentums- und Fürsorgeverständnisses standen die politischen Freiheitsrechte in Abhängigkeit von den sozialen Gleichheitsrechten, da eine freiheitliche Verfassung nur dann allen Staatsbürgern zugute kommen könne, wenn jene durch bestimmte, die Gleichheit betreffende Regelungen gesichert sei. Die ideologisch-theoretischen Prämissen der Verfasser des „Glaubensbekenntnisses eines Geächteten" hatten sich also dahingehend verschoben, daß nun auch der Auffassung von der Notwendigkeit der sozialen Befreiung als Voraussetzung für die politische Freiheit eine immer wichtigere Rolle für das Funktionieren eines demokratischen Gemeinwesens zugesprochen wurde. Trotz der ihr beigemessenen Bedeutung fiel diese Gewichtsverlagerung von der politischen Freiheit zur sozialen Gleichheit aus Sicht einschlägiger historischer Untersuchungen eher gemäßigt aus, da die anonymen Autoren die sozialen Verhältnisse in Deutschland „nicht revolutionieren, sondern höchstens reformieren", dem Staat also mit ihrem Reformprogramm soziale Pflichten auferlegen, diesen und die Gesellschaft aber nicht sozialisieren wollten.[47]

---

[46] „Glaubensbekenntnis eines Geächteten", ebd., S. 187-188.

[47] Vgl. Wolfgang Schieder, *Anfänge der Arbeiterbewegung* (wie Anm. 20), S. 190-191.

Resümierend kann man festhalten, daß das „Glaubensbekenntnis eines Geächteten“ von 1834 in seiner Programmatik bereits auf einen weiteren Strang, eine neue weltanschaulich-politische Richtung innerhalb der oppositionellen deutschen Handwerker- und Arbeiterschaft hindeutet, die sich organisatorisch von Anfang an, seit Frühjahr 1834, um den Pariser Bund der Geächteten gruppierte und sich bis 1836 vereinsintern stabilisieren konnte. Der Auslandsverein der „Geächteten“ weist mit seinem hohen Organisationsgrad, dem zwar schwankenden, letztlich aber relativ konstanten Mitgliederbestand und Mitgliederzuspruch aus den kleinbürgerlichen Schichten sowie mit seiner recht ausgefeilten Programmatik, die demokratische Grundprinzipien mit sozialen Forderungen verband, einige zur Kennzeichnung von Parteien typische Merkmale auf, die eine Charakterisierung des Bundes der Geächteten als den ersten Ansatz zu einer sozial-demokratischen Arbeiterpartei rechtfertigen können. Natürlich muß man einschränkend hinzufügen, daß der Pariser Bund eine Vereinigung im Exil und eben nicht im Heimatland darstellte und zudem weder eine Massenorganisation, noch eine Volkspartei war, denn dafür fehlten ihm ganz einfach die Artikulationsforen und Entfaltungsmöglichkeiten eines freiheitlich-demokratischen Verfassungsstaates und einer pluralen Öffentlichkeit, wie die freie Presse oder das verfassungsrechtlich garantierte Betätigungsfeld eines Parlamentes. Dennoch trugen führende „Geächtete“ wie Jakob Venedey und Theodor Schuster über die Programmschriften, das regelmäßig erscheinende Periodikum „Der Geächtete“ und über die Lektüre und Diskussion von eigens die Interessen der Handwerker- und Arbeiterschaft thematisierenden Flugblättern eindeutig zur politischen Meinungs- und Willensbildung dieser Schichten bei. Gerade im Meinungsbildungs-, Aufklärungs- und Geselligkeitsstreben, aber auch im politischen Gestaltungswillen und Machtdrang; desgleichen in den programmatisch fixierten, alle Mitglieder miteinander verbindenden und gemeinsam vertretenen Grundüberzeugungen und dem sich daraus ableitenden spezifischen Gruppenbewußtsein; sowie, nicht zu vergessen, in dem Organisationsstatus und der relativ großen Verbreitung durch ein weit verzweigtes Netz von Tochterorganisationen manifestieren sich alle diejenigen Elemente, Eigenschaften und Attribute, die den Pariser Bund der Geächteten zu einer Frühform des deutschen Parteiwesens machen. Vor allem weisen sie ihn als den emigrierten sozial-demokratischen Zweig der organisierten deutschen Handwerker- und Arbeiterbewegung vor der Revolution von 1848/49 und als *eine* Variante einer vorrevolutionären Arbeiterpartei aus.

Um diese ersten Eindrücke und Ergebnisse hieb- und stichfest zu machen, soll im nächsten Abschnitt der Abhandlung anhand der Schilderung eines zentralen Ausschnitts der Lebensgeschichte und des politischen Werdegangs von Jakob Venedey, eines Wegbereiters, Vorkämpfers und typischen Vertreters der Demokratie in Deutschland aus der Epoche zwischen Napoleon und Bismarck, der bisher ermittelten, recht theoriebeladenen Parteiengeschichte ein wenig Leben eingehaucht und diese exemplarisch am konkreten biographischen Fall vorgeführt und nachvollzogen werden.

3. Der Weg des Schriftstellers und Historikers Jakob Venedey ins Pariser Exil und in den Bund der Geächteten von 1834/36

Fern in Sibiriens ewigem Bann
Verstieß der Kaiser den polnischen Mann,
Den Durst nach der Freiheit zu zahlen,
Dem Vaterlande verblieb er so treu,
Drum sollt' er jetzo zu schrecklicher Reu'
Verkümmern im Lande der Qualen.

Und oft schon wechselt die Sonne das Jahr,
Und bleicht dem Armen das dunkele Haar,
Doch kann sie die Sehnsucht nicht stillen;
Denn nach der Freiheit beglückendem Land
Ist fest das innere Auge gewandt,
Wenn Thräume das äußere füllen.

Doch endlich lacht ihm das himmlische Glück,
Er täuscht der Wächter mißtrauenden Blick
Und fliehet mit flüchtiger Eile,
Und liegt das Land der Verheißung auch fern,
Es winkt ihm freundlich ein goldener Stern,
Er kennt nicht Rast und nicht Weile. […]

Doch ach! die nächtliche Wache, sie traf
Den flücht'gen Polen im tiefesten Schlaf,
Und nimmt den Entkomm'nen gefangen,
Und nun – es faßt mich ein schaudernder Graus –
An *Rußland* liefert den Armen man aus,
O hätt' man ihn lieber gehangen!

Es färbt die Knute ein edeles Roth,
Es stirbt der Tapf're den schmählichen Tod,
Er sinkt in die düstere Lache;
Und jedes deutsche, empfindende Herz
Erbebt in mildem, in grimmigem Schmerz,
Und harret des Tages der Rache.[48]

Jakob Venedeys undatiertes Gedicht „Der Verbannte", das im französischen Exil wahrscheinlich in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts entstanden ist und die erbarmungslose Verfolgung und Bestrafung von Teilnehmern des polnischen Aufstands von 1830/31 nach dessen Niederschlagung durch das russische Zarenreich zum Thema hat, verweist auf einen ganz spezifischen politischen Lebenslauf, den des für seine freiheitliche Gesinnung und sein politisches Engagement gejagten und drangsalierten Oppositionellen und – im Falle von Venedey und vielen seiner polnischen Freunde und Leidensgefährten im Exil – intellektuellen Emigranten. Dieser Lebenslauf-Typus, der im Vormärz unter vielen Demokraten und Republikanern, aber auch unter einigen Liberalen West- und Mitteleuropas zu finden war, soll in diesem Abschnitt am Beispiel des Lebensweges des Schriftstellers, Journalisten, Historikers, Politikers und zeitweiligen Parteiführers Jakob Venedey festgemacht werden, nicht zuletzt auch deshalb, weil das Exil beinahe ein Drittel seines Lebens bis 1848 umspannt und seine politischen Einstellungen entscheidend beeinflußt hat.[49] Doch bevor im folgenden ein Überblick über einzelne Lebensstationen von Jakob Venedey im Vormärz bis zu seiner Rückkehr aus der Emigration im Jahre 1848 gegeben wird, sollen noch ein paar Worte zum Forschungsstand über ihn und zu der ihn ins Visier nehmenden Fachliteratur gesagt werden.

Die historiographische Auseinandersetzung mit Jakob Venedey und seinem umfangreichen, heute in Vergessenheit geratenen politischen und literarisch-wissenschaftlichen Werk strebt, vereinfacht ausgedrückt, gegen Null. Diesen Eindruck kann man zumindest gewinnen, wenn man einen ersten Blick auf die Forschungslage zu ihm wirft. Denn dann wird

[48] Jakob Venedey: *Der Verbannte. Gedicht*, o.O. u. o.J., in: *BA Berlin-Lichterfelde, Nl. Jakob Venedey*, N 2316/66.

[49] Nach 16jährigem Exil kehrte Jakob Venedey im Jahr 1848 im Alter von 42 Jahren nach Deutschland zurück. Zu den emigrierten Intellektuellen und Oppositionellen im vormärzlichen Europa vgl. auch: Christophe Charle: *Vordenker der Moderne. Die Intellektuellen im 19. Jahrhundert.* Frankfurt/M.: Fischer, 1997, insbes. S. 78-83.

man feststellen, daß trotz der auf verschiedenen Ebenen stattgefundenen Gedenkveranstaltungen zum 150jährigen Jubiläum der deutschen und europäischen Revolutionen von 1848/49 und der dabei wiederentdeckten Revolutionshelden und Volkstribune[50]; trotz der ihm und seiner Familie aus diesen Anlässen gewidmeten Berichterstattung und historischen Dokumentationen in den Printmedien und der auf lokaler Bühne präsentierten Expositionen und Theateraufführungen[51]; sowie trotz der mittlerweile erschienenen wissenschaftlichen Fachliteratur zu den deutschen Jakobinern, Cisrhenanen und Patrioten der französischen Revolutionszeit und napoleonischen Ära, den Burschenschaftern, Hambacher Festteilnehmern, Geheimbündlern, Exilanten und Linksintellektuellen des Vormärz oder zu den „Achtundvierzigern" und der „Paulskirchen-

[50] Den Forschungsstand zur 1848er Revolution vermitteln: Manfred Gailus: Bürgerliche Revolution? Deutsche Revolution? Europäische Revolution? Neuerscheinungen und Forschungstrends im Zeichen des 150-jährigen Jubiläums der Revolution von 1848/49, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* (demn.: ZfG) 47 (1999), S. 623-636; Rüdiger Hachtmann: 150 Jahre Revolution von 1848: Festschriften und Forschungserträge, in: *AfS* 39 (1999), S. 447-493; Teil II, in: *AfS* 40 (2000), S. 337-401; Dieter Langewiesche: Populare und professionelle Historiographie zur Revolution von 1848/49 im Jubiläumsjahr 1998, in: *ZfG* 47 (1999), S. 615-622. Das revolutionäre Engagement von Jakob Venedey und der Familie Obermüller kam in den Jubiläumsausstellungen in Frankfurt, Karlsruhe, Köln und Stuttgart zur Sprache, während Venedeys Vater einen Platz in der Dauerausstellung der Erinnerungsstätte in Rastatt gefunden hat: Lothar Gall (Hg.): *1848. Aufbruch zur Freiheit. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums zum 150jährigen Jubiläum der Revolution von 1848/49*. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Nicolai, 1998, S. 201 u. 209; Harald Siebenmorgen u.a. (Red.): *1848/49 – Revolution der deutschen Demokraten in Baden* hg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe. Baden-Baden: Nomos, 1998, S. 223, 229, 355 u. 420-422; Wolfgang Michalka u.a. (Red.): *Einigkeit und Recht und Freiheit. Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte. Katalog der ständigen Ausstellung* hg. vom Bundesarchiv. Bönen: Kettler, 2002, S. 43.

[51] Zum Gedenken an Jakob Venedeys und Henriette Obermüllers revolutionäres Tun 1848/49: Gerold Hofmann: Freiheit, Gleichheit – Venedey. Von Michel 1789 zu Michael 1998: Die Geschichte einer Familie radikaler Demokraten in Deutschland, in: *Die Zeit*, Nr. 10 (26. Februar 1998), S. 69; *Zeitenwende – Das Leben der Henriette Obermüller-Venedey. Ausstellung im Pfinzgau-Museum Karlsruhe-Durlach*, 27. November 1999 bis 28. Februar 2000.

linke(n) […] in der nachrevolutionären Epoche“[52] schon seit geraumer Zeit, genauer seit über 70 Jahren keine neue wissenschaftliche Biographie zu ihm mehr veröffentlicht worden ist. Und so stützt sich seine historiographische Erfassung und das vorhandene Wissen über ihn im wesentlichen auf einige jüngere Lexikonartikel, Aufsätze und eine Quellenedition aus den 1990er Jahren[53] sowie auf drei ältere biographische Monographien aus den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts, die sich ihrerseits entweder auf die Schilderung eines Lebensabschnitts oder auf die Analyse der politischen Vorstellungswelt Venedeys beschränken.[54]

[52] Hier eine Auswahl: Wolfgang Reinbold: *Mythenbildungen und Nationalismus. „Deutsche Jakobiner“ zwischen Revolution und Reaktion (1789-1800)*. Bern/Berlin u.a.: Peter Lang, 1999; Stephan Walter: *Demokratisches Denken zwischen Hegel und Marx. Die politische Philosophie Arnold Ruges. Eine Studie zur Geschichte der Demokratie in Deutschland*. Düsseldorf: Droste, 1995; Sabine Freitag (Hg.): *Die Achtundvierziger. Lebensbilder aus der deutschen Revolution 1848/49*. München: C.H. Beck, 1998; Christian Jansen: *Einheit, Macht und Freiheit. Die Paulskirchenlinke und die deutsche Politik in der nachrevolutionären Epoche 1849-1867*. Düsseldorf: Droste, 2000.

[53] Zuletzt: Birgit Bublies-Godau: „Son cœur était profondément allemand, mais sa science était européenne et sa philosophie vraiment cosmopolite…“ – Die Biographie Jakob Venedeys (1805-1871) als Beitrag zur deutschen Demokratie- und Liberalismusforschung, in: *Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung* (demn.: JzLF) 15 (2003), S. 91-118; außerdem: Dies. (Hg.): *„Dass die Frauen bessere Democraten, geborene Democraten seyen…“ Henriette Obermüller-Venedey – Tagebücher und Lebenserinnerungen 1817-1871*. Karlsruhe: Badenia, 1999; Dies.: Jakob Venedey – Henriette Obermüller-Venedey: Der Held des Parlaments und die Heckerin, in: Freitag, *Die Achtundvierziger* (wie Anm. 52), S. 237-248; Dies.: Gegen den Strom – Das Leben und Werk des rheinischen Politikers, Publizisten und Historikers Jakob Venedey (1805-1871). Grundzüge einer Biographie eines demokratischen Intellektuellen in der bürgerlichen Gesellschaft. In: *JzLF* 7 (1995), S. 149-163; Michael Venedey: Artikel: Venedey, Jacob, in: *Demokratische Wege. Deutsche Lebensläufe aus fünf Jahrhunderten. Ein Lexikon* hg. von Manfred Asendorf u. Rolf von Bockel. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, 1997, S. 657, Sp. 2 – S. 659; Heinrich Best/Wilhelm Weege: Artikel: Venedey, Jacob, in: *Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49* hg. von dens. Düsseldorf: Droste, 1996, S. 342, Sp. 2 – S. 343, Sp. 1.

[54] Zu den älteren Abhandlungen: Hermann Venedey: *Jakob Venedey. Darstellung seines Lebens und seiner politischen Entwicklung bis zur Auflösung der ersten deutschen Nationalversammlung 1849*. Diss. Stockach 1930; Wilhelm Koppen: *Jakob Ve-*

Das bisherige Fehlen einer umfassenden Gesamtbiographie Venedeys, die auch seinen ergiebigen Nachlaß und sein umfangreiches Œuvre berücksichtigt[55], hatte gerade für ihn als eine der Leitfiguren der deutschen Linken im 19. Jahrhundert fatale Auswirkungen: Obwohl er sich zu Lebzeiten aufgrund seiner zahlreichen Veröffentlichungen, Ämter, Funktionen und Aktivitäten einen Namen machte und in der deutschen, vor allem demokratischen (Gegen-)Öffentlichkeit als kenntnisreicher Analytiker der deutschen und europäischen Politik und als „tapferer und edler Kämpfer für Deutschlands Freiheit" einen hohen Bekanntheitsgrad, große Anerkennung und „wirkliche Zuneigung von allen Parteien" genoß[56], ist seine Person wie auch sein überaus facettenreiches Werk – in dem er sich mit der Geschichte der Stadt Florenz und der „großen Bürgerfamilie" der Medici, der französischen Frühaufklärung nach dem Briefroman „Lettres Persanes" von Montesquieu und den freiheitlichen Bestrebungen der deutschen Jakobiner gegen Ende des 18. Jahrhunderts ebenso beschäftigte wie mit den Epen Walther von der Vogelweides und den Dramen und Dichtungen Friedrich Schillers oder mit den provozierenden Ideen und Utopien der deutschen Linkshegelianer, französischen Fourieristen, Proudhonisten und englischen Chartisten[57] – in der heuti-

nedey, ein Beitrag zur Geschichte des demokratischen Gedankens in Deutschland. Diss. Frankfurt/M. 1921; Max Winzen: *Die Entwicklung der politischen Gedanken Jakob Venedeys.* Diss. Bonn 1926.

[55] In meiner Biographie zu Jakob Venedey wird u.a. der gesamte verfügbare Nachlaß und das vollständige, zugängliche politische und literarisch-wissenschaftliche Werk von Venedey in einem speziellen Nachlaß-, Werk- und Schriftenverzeichnis bibliographisch erfaßt, im einzelnen aufgeführt und ausführlich kommentiert.

[56] Zu Venedeys positivem Ruf: Fanny Lewald: *Erinnerungen aus dem Jahre 1848*. In Auswahl hg. von Dietrich Schaefer. Frankfurt/M.: Insel, 1969, S. 114-115; Immediatbericht des Bundestagsgesandten Clemens Theodor Perthes an Herzog Bernhard von Meiningen, abgedr. in: *Quellen zur deutschen Revolution 1848-1849* hg. von Hans Fenske. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1996, S. 137-143, hier S. 140; Brief von Karl Heinrich Brüggemann und Joseph DuMont an Jakob Venedey aus Köln nach Paris vom 27. Februar 1848, in: *BA Koblenz, FSg. 1/184 Venedey* Fol. 1-128, hier Fol. 14; Brief von Dr. Kempff an Jakob Venedey aus Meisenheim nach Frankfurt/M. vom 3. Juli 1848, in: *BA Abt. Berlin-Lichterfelde, Nl. Jakob Venedey*, N 2316/94, Nr. 43.

[57] Gedacht ist an folgende Schriften: Jakob Venedey: Florenz und die Mediceer, in: *Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte*, 18 (1865), S. 609-615, Sp. 1, zit. S. 615, Sp. 1; Ders.: *Macchiavel, Montesquieu, Rousseau.* 2 Bde.

gen Politik, Kultur, Wissenschaft und Öffentlichkeit fast völlig in Vergessenheit geraten. Gleiches gilt auch für seine unzähligen Verbindungen und engen persönlichen Beziehungen zu namhaften Zeitgenossen.

Was demgegenüber in der Rezeptionsgeschichte zu Jakob Venedey erhalten blieb und von ihm in der Geschichtsschreibung überliefert wurde, kreist um ein überwiegend negatives Gesamtbild, das seine zahlreichen politischen Konkurrenten und Gegner von rechts wie links als Reaktion auf seine Ziele und Forderungen von ihm entworfen hatten und das später von der deutschen Historiographie zumeist auch nicht mehr hinterfragt und verändert wurde. So wurde Venedey zum Beispiel in der vormärzlichen Ära Metternich von Seiten der staatlichen Behörden als „eines der Häupter der revolutionairen Propaganda zu Paris" gefürchtet und als vermeintlicher Hochverräter strafrechtlich verfolgt[58], während er zur Zeit der 1848er Revolution bei liberalen Abgeordneten in der Frankfurter Nationalversammlung nur auf Unverständnis, wenn nicht gar auf Ablehnung stieß und bei ihnen aufgrund seiner politischen Überzeugun-

Berlin: Franz Duncker, 1850, hier *Bd. 1: Erster Theil: Macchiavel und Montesquieu*, S. 142-148; Ders.: *Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik. Mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters Michel Venedey dargestellt.* Leipzig: F.A. Brockhaus, 1870; Ders.: *Manuskript zu dem Dichter „Friedrich Schiller"*, Hd.Ms. o.O. (1864/65); Ders.: *Manuskript zu der Vorlesung: „Die deutsche Dichtung in der Nibelungenperiode. Eine öffentliche Vorlesung."*, Hd.Ms. Zürich 1865; Ders.: *England.* 3 Bde. Leipzig: F.A. Brockhaus, 1845, hier Bd. 3, S. 402-461. Zu Venedeys Auseinandersetzung mit den Linkshegelianern siehe auch: Martin Hundt: Zum Briefwechsel der „Deutschen Jahrbücher" und der „Deutsch-Französischen Jahrbücher" mit politischen Emigranten. Das Beispiel Venedey-Ruge, in: *Politische Netzwerke durch Briefkommunikation. Briefkultur der politischen Oppositionsbewegungen und frühen Arbeiterbewegungen im 19. Jahrhundert* hg. von Jürgen Herres u. Manfred Neuhaus. Berlin: Akademie, 2002, S. 275-302.

58 Zu den Einschätzungen kommen der preußische Gesandte in Paris, Mitarbeiter der Strafverfolgungsbehörden und Konfidenten der Zentraluntersuchungskommission, vgl.: „Abschrift" des Berichts des Freiherrn von Werther aus „Paris d. 15. December 1836" u. „Auszug aus dem Schreiben eines Pariser Correspondenten vom 13. März 1842", beide in: *Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin* (demn.: GSTAPK Berlin), I. HA, Rep. 77, Abt. II, Sect. 10a, Tit. 6, Spec. Lit. V, Nr. 9: *„Acta betr.: den Rechtskandidaten Jacob Venedey, aus Cöln, wegen Theilnahme an dem Hambacher Feste & Verbreitung aufrührerischer Schriften."*, Bl. 204-206, hier Bl. 204 u. Bl. 225; Bericht aus „Mainz, im Herbst 1842", in: *Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz* hg. von Karl Glossy, *I. Teil: (1833-1842)*. Wien 1912, Nachdr., Hildesheim: G.A. Gerstenberg, 1975, S. 322-329, hier S. 325.

gen im Ruf eines politischen „Träumer[s] an der Spitze" der Linken stand, der „mit seiner Tracht […] dem Studentenkostüme [nicht] entwachsen" sei und dessen Politik „nur aus aphoristischen Wallungen eines guten Herzens und einer manirierten Erfahrung" bestehe.[59] Weitaus heftigere Kritik mußte Venedey allerdings aus dem Lager der extremen Linken einstecken. Deren Vertreter verurteilten ihn scharf wegen seines nachdrücklichen Bekenntnisses zum westlichen Demokratiemodell und seiner strikten Ablehnung einer sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung, also wegen seiner „mit einem Wort, schwarzrot-goldene[n] Theorien", verspotteten ihn, etwa bei einer Sitzung der Deutschen demokratischen Gesellschaft vom 6. März 1848 in Paris als „blondes Kind Tusneldas" oder in einem Artikel der zwischen 1845 und 1851 erscheinenden, kommunistischen Emigranten nahestehenden *Deutschen Londoner Zeitung* als „Teutoburger Waldmenschen", und qualifizierten ihn letztlich aufgrund seines in ihren Augen nur mangelhaft entwickelten politischen (Klassen-)Bewußtseins als kleinbürgerlichen Demokraten ab.[60]

Wer war aber nun Jakob Venedey wirklich? Tatsächlich nur ein idealistischer Vielschreiber und Tagträumer oder etwa doch ein ernst zu nehmender, vielseitiger, gerade in seiner Exilzeit als entschiedener Demokrat, Republikaner und Patriot an die Öffentlichkeit tretender Politiker und Homme de Lettres? Kommen wir damit zu Jakob Venedeys Lebensstationen und Wirkungskreisen zwischen der Metternich'schen Restauration der 1820er Jahre und dem Ausbruch der Pariser Februar- und deutschen Märzrevolution von 1848.

---

[59] Die Meinungen der liberalen Abgeordneten finden sich in: Brief von Maximilian Duncker an seine Frau aus Frankfurt/M. vom 20. Dezember 1848, in: Fenske, *Quellen zur deutschen Revolution 1848-1849* (wie Anm. 56), S. 241-242, hier S. 242; Heinrich Laube: *Das erste deutsche Parlament. In drei Bänden.* Leipzig 1849. Neu hg. von Albert Hänel. Leipzig: Max Hesses, 1909, hier Bd. 2, S. 139; Rudolf Hayms Urteil zit. nach: Karl Friedrich Wilhelm Wippermann: Artikel: Jakob Venedey, in: *Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 39: Tunner – de Vins.* Neudr. der 1. Aufl. Leipzig 1895, 2. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot, 1971, S. 600-604, hier S. 602.

[60] Zu den Urteilen der extremen Linken vgl.: Bericht aus „Paris, 12. März 1848", in: *Literarische Geheimberichte. Protokolle der Metternich-Agenten* hg. von Hans Adler. *Bd. II: 1844-1848*. Köln: C.W. Leske, 1981, S. 192-193, hier S. 193; „Bericht über eine deutsche demokratische Massenversammlung in Paris, 6. März 1848", gekürzter Artikel aus der *Deutschen Londoner Zeitung*, Nr. 154 vom 10. März 1848, in: Förder/Hundt, *Der Bund der Kommunisten* (wie Anm. 30), S. 715-717, hier S. 716.

Als Jakob Venedey im November 1833 nach Paris ging, um sich in der französischen Hauptstadt als Feuilletonist und Auslandskorrespondent deutscher Zeitungen eine materielle Existenz zu schaffen und um darüber hinaus am Aufbau demokratischer Organisationen und der frühen deutschen Arbeiterbewegung wie an den innenpolitischen Auseinandersetzungen der französischen Julimonarchie teilzuhaben, da hatte er auf seinem bisherigen Lebensweg schon einige Erfahrungen als Literat und Journalist, politischer Aktivist und Dissident, als verfolgter Oppositioneller und Flüchtling sammeln und seine demokratischen Anschauungen und Haltungen festigen, aber auch durch die Arbeit in Exilantenzirkeln radikalisieren können. Wenige Monate vor Aufhebung des republikanischen Kalenders am 4. Prairial des Jahres XIII oder am 24. Mai 1805 während der französischen Besatzung des Rheinlandes als „Jacques Venedey", ältester Sohn des Rechtsanwalts, ehemaligen Cisrhenanen-Führers und Moderateurs des Kölner Konstitutionellen Zirkels von 1798, Michael Venedey und dessen Frau Anna Barbara[61], geboren, hatte Venedey schon früh, während seines Jurastudiums von 1824 bis 1828 an den Universitäten Bonn und Heidelberg damit begonnen, sich politisch zu engagieren. So war er aus Bonn am 27. August 1826 „wegen Verdachts, an einer dortigen Studentenverbindung theil genommen zu haben, weggewiesen" worden, setzte sich aber bereits kurze Zeit später in Heidelberg für die Burschenschaft der Germanen ein und vertrat diese beim Bamberger Burschentag im August 1827. Ungeachtet dieser politischen Aktivität widmete sich Venedey, um sich eine gesicherte bürgerliche Existenz als Jurist aufbauen zu können, intensiv seinem Studium. Kurz vor dem Examen zwangen ihn jedoch finanzielle Schwierigkeiten seines Vaters, die Universität vorzeitig zu verlassen, und so kehrte er im Herbst 1827 nach Köln zurück, um in der väterlichen Kanzlei mitzuarbeiten.[62] Zur erhofften Wiederaufnahme seines Studiums kam es indes

[61] Zu Michael und Jakob Venedeys Biographie vgl.: Axel Kuhn: Venedey, Michel, in: *Biographisches Lexikon zur Geschichte der demokratischen und liberalen Bewegungen in Mitteleuropa* hg. von dems., Helmut Reinalter u. Alain Ruiz. *Bd. 1: 1770-1800*. Frankfurt/M./Bern u.a.: Peter Lang, 1992, S. 124; Bublies-Godau, Gegen den Strom (wie Anm. 53), S. 156. Aus dem Nachlaß vgl.: *„Acte de Naissance vom 4. Prairial XIII, Maire de Cologne."*, in: *„Auszüge aus den Geburts- und Sterbe-Urkunden-Registern der Stadt Köln"* vom 18.5.1854.

[62] Zu Venedeys Studienzeit und seiner Burschenschaftszeit vgl.: Das Personal- und Studentenverzeichnis der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn vom WS 1821/22 bis SS 1837. (Bonn) (Mai) 1977, in: *Universitätsarchiv*

nicht mehr, da rheinische Jurastudenten nach der damaligen preußischen Gesetzgebung ihre Examen in den alten, angestammten preußischen Herrschaftsgebieten ablegen mußten, und Vater und Sohn Venedey für einen weiteren auswärtigen Studienaufenthalt die nötigen Mittel fehlten.

Seiner beruflichen Laufbahn als Jurist im Staatsdienst vorerst beraubt, beschäftigte sich Jakob Venedey zunächst als ‚privater Rechtsgelehrter' in der Praxis seines Vaters mit Studien über den Strafvollzug, aus denen er das Material zu einer Doktorarbeit sammeln wollte.[63] Um seinen Lebensunterhalt verdienen zu können, wandte er sich zusätzlich der publizistischen Tätigkeit zu und berichtete seit 1829 als Gerichtsreporter für die Zeitung *Der Verkündiger* über die Kölner Assisenverhandlungen, vor allem über den Prozeß gegen die Aufständischen des Aachener Aufruhrs vom 30. August 1830, bei dem sein Vater als Verteidiger fungierte. Aus diesen Erfahrungen mit der Rechtspraxis und seiner sozialkritischen Berichterstattung gingen Venedeys erste Publikationen über „Das Geschwornengericht in den preussischen Rheinprovinzen" und die „Darstellung der Verhandlungen vor den Assisen zu Köln" von 1830/31 hervor[64], die er für seine Promotion über das rheinische Gerichtswesen an der Universität Gießen vorlegen wollte. Allein in der Monographie über die Geschworenengerichte findet sich in konzentrierter Form ein Konglomerat von Bekenntnissen und Ansprüchen, die Venedey als typi-

(demn. UA) *Bonn*, Bb 100; „Verhandlungen über das Verbindungs-Wesen unter Studirenden vom Juni 1825 bis 1836.", in: Ebd., Bestand Rektorat, U 163, Nr. 4; „Verzeichniss der sämmtlichen Studirenden auf der Universität Heidelberg" im Wintersemester 1826/27 u. Sommersemester 1827. (Heidelberg 1826/27), S. 68, in: *UA Heidelberg* (ohne Sign.); „Criminalrath Dambach" an den preußischen Staatsminister von Brenn u. Justizminister von Kamptz, „Berlin am 20. März 1834", in: *„Acta betr.: den Rechtskandidaten Jacob Venedey."* (wie Anm. 58), Bl. 17-20; Hermann Venedey, *Jakob Venedey*, S. 4 u. 6-8 u. Koppen, *Jakob Venedey*, S. 16 (beide wie Anm. 54); siehe auch: Wolfgang Hardtwig: Protestformen und Organisationsstrukturen der deutschen Burschenschaft 1815-1833, in: Reinalter, *Demokratische und soziale Protestbewegungen* (wie Anm. 11), S. 37-76.

[63] Hermann Venedey, ebd., S. 13; Koppen, ebd., S. 17. Als ‚Privater Rechtsgelehrter' bezeichnet sich Venedey in einem Verhör nach seiner Verhaftung, dazu: „Abschrift. Mannheim, den 25ten August 1832. Vor Amtmann Kinn.", in: *„Acta betr.: den Rechtskandidaten Jacob Venedey."* (wie Anm. 58), Bl. 4.

[64] Jakob Venedey: *Das Geschwornengericht in den preussischen Rheinprovinzen.* Köln: Gerhard Pappers, 1830; ders.: *Darstellung der Verhandlungen vor den Assisen zu Köln.* Köln: Gerhard Pappers, 1831.

schen Vertreter des liberal und demokratisch gesinnten deutschen Bürgertums des frühen 19. Jahrhunderts ausweisen: Zum Beispiel sein eindeutiges Bekenntnis zum Rechtsstaat, zu einer unabhängigen Justiz, zu den Pflichten und Aufgaben des Staates gegenüber dem einzelnen Staatsbürger, dem Gemeinwesen und Allgemeinwohl – der Staat ist „doch nur um der Bürger willen da“[65] –, zu liberalen Freiheits-, Gleichheits- und Selbstbestimmungsrechten, zu politisch-rechtlichen Partizipationsforderungen sowie zur Verinnerlichung eines bürgerlichen Selbstverständnisses als dem allgemeinen Stand, als der „Vorhut“ der „in diesem Stand mehr und mehr aufgehenden Gesellschaft der Zukunft – eben der bürgerlichen Gesellschaft“[66].

Daß Venedey mit seinen Erstlingswerken nicht nur auf Zustimmung stieß, mag angesichts des darin entwickelten demokratischen Wertekanons, Forderungskatalogs und der indirekt formulierten Kritik an den preußischen Rechtsinstitutionen nicht weiter überraschen. Zwar erregte der junge Rechtsgelehrte die Aufmerksamkeit des Heidelberger Strafrechtlers Karl Joseph Anton Mittermaier, der ihn in seinen Vorlesungen zitiert haben soll, und Julius Eduard Hitzigs, der ihn zur Mitarbeit an seinen *Annalen für deutsche und ausländische Kriminalrechtspflege* aufforderte.[67] Gleichzeitig hatte er aber auch das Mißtrauen der preußischen Behörden geweckt, zumal sich die Verdachtsmomente gegen ihn in den Augen der Justiz durch seine Mitgliedschaft in einem studentischen Leseverein in Köln und durch Briefe seiner Studienfreunde aus der revolutionär berüchtigten bayerischen Pfalz noch verdichteten. Der preußische Justizminister von Kamptz veranlaßte daraufhin persönlich seine Vorladung zu einer militärmedizinischen Untersuchung, und Venedey wurde, obwohl er aufgrund einiger schlecht verheilter Mensur- und Duellverwundungen vom Militärdienst befreit worden war, nach der erneuten Untersuchung für tauglich befunden und sollte zu einer dreijährigen Dienstzeit beim 28. Infanterie-Regiment in Köln einberufen werden. Dem obrigkeitlichen Zugriff konnte er sich jedoch durch die Flucht in die Pfalz im Mai 1832 entziehen.[68]

---

[65] Jakob Venedey, *Das Geschwornengericht* (wie Anm. 64), S. 253.

[66] Lothar Gall: *Bürgertum in Deutschland.* Berlin: Siedler, 1989, S. 23.

[67] Hermann Venedey, *Jakob Venedey* (wie Anm. 54), S. 10 u. 13.

[68] Hermann Venedey, ebd., S. 13-14; Koppen, *Jakob Venedey* (wie Anm. 54), S. 23-24; „Cöln, den 21ten September 1832. Polizey-Präsidium. Den in Manheim verhafteten Rechtskandidaten Jacob Venedey betreffende Verfügung vom 10. September 1832.“ u. „Köln, den 5ten September 1832. Der Regie-

Dort schloß er sich im selben Monat dem von Johann Georg August Wirth gegründeten Deutschen Preß- und Vaterlandsverein zur Unterstützung der freien Presse, dem ersten „Ansatz einer liberal-demokratischen gesamtnationalen Parteigründung im vormärzlichen Deutschland", an, nahm am Hambacher Fest und den sich anschließenden Versammlungen der Demokraten teil und wurde im Juni 1832 vom Preßverein als Emissär nach Norddeutschland gesandt, um die Stimmung der Bevölkerung zu erkunden, damit der Verein „beurtheilen könne, ob von einer Revolution ein günstiger Erfolg zu erwarten sey"[69]. Nach seiner Rückkehr im Juli 1832 arbeitete er zunächst als Redakteur an Franz Strohmeyers Zeitung *Der Wächter am Rhein* in Mannheim mit, wurde aber schon am 24. August „wegen Mangels an Legitimationspapieren" verhaftet und im Stadtgefängnis arretiert, ehe eine Untersuchung gegen ihn „als Theilnehmer an den in Rheinbaiern und Baden stattgefundenen revolutionairen Umtrieben" und wegen versuchter Fahnenflucht von den preußischen und badischen Behörden eingeleitet wurde. Während seines Transports von Mannheim nach Köln konnte er Ende September 1832 bei einem Zwischenaufenthalt im Kantonsgefängnis Frankenthal mit Hilfe einheimischer Freunde entkommen und floh über Anweiler, Bergzabern und Weißenburg ins elsässische Straßburg, dem damaligen „Zufluchtsort deutscher politischer Flüchtlinge"[70].

---

rungs-Präsident Delius. An das Königl. Polizey Präsidium.", in: *„Acta betr.: den Rechtskandidaten Jacob Venedey."* (wie Anm. 58), Bl. 7-10.

[69] Zu Venedeys Mitgliedschaft im Preßverein, seiner Teilnahme am Hambacher Fest und zur Einschätzung des Preßvereins vgl.: Hardtwig, Protestformen und Organisationsstrukturen (wie Anm. 62), S. 55; Foerster, *Preß- und Vaterlandsverein* (wie Anm. 20), S. 32, 43-44 u. 64-65; „Darlegung der Hauptresultate aus den wegen der revolutionären Komplotte der neueren Zeit in Deutschland geführten Untersuchungen. Auf den Zeitabschnitt mit Ende Juli 1838", abgedr. in: Kowalski, *Vom kleinbürgerlichen Demokratismus zum Kommunismus, Bd. 2* (wie Anm. 21), S. 1-77, hier S. 24-26; Jakob Venedey: *Reise- und Rasttage in Deutschland. Ein Büchlein der Liebe. Erster Theil.* Hd. Ms. o.O. 1832, in: *BA Berlin-Lichterfelde, Nl Jakob Venedey*, N 2316/78.

[70] Zu Venedeys Inhaftierung, Verfahren und Flucht vgl.: *„Acta betr.: den Rechtskandidaten Jacob Venedey."* (wie Anm. 58), Bl. 1-3, 7-10, 15 u. 17-20; Jakob Venedey: Venedeys Flucht nach Frankreich. Ein Revolutionär des Vormärz bricht aus dem Gefängnis aus, in: *Damals. Zeitschrift für geschichtliches Wissen* 9 (1977), H. 1, S. 59-78; Paul Wentzcke: Straßburg als Zufluchtsort deutscher politischer Flüchtlinge in den Jahren 1819 bis 1850, in: *Elsaß-Lothringisches Jahrbuch* 12 (1933), S. 229-248, hier S. 229 u. 239-240.

In der Rue des Juifs Nr. 36 fand der 27jährige Venedey als Untermieter ein neues Domizil, knüpfte von hier aus Kontakte zu einzelnen Exilantenkreisen – darunter zu dem früheren Redakteur der Stuttgarter Zeitung *Der Hochwächter*, Rudolf Lohbauer, und dem schon vor ihm ins Elsaß geflohenen Franz Strohmeyer, mit denen er gemeinsam Flugblätter und eine Schrift über „Teutschland" verfaßte – und gründete außerdem einen Verein der revolutionären Flüchtlinge, dessen Präsident er wurde.[71] Auf Druck der Bundesversammlung des Deutschen Bundes mußte die französische Regierung nach dem gescheiterten Frankfurter Wachensturm vom 3. April 1833 Venedey am 24. April aus dem grenznahen Straßburg ausweisen und bestimmte als neuen Aufenthaltsort für ihn das lothringische Nancy, wo ihm aufgrund seiner miserablen materiellen Situation ein vom französischen Staat den Refugiés gewährtes Salaire in Höhe von 60 Francs monatlich zugesprochen wurde. Bereits am 27. Mai 1833 organisierte er die Jahresfeier zum Hambacher Fest in Nancy, bei dem die deutschen Patrioten zusammen mit exilierten Polen und einheimischen Franzosen Lieder sangen und Gedichte rezitierten, trat am 16. September der Freimaurerloge St. Jean de Jérusalem bei und stiftete einen Verein der Deutschen, dem er wie in Straßburg vorstand.[72] Nach seiner Ankunft in Paris war er nach eigenen Aufzeichnungen während des Winters 1833/34 erneut in finanzielle Schwierigkeiten geraten, die sich erst im Frühjahr 1834 mit dem Antritt einer Korrespondentenstelle für die Augsburger *Allgemeine Zeitung (AAZ)*, für die er ab 1835 als ständiger Mitarbeiter bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland tätig war,

---

[71] Zu Venedeys erstem Aufenthalt in Straßburg vgl.: Hermann Venedey, *Jakob Venedey* (wie Anm. 54), S. 27; Brief von Jakob Venedey an seine Schwester Gertrud aus Straßburg nach Köln vom 6. Oktober 1832, in: *BA Abt. Berlin-Lichterfelde, Nl. Jakob Venedey*, N 2316/60, Nr. 2-5. Zu den Flugblättern und der Schrift: *„Lohbauer aus Württemberg, Strohmeyer aus Baden, Venedey aus Rheinpreußen. Straßburg, den 1ten November 1832."* u. Dies.: *Teutschland. Von Teutschen.* Hd.Ms. Straßburg 1833, beide in: ebd., *Nl. Jakob Venedey*, N 2316/75, Nr. 13 u. N 2316/189, Nr. 1-12. Zu Venedeys Vereinstätigkeit: Glossy, *Literarische Geheimberichte, I. Teil* (wie Anm. 58), S. 21.

[72] Zum Aufenthalt in Nancy: Hermann Venedey, ebd., S. 49-50; „Lieder, gesungen bei dem von den deutschen Patrioten zu Nancy gefeierten Jahrestage des Hambacher Maifestes, den 27. Mai 1833.", in: Wolfgang Schieder, *Anfänge der Arbeiterbewegung* (wie Anm. 20), S. 21; Glossy, ebd., S. 21. Aus dem Nachlaß: *Urkunde der „loge de St. Jean de Jérusalem de Nancy"* für *„Jacques Venedey, Réfugié allemand"* vom 10. September 1833.

und mit der Übernahme der Redaktion eines deutsch-französischen Wörterbuchs besserten. Während der folgenden 15 Jahre im Exil verdiente er seinen Lebensunterhalt durch die Berichterstattung für verschiedene deutsche und französische Journale, für die er Reiseberichte, Feuilletons oder Analysen zum politischen Tagesgeschehen aus dem Herrschaftsgebiet des Bürgerkönigs Louis Philippe schrieb, und zwar nicht nur für die *AAZ*, sondern auch für die *Leipziger Allgemeine Zeitung*, die *Kölnische Zeitung* oder die *Revue de Rouen et de la Normandie*; auf diese Weise wirkte er als Mittler zwischen den Kulturen.[73]

Seine finanziellen Probleme zu Beginn des Jahres 1834 haben wohl auch seine politischen Aktivitäten gelähmt, denn obwohl er unmittelbar nach seiner Ankunft in der französischen Metropole Mitglied in der aus emigrierten Intellektuellen und wandernden Handwerksgesellen gebildeten Filiale des Preßvereins, dem Deutschen Volksverein, wurde, trat er in diesem nicht näher hervor. Erst im Bund der Geächteten, den er im Frühjahr 1834 zusammen mit Karl Wilhelm Theodor Schuster nach karbonaristischem Vorbild gründete, nahm er bis zu seiner ersten Ausweisung aus Paris eine politische Schlüsselfunktion ein. Diesen Geheimbund, der „Deutschlands Wiedergeburt im Geiste der politischen und sozialen Freiheit, der Gleichheit und der Einheit fördern" wollte, leitete Venedey bis April 1835 und gab gleichzeitig zwischen Juli 1834 und Januar 1836 zwei Jahrgänge, bestehend aus zwölf Heften zu je 48 Seiten, des Journals „Der Geächtete" heraus, das eine Reflektorstellung für die interne programmatische und politische Diskussion des Bundes einnahm.[74] Den

[73] Zu Venedeys Finanzsituation und den im Frühjahr 1834 übernommenen Stellen vgl.: Hermann Venedey, ebd., S. 53-54. Zu seiner Korrespondententätigkeit siehe: Artikel von Jakob Venedey in der *Revue de Rouen et de la Normandie*, in: *Archives départementales de la Seine-Maritime Rouen*, JPL 7/6-7/9; Briefwechsel zwischen Jakob Venedey und der F.A. Brockhaus Verlagsbuchhandlung, J.G. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung, Joseph DuMont und Arnold Ruge, in: *BA Berlin-Lichterfelde, Nl. Jakob Venedey*, N 2316/6, 8, 10 u. 40; Best/Weege, *Biographisches Handbuch* (wie Anm. 53), S. 342, Sp. 2; Michael Werner: Etrangers et immigrants à Paris autour de 1848: L'exemple des Allemands, in: *Paris und Berlin in der Revolution 1848* hg. von Ilja Mieck, Horst Möller u. Jürgen Voss. Sigmaringen: Jan Thorbecke, 1995, S. 199-213, insbes. S. 209-211.

[74] Dazu: Werner Kowalski: Artikel: Deutscher Volksverein (DVV). 1833-1834, in: Fricke/Fritsch/Gottwald, *Lexikon zur Parteiengeschichte* (wie Anm. 4), *Bd. 2: Deutsche Liga für Völkerbund – Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften Deutschlands*, S. 325-327; ders., Bund der Geächteten (wie Anm. 31), S. 210-

Gedanken an die Herausgabe einer solchen politischen Schrift hatte Venedey schon während seines Aufenthalts in Straßburg gehegt, dort aber wegen finanzieller Schwierigkeiten und seiner Ausweisung nicht realisieren können. In Paris schließlich, der Zufluchtsstätte vieler deutscher Handwerker und Arbeiter, die als potentielle Abonnenten in Frage kamen, schien das Unternehmen eine Chance zu haben. So schrieb er seinem Vater in einem Brief vom 3. Mai 1834, daß er eine Zeitschrift, die den Titel „Der Geächtete tragen" sollte, herauszugeben beabsichtige.[75]

Die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift im Ausland erforderte zur damaligen Zeit einen großen Arbeitsaufwand: Neben einer zuverlässigen, die speziellen Interessen und Bedürfnisse der Emigranten ansprechenden Autorenschar brauchten die Intellektuellen und Handwerker auch einen Verleger mit deutschen Lettern für den Druck, konstant einlaufende finanzielle Mittel und damit im Prinzip einen festen Abonnentenstamm. Waren diese formalen Voraussetzungen erst einmal erfüllt, konnten die Zeitschriften als regelmäßig erscheinende Periodika und aufgrund ihres programmatischen Charakters durchaus „die Politik und Ideologie der dahinterstehenden Organisation" widerspiegeln und „auch Rückschlüsse auf politische und ideologische Differenzierungen und Entwicklungsprozesse" zulassen. Alle im Ausland publizierten Journale – zu denen zwischen 1834 und 1847 neben dem „Geächteten" auch

217; ders. (Bearb.): *Vom kleinbürgerlichen Demokratismus zum Kommunismus. Teil 1: Zeitschriften aus der Frühzeit der deutschen Arbeiterbewegung (1834-1847)* (Archivalische Forschungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Bd. 5/I). Berlin (Ost): Akademie, 1967, bes. S. XXIII-XXIV u. XXVII-XXIX; Friedrich Brügel: *Aus den Anfängen der deutschen sozialistischen Presse.* Neudr. der Ausgabe Wien 1929. Glashütten/Ts.: Detlev Auvermann, 1972, S. 19-26; *„Acta betr.: den Rechtskandidaten Jacob Venedey."* (wie Anm. 58), Bl. 24-39, 90-92 u. 96-97; zur Zeitschrift „Der Geächtete": Jakob Venedey/Eduard Rauch/ Theodor Schuster (Hg.): *Der Geächtete. Zeitschrift in Verbindung mit mehreren deutschen Volksfreunden, 2 Bde.* Mit Vorwort von Werner Kowalski. Nachdr. der Originalausgabe Paris, Juli 1834 – Januar 1836. Leipzig: Zentralantiquariat der DDR, 1972; Jakob Venedey (Hg.): *Der Geächtete* […]. Neudr. der Ausgaben Paris 1834/35. Glashütten/Ts.: Detlev Auvermann, 1972. Siehe auch: Volker Giel: Artikel: Der Geächtete (G), in: *Lexikon sozialistischer Literatur. Ihre Geschichte in Deutschland bis 1945* hg. von Simone Barck, Silvia Schlenstedt u.a. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, 1994, S. 160-161, Sp.1.

[75] Vgl. Hermann Venedey, *Jakob Venedey* (wie Anm. 54), S. 72 u. 76-77, hier ist auch der Brief an seinen Vater vom 8. Juli 1834 zitiert, in dem er seine Hoffnung „auf eine segensreiche Wirkung der Zeitschrift" zum Ausdruck bringt.

die Zeitschriften „Das Nordlicht“ und „Das Junge Deutschland“ des gleichnamigen Geheimbundes in der Schweiz, „Der Hülferuf der deutschen Jugend“ und „Die junge Generation“ des Bundes der Gerechten sowie die „Kommunistische Zeitschrift“ des Bundes der Kommunisten gehörten – bilden daher sicherlich eine der aufschlußreichsten Quellen „für die politisch-ideologische Entwicklung der frühen deutschen Arbeiterbewegung“[76].

Das erste Heft des „Geächteten“ gab Venedey unter dem, die folgenden Exemplare ebenfalls zierenden Motto „Erlöse uns vom Uebel! Amen!“ heraus und ließ es wie alle anderen Hefte in der Druckerei J. Smith in der Rue Montmorency, wo auch die Flugschriften des Deutschen Volksvereins hergestellt worden waren, drucken.[77] Im redaktionellen Vorwort kündigte er einen monatlichen Erscheinungsmodus der Zeitschrift an, den er auch bis Dezember 1834, zum Abschluß des ersten Jahrganges, einhalten konnte. Die Hefte des zweiten Jahrganges erschienen ab Februar 1835 zwar ebenfalls regelmäßig, aber nur im Zweimonatsrhythmus, und das letzte Heft des „Geächteten“ kam sogar erst nach einem Vierteljahr heraus. Diese Unregelmäßigkeiten wurden ohne Zweifel durch die mit Venedeys Ausweisung im Frühjahr 1835 erzwungene redaktionelle Umbesetzung hervorgerufen, in deren Folge der Elsässer Buchdrucker Eduard Rauch die Redaktionsleitung von dem Kölner Publizisten übernahm. Allerdings fungierte Rauch nur als reiner „Sitzredakteur“, da er als gebürtiger Franzose das Bundesorgan leichter vor der Beschlagnahmung durch die Regierung schützen konnte, und so dessen fortlaufender Bestand gewährleistet war[78]; zumal Rauch ansonsten keine aktive Rolle im Umfeld des Periodikums spielte, und in den bis zur Einstellung des Journals publizierten drei Nummern auch weiterhin eine Reihe von Artikeln von Venedey veröffentlicht wurden.

Warum die Zeitschrift schließlich eingestellt werden mußte, ist nicht mehr genau zu eruieren. Als Gründe hierfür sind jedoch neben dem insgesamt nachteiligen Ausscheiden Venedeys wohl vor allem finanzielle Probleme und Absatzschwierigkeiten des gesamten Unternehmens zu nennen. An die deutschen Handwerksgesellen und Arbeiter in der französischen Hauptstadt und der Schweiz adressiert, konnten die Herausge-

[76] Vgl. Werner Kowalski: Einleitung, in: Ders., *Vom kleinbürgerlichen Demokratismus zum Kommunismus, Bd. 1* (wie Anm. 74), hier S. XVII.

[77] Vgl. Jakob Venedey, *Der Geächtete* (wie Anm. 74), 1. Jg. (1834), H. 1, Titelblatt; Kowalski, ebd., S. XXIV.

[78] Wolfgang Schieder, *Anfänge der Arbeiterbewegung* (wie Anm. 20), S. 147, Anm. 50.

ber nur so lange mit einem stabilen Abonnentenkreis rechnen, wie die Zeitschrift zum festen Lektürerepertoire der einzelnen Zelte und Lager des Bundes der Geächteten gehörte. Der allmähliche Zerfall des Geheimbundes, die sich verändernden Interessen der Arbeiterbewegung und der relativ hohe Preis von einem französischen Franc pro Heft führten bald zu sinkenden Abonnements- und Verkaufszahlen, so daß die Redaktion immer mehr auf finanzielle Spenden von Flüchtlingen und auf die Mitgliedsbeiträge der „Geächteten" angewiesen war und am Ende den Druck des Journals nach nur 500 Exemplaren einstellen mußte. Trotzdem erreichte „Der Geächtete" einen erstaunlich hohen Verbreitungsgrad unter den deutschen Oppositionellen. Aufgrund des Austauschs mit dem in Zürich verlegten „Nordlicht" von Friedrich Gustav Ehrhardt und Karl Cratz konnten sich die Handwerker in den dortigen Vereinen seit Anfang 1835 rund 30 Exemplare des Pariser Bundesorgans zu Gemüte führen. Im Deutschen Bund selbst wurde die Zeitschrift zumindest von den Tochtergesellschaften des Auslandsvereins rezipiert und war hier ein fester Bestandteil des Organisationsalltags. Außerhalb der Geheimzirkel verlief der Absatz aber eher schleppend, obwohl sich Venedey im Vorwort des ersten Heftes speziell an Interessenten in Deutschland gewandt und mit J. Schuler in Straßburg eine Bezugsadresse, mit der Rue Richelieu in Paris die Anschrift der Redaktion und mit den Namen von Buchhandlungen an der französischen, belgischen und schweizerischen Grenze einige Auslieferungsdepots mitgeteilt hatte.[79] Nicht zuletzt die scharfen Kontrollen der deutschen Grenzbehörden, die bereits im Juli 1834 von ersten Sendungen des „Geächteten" erfahren hatten und durch „Polizei-Mittheilungen aus Paris" über die Vertriebswege der Druckschriften informiert waren, behinderten zusehends deren Verbreitung in Deutschland.[80]

---

[79] Vgl. Kowalski, *Vom kleinbürgerlichen Demokratismus zum Kommunismus, Bd. 1* (wie Anm. 74), S. XXIV-XXV; ders.: Vorwort zur Nachdruckausgabe, in: Jakob Venedey, *Der Geächtete* (wie Anm. 74), S. VII-XVIII, hier S. X.

[80] „Großherzoglich-Badische Regierung des Oberrhein-Kreises. Freiburg, den 17. September 1834.", in: *BA Berlin-Lichterfelde, Nl. Jakob Venedey*, N 2316/75, Nr. 1-2, hier Nr. 2. Über die Vertriebswege der Druckschriften heißt es in den „Polizei-Mittheilungen aus Paris vom 22. Juli" 1834, daß diese „großentheils durch deutsche Handlungsbeflissene expedirt, und oft mit Waaren fortgeschickt (werden), indem man sich derselben als Packpapier mit Vorsicht, um sie nicht zu beschädigen, bedient, bisweilen bringen Handlungs-Reisende solche Schriften mit".

Kommt man auf den formalen Aufbau und die inhaltliche Gestaltung der Zeitschrift zu sprechen, dann fällt unmittelbar der als Schwerpunkt gesetzte, politisch-theoretische Aufsatzteil auf, der, obwohl sich „Der Geächtete" an Handwerker und Arbeiter richten wollte, in erster Linie von Intellektuellen wie dem Publizisten Ludwig Börne, den Dichtern Heinrich Heine und Georg Fein, dem Zeitungskorrespondenten Richard Otto Spazier oder von Juristen wie den Advokaten Nicolaus Hallauer und Joseph Savoye bestritten wurde.[81] Der Großteil der Essays und die bedeutendsten Leitartikel stammten allerdings aus der Feder von Theodor Schuster und Jakob Venedey, der seine Aufsätze häufig mit dem Kürzel „J.D." versah, darunter Schusters „Gedanken eines Republikaners", „Freiheit" und „Der Kampf für eine bessere Zukunft" sowie Venedeys „Deutschland. Sklave, Leibeigener, Untertan", „Die Propaganda", „Deutschlands große Nationalschuld" und „Die Vorboten der nahenden Krisis in Deutschland"[82]. Neben dem umfangreichen und recht anspruchsvollen Aufsatzteil, der das Journal als Propagandaorgan der intellektuellen Führungsschicht der deutschen Flüchtlinge in Paris ausweist, enthielt „Der Geächtete" zusätzlich noch einen informativen Nach-

[81] Dazu: Ludwig Börne: Rettung, in: Jakob Venedey, *Der Geächtete* (wie Anm. 74), 1834, S. 17-21; Heinrich Heine: Die zukünftige Revolution Deutschlands, in: Ebd., 1834, S. 262-267; Georg Fein: Politische Gedichte, in: Ebd., 1835, S. 15-20 u. 69-72; (Nicolaus) Hallauer: Der Flüchtling, in: Ebd., 1834, S. 69-71; Dr. (Richard Otto) Spazier: Einfluß der deutschen Städte auf die politische und intellectuelle Gestaltung von Deutschland, in: Ebd., 1834, S. 162-175; (Joseph) S(avoye): Deutschland und Frankreich. An den Herausgeber des Geächteten und Ders.: Deutschland und Frankreich. Zweiter Brief, in: Ebd., 1834, S. 61-68 u. 107-115. Zu Börnes Mitarbeit siehe auch: Ludwig Marcuse: *Ludwig Börne. Aus der Frühzeit der deutschen Demokratie.* Nachdr. der Ausgabe Rothenburg 1967. Zürich: Diogenes, 1980, S. 252.

[82] Die Artikel von Schuster finden sich in: Jakob Venedey, ebd., 1834, S. 202-218; ebd., 1835, S. 49-68, 97-124 u. 207-224; die Artikel von Venedey, in: Ebd., 1834, S. 145-150 u. S. 245-255 sowie seine Leitartikel, in: Ebd., 1834, S. 6-16, 49-60 u. 97-106; ebd., 1835, S. 1-14. Gedacht ist auch an folgende Artikel: Jakob Venedey: *Maßregeln zum Schutze des deutschen Buchhandels gegen den Nachdruck. Von J.D.*, in: Ebd., 1834, S. 22-29; Ders.: *32*, in: Ebd., 1834, S. 116-121; Ders.: *Vorrede zum Almanach de Gotha, als Neujahrsgeschenk für das Jahr der Gnade 1835*, in: Ebd., 1834, S. 256-261. Von der Forschung wurden Venedey noch weitere Artikel zugeschrieben: Hermann Venedey, *Jakob Venedey* (wie Anm. 54), S. 84; Wolfgang Schieder, *Anfänge der Arbeiterbewegung* (wie Anm. 20), S. 147-148, Anm. 53.

richtenteil, der sich auf die Rubriken „Deutsche Örtlichkeiten“ und „Auszüge aus dem Briefwechsel des Geächteten“ verteilte und den Lesern das Neueste aus der Heimat berichtete. Diese oft kritisch abgefaßten ‚Politnotizen‘ äußerten sich zu so unterschiedlichen Themen wie der Fürstenherrschaft, der Zensur oder den Debatten in den süddeutschen Landtagen.[83] Welche ideologischen Auffassungen standen nun hinter den Aufsätzen und Nachrichten? Anders gefragt: welche politischen Standpunkte vertrat „Der Geächtete“ unter der redaktionellen Leitung von Jakob Venedey, und wie wirkten sich diese auf die ideologisch-programmatische Entwicklung des Bundes der Geächteten aus? Diese Fragen sollen anhand eines Überblicks über einige ausgewählte Artikel von Venedey geklärt und dabei seine politische Vorstellungswelt näher bestimmt werden.

Abweichend von gängigen Forschungsmeinungen waren Theodor Schuster und Jakob Venedey zu Beginn ihrer Redaktionsarbeit keineswegs grundsätzlich ideologisch voneinander getrennt. Im Gegenteil, sie scheinen eng miteinander zusammengearbeitet, sich als „politische Typen“ – auf der einen Seite Schuster als der sich um eine genaue Begrifflichkeit bemühende, mehr „konstruktiv-planende Kopf“ und auf der anderen Seite Venedey als der „gefühlsbetonte Ideologe“ und aufrüttelnde Kritiker – gut ergänzt und sich gegenseitig als Politiker und Berufskollegen sehr geschätzt zu haben, wie man einem Brief von Schuster an Venedey vom 18. November 1834 entnehmen kann.[84] Beide setzten die Kritik, die schon die anonymen Verfasser der Flugblätter des Deutschen Volksvereins an den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen in Deutschland geübt hatten, im „Geächteten“ fort und versuchten, den deutschen Handwerksgesellen das soziale Mißverhältnis, in Schusters Worten die „außerordentliche Unverhältnismäßigkeit im Güterbesitz“ und nach Venedey die „schreiende Ungleichheit“ zwischen dem Überfluß einiger Reicher und der Armut der großen Masse, zu veranschauli-

[83] Kowalski, *Vom kleinbürgerlichen Demokratismus zum Kommunismus, Bd. 1* (wie Anm. 74), S. XXVI. Die als Korrespondenzteil aus Deutschland und anderen europäischen Staaten gedachte Rubrik „Auszüge aus dem Briefwechsel eines Geächteten“ wird erst ab dem zweiten Heft des ersten Jahrganges in den Nachrichtenteil der Zeitschrift aufgenommen und endet im fünften Heft des zweiten Jahrganges.

[84] Wolfgang Schieder, *Anfänge der Arbeiterbewegung* (wie Anm. 20), S. 191; Brief von Theodor Schuster an Jakob Venedey vom 18. November 1834, in: *BA Berlin-Lichterfelde, Nl. Jakob Venedey*, N 2316/47, Nr. 36.

chen. Dabei ging es Venedey weniger um eine wissenschaftliche Analyse als vielmehr um die anschauliche Darstellung der sozialen Mißstände, und dementsprechend gerieten seine Anklagen oft in die Nähe kämpferischer Pamphlete:

> Dreißig Millionen Menschen leben in Deutschland, acht und zwanzig Millionen von diesen – Bauern, Knechte, Tagelöhner, Handwerker und sonstige Sklaven – arbeiten Jahr aus Jahr ein, ohne am Ende des Jahres einen einzigen Rasttag gehabt zu haben, ohne oft einen einzigen Tag gehabt zu haben, an dem sie sich satt gegessen. Von den noch übrigen zwei Millionen sind drei Viertel die bevorzugten Sklaven, denen man nicht Alles nimmt, die man oft selbst beschenkt und bevortheilt, um sie gegen ihre Mitbrüder zu deren Unterdrückung gebrauchen zu können; die man in Ueberfluß leben läßt, damit ihr Jubelruf, das Jammern und die Weheklagen der übrigen übertäube. Und das letzte Viertheil jener zwei Millionen sind die Herren, deren Genossen, deren Lieblinge, und die Aufseher der Sklaven, die unter tausend Titeln, in Würden und Aemtern, mit Gold beschenkt des Sklaven Arbeit verzehren […][85]

Mit Hilfe derartiger Zustandsbeschreibungen kritisierte er die politischen und sozialen Zustände in seinem Heimatstaat Preußen, dessen Regierungsorgane und Behörden in seinen Augen nur die Aufgabe hatten, die ökonomische „Ausbeutung der Mehrzahl des Volkes durch eine bevorzugte Minderzahl" und die staatliche Unterdrückung voranzutreiben. Wie er in seinem ebenfalls 1834/35 in Paris geschriebenen Buch „Preussen und Preussenthum" erläuterte, würde der preußische Staat unter dem Deckmantel, „dem Scheine des Volkswohls, der Aufklärung, des Fortschrittes und der Freiheit", mit dem es ihm „leider nur zu oft" schon gelungen sei, „die Masse selbst der denkenden Männer in Deutschland zu täuschen", nur seine Macht und eigenen Herrschaftsinteressen verfolgen, die auf „Verdummung, Rückschritt, Knechtessinn und Knechtschaft" hinauslaufen würden. Daher müsse man endlich, „den Getäuschten die Augen […] öffnen", sobald die Gelegenheit dazu gegeben sei.[86] Diese aufklärerische Haltung des Preußen-Buches läßt sich, verbunden mit einer gewissen Aufbruchsstimmung, auch im „Ge-

[85] Jakob Venedey: *Deutschland. Sklave, Leibeigener, Unterthan*, in: Ders., *Der Geächtete* (wie Anm. 74), 1834, S. 8.

[86] Vgl. Jakob Venedey: *Preussen und Preussenthum.* Mannheim: Im Selbstverlage des Verfassers, 1839, S. 1-2.

ächteten“ wiederfinden. Gleich in den „Schlußbemerkungen“ des ersten Heftes legte Venedey die Ziele, „für die der Geächtete seine Stimme erheben wird“, in einem „Glaubensbekenntniß“ dar, das sich um „Freiheit für alle“ Menschen, „Gleichheit vor dem Gesetze und […] vor den Menschen“ sowie um eine internationale Völkergemeinschaft drehte. Gleichzeitig appellierte er an die deutschen Flüchtlinge, sich unter dem Motto „Alle für Einen! – Einer für Alle!“ zusammenzuschließen und für die Verwirklichung des demokratischen Programms zu kämpfen.[87]

Wie er sich die Umsetzung der von ihm als Ziel proklamierten, politisch und rechtlich verstandenen „Gleichheit vor den Menschen“ vorstellte, die gerade den im Zuge der Industrialisierung sozial und ökonomisch auf der Strecke gebliebenen, pauperisierten Bevölkerungsschichten zugute kommen sollte, blieb in seinen ersten Artikeln noch ungeklärt. In ihnen wollte er vor allem die deutschen Flüchtlinge politisch wachrütteln, sie aufklären und im doppelten Sinne um den „Geächteten“ sammeln – als regelmäßige Leser der Zeitschrift und als Mitglieder des Geheimbundes. Allerdings würde man Venedey unrecht tun, unterstellte man ihm, daß sich seine Zielsetzung, wie die der deutschen Liberalen, nur in der Verfolgung der politischen Freiheit und Gleichheit erschöpfen würde. Im Gegenteil, bereits in seinem nächsten Leitartikel im „Geächteten“ brachte er sein Engagement für die Errichtung einer demokratischen, rechtsstaatlichen und darüber hinaus einer sozialen Republik zum Ausdruck. So betrachtete er in seinem Leitartikel „Die Propaganda“ die ausschließliche Änderung der „Form einer Regierung“ und die alleinige Einführung einer „freien Volksverfassung“ als nutzlos, wenn „nicht auch das Wesen der Regierung“ geändert würde; daher müßte nach der Schaffung der demokratischen Volksherrschaft auch der Grundsatz der Gleichheit als Verfassungsprinzip verankert, von der Regierung anerkannt und verwirklicht werden. Dieser Gleichheitsgrundsatz hatte für Venedey jedoch nichts mit dem frühsozialistischen Eigentumsbegriff einer ökonomischen Besitzstandsgleichheit zu tun. Vielmehr plädierte er mit Blick auf die Durchsetzung des Gemeinwohls als dem eigentlichen Staatszweck und im Sinne der Lehren des französischen Radikaldemokraten Félicité-Robert de Lamennais für die staatliche Anerkennung und gesetzliche Sicherung des Rechts auf Arbeit, die Einführung einer staatlichen Arbeitslosen- und Sozialfürsorge sowie für die Etablierung eines pro-

[87] Jakob Venedey: *Schlußbemerkungen der Redaktion*, in: Ders., *Der Geächtete* (wie Anm. 74), 1834, S. 46-48.

gressiven Steuersystems zur „Besteurung des Ueberflusses". Jakob Venedeys Vorstellungen von einer sozialen Republik zielten also im wesentlichen auf eine sozial *gerechtere* Republik ab, die einerseits ihre Staatsbürger nicht völlig wehrlos den Konjunkturen einer am Markt ausgerichteten Wirtschaft überläßt, sondern ihnen durch bestimmte Sozialleistungen ein gewisses Existenzminimum sichert, und die andererseits durch eine gestaffelte Einkommenssteuer für eine gerechtere Belastung der Bevölkerung und für einen geregelten Finanzetat zur Deckung der Staatsausgaben sorgt.[88] Mit diesen sozialpolitischen Vorstellungen ging der Kölner Publizist zwar nicht deutlich über die Forderungen des „Glaubensbekenntnisses eines Geächteten" von 1834 hinaus, jedoch läßt sich feststellen, daß sein politisches Denken stark von der Suche nach realisierbaren sozialstaatlichen Modellen beherrscht war, und er auf reformerischem – und nicht auf revolutionärem Wege – die gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland ändern wollte.

Nachdem er nicht zuletzt wegen der Herausgabe des „Geächteten", einer der führenden Zeitschriften der frühen deutschen Arbeiterbewegung, wegen seiner Leitungsfunktion in einem der bedeutendsten deutschen Auslandsvereine des Vormärz und seiner politischen und kulturellen Meinungsführerschaft in intellektuellen Exilantenzirkeln und der außerdeutschen demokratischen Oppositionsbewegung seit dem Frühjahr 1835 offiziell des „Hochverraths" angeklagt und steckbrieflich gesucht worden war und die preußische Regierung erneut Druck auf die französischen Behörden wegen seiner Auslieferung ausgeübt hatte, wurde Venedey „als politischer Flüchtling, als ein Mensch, auf dem das schreckliche Verbrechen lastet, eine Ueberzeugung zu haben", im April 1835 zum ersten Mal von Paris nach Le Havre ausgewiesen.[89] Bei dieser Ausweisung hatte Venedey sogar noch ‚Glück im Unglück', sollte er doch ursprünglich auf Befehl des Pariser Polizeipräsidenten Gisquet die Metropole innerhalb von acht und den französischen Staat innerhalb von 14 Tagen verlassen, und nur aufgrund der Intervention Heinrich

[88] Jakob Venedey: *Die Propaganda*, in: Ebd., S. 49-60, hier S. 55 u. 57-59. Zu Lamennais' Lehre und deren Auswirkungen auf die Programmatik der frühen deutschen Arbeiterbewegung vgl. die Ausführungen bei: Wolfgang Schieder, *Anfänge der Arbeiterbewegung* (wie Anm. 20), S. 227-240.

[89] *„Acta betr.: den Rechtskandidaten Jacob Venedey."* (wie Anm. 58), Bl. 113-114; Jakob Venedey: *An Freund und Feind*, in: Ders., *Der Geächtete* (wie Anm. 74), 1835, S. 94-96, hier S. 96. Vgl. seine Aufenthaltsgenehmigung für Le Havre vom 4. Mai 1837. In: *BA Berlin-Lichterfelde, Nl. Jakob Venedey*, N 2316/64.

Heines bei dem französischen Innenminister Adolphe Thiers wurde dieses Urteil abgemildert und Venedey noch ein Reisekostenzuschuß in Höhe von 150 Francs zugesprochen.[90] Ein halbes Jahr später, Ende 1835, war es ihm dann zwar möglich, unbehelligt in die französische Hauptstadt zurückzukehren; bereits im März 1837 wurde er jedoch nach einer Rede bei der Beerdigung seines Freundes Ludwig Börne wiederum in die für seine journalistischen Tätigkeiten und wissenschaftlichen Studien völlig uninteressante und kulturell brachliegende normannische Provinz- und Hafenstadt verbannt. Erst im Februar 1839 konnte er endgültig sein Domizil ohne weitere Auflagen nach Paris verlegen, um seine Arbeiten in dem dort herrschenden, ihn anregenden geistig-politischen Klima fortzusetzen. Zuvor hatten sich einige französische Intellektuelle massiv für seine Rückkehr eingesetzt, so der Historiker Auguste Mignet und der Naturforscher François Arago, der Venedeys Fall am 14. Juli 1838 sogar in der französischen Deputiertenkammer zur Sprache brachte und ihn im Zuge dieser parlamentarischen Interpellation „zu den wissenschaftlichen Notabilitäten des Auslandes" zählte, die in Paris Zuflucht suchen müßten und denen Unterstützung oder zumindest Anerkennung gebühren würde.[91] Von 1840 bis 1848 pendelte Venedey mehrfach für seine Recherchen als Zeitungskorrespondent zwischen Paris, Boulogne-sur-Seine, Pontoise und Le Havre hin und her und unternahm zusätzlich noch Reisen durch die Normandie, Südfrankreich, das Elsaß, die Schweiz, England, Irland und nach Belgien; zwischen dem 28. September und 11. Oktober 1845 besuchte er zudem mit Erlaubnis der preußischen Regierung für 14 Tage seine Familie in Köln.[92] Nach Ausbruch der Revolution 1848 kehrte Jakob Venedey dann nach 16jährigem Exil zwi-

[90] Brügel, *Aus den Anfängen*, S. 23 (wie Anm. 74); Fritz Mende: Nachwort, in: Jakob Venedey: *Reise- und Rasttage in der Normandie. In Auszügen* hg. von dems. Berlin (Ost): Rütten & Loening, 1986, S. 459-474, hier S. 465-466.

[91] Zu Venedeys Rede bei Börnes Beerdigung, zu seinem Aufenthalt in Le Havre und seiner Rückkehr nach Paris vgl.: Marcuse, *Ludwig Börne* (wie Anm. 81), S. 254-255; Mende, Nachwort (wie Anm. 90), S. 466-467.

[92] Best/Weege, *Biographisches Handbuch*, S. 342, Sp. 1; Bublies-Godau, Gegen den Strom, S. 155 (beide wie Anm. 53); Jakob Venedey: *Tagebücher aus der Emigration*, in: *BA Berlin-Lichterfelde, Nl. Jakob Venedey*, N 2316/73; Ders.: *Reise- und Rasttage in der Normandie*. Leipzig: Friedrich Fleischer, 1838; Ders.: *Elsässer Erinnerungen*. Ms. o.O. (1840); Ders.: *Irland*. 2 Bde. Leipzig: F.A. Brockhaus, 1844; Ders.: *Das südliche Frankreich. 2 Theile*. Frankfurt/M.: Literarische Anstalt, 1846; Ders.: *Vierzehn Tage Heimathluft*. Leipzig: Wilhelm Jurany, 1847.

schen dem 20. und 25. März aus Paris nach Köln zurück, nachdem er zuvor die Ereignisse der französischen Februarrevolution intensiv beobachtet hatte, um „in Deutschland die Sache von der rechten Seite darstellen" zu können.[93]

Kann man Jakob Venedey, den Führer des geheimen Bundes der Geächteten in den Jahren 1834/35, der sich vornehmlich aus radikaldemokratisch und frühsozialistisch gesinnten Intellektuellen, Handwerksgesellen und Meistern zusammensetzte, nun zur Geschichte und Tradition der deutschen Demokratie rechnen? Nach der Schilderung von Venedeys Lebensweg und Lebensstationen im Vormärz und der Skizzierung seiner Tätigkeit in dem Pariser Geheimbund könnte der Versuch einer solchen historischen Einordnung problematisch erscheinen. Vor dem Hintergrund seiner zuvor geschilderten politischen Grundanschauungen und Leitvorstellungen und seinem langjährigen Einsatz für die Demokratie kann man jedoch abschließend feststellen, daß der rheinische Politiker, Schriftsteller und Gelehrte stets ein Anhänger „einer bürgerlichen Republik amerikanischen Musters" gewesen war und geblieben ist, stets „auf ‚politischer' Freiheit als Voraussetzung sozialer Verbesserungen" beharrt hatte und zudem fest davon überzeugt war, daß, wie er in seinem Leitartikel „Die Propaganda" in der Zeitschrift „Der Geächtete" ausführte, die „Unterstützung des Bedürftigen, die Sicherung des Nothwendigen, die Besteurung des Ueberflusses […] zur Gleichheit im Wesentlichen führen (und) die Freiheit und das Glück Aller sichern" werde.[94] Ohnehin hatte Venedey schon frühzeitig vor der kommunistischen Einflußnahme im Bund der Geächteten gewarnt und auf den einsetzenden Spaltungsprozeß zwischen den „Geächteten" und dem Bund der Gerechten aufmerksam gemacht. Er hatte sich als entschiedener Demokrat und Anhänger von gemäßigten Sozialstaatsmodellen, dessen Ziel die Schaffung einer den Grundsätzen der bürgerlich-freiheitlichen De-

[93] Zu Venedeys Rückkehr nach Deutschland: Briefe von Ludwig August von Rochau an Jakob Venedey aus Heidelberg nach Paris vom 20. und 25. März 1848, in: *BA Koblenz, FSg. 1/184 Venedey* Fol. 1-128, hier Fol. 24 u. 26; Brief von Jakob Venedey an Karl Theodor Welcker aus Paris vom 5. März 1848, in: Abschriften aus dem Nachlaß Karl Theodor Welcker zur 1848er Bewegung, ebd., *FSg. 1/192 Welcker* Fol. 1-8, hier Fol. 7; Brief von C. Bodmer an Jakob Venedey in Köln vom 27. März 1848, in: *BA Berlin-Lichterfelde, Nl. Jakob Venedey*, N 2316/94, Nr. 40.

[94] Dazu: Höppner/Seidel-Höppner, Der Bund der Geächteten (wie Anm. 24), S. 67-68; Jakob Venedey, *Die Propaganda* (wie Anm. 88), S. 59.

mokratie verpflichteten, sozial gerechteren Republik, aber eben keiner proletarisch-kommunistischen Volksrepublik gewesen war, schon im Herbst 1835 dezidiert gegen diesen politischen Gegner ausgesprochen, in der Folge gegen die von den kommunistischen Bundesmitgliedern eingeleitete Block- und Fraktionsbildung innerhalb des Geheimbundes gekämpft und schließlich nach der Niederlage in den innerparteilichen Flügelkämpfen sofort die erforderlichen Konsequenzen gezogen. Darauf weisen jedenfalls die bereits im Dezember 1834 gemachten Vorschläge zur Bekämpfung diktatorisch agierender Parteien und seine fortlaufenden Warnungen vor der parteilichen Zersplitterung der außerhalb Deutschlands bestehenden demokratischen Oppositionsbewegung hin. Wie er in ersten Retrospektiven aus dem Jahre 1848 über diesen Spaltungsprozeß aussagte, hatte er sich schon vor seiner Ausweisung aus Paris im Jahre 1835 darum bemüht, „das Eindringen des Kommunismus, den die Schüler Buonarrottis den deutschen Arbeitern zu predigen versuchten, in die deutschen Vereine zu verhindern und ihnen den Charakter der rein politischen Propaganda zu erhalten". Während seiner ersten Verbannung in Le Havre zwischen April und Oktober 1835 sollen dann aber die Anhänger der kommunistischen Lehre einen solchen Einfluß im Bund gewonnen haben, daß gegen sie nichts mehr auszurichten gewesen sei, und „ein förmlicher Bruch zwischen den Gütergemeinschaftlern und ihren Gegnern den Verein" gesprengt habe. Auch er habe daraufhin den Bund verlassen.[95]

Untersucht man abschließend die Rezeption und Wirkung seiner politischen Ideale unter den Mitgliedern des Bundes der Geächteten, so kommt man zu dem Ergebnis, daß Jakob Venedey durchaus als einer der geistigen Führer des Geheimbundes zu bezeichnen ist, da der Mehrheit der Bundesmitglieder die politischen Grundsätze und Ziele, die Venedey in seinen Artikeln propagiert hatte, geläufig waren. Dies geht zumindest aus den Verhören der in Deutschland verhafteten Handwerksgesellen hervor, die in ihren Ausführungen gegenüber den Behörden angaben, daß die Schaffung einer gesamtdeutschen demokratischen Republik das zentrale Ziel der „Geächteten" gewesen sei. So erklärte der Gürtlermeister Tritschler vor dem Oberamt zu Offenburg am 21. Dezember 1840, daß Venedey ihm „im allgemeinen" gesagt habe, „der Bund bezwecke, Deutschland in ein Reich zu verwandeln, die Fürsten zu verjagen und ein vom Volk zu erwählendes Oberhaupt aufzustellen". Und auf Nachfrage

[95] Hermann Venedey, *Jakob Venedey* (wie Anm. 54), S. 76.

konkretisierte er diese Aussage dahingehend, daß „Deutschland ein Reich, und zwar eine Republik werden sollte". Auch Venedeys Vorstellungen von einer sozial gerechten Republik und seine in diesem Zusammenhang aufgestellten Forderungen fanden bei den einfachen Mitgliedern der „Geächteten" ihren Niederschlag. Für den Schreinergesellen Friedrich Merle aus Homburg zum Beispiel strebte der Bund die Errichtung eines „Freistaats" in Deutschland an, der „noch bessere Einrichtungen […] als die freien Staaten der Schweiz und Nordamerikas" erhalten sollte, vor allem Freiheit und Gleichheit sollten „mehr Wirklichkeit sein", indem „hinsichtlich des Eigentums die Einrichtungen getroffen werden, daß der Arme gar keine Abgabe, der Reiche aber desto mehr Abgaben bezahlen müsse, damit dem Armen hiervon sein Teil zugewiesen werde"[96].

Im Hinblick auf Jakob Venedeys politische Programmatik wie auch seine Rolle als Führer des Bundes der Geächteten und als Herausgeber des bundeseigenen Publikationsorgans „Der Geächtete" läßt sich somit resümierend festhalten, daß der bürgerliche Intellektuelle, Flüchtling und Emigrant an herausragender Stelle politisch meinungs-, willens- und ideologiebildend in einem der ersten Pariser Auslandsvereine der frühen deutschen Arbeiterbewegung gewirkt hat. Dies tat er in erster Linie zur Verbreitung demokratisch-republikanischer Auffassungen, die auf die Etablierung eines geeinigten deutschen Nationalstaates in Form einer föderativen Republik und einer freiheitlich-parlamentarischen, dem Rechts- und Sozialstaat verpflichteten Demokratie durch die oppositionelle Partei *aller* deutschen Demokraten abzielten. Ordnet man diese Charakterisierung Jakob Venedeys als Führungspersönlichkeit einer Parteien-Vorform, als engagierter Publizist und überzeugter Demokrat während seiner ersten Exiljahre in der orléanistischen Julimonarchie in Frankreich zwischen 1832 und 1836 seinem politischen Lebenslauf und der Frage nach der Weitergabe politischer Denk- und Handlungsmuster von einer Generation zur anderen zu – anders gefragt, wie zum Beispiel die Familien Heinzen, Metternich und Venedey „ihr demokratisches Credo von einer Generation zur anderen übermittelten"[97]: Dann kann man mit

[96] Zu den Verhören des Gürtlermeisters Tritschler und des Schreinergesellen Merle (vor dem Justizamt in Homburg vor der Höhe am 23. November 1840): „Zusammenstellung der Untersuchungsresultate" (wie Anm. 21), S. 126-127.

[97] Vgl. die Ausführungen zu den Familien von Michael und Jakob Venedey, Joseph und Karl Heinzen, Matthias und Germain Metternich sowie von Daniel Pistor, Johann Philipp Becker und Andreas Joseph Hofmann: Walter Grab:

Blick auf die nunmehr 200jährige Geschichte der Familie Venedey, „einer Familie entschiedener Demokraten, Republikaner und ihr Vaterland liebenden wie an ihm leidenden Patrioten ‚von Michel 1789 zu Michael 1998'"[98], zu dem Schluß kommen, daß es sowohl ideen-, als auch personen- und familienhistorische Kontinuitäten im deutschen demokratisch gesinnten Bürgertum und in einer von der bürgerlichen Linken getragenen, oppositionellen politischen Kultur gegeben hat. Was vereins- und parteiengeschichtlich als ein bedeutender Kontinuitätsstrang oppositioneller Strömungen und Bestrebungen in Deutschland vom ausgehenden 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts am Beispiel aufklärerischer Sozietäten, neojakobinischer konstitutioneller Zirkel, burschenschaftlicher Studentenverbindungen und der rheinpfälzischen Demokratiebewegung zur Zeit des Hambacher Festes, aber auch der radikal- bzw. sozial-demokratischen Auslandsvereine und intellektuellen Emigrantenzirkel im vormärzlichen Exil herausgearbeitet und dargelegt werden kann, ist auch auf

---

Die Kontinuität der demokratischen Bestrebungen 1792-1848. Zusammenfassung der Tagungsergebnisse, in: Büsch/Ders., *Die demokratische Bewegung* (wie Anm. 6), S. 439-452, hier S. 446-448; Axel Kuhn: *Jakobiner im Rheinland. Der Kölner konstitutionelle Zirkel von 1798*. Stuttgart: Ernst Klett, 1976, S. 179-181; Kurt Baumann: Die Kontinuität der revolutionären Bewegungen in der Pfalz von 1792 bis 1849, in: *Hambacher Gespräche* hg. von Johannes Bärmann, Alois Gerlich u. Ludwig Petry, Bd. 1, Wiesbaden: Steiner, 1964, S. 1-19; Foerster, *Preß- und Vaterlandsverein* (wie Anm. 20), S. 101.

[98] Bublies-Godau, Son cœur (wie Anm. 53), S. 103; Hofmann, Freiheit, Gleichheit – Venedey (wie Anm. 51), im Titel des Artikels. Gemeint ist die Geschichte der Familie Venedey: Von dem Kölner Jakobiner, Cisrhenanen und Moderateur des Konstitutionellen Zirkels von 1798, Michael Venedey (1770-1846); über den deutschen Demokraten, Vordenker der europäischen Einigung, „Geächteten", Paulskirchenabgeordneten und Führer der Deutschen Volkspartei in Baden, Jakob Venedey (1805-1871); seine Ehefrau, die badische Republikanerin, Revolutionsteilnehmerin, „Heckerin" und Anhängerin der bürgerlichen Frauenbewegung, Henriette Venedey geb. Obermüller (1817-1893); bis hin zu ihrem Sohn Martin Venedey (1860-1934), einem führenden Vertreter des süddeutschen Linksliberalismus vor dem Ersten Weltkrieg, badischen Landtagsabgeordneten von 1891 bis 1918 und Mitglied der DDP und des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold in der Weimarer Republik; sowie ihren Enkeln Hans (1902-1969) und Hermann Venedey (1904-1980), beide überzeugte (Sozial-)Demokraten, entschiedene Gegner des Faschismus und Emigranten während der nationalsozialistischen Herrschaft im Dritten Reich.

der Ebene der diese Organisationen politisch-programmatisch wie politisch-praktisch gestaltenden Menschen nachweisbar. Wie insbesondere die Geschichte der Familie Venedey, der von ihr vertretenen politischen Weltanschauungen und Grundhaltungen sowie der von ihr frequentierten und geführten Bewegungen, Assoziationen und Parteien zeigt, hat es in Deutschland seit den Zeitläuften der Spätaufklärung und Französischen Revolution eine ganz konkrete Kontinuitätslinie des bürgerlichen Demokratismus und Linksliberalismus gegeben, die sich organisatorisch, programmatisch und eben auch personell festmachen läßt. Diese bildet bislang eine noch viel zu wenig beachtete Gegenströmung und Gegenbewegung zum historiographisch eingehend erforschten deutschen Liberalismus.[99] Zugleich liefert sie Ansätze zu einer ungeheuer vielschichtigen und facettenreichen Geschichte der Demokratie in Deutschland im ‚langen' 19. Jahrhundert, ihrer Ursprünge und Anfänge, ihrer Entwicklungsphasen und -formen, ihrer Durchbrüche und Erfolge, aber auch ihrer Krisen und Rückschläge.[100]

[99] Zur Liberalismusforschung vgl. u.a. die Arbeiten von: Wolfgang Schieder (Hg.): *Liberalismus in der Gesellschaft des deutschen Vormärz*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1983; Dieter Langewiesche (Hg.): *Liberalismus im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. Dreißig Beiträge*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1988; Ders.: *Liberalismus in Deutschland*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1988; Ders. (Hg.): *Liberalismus und Region. Zur Geschichte des deutschen Liberalismus im 19. Jahrhundert*. München: R. Oldenbourg, 1995.

[100] Zu den biographischen Desideraten in der deutschen Demokratieforschung und -geschichtsschreibung und zu den Ansätzen, wie eine Geschichte der frühen Demokratie in Deutschland geschrieben werden kann, siehe noch einmal: Bublies-Godau, Son cœur (wie Anm. 53), S. 94-105 und demn. die Biographie Jakob Venedeys.

Claude D. Conter (Mersch/Luxemburg)

Das Exil als Grundlegung des Politikwechsels bei Vormärz-Autoren

Exil, Verbannung, Ausweisung

Jene Persönlichkeit, die das politische, soziale und kulturelle Leben im 19. Jahrhundert in ganz Europa wesentlich geprägt hat, ist zugleich einer der ersten, zumindest aber der in der Öffentlichkeit am meisten Aufsehen erregenden Exulanten des Jahrhunderts: Napoleon. Als er zum ersten Mal nach der Insel Elba verbannt wurde, war zugleich ein politisches Novum überhaupt geschaffen, das die politische Kultur des 19. Jahrhunderts wesentlich von der des 18. Jahrhunderts unterscheiden sollte. Der Ausschluß eines Staatsoberhauptes aus der Öffentlichkeit erfolgte zum ersten Mal auf Beschluß eines international vereinbarten Abkommens. Als sich Napoleon aus der Gefangenschaft auf der Insel Elba befreit hatte, um schließlich dann doch militärisch besiegt zu werden, wurde er auf die Insel St. Helena verbannt. Die Praxis der Verbannung von politischen Gegnern wurde zu einer staatlich legitimierten Unterdrückungsmaßnahme, wobei einerseits gesetzliche Bestimmungen wie die Karlsbader Beschlüsse oder der Bundestagsbeschluß von 1835, andererseits politische Umbrüche wie die Revolutionen von 1830 und 1848 die Exilerfahrung zu einem signifikanten gesamteuropäischen Phänomen werden ließen. Doch am Anfang der politisch bedingten Migrationsbewegungen im 19. Jahrhundert stand Napoleon, der sich mit dem sicheren Gespür für breite Öffentlichkeit erzielende Selbststilisierungen als Exulant bezeichnete, was seine treuen oder mehr oder minder kritischen Chronisten kaum hinterfragten. Was der Schriftsteller Barry Edward O'Meara etwa in seinem Bericht *Napoleon in exile or a voice from St. Helena* (1822) als Exil bezeichnet hatte, war allerdings unter juristischen Gesichtspunkten nicht ganz so eindeutig. In *Meyers Enzyklopädie* von 1905-1909 wird auf die Begriffsverwirrung zwischen Exil, Verbannung und Ausweisung hingewiesen:

> Exil (lat. Exilium oder Exsilium), im weitesten Sinne die Lage dessen, der nicht in seiner Heimat leben darf, sei es infolge einer Landesverweisung oder eines freien Entschlusses. […] Die heuti-

> ge Ausweisung (s.d.) kann nicht als E. aufgefaßt werden, wenn auch der Ausdruck E. zuweilen auf unsre modernen Lebensverhältnisse übertragen wird.[1]

Auch wenn im 19. Jahrhunderts der Begriff Exil im außerrechtlichen Diskurs immer mehr zum Synonym der Ausweisung wird, ist der Strafcharakter keine hinlängliche Voraussetzung für die Bezeichnung des Exils. In diesem Sinne spricht denn auch der „Litterärhistoriker" Johann Georg Theodor Graeße davon, daß Ferdinand Freiligrath „in England in einer Art freiwilliger Verbannung"[2] lebe. Doch scheint sich auch Graeße weder bei der Begrifflichkeit noch bei der Bewertung des Zustandes allzu sicher zu sein, gesteht er doch, daß der Exulant Freiligrath verbannt wurde, wobei Verbannung im Alltagswissen

> die Verweisung einer Person aus einem bestimmten Ort oder Lande [ist], sei es, daß der Verbannte dabei in der Wahl seines anderweiten Aufenthaltsortes unbeschränkt, sei es, daß ihm ein bestimmter Aufenthaltsort angewiesen ist, woselbst er zwangsweise festgehalten wird […] Im modernen Straf- und Polizeirecht findet sich dieselbe nur noch in der Form der Deportation (s. d.) und der Ausweisung (s. d.).[3]

Was am 1. November 1856 im Reichsgesetz über die Freizügigkeit unzulässig wurde, nämlich die polizeiliche Ausweisung von Bundesangehörigen, war in den 20er und 30er Jahren nicht verbindlich untersagt.[4]

---

1 Exil. In: Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 6, S. 213.

2 Johann Georg Theodor Gräße: Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte aller bekannten Völker der Welt, von der ältesten auf die neueste Zeit, zum Selbststudium und für die Vorlesungen. Ein Auszug aus des Verfassers größerem Lehrbuche der allgemeinen Literärgeschichte. Band 3: Literaturgeschichte. Zweite Ausgabe. Leipzig 1850, S. 785. Graeße bezieht sich hier auf die erste Londoner Exilzeit vor der 1848-Revolution. Tatsächlich hatte Freiligrath bereits zu diesem Zeitpunkt einen komplizierten Emigrationsweg von Ostende nach Brüssel und durch die Schweiz (Rapperswil und Zürich) hinter sich. 1851 kehrte Freiligrath wieder nach London zurück, nachdem er wegen seines revolutionären Aktivismus in Deutschland – vor allem wegen seiner Gedichtflugblätter – der Mitarbeit bei der *Neuen Rheinischen Zeitung* und seiner Gedichtbände (1849, 1851) steckbrieflich gesucht wurde.

3 Verbannung. In: Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 20, S. 34f.

4 Die Ausweispraxis ging mit der Aufnahmebereitschaft der empfangenden Länder einher. Obgleich etwa in der französischen Gesetzgebung die politischen Emigranten nicht ausdrücklich erwähnt wurden, wurden ihnen keine

Mit der Verbannung verwandt und oftmals von den Zeitgenossen synonym verwendet ist die Deportation, die „durch staatlichen Zwang, auf Grund rechtlichen Urteils oder administrativer Verfügung bewirkte Verschickung einer Person nach einem entfernten Orte zum Aufenthalte daselbst" heißt, wobei der „Zweck der D. […] Sicherung vor staatsfeindlichen Personen (politische D.)"[5] sein kann. Die Deportation blieb keine singuläre Maßnahme, sondern wurde in den unruhigen 40er Jahren und auch nach der Revolution von 1848/49 vor allem für Kriminelle in Anspruch genommen. Um den inneren Frieden zu wahren, zwangen die Regierungen Verbrecher, aber auch politisch wenig opportune Agitatoren zur regulierten Auswanderung.[6] Die Obrigkeit hatte den Nutzen offizieller Abschiebungen und Landesverweisungen als politisches Ventil zum Abbau sozialer Spannungen schnell erkannt.[7] Das Großherzogtum Ba-

besonderen Schwierigkeiten bereitet. Eine persönliche Erklärung mit Angabe der Staatsangehörigkeit war die einzige Aufnahmebedingung, die um so unwesentlicher war, da ein Passierschein oder ein offizielles Dokument nicht nötig waren. Nach Artikel 11 des *Code Civil* besaßen die Flüchtlinge zudem Bürgerrechte. Allerdings konnten politische Flüchtlinge seit dem Gesetz vom 3. Dezember 1849 von der Verwaltung ohne gerichtliches Verfahren und ohne Anhörung der Betroffenen ausgewiesen werden. Von Bedeutung war das politische Verhalten. Nicht nur in Straßburg und Paris, auch in Brüssel war es für die Autoren nicht minder problematisch, sich politisch zu äußern. Hinzu kommt vor allem, daß die staatliche Geheimpolizei aus Wien, Berlin, aber auch aus Paris ihre entflohenen und oftmals ausgebürgerten Denker überprüfen ließ. (Über Frankreich als Aufnahmeland politischer Flüchtlinge vgl. Pierre Guillen: L'évolution du statut des migrants en France aux XIXe-XXe siècles. In: L'émigration politique en Europe aux XIXe-XXe siècles. Hg. Von Pierre Milza. Rom 1991, S. 35-55, hier : S. 36.)

[5] Deportation. In: Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 4, S. 647. Im Falle von Napoleon darf daher auch von einer Deportation gesprochen werden, da ihm der neue Wohnort auf einer Meeresinsel aufgezwungen, das Bürgerrecht aberkannt und seine Besitzverhältnisse nach Beschlagnahmung seiner Reichtümer genau von den britischen Regenten festgelegt wurden.

[6] So veranlaßte die österreichische Regierung etwa die Deportation des Braunschweiger Publizisten Georg Fein nach Amerika, nachdem er bereits eine mehrere Jahre währende Exilodyssee durch Frankreich, die Schweiz und England hinter sich hatte. Vgl. Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz. Hg. von Karl Glossy. Wien 1912, S. XXXIV.

[7] Vgl. Christine Hansen: Die deutsche Auswanderung im 19. Jahrhundert – ein Mittel zur Lösung sozialer und sozialpolitischer Probleme? In: Deutsche

den etwa gab von 1849 bis 1854 mehr als 1 600 000 Gulden für die Unterstützung der über 60.000 Auswanderer aus – darunter auch politisch unbequeme Bürger.

Die Begnadigung von dreizehn politischen Häftlingen, die auf Anordnung des Hamburger Senats am 29. Juli 1832 auf dem Segelschiff „Dorothea" ihre Reise nach Amerika antraten, ist bezeichnend. Sie wurden sogar mit einem kleinen Taschengeld für den Start in der Neuen Welt ausgestattet, da die Kosten für Kleidung und Überfahrt geringer als die Ausgaben bei Abbüßung der restlichen Haftstrafe waren. Die Regierungen verkauften gewissermaßen ihre Problemkinder an Amerika[8] – eine Überlegung, die auch Achim von Arnim gegenüber dem Vorkämpfer der Strafvollzugsreform Nikolaus Heinrich Julius in dem Brief *Colonien der Freygelassenen* vorträgt: Er drückt den Gedanken der Deportation aus, wenn er die Zwangsarbeiter in die Dörfer an der Grenze des russischen Reichs verpflanzen will, damit sie schließlich ganz und gar nach Russland auswandern können.[9] Die Konnotation mit der Strafarbeit hatte um 1850 zu einer Verengung des Deportations-Begriffs geführt, so daß im 19. Jahrhundert vor allem die Ausweisung, die Verbannung und das Exil zu den praktizierten Formen des gesellschaftlichen Ausschlusses gehörten. Erst spät auf dem Juristentag von 1898 sprach man sich gegen die Praxis der mit Zwangsarbeit verbundenen Deportation von Strafverbrechern in die Kolonien aus. Die Ausweisung wird im folgenden im rechtlichen Sinne als eine Maßnahme verstanden werden, die wie etwa bei den Exilregierungen in der Schweiz oder in Belgien zum Tragen kommt, wenn politische Flüchtlinge wegen Verstoßes gegen die nationale Ge-

Amerikaauswanderung im 19. Jahrhundert. Sozialgeschichtliche Beiträge. Hg. von Günter Moltmann. Stuttgart 1976, S. 8-62.

8 Vgl. Günter Moltmann: Die Transportation von Sträflingen im Rahmen der deutschen Amerikaauswanderung des 19. Jahrhunderts. In: Deutsche Amerikaauswanderung im 19. Jahrhundert (wie Anm. 7), S. 147-196. Literarische Beispiele für die Abschiebung der Emigranten von Staats wegen: Friedrich Gerstäcker: Nach Amerika! (1855), Berthold Auerbach: Neues Leben (1852), Balduin Möllhausen: Vier Fragmente (1880). Vgl. dazu: Juliane Mikoletzky: Die deutsche Auswanderung des 19. Jahrhunderts in der zeitgenössischen fiktionalen Literatur. Tübingen 1988, S. 195.

9 Vgl. Brief von Achim von Arnim an Nikolaus Heinrich Julius aus dem Juli 1829. In: Jürgen Knaack: Achim von Arnim – Nicht nur Poet. Die politischen Anschauungen Arnims in ihrer Entwicklung. Mit ungedruckten Texten und einem Verzeichnis sämtlicher Briefe. Darmstadt 1976, S. 148-150.

setzgebung des Landes verwiesen werden. Das Exil hingegen wird als freiwillige oder aufgrund existentieller Bedrohungen und Einschränkungen nahegelegte Flucht aus dem Heimatstaat verstanden, wobei im Gegensatz zur Deportation der Zeitpunkt und die Option der Rückkehr vom Flüchtling oder vom Verbannten den politischen und sozialen Bedingungen entsprechend selbst bestimmt werden.

Politikwechsel

Die Einsicht in die Notwendigkeit des Exils entsteht bei den meisten Autoren unter dem existentiell gewordenen Druck, einer Ausweisung zuvorzukommen.[10] Die Furcht vor bevorstehender Inhaftierung, die Angst vor einem Berufsverbot oder vor einer schikanösen Zensurhandhabung veranlaßt jene Autoren, welche die politischen Ereignisse in Deutschland und Österreich-Ungarn kommentieren, ihre Heimatstaaten zu verlassen. Denn bei vielen Emigranten der schreibenden Zunft handelt es sich vor allem um *Censur-Flüchtlinge* wie Rudolf Gottschall in seinem gleichnamigen Gedichtband die politischen Exulanten nannte. Diese sind nicht nur darum bemüht, in den Anrainerstaaten eine alternative Verlagslandschaft zu organisieren, sondern verändern infolge des Blicks von außen auf die Geschehnisse im Heimatland ihre Sichtweisen auf die Politik. Mit dem

[10] Diesem Aufsatz liegt eine notwendigerweise eingegrenzte Sicht auf die politische Emigration zugrunde. Nicht berücksichtigt werden jene konservativen Autoren, die anläßlich der revolutionären Unruhen freiwillig in die Verbannung gingen, wie etwa Adalbert Stifter. Die konservative Exilerfahrung ist nicht minder weniger häufig geschildert worden als die der liberalen und demokratischen Autoren. So wird in den *Tragi-komischen Abenteuer eines Wiener Oktober-Flüchtlings auf seinen Irrfahrten* (Nach wahren richtigen Daten zusammengesetzt von F.G…… Wien: Wallishausser 1850) die Geschichte eines Flüchtlings beschrieben, der gezwungen ist, Wien zu verlassen und in Brünn „Asyl" (21) zu suchen. Die Pointe der Geschichte besteht darin, daß der Flüchtling vor den Revolutionsunruhen flüchtet. Er verläßt die vom Untergang bedrohte Stadt, weil er ein friedlebender Mensch ist. Die Emigration wird hier als Ergebnis der Revolution und nicht der Konterrevolution geschildert. Aufschlußreich ist die komische Geschichte in der Hinsicht, daß die Probleme des Exils, von den finanziellen Möglichkeiten bis hin zur Erlangung von Passierscheinen, erzählt werden.

Exil wandelt sich also nicht nur das berufliche[11] und private Umfeld, sondern auch die politische Einstellung, sei es daß eine Politisierung erstmals stattfindet, daß bestehende Vorstellungen bestätigt oder radikalisiert werden oder daß die Ferne zur Heimat und die Erlebnisse in der Fremde eine Veränderung der politischen Auffassung, also einen Politikwechsel bewirken.

Adalbert von Bornstedt etwa, der über die Lage der Emigranten in Paris noch als Preußenspitzel berichtet hatte[12], warnte 1835 vor dem zu befürchtenden Schwelbrand in Paris, von wo aus das politische Schicksal der Flüchtlinge maßgeblich gelenkt würde.[13] Doch entzündete sich der revolutionäre Funken noch früher bei von Bornstedt selbst, da er sich in der Folge zunehmend von Berlin in dem Maße abwandte[14], daß er Brüssel im Februar 1848 gar verlassen mußte, um einer Ausweisung durch die belgische Regierung zuvorzukommen. Er stand vor der Entscheidung, ins Exil zu gehen oder reumütig nach Berlin zurückzukehren und sich zu einem erneuten Politikwechsel in seinem Leben zu bekennen. Doch von Bornstedts Ideal einer deutschen Republik war bereits derart ausgeprägt, daß er einen dritten Weg einschlug, der sich in einer Radika-

[11] Einer der Gründe dafür, daß die Schweiz zum beliebten Exilland wurde, war neben der deutschen Sprache die Gründung der Universitäten in Zürich und Bern, an denen viele Flüchtlinge eine berufliche Zukunft erhielten. Der Oberbürgermeister Hirzel war zudem dafür bekannt, liberale Deutsche für Anstellungen an Schulen und Universitäten zu bevorzugen. Der Zürcher Privatdozent Georg Büchner sei nur als das bekannteste Beispiel genannt. In die Schweiz flüchteten zudem für kurze oder längere Zeit: Friedrich Engels, Hermann Greulich, Georg Herwegh, Theodor Mommsen, Richard Wagner, Wilhelm Weitling, Edgar Quinet, Adolphe Tiers.

[12] Es ist auch nicht auszuschließen, daß Bornstedt für den russischen Zaren gearbeitet hat. So vermutet ein Polizeispitzel, daß er, nachdem er aus Paris nach Brüssel ausgewiesen worden war, wieder unter dem Namen „Mr. Prosper" in Frankreich aufgetaucht sei und „in jüngster Zeit den russischen Rubeln zuzulächeln" schien. (Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz. Hg. von Karl Glossy. Wien 1912, II, S. 243.)

[13] Adelbert von Bornstedt: Reise von London über Paris, Lyon, Avignon, Aix, Nizza, Turin, den Simplon und einen Theil der Schweiz. Berlin 1835, S. 331f.: „[I]n der französischen Hauptstadt aber liegen die finsteren oder die heiteren Loose der ganzen europäischen Gesellschaft."

[14] Über die windigen politischen Seitenwechsel vom preußischen Spion zum Agenten Frankreichs und schließlich zum Brüsseler liberalen Exulanten vgl. Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz, II (wie Anm. 12), S. 270.

lisierung des Politikwechsels andeutete. Denn als am 24. Februar 1848 die französische Republik ausgerufen wurde, setzte er sich zusammen mit dem manchmal etwas zögernden Georg Herwegh an die Spitze einer Legion deutscher Emigranten, um einen Befreiungszug nach Deutschland zu unternehmen. Aus dem einstigen preußischen Untertan und Spitzel war ein revolutionärer Kämpfer geworden. Als Polizeiagent beobachtete er die politischen Flüchtlinge im Exil und wurde infolge einer zunehmenden Politisierung und Radikalisierung selbst zu einem Exulanten.[15]

Die Formen eines solchen Politikwechsels sind ab den 20er Jahren ebenso vielfältig wie die Gründe dafür unterschiedlicher Natur sind. Auffällig ist allerdings, daß viele Autoren, die einstmals engagierte Streiter für die nationale Idee und gegen dynastische Interessen waren, im Exil und in der Begegnung mit geistesverwandten Streitern aus anderen Ländern einen europäischen Standpunkt einnehmen. Der alltägliche Umgang mit gleichgesinnten Emigranten, die sich in ihrer jeweiligen Heimat für einen Nationalstaat eingesetzt haben, fördert die Einsicht, daß die Problemlage in zahlreichen europäischen Staaten vergleichbar ist und der Rückgriff auf revolutionäre Mittel zur Beseitigung der beklagten sozialen und politischen Umstände begrüßt wird. Die daraus erwachsende Solidarität steht am Anfang eines Umdenkens, wonach die nationale Frage eine europaweite ist und die politischen Lösungen demnach europäisch erarbeitet werden müßten. Dieser Denkprozeß wird zudem durch die Alltagserfahrungen der Exulanten verstärkt. Es ist daher kein Zufall, wenn Madame de Staël, die ihre Jahre der Verbannung zwischen 1803 und 1813 in den viel gelesenen Memoiren *Dix années d'exil* beschrieb, rückblickend feststellen kann: „L'exil m'a fait perdre les racines qui me liaient à Paris et je suis devenue européenne."[16]

[15] Dabei ist wie auch bei von Bornstedt nicht immer genau erkennbar, welchen Standpunkt die Autoren wirklich einnehmen, da sie nicht selten als Agenten für Metternich gewonnen wurden. Bei den Berichten von Karl Wilhelm Theodor Schuster an das Mainzer Zentralinformationsbüro etwa ist es ungewiß, ob er die Geheimpolizei überlisten wollte oder ob er ein Spion war. Vgl. Antje Gerlach: Deutsche Literatur im Schweizer Exil. Die politische Propaganda der Vereine deutscher Flüchtlinge und Handwerksgesellen in der Schweiz 1833 bis 1845. Frankfurt am Main 1975, S. 35.

[16] Madame de Staël in einem Brief an Frau von Berg vom 5. Mai 1814 aus London. In: A. Goetze: Sechs unveröffentlichte Briefe der Frau von Staël an Frau von Berg und Gräfin Voss. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 202 (1965), S. 51.

Ein europäischer Identitätscode entsteht, so die These, vor allem im Exil, um die erfahrene Tabuisierung der Kritik an einer nationalen Identität zu unterlaufen. Wenn Intellektuellen über die Nation zu sprechen verboten wird, kann ‚Europa' zum Referenzmuster werden, mit dem der nationale Diskurs negativiert wird. Die Exklusion aus dem Prozeß der nationalen Identitätsbildung bewirkt bei den Exilschriftstellern oft eine rasche Adaption eines europäischen Diskurses. Paul Michael Lützelers Feststellung, daß die „großen europäischen Gewinner die großen nationalen Verlierer"[17] seien, macht diesen Wechsel nur allzu deutlich. Die Herausbildung eines europäischen Identitätsbewußtseins ist unmittelbar an die Exilerfahrung gebunden. Die nationale Frage wird in diesem Fall vom europäischen Standpunkt aus betrachtet, wie es auch Georg Herwegh als Präsident der neu gegründeten deutschen demokratischen Gesellschaft in seiner Ansprache an die radikalen Handwerker und Kaufleute im Pariser Exil verdeutlicht hatte:

> Der Sieg der Demokratie für ganz Europa ist entschieden. […] Die Stimme des Volkes hat zu den Völkern gesprochen und die Völker sehen der Zukunft freudig entgegen. Vereint auf *einem* Schlachtfeld treffen sie zusammen, zu kämpfen den letzten, unerbittlichen Kampf für die unveräußerlichen Rechte *jedes* Menschen. Die Ideen der neuen französischen Republik sind die Ideen aller Nationen, und das französische Volk hat das unsterbliche Verdienst, ihnen durch seine glorreiche Revolution die Weihe der *That* erteilt zu haben. Ja, überall in Europa erwachen die demokratischen Ideen, überall stehen Millionen Männer bereit, dafür zu leben und zu sterben. [….] Es lebe die Freiheit, die Gleichheit, die Bruderliebe! Es lebe die Demokratie! Es lebe die europäische Republik![18]

Die „deutsche demokratische Legion", die unter der naiven Führung von Georg und Emma Herwegh[19] den militärischen Feldzug antritt, ist

[17] Paul Michael Lützeler: Die Schriftsteller und Europa. Von der Romantik bis zur Gegenwart. Baden-Baden 1997, S. 501.

[18] Georg Herwegh: Adresse an das französische Volk. Aus: [Emma Herwegh]: Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion aus Paris. Von einer Hochverräterin. In: 1848. Briefe von und an Georg Herwegh. Hg. von Marcel Herwegh. Paris, Leipzig, München 1896, S. 129-214, hier: S. 133-135.

[19] Die Figur Emma Herweghs ist in den letzten Jahren immer mehr in den Mittelpunkt gerückt. Ihre organisatorische Funktion verdankt sie auch dem Umstand, daß sie mit den europäischen Revolutionären problemlos kommunizieren kann. Denn sie beherrscht das Französische, Italienische, Englische,

konsequenterweise eine internationale Gruppe, die nicht für eine deutsche, sondern für eine europäische Republik kämpft.[20] Wie wichtig den Revolutionären die europäische Internationalität ihrer Aktionen war, zeigt nicht zuletzt der Rückblick Georg Herweghs aus dem Jahr 1863. Seine Grundüberzeugung sei es gewesen, daß keine einzelne Nation „das decripite Europa mit seinem sauren Blute zu verjüngen" vermag, denn:

> Es gibt nur ein Verjüngungsmittel für die ganze Welt, das ist die Freiheit in ihrem weitesten Begriff. […] Der Teufel hol' die Nationalitätenfrage überhaupt, damit ist dem ‚teile und herrsche' der eigentlich klassische Ausdruck gegeben worden. Nationalität trennt, Freiheit verbindet.[21]

Herweghs Ansicht von der Hinwendung der nationalen zur europäischen Frage im Exil ist nicht nur eine Frage der politischen Inhalte, sondern auch der Umsetzung politischer Ziele. Denn der Politikwechsel wird zugleich von einer europäischen Solidarität und Praxis des Gemeinsinns begleitet. So gilt für viele italienische, polnische und deutsche Exulanten, daß die Exklusion aus dem Prozeß der nationalen Identitätsbildung Anlaß zu Europavorstellungen ist, woraus die Vorstellungen eines gemeinsamen Zusammenschlusses erwachsen. Die Flüchtlinge des Geistes werden nicht nur zu „Europäern aus Not. […] Im Exil versuchten sie dadurch heimisch zu werden, daß sie sich selbst als Europäer bestimmten und definierten."[22] Die Exulanten versuchen, ihre Ideen in den

Polnische und Russische. Vgl. Michael Krausnick: Nicht Magd mit den Knechten. Emma Herwegh. Eine biographische Skizze. Marbach 1998 (= Marbacher Magazin 83, Sonderheft. 1848/49).

[20] Die Legionäre kommen aus den USA (Philadelphia), Frankreich (Paris), Rußland (St. Petersburg, Riga), Norwegen (Hagstadt), Ungarn (Pest), Luxemburg, Belgien, Schweden und aus Dänemark. Vgl. Nationalität trennt, Freiheit verbindet. Katalog zu den Ausstellungen in Liestal (Schweiz), Lörrach (Deutschland) und Mulhouse (Frankreich). Hg. vom Albrecht Krause und Sabrina Müller. Offenbach 1998, S. 20f.

[21] Brief von Georg Herwegh an Ludmilla Assing vom März 1863. In: 1848. Briefe von und an Georg Herwegh. Hg. von Marcel Herwegh. Paris, Leipzig, München 1896, S. 363f.

[22] Lucjan Puchalski: Europäischer Patriotismus und nationales Bewußtsein. Zur Europa-Idee in der deutschen und polnischen Romantik. In: Arcadia 26 (1991), S. 141-171, hier: S. 143. Puchalski verwendet diesen Terminus für die polnischen Flüchtlinge, die ein europäisches Bewußtsein erst fern der Heimat entwickelten. Es scheint mir legitim, diesen Begriff auf alle europäischen Intellektuellen zu übertragen, die aus verschiedenen Gründen im Exil gelebt haben.

europäischen Zentren des Exils wie Brüssel, Straßburg[23], London, Bern, Zürich und Paris[24] in freundschaftlichen Allianzen und Organisationen in der Praxis umzusetzen. Dies kann mit Hilfe von drei Beispielen veranschaulicht werden. Zum einen sollen anhand der Lebensstationen von Paul Harro Harring Formen des Politikwechsels und eine europäische Perspektive aufgezeigt werden. Zweitens wird am Beispiel von Heinrich Laube gezeigt, wie das *Junge Europa* und Mazzini als wichtigster Propagandist der Idee von den Vereinigten Staaten von Europa in der Literatur thematisiert werden, wobei deutlich werden soll, daß die im Exil entstandenen Ideen nicht nur im Exil rezipiert wurden. Drittens wird ein Versuch geschildert, den Politikwechsel im Exil politisch zu institutionalisieren.

Paul Harro Harring – der Sänger des europäischen Bundes

Eine der schillerndsten Figuren aus dem Vormärz ist der Revolutionsprophet, Kämpfer und Poet Paul Harro Harring, dessen Leben als eine Chronik der scheiternden Befreiungskämpfe und der Exilerfahrungen gelesen werden kann.[25] Seine Biographie ist kennzeichnend für den Poli-

[23] Über das Straßburger Exil deutscher Emigranten vgl. Otto Wiltberger: Die deutschen politischen Flüchtlinge in Strassburg von 1830-1849. Berlin, Leipzig 1910.

[24] Die Hauptstadt Europas, wie Walter Benjamin Paris nannte, war auch das Zentrum der europäischen Exilierten. Zwischen 1830 und 1848 wohnen dort u.a. Michael Bakunin, Vissarion Belinsky, Carl Bernays, Ludwig Börne, Heinrich Börnstein, Friedrich Engels, Karl Grün, Heinrich Heine, Georg Herwegh, Alexander Herzen, Heinrich Otto Spazier, Moses Heß, Heinrich Laube, Franz List, Karl Marx, Baron von Eckstein, Giuseppe Mazzini, Giacomo Meyerbeer, Adam Mickiewicz, Arnold Ruge, Frances Trollope, Iwan Turgjenew, Jakob Venedey, Richard Wagner und Wilhelm Weitling. Vgl. Lloyd Stephen Kramer: Exiles in Paris. European Intellectuals and the French Experience 1830-1848. Diss. Ann Arbor 1983, S. 411. – Im Polizeibericht wird Mitte der 40er Jahre die Konzentrierung in Paris mit Unruhe beobachtet: „Der Zufluß der deutschen liberalen (Hegel'schen) Schriftsteller nach Paris ist erstaunlich und wir haben jetzt einen „deutschen Nationalverein", in dem folgende Namen fungieren: Weill, Venedey, Heine, Herwegh, Auerbach, Bernstein, Marx, Maürer, Rugge, Weber, Driesch, Savoye, Mügge, Klinsick, Buchholz, Freiligrath, Fallerlsleben, Dr. List, Hagen sind hier erwartet." (Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz, II (wie Anm. 12), S. 213.)

[25] Vgl. Antje Gerlach: Deutsche Literatur im Schweizer Exil (wie Anm. 15), S. 112ff.

tikwechsel der Vormärz-Autoren. Denn Harring war zunächst der für die Freiheit Deutschlands kämpfende Dichtersoldat, dessen Ausweisung ihn zum europäischen Berufsrevolutionär werden ließ, der die nationalen Kämpfe von einer europäischen Perspektive aus betrachtete. Ob er sich daher in Griechenland, wohin er 1821 in den Kampf nach Morea zog, oder später in Italien beim Savoyerzug[26] oder in Deutschland engagierte, der nationale Freiheitskampf war für ihn bereits zur europäischen Pflicht geworden. Konsequenterweise gehörte er auch dem von Guiseppe Mazzini gegründeten internationalen Verein *Junges Europa* an, zu dessen Generalversammlung er als Leiter der nationalen Untergruppe *Das junge Deutschland* gehörte.[27] War das Exil in den 40er und 50er Jahren eine alltägliche Erfahrung geworden, zeugt das Lied *Rosabianca* (1831), das Harring auf der Louisenburg im Fichtelgebirge bei Wunsiedel geschrieben hatte, noch von der Unentschiedenheit des politischen Dichters zwischen den Optionen der Radikalisierung oder der Einschüchterung durch Repressalien. Der anfängliche Trotz und die Zuversicht erfolgen aus dem Gefühl der widerfahrenen Ungerechtigkeit:

> So grüß' ich dich, mein felsenfest' Exil,
> Das mich umfängt zum längst ersehnten Frieden.
> Ich grüße Dich mit flammendem Gefühl
> Verborgen hier, von aller Welt geschieden –
> Getrennt vom kleinlich störenden Gewühl
> Empfind' ich tief, was mir als Trost beschieden;
> Hieher verbannt durch schnöder Willkühr Tücke
> Schau' ich als Mann auf meine Bahn zurücke.[28]

---

[26] Nicht wenige, die sich im *Jungen Deutschland* engagierten, nahmen am Savoyerzug teil: Georg Fein, Carl Theodor Barth, Julius Thankmar Alban, Friedrich Breidenstein, Bernhard Licius.

[27] Harring berichtet später mit großem Bedauern, daß sich der politische Verein *Junges Deutschland* 1836 vom *Jungen Europa* abgespaltet und den „Zweck der Völker-Verbrüderung, den das junge Europa aufgestellt hatte" verloren habe. Das *junge Deutschland* sei zu einer *National-Bewegung* ohne europäische, konföderalistische Interessen geworden (Paul Harro Harring: Historisches Fragment über die Entstehung der Arbeiter-Vereine und ihren Verfall in Communistische Speculationen. London 1852, S. 7).

[28] Paul Harro Harring: Rosabianca. Das hohe Lied des Friesischen Sängers im Exil. Gedichtet auf der Louisenburg im Fichtelgebirge bey Wunsiedel Am 6. Juli 1831, S. 3.

Zunächst bestätigt das Exil die politischen Ansichten Harrings, da die Verbannung auch als eine konsequente Folge des engagierten Streitens für einen Nationalstaat angesehen wird.[29] Daraus folgt eine Radikalisierung, deren Konsequenzen die soziale Isolierung und die Abgeschiedenheit von Freunden und Familie sind, welche der friesische Sänger mit Schmerz und Trauer empfindet, zumal die Erinnerungen an die einstige Geliebte Rosabianca wieder erwachen. Auch die Naturanschauung und der Glauben bilden keine ausreichende Stütze zur psychischen Bewältigung des Exils. Lediglich der Gedanke an den Freiheitskampf könne, so das Textsubjekt, die irdischen Glückserfüllungen überwiegen; die Freiheit wird zum Ideal des Lebens. „Im Tod für sie werd' ich mein Heil gewinnen, / Drum steh' ich fester, sich'rer auch alleine." (5) Die Gewißheit und die Überzeugung, richtig zu handeln, werden daran erkennbar, daß Harring eine Märtyrertypologisierung konstruiert, bei der der Streit um die „Völker-Tryas: Wahrheit, Freiheit, Recht" (7) zum „Sühnungskampf um das allheil'ge Gut" (8) wird. Die Dichtung soll ihm, seinem operativen Literaturverständnis nach, Mittel sein. Zuversicht schöpft Harring zudem aus den Berichten, die ihn aus Polen erreichen. Aus dieser Zuversicht heraus entwickelt er sich zum Zukunftspropheten, der einen langen Kampf aller Völker voraussagt. Doch ließe sich ein Bürgerkrieg vermeiden, wenn die Fürsten zum Handeln bereit seien. Harring ist sich des Zwiespalts des Exulanten bewußt. Zum einen weiß er um den politischen Makel des Exulanten aus der Sicht der ihn Zurücklassenden: „Wähnt nicht, daß ich zum blut'gen Aufruhr mahne." (11) Harring spürt auch den Rechtfertigungsdruck des Exulanten, dessen Ausweisung die prinzipielle Unrechtmäßigkeit seiner Gedanken in der Heimat belegen kann. Auffällig ist, daß Harring, der sich immer an die Völker wandte, im Exil das Wort an die Fürsten richtet, sich sogar Mäßigung auferlegt. Indem Harring die Fürsten aufruft, die liberalen Freiheiten zu berücksichtigen, ermahnt er sie nicht nur zum politischen Wechsel, sondern verlagert zudem die Verantwortung auf sie, deren politische Autorität er damit anerkennt. Nicht den Umsturz scheint er zu predigen, sondern ein besseres Regieren anzumahnen. Die politische Anerkennung der Fürstenautorität geht natürlich auch mit dem Wissen des Sängers einher, daß lediglich die

[29] „Wohlfreudig schlägt mein Herz; denn ich erkenne / Daß ich mir selbst in Allem treu geblieben! […] Es ist mir klar, was mich zum Kampf getrieben" (Ebd., S. 3).

Fürsten sein Leben in der Isolation aufheben können.[30] Daher ist Harrings Verbeugung vor ihnen („Die Macht ist Euer" [14]) auch mit der Hoffnung verbunden, im Einverständnis und in vermeintlicher Übereinstimmung mit den Herrschern aus dem Exil befreit zu werden. Diese Absage an eine Radikalisierung seiner Position verfolgt eine zu offensichtlich strategische Absicht, da Harring mit drohender Gebärde fortfährt, den Herrschern einen Fürstenspiegel vorzuhalten:

> Doch, am meisten schadet
> Ihr selbst Euch, durch die Schritte der Gewalt.
> Wenn Ihr des Landes Thron mit Schmach beladet,
> Wird auch des Volkes Herz der Liebe kalt.[31]

Die Überzeugung vom richtigen Standpunkt und die Mythisierung, selbst nur Sprachrohr Gottes und seines Gerechtigkeitssinnes zu sein[32], geben dem Textsubjekt den Mut zurück, unabhängig von seinem indivi-

[30] Wie sehr die Exulanten den Regierungen ausgeliefert waren und wie willkürlich oftmals die Bedingungen für eine Rückkehr in die Heimat waren, macht der schikanöse Umgang mit Friedrich Wilhelm Kossuth deutlich, der in seiner Verteidigungsschrift *Mein Kerker und mein Exil* (Elberfeld 1860) von seinen Erfahrungen berichtete. Der protestantische Pfarrer, der nach 1848 fünf Jahre lang inhaftiert war, da er im Besitz vermeintlich revolutionärer Bücher (darunter die Bibel) war, die allerdings in seiner Heimatstadt Prag öffentlich verkauft wurden, sieht weder seine Frau noch seine Mutter und vergleicht daher die Ferne von den Familienangehörigen als Exil, wobei er ununterbrochen in einer Art Indizienprozeß auf die juristischen Unzulänglichkeiten und Fehlurteile hinweist. Der in Wien Verurteilte darf aber unter erschwerten Bedingungen wieder in seine Heimat Prag zurückkehren. So gilt etwa die Auflage, daß er dort nicht mehr das Amt des Geistlichen ausüben dürfe. Als sich Kossuth daraufhin an die deutschen Staaten wandte, um dort in einer kleinen Gemeinde predigen zu dürfen, mußte er ein polizeiliches Führungszeugnis vorlegen, das die ihn verurteilende Justiz ausstellen sollte. Letztendlich durfte Kossuth nicht mehr in Böhmen und Ungarn predigen. Erst 1859 genehmigte ihm das Konsistorium zu Koblenz, in der Rheinprovinz zu predigen, womit Kossuth letztlich nur im Exil seine Ruhe findet, da ihm zuletzt sogar der Kirchenbesuch in Prag untersagt worden war bzw., ihm ein Platz dort lediglich erlaubt wurde, wenn sein Stuhl nach dem Gottesdienst aus der Kirche entfernt würde.

[31] Paul Harro Harring: Rosabianca (wie Anm. 28), S. 14.

[32] Dem Sänger gilt es gleich, ob er begnadet / Durch Fürsten, ob gehaßt durchs Leben wallt: / Aus ihm spricht Gott – und dieses Kraftgefühl / Stärkt den Geächteten auch im Exil. – (Ebd.)

duellen Los im Exil, die Klage über seine Situation in einen grundsätzlichen Freiheitskampf zu verallgemeinern, den Harring dann auch weiterführen sollte. Dies wird insbesondere anläßlich des Hambacher Festes vom 27.-30. Mai 1832 deutlich, dem Harring zwar als „Nicht-Deutscher (Scandinave)“[33] fernbleiben mußte, aber zu dem er sich in seiner konföderalistischen Programmschrift in Versen, *Die Völker*, äußerte. Dem Großgedicht ist ein Aufruf an die Völker vorangestellt, sich gegen die Fürsten zu erheben, womit Harring seine Position aus *Rosabianca* zurücknimmt und einen Politikwechsel nach 1831 andeutet. Hierin wird erkennbar, daß ein vormals eher publizistisch geführter Streit um die liberaldemokratischen Errungenschaften wie die Pressefreiheit oder das Wahlrecht auf ein revolutionäres Engagement ausgeweitet werden soll. Zugleich erkennt Harring, daß eine Veränderung der Politik hin zu einer republikanischen oder demokratischen Staatsform nur dann gelingt, wenn sie auf europäischer Ebene stattfindet. Als Harring 1852 kämpferisch auf seine politischen Ziele zurückblickt, betont er, daß er beim Hambacher Fest die „unbedingte Nothwendigkeit eines thatkräftigen ‚Völkerbundes‘ auf der Basis der Democratie und der Nationalität, im Geiste der Humanität“[34] erkannt habe. Tatsächlich formuliert Harring zu diesem Zeitpunkt eine Vorstellung eines europäischen Völkerbundes, der eine Vereinigung der Nationen in einem politischen Bund vorsieht:

> Völker!
> Euch rufet der Geist aller Zeiten:
> Auf nun, erwachet aus Schlummer und Ruh!
> […]
> Auf nun, bekämpfet die schleichenden Knechte –
> Völker! erhebt Euch! – die Schwerter gezückt![35]

Das Gedicht bildet einen großen Dialog zwischen dem „Völker Freund“ und den Vertretern europäischer Länder, den Polen, Franzosen, Deutschen, Ungarn, Griechen, Spaniern, Engländern und Schweizern. Der

---

[33] Paul Harro Harring: Historisches Fragment über die Entstehung der Arbeiter-Vereine (wie Anm. 27), S. 3. Das dramatische Gedicht *Die Völker* erwähnt Harring in einer Schrift über den Kommunismus. Aus Zensurgründen sei die Stelle über die konföderalistische Ordnung des Kontinents, die Hepp in seiner Rede aus Harrings Schrift entlehnt hatte, gestrichen worden.

[34] Ebd.

[35] Paul Harro Harring: Die Völker: Ein dramatisches Gedicht. Straßburg 1832, S. V.

„Völker Freund" konstatiert zunächst mit Blick auf den Fall Warschaus, daß die Zeit für eine Erhebung kurz bemessen sei: „Europa wird zur Sklaverei gestaltet" (2). Deshalb habe er nun alle europäischen Nationen zusammengerufen, die „gebeugt – / Unterjocht, verhöhnt, zertreten, / Seufzend in der Knechtschaft Nöthen, / Nun der Duldung End' erreicht" (6), wobei auffällt, daß Harring Rußland und Österreich, die Verfechter der Gleichgewichtspolitik und eines Europas der Fürsten, ausschließt.[36] Der „Völker Freund" sitzt einem „Völkerbunde" (2) oder einem „Bundesrath" (3) vor, der die „Bundesbrüder, / Der Völker Auserwählte, die kein Schwur / Und keine Formel bindet" vereint. Für Harring finden in der Versammlung all jene Völker zueinander, die die Monarchie abschaffen wollen und eine republikanisch verfaßte Ordnung fordern. Die Diplomatie erscheint ihm dabei lediglich als „der Fürsten geheime Verschwörung / Wider die Völker" (36). Mit der Verurteilung der Konferenzpolitik und der Hoffnung auf eine europäische Republik schafft Harring mit seiner lyrischen Konferenz der europäischen Völker eine poetisch-utopische Präfiguration dessen, was Guiseppe Mazzini mit dem *Jungen Europa* einzulösen gedachte. Harring plädiert im Gegensatz zu seiner noch verhaltenen Position im Wunsiedeler Exil für eine kontinentale Erneuerung mit militärischen Mitteln. Die noch 1831 vermittelte Hoffnung, die Fürsten würden durch Einsicht ihren Regierungsstil ändern und die Interessen des Volks berücksichtigen, wird nun gegen die Vorstellung eines Völkerbundes eingetauscht, der gegen die Allianz der Fürsten gerichtet ist. Harrings Diagnose, daß die jeweiligen nationalen Niederlagen in Polen, Frankreich, Italien und Deutschland einem fehlenden internationalen Bündnis der Nationen geschuldet sind, läßt ihn zu neuen Mitteln greifen: „Hülflos soll kein Volk mehr streiten; / Nicht ohn' Beistand treuer Brüder!" (37). Nur eine „Vereinigung der Völker" (43) verspreche einen siegreichen Kampf. Die Gemeinsamkeit im Handeln wird als politische Stärke postuliert. Eine Konsequenz daraus ist, daß Harring den Völkerbund als eine Gesellschaft von Gleichen beschreibt, in der es keine Hierarchie gibt. Der Bund brüderlich vereinter Nationen steht unter keiner präsidialen Autorität. Harrings imaginärer

[36] Dabei ist der Völkerbund nicht als geschlossene Gemeinschaft konzipiert, sondern er ist prinzipiell offen für neue Mitglieder. So wird beteuert, daß sobald der Kampf beginne, der Böhme, der Belgier, der Portugiese, der Russe, der Normanne, der Schwede und der Däne (die drei Letzten als „Volk des Nordens" [48]) hinzustoßen dürften.

Völkerbund beschließt schließlich den Untergang der Fürsten und das Ende der monarchischen Herrschaft sowie der Aristokratie. Auch das Papsttum und die Kirche sollen abgeschafft werden: Der Völkerbund solle eine Bürgerrepublik sein.

Harring hebt hier die Aufgabe eines republikanischen Interventionsrechtes hervor, das im Gegensatz zur Politik der Heiligen Allianz steht. Dieses Mittel ist notwendig, um den kontinentalen Frieden in geschichtsphilosophischer Intention zu bewahren. Tatsächlich stellt Harring den Kampf der Nationen gegen die Fürsten in Analogie zum Lauf der Geschichte von Osten nach Westen.[37] Der Völkerbund soll jene Institution sein, die das Verblühen in Europa aufhält und eine neue politische Prosperität einleitet:

> Völkerbund! schlinge dich fester und enger,
> Trotze der drohenden Fürstengewalt;
> [..]
> Sühne die Menschheit, denn dein ist die Macht;
> Dich ruft der Freiheit verhallende Klage,
> Kerkerumfangen, in schauriger Nacht!
> […]
> Völkerbund! eile die Menschheit zu retten; (64).

Der Völkerbund ist einerseits eine Art Völkertribunal, andererseits ist er ein politisches Bündnis mit militärischer Kompetenz, das ein neues politisches System der Bürgerrepublik in Europa festigen möchte. Auch in *Völker-Eintracht*[38] betont das lyrische Sprachrohr Harrings, daß die „Völker eine Brüderschaar“[39] sind. Er beschwört die Notwendigkeit einer „Völker-Einheit“, weil nur die „vereinte Kraft“ die monarchische Bedro-

[37] „Wohl wird Europa, wie Asien, verblühen, / Weil hier auf Erden nichts Ewiges besteht; / Aber zuvor wird die Flamme noch glühen, / Die mit dem Weltgeist durch's Leben geht. Nimmer wird also Europa versinken, / Denn die Gerechtigkeit ist kein Phantom! / Mag auch das Schwert der Barbaren jetzt blinken – / Sank auch dahin einst das glänzende Rom; / Wird die Vernunft es dich nimmer gestatten, / Daß in Europa das Recht ward verhöhnt.“ (62)

[38] Dieser Wechsel von nationaler Forderung und internationaler Einbettung, der die chauvinistische Pointierung zurücknimmt, wird auch an anderen Stellen in der Anthologie vorgeführt. So folgt auf die *Deutsche Mahnung* das Gedicht *Das Jahr der Polen*, oder auf die Eloge *An mein Vaterland* folgt das Grußgedicht *Den edlen Polen.*

[39] Paul Harro Harring: Völker-Eintracht. In Männer-Stimmen zu Deutschland's Einheit. Deutsche Gedichte. Hg. von Harro Harring. Straßburg 1832, S. 6-8, hier: S. 6.

hung abwehren könne, warnt ausdrücklich vor der Verselbständigung des nationalen Diskurses und fordert die Poeten auf, das politische Programm der Konföderation nicht durch eine Reduktion auf die nationalen Einheitsforderungen zu mißbrauchen:

> Es ist in deutschen Liedern viel gesungen,
> Von Volkeshaß, der tief die Brust durchdrungen,
> Von bitterm Hohn, der ganzen Völker gilt!
> […]
> Wenn Volk und Volk Verachtung sich geboten,
> Dann triumphiren heimlich die Despoten.[40]

Dem Fürstenbund stellt er sein Modell eines Völkerbunds gegenüber, der zum einen von der „Menschenliebe" und zum anderen vom „Haß"[41] gegen die Fürsten, die es zu stürzen gilt, zusammengehalten wird. Die neue „Volks-Gemeinde" soll eine „Völker-Eintracht" werden. Deshalb wird die politische Grundlage der Konföderation im kooperativen, transnationalen Verständnis der „Menschenliebe" begründet. Das politische Konzept des *Völker-Bunds* und der *Völker-Eintracht* gilt in der Literatur aus dem Umkreis des Hambacher Festes als einzige politische Option für die Durchsetzung der nationalen Einheit. Mit seinem konföderalistischen Grundzug schließt das Konzept an Mazzinis Vorstellung von der Nation als europäischer Zelle an.[42]

Das Junge Europa – eine Vorstellung aus dem Exil

1833 war Heinrich Laube noch nicht der unter den liberalen Schriftstellern verhaßte Dichter, welcher die Sache des Jungen Deutschland verraten habe. Als er in den 40er Jahren seinen politischen Kredit verspielt

---

[40] Ebd.

[41] Ebd., S. 7. Harring setzte sich in dem zwischen 1832 und 1835 geschriebenen Dramenzyklus *Die deutschen Mädchen* (*Die Völker*, *Das Volk*, *Europas Bande*, *Die Begründung*, *Die Vollziehung*) ebenfalls mit dem Thema auseinander. Vgl. Antje Gerlach: Deutsche Literatur im Schweizer Exil (wie Anm. 15), S. 116ff.

[42] Nach dem Hambacher Fest ging Harring nach Frankreich ins Exil, wo er aber bald wieder ausgewiesen wurde. Es folgte eine Odyssee von Rio de Janeiro, über New York, London und Helgoland nach Brüssel. Ende der 50er Jahre hatte er Abstand von der Vorstellung der Heiligen Allianz der Nationen genommen. Er setzte sich dann vor allem für eine skandinavische Republik ein.

hatte und seine „Eitelkeit“[43] als „sein einziger Sporn zu allem, was er tut“ angesehen wurde, da erinnerten sich nur noch wenige an die literarische Sensation des Jahres 1833. Mit dem Roman *Die Poeten* sollte Laube die Trilogie *Das junge Europa* begründen, die den Namen jener geheimbündlerischen Verbindung trug, welche Metternich als die Zentrale der europäischen Berufsrevolutionäre galt. Metternich ging von einer allgemeinen europäischen Verschwörung aus und versuchte, wie bei dem Wiener Treffen von November 1819 bis Mai 1820, eine europäische Zentralstelle der fünf Großmächte gegen die demokratische und liberale Bewegung zu schaffen. Er war überzeugt, daß die Carbonari und andere Vereinigungen sich auf europäischer Ebene zum Sturz der Heiligen Allianz organisierten.[44] Daß Laube in einem solchen Klima auf das Junge Europa offen anspielte und sich zudem noch als Stürmer und Dränger inszenierte, mußte ihn zur verdächtigen Person machen. Seine Überzeugung, mit diesem Tendenzroman politische und soziale Wirkung erzielen zu können, hat Laube ebenfalls 1833, also noch im Erscheinungsjahr der *Poeten*, in einem poetologischen Glaubensbekenntnis kundgetan:

> Schon ist die Jugend neu, schon ist die Atmosphäre erfüllt mit jungen Ideen, schon zappelt's Millionen in Händen und Füßen, modern zu handeln, begierig hören sie hier und da von socialer Umgestaltung, die mit der politischen Hand in Hand gehe – fünf-

[43] Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz (wie Anm. 12), II, S. 80.

[44] Literarische Texte, in denen Revolutionäre aus verschiedenen europäischen Ländern zusammenarbeiten und europäische Solidarität ausüben, wären etwa: Robert Blum: *Der Carbonari oder Die Eroberung von Mantua.* In: Robert Blum. Politische Schriften. Band 1: Aus dem literarischen Nachlaß Robert Blums. Hg. von Sander L. Gilman. Nendeln 1979. [Datum nicht bekannt, aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen 1830 und 1835 entstanden, als Blum in Leipzig andere politische Literatur verfaßt hat.], Karl Ludwig Häberlin: Die Demagogen. Novelle, aus der Geschichte unserer Zeit. Leipzig 1829 [vgl. dazu Dirk Göttsche: Zeit im Roman. Literarische Zeitreflexion und die Geschichte des Zeitromans im späten 18. und 19. Jahrhundert. München 2001, S. 452ff.], W. Blencke: Der Auferstandene oder: Der Rächer der Verbannten. Historische Erzählung aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Berlin 1860 [Datum nicht gesichert]; Fanny Arndt alias Fanny Blaschnigk: Carl Gustorf. Historischer Roman aus dem Leben des deutschen Demagogen. Berlin 1862 [Der Protagonist bereist Wien, London, Paris, Jena und Berlin.]; Edmund Höfer: Der Demagoge. Ein Zeitroman. Jena 1872.

> zehn Romane, und die Millionen sind auf den Weg gebracht. Wer schreibt sie?[45]

Selbstverständlich geht der erst 26-jährige davon aus, selbst mit seiner Trilogie zu diesen fünfzehn Romanen beizusteuern.[46] Ob er aber damit „Weltverbesserungs-Pläne"[47] verbindet, wie Gustav Schlesier in seinem diffamierenden Essay *Heinrich Heine oder Ein Blick auf unsere Zeit* (1834) vermutet, sei dahingestellt. Laube spielt zumindest offen mit dem ursprünglichen Titel *Notre jeune Allemagne*[48] auf die jungdeutsche Dichtergruppe, aber auch auf die von Giuseppe Mazzini gegründete politische Geheimgesellschaft in der Schweiz an. Schließlich haben Laube und Gutzkow ihre gemeinsamen Bestrebungen privat und öffentlich *Jeune Allemagne* und *Giovine Germania* genannt und damit auch deutlich auf Mazzini verwiesen.[49] Der Roman *Die Poeten* thematisiert so nicht nur die saint-simonistischen Modethemen, sondern fokussiert die Problematik stärker auf die politischen Ideenkämpfe zwischen Demokratie und Monarchie. Dadurch gerät Laube in die Nähe zum Geheimbund der deutschen Emigranten in der Schweiz[50], deren von Mazzini beeinflußten

---

[45] Heinrich Laube: Literatur. In: Zeitung für die elegante Welt, Nr. 100 vom 23. Mai 1833, S. 396-400, hier: S. 398.

[46] Vgl. Hannelore Burchardt-Dose: Das Junge Deutschland und die Familie. Zum literarischen Engagement in der Restaurationsepoche. Frankfurt am Main, Bern, Cirencester 1979, S. 200ff.

[47] Gustav Schlesier: Heinrich Heine und Ein Blick auf unsre Zeit. In: Politische Avantgarde. 1830-1840. Eine Dokumentation zum ‚Jungen Deutschland'. Hg. von Alfred Estermann. Frankfurt am Main 1972, Band 2, S. 6. Schlesier spricht bereits von einer Bewegung, zu der Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Heinrich Heine gehören. Laube und Wienbarg sind „Heine's getreuste Anhänger, sie sind der Schatten, ein Paar Sancho Pansas desselben." (7)

[48] So Laube in einem Brief vom 28. April 1833 an Max von Oer. Abgedruckt in: Heinrich H. Houben: Jungdeutscher Sturm und Drang. Ergebnisse und Studien. Leipzig 1911, S. 277f.

[49] Vgl. Nachweise im belesenen Kommentar von Alfred Estermann. In: Politische Avantgarde, Band 2 (wie Anm. 47), S. 608.

[50] Zu diesem Zeitpunkt war das *Junge Deutschland* noch an Mazzini orientiert, indem man die nationalen Ziele auf einen europäischen Nenner brachte. Dies belegen zahlreiche publizistische Beispiele (Vgl. Antje Gerlach: Deutsche Literatur im Schweizer Exil [wie Anm. 15], S. 78ff.). Die Verbindungen zwischen den beiden Jungen Deutschland, dem politischen in der Schweiz und dem literarischen in Deutschland, die mit anderen Methoden die gleichen Ziele verfolgten, lassen sich nachweisen. Für die Zensur- und Polizeiorgane

Vorstellungen er sich zu eigen gemacht hatte. In den Büchern *Die Krieger* und *Die Bürger* (1837) wird die literarische Figur Valerius zum Wortführer in den Diskussionen über die Revolution und das politische Programm einer revolutionären Erneuerung. Die Teile zwei und drei der Trilogie verhandeln jene Ideen, die von der Bewegung Mazzinis verbreitet wurden. Dieser hatte in der Schrift *Foi et Avenir* (1835) im Verlag der Jungen Schweiz pointiert zusammengefaßt: „Nous croyons donc à la Sainte Alliance des Peuples […] à la liberté et à l'égalité des peuples […] à la nationalité, conscience des peuples […] l'Humanité [et] à la sainte patrie".[51] Es ist also nicht überraschend, daß die Zeitgenossen Parallelen zwischen dem Roman und dem Geheimbund herstellen. So erinnert sich 1881 der einstige Mitstreiter Ferdinand Gustav Kühne: „Laube's leichtlebiges, keckes Buch dieses Titels [*Das Junge Europa*] hatte […] den Argwohn erweckt betreffs der Existenz eines internationalen Geheimbündnisses politischer Natur."[52] Vor allem macht stutzig, daß Lau-

stand eine geheime demagogische Verbindung fest. Vgl. dazu Politische Avantgarde (wie Anm. 47), S. 608 und vor allem Johannes Proelss: Das Junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte. Stuttgart 1892, S. 649-663. Im Gegensatz dazu Heinrich H. Houben: Jungdeutscher Sturm und Drang (wie Anm. 48), S. 18ff. Houben weist zwar nach, daß die Verbindungen nicht glaubwürdig sind, aber das ändert nichts daran, daß die Zeitgenossen von einer selbstverständlichen Verbindung zwischen dem politischen Verein und der literarischen Gruppe überzeugt waren. – Auch Heinrich Laube bezieht sich darauf, als er sich in seiner zwar nie veröffentlichten, aber für die *Mitternachtzeitung für gebildete Stände* geschriebenen öffentlichen Exkulpierung von der literarischen Bewegung des Jungen Deutschland distanziert. Zwar schreibt er auch nach 1835 noch von der jungen Literatur oder der modernen Schule, aber nicht mehr vom Jungen Deutschland, weil die Verwechslung mit dem politischen Geheimverein zu groß ist, der „eine politische Umgestaltung des Vaterlandes nach republikanischer Seite erstrebe[ ]: das politische Moment scheint bei uns kein wesentliches, sicherlich kein lediglich auszumachen." Doch bereits die beiden folgenden Romane, *Die Krieger* und *Die Bürger*, enthalten dezidiert politische Stellen, die seine Nähe zu Mazzini, wenn auch nicht mehr so deutlich, bezeugen. (Heinrich Laube: Die junge Literatur. In: Politische Avantgarde, Band 2 (wie Anm. 47), S. 109-113.)

[51] Vgl. Giuseppe Mazzini: Foi et Avenir. Bienne 1835, S. 48.

[52] Ferdinand Gustav Kühne: Das junge Deutschland. Erinnerungen. In: Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte 50 (1881), S. 488-499, hier: S. 490. Zitiert nach: Wulf Wülfing: Schlagworte des Jungen Deutschland. Mit einer Einführung in die Schlagwortforschung. Berlin 1982, S. 176.

be die Trilogie von *Notre jeune Allemagne* umbenennt in *Das junge Europa* und zwar im Gründungsjahr der *Giovine Europa*. So unterschrieben am 15. April 1834 sieben Italiener, fünf Deutsche und fünf Polen in Bern das Manifest von *La Giovine Europa*[53], in dem die Brüderlichkeit der Nationen, die gleichberechtigt nebeneinander bestehen, ohne einer übergeordneten Institution zu unterstehen, als politische Alternative zur Gleichgewichtspolitik propagiert wird.[54] Mazzini anerkannte gleichzeitig „die Rechte der einzelnen Nationen und die Rechte einer größeren, sich Europa nennenden Gemeinschaft"[55]. Diese Gemeinschaft war nicht nach föderalistischen Gesetzen organisiert; Mazzini sprach bewußt von einer Verbrüderung, denn der Endzweck durfte nicht sein, „die Völker auf Kosten ihrer Unterschiede zu vereinen, sondern sie aufgrund dessen zu verbrüdern, was sie gemein haben."[56] Damit erfährt der Gedanke einer brüderlichen Allianz als einer Alternative sowohl zur Heiligen Allianz wie auch zum Föderalismus eine Erneuerung. Es galt, der Heiligen Allianz eine neue entgegen zu setzen, deren einheitsstiftendes Element nicht die drei europäischen Religionen, sondern die geografisch-historische und kulturelle Herkunft ist. Diese Allianz zu begründen, ist die Aufgabe der organisatorischen Zentrale des *Jungen Europa*, welches das Griechisch-Lateinische, Germanische und Slawische zum Europäischen vereint.

---

[53] Hans Gustav Keller: Das *Junge Europa*. Zürich, Leipzig 1938, S. 49f.

[54] Vgl. Marcella Diaz-Rozotto: La *Giovine Italia* et la *Giovine Europa* de G. Mazzini (1805-1872) dans la formation de l'unité italienne. In: Expansions, ruptures et continuités de l'idée européenne. Hg. von Daniel Minary. Paris 1993, S. 133-149, hier: S. 144ff. Dem neuen Bund treten das *Neue Frankreich*, die *Neue Schweiz,* das *Neue Spanien* und das *Neue Ungarn* bei. Geplant ist auch ein *Neues Skandinavien*. Die Tragweite des europäischen Bundes ist allerdings dahingehend einzuschränken, als die nationalen Verbände trotz internationaler Zellenbildungen zahlenmäßig überschaubar bleiben. Das *Junge Italien* umfaßt 86 Klubs, von denen 74 in Italien operieren, die *Junge Schweiz* zählt 62 Klubs, das *Junge Deutschland* umfaßt 14 Klubs in Frankreich und in der Schweiz – von den 168 Mitgliedern leben nur 30 in Deutschland, das *Junge Polen* zählt 50 Klubs, davon 14 in Polen, das *Junge Frankreich* besteht aus 14 Klubs. Vgl. Hans Gustav Keller: Das „Junge Europa" (wie Anm. 53), S. 53.

[55] Frederico Chabod: Der Europagedanke. Von Alexander dem Großen bis Zar Alexander I. Stuttgart 1963, S. 112.

[56] Giuseppe Mazzini: Verbrüderung der Völker. In: ders.: Politische Schriften. Ins Deutsche übertragen und eingeleitet von Siegfried Flesch. Leipzig 1911, Band 1, S. 287f.

Gegen eine föderalistische Ausrichtung[57] und für die Bewahrung der nationalen Identität wird in Mazzinis allgemein gehaltenem Programm die Gleichartigkeit, nicht die Vereinheitlichung, zur Vorbedingung einer sich durch Vielfalt auszeichnenden europäischen Einheit, der „europäische[n] Republik"[58].

Laube erweitert in seinem Roman im Sinne des Mazzinischen Politikverständnisses die nationale Dimension um die Diskussion der revolutionären Bewegungen in Frankreich, Polen, Belgien und Italien. Auch verdichten sich im zweiten Teil der Trilogie die Hinweise auf den politischen Geheimbund in der Beschreibung des „patriotischen Klubs". Dieser kann als Laubes literarisches Denkmal für das junge Europa gedeutet werden. Mit dessen Mitglied Valerius bricht Laube eine Lanze für die Freiheitsideen des europäischen Liberalismus. Wie Mazzini vertritt auch Valerius ein durch die Bildung vervollkommnetes Humanitätsideal, das im Liberalismus seine Heimat hat. Zu diesem neuen Ideal gehören die Lösungen der Ehe aus der kirchlichen Bindung, die Emanzipation der Juden in der Gesellschaft und die Individualisierung. Das Prinzip der Demokratie ist für den Hauptprotagonisten Valerius die „Humanität" (I, 1, 36). Mit der politischen Bewegung des „Jungen Europa" teilt er also folgende wichtige Vorstellungen: Humanität als Ziel der politischen Erneuerung, nationaler Freiheitskampf im Zeichen des Konstitutionalismus, Fortschrittsglaube und Hoffnung auf gesellschaftliche Emanzipation. Folgerichtig engagiert Valerius sich im europäischen Freiheitskampf als Söldner in Polen. Denn dem politischen Denken des Jungen Europäers ist die Zielsetzung nicht nur im eigenen Land inhärent, sondern auch die Idee, in anderen europäischen Staaten für die Freiheit zu kämpfen.[59] Mit der literarischen Figur, dem radikalen und libertinären Demokraten Constantin teilt Laube auch Mazzinis Vorstellung von einem europäischen Staatenbund und der Nation als Urzelle einer europäischen Ord-

[57] Mazzini spricht zwar von einer „europäische Föderation", aber im gleichen Satz wird deutlich, daß er darunter eine Konföderation versteht, weil sein „Kongress der neuerstandenen Nationen" noch keine souveräne europäische Institution darstellt. Ebd., S. 292.

[58] Ebd.

[59] Sigrid Thielking liest den Roman als Weiterentwicklung des kosmopolitischen Gedankens. Vgl. Sigrid Thielking: Weltbürgertum. Kosmopolitische Ideen in Literatur und politischer Publizistik seit dem achtzehnten Jahrhundert. München 2000, S. 50. Allerdings werden im Roman weniger „kosmopolitische Freiheitsideen" als spezifisch europäische Vorstellungen verhandelt.

nung; so erkennt Constantin, der gerne von einer europäischen Republik spricht, in den nationalen Bewegungen keinen Selbstzweck, sondern eine Voraussetzung für die Fraternisierung der europäischen Staaten:

> Ich glaube aber, daß alle Nationalität nach und nach verschwinden wird und daß dies ganz notwendig im Gange der Weltgeschichte liegt. Ich glaube nämlich an eine dereinstige Universalrepublik so fest wie an meine Fähigkeit, ein Glas an den Mund zu führen. Es wird und muß sich eine neue Zeit bilden, wir leben freilich in keiner, sondern in dem Zwischenraume auf der Brücke zweier Zeiten. […] In dieser neuen Weise können wir noch nicht schreiten, weil sie erst die Hälfte ihres Körpers aus dem Mutterleibe der kreisenden Weltgeschichte hervorstreckt; die alte Weise kann uns aber nicht mehr genügen, eben weil die Ahnung der neuen schon in uns vorhanden ist. (I, 1, 109f.)

Das junge Europa, das im ersten Teil mit jungdeutscher Verve eine neue literarische und saint-simonistische Programmatik in skandalöser Weise inszeniert, die dann in den folgenden Teilen stärker zurückgenommen wird, stellt in den anderen Teilen politische Verbindungen zu Mazzinis Denken her.[60] Daß Laube Ideen aus dem Exil in seinem Roman verhandelt, ist ein Hinweis dafür, daß die Vorstellungen eines Politikwechsels in die Heimatorte zurückwirken und eine Figur wie Valerius, ein im Exil lebender europäischer Berufsrevolutionär, als literarische Figur für die Leser zu Hause interessant bleibt. Auch wenn einige Autoren wie Laube in *Die Bürger* oder Ferdinand Stolle im Roman *Der Weltbürger* die für die europäische Freiheit kämpfenden Protagonisten als Verirrte darstellen, indem sie die politischen Emigranten am Ende die Einsicht gewinnen lassen, daß die Mittel der Gewalt als Ausdruck politischen Handelns das zu schützende Bürgertum gefährden[61], also auch in der literarischen Wider-

[60] Steinecke hat zur Beschreibung der Entwicklung vom ersten zu den zwei letzten Romanteilen auf Börnes Unterscheidung zwischen Geschichtsschreibern und Geschichtstreibern zurückgegriffen. Vgl. Hartmut Steinecke: Romantheorie und Romankritik in Deutschland. Die Entwicklung des Gattungsverständnisses von der Scott-Rezeption bis zum programmatischen Realismus. Band 1. Stuttgart 1975, S. 97.

[61] Bei Valerius wird allerdings im dritten Band ein Politikwechsel vom enttäuschten Europäertum zum konservativen Nationalismus erkennbar, der in der Wirklichkeit nicht selten anzutreffen ist. Am Ende der Trilogie, welche auch den politischen Wandel Laubes erkennbar werden läßt, wird die rhetorische Instrumentalisierung und Inszenierung einer europäischen Solidarität

legung der im Exil entstandenen Vorstellungen von der notwendigen europäischen Solidarität der Revolutionäre wird deutlich, daß diese Gedanken zur Debatte standen. Einige Autoren haben sich von der Lektüre nicht abschrecken lassen, sondern begeistern sich für den europäischen Freiheitskampf und werden zu Söldnern in internationalen Freiwilligenregimenten während der Griechenland-, Italien- und Frankreichkonflikte sowie im Krimkrieg.[62]

London – der Sitz der europäischen Zentralregierung

London gehörte neben Paris, Straßburg und Zürich zu den zentralen Exilorten im 19. Jahrhundert, was nicht zuletzt mit der liberalen Politik Englands zusammenhing. In London trafen sich allen voran die sozialistischen Denker, über deren Pläne und Treffen der Linkshegelianer und Polizeiagent Edgar Bauer ausführlich an den dänischen Polizeipräsidenten Cosmus Bræstrup zwischen 1852 und 1861 berichtete.[63] Im Londo-

unter den Liberalen verurteilt. Am Beispiel des polnischen Freiheitskampfes, für den die Chiffre ‚Europa' als Schlagwort und Kampfformel strapaziert wurde, ist den Figuren und über sie den Lesern deutlich geworden, daß ein vorwiegend nationaler Kampf die als europäisch geltenden Vorstellungen von einem liberalen und demokratischen Umbruch in Europa pervertiert hat. Damit wird die Romantrilogie mit dem programmatischen Titel, der an Mazzini erinnert, zu einer Mahnung vor den Zielen des europäischen Liberalismus.

[62] Militärisch engagieren sich Bürger aus fast allen europäischen Ländern. Allerdings ist der Philhellenismus unter dem Gesichtspunkt der Söldnerzahl betrachtet ein überwiegend deutsches Phänomen. So sind von den 5410 Söldnern, die Barth und Kehrig-Korn in ihrer Studie erwähnen, nur 235 Schweizer, 135 Österreicher, 23 Franzosen, 19 Dänen, 10 Russen, 5 Vatikanleute, 3 Türken und 3 Schweden, zwei Engländer (!) und jeweils ein Kämpfer aus Holland, Spanien, Italien, Belgien und Ägypten. Vgl. Wilhelm Barthund Max Kehrig-Korn: Die Philhellenenzeit. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Ermordung Kapodistrias' am 9. Oktober 1831. Mit einem ausführlichen Namenverzeichnis der europäischen und amerikanischen Philhellenen. München 1960, S. 60. Diese Daten sind aber zweifelhaft, weil beide Autoren in ihrem Namensverzeichnis dann weitere Engländer und Polen aufzählen. Vgl. auch Natalie Klein: „L'humanité, le christianisme et la liberté". Die internationale philhellenische Vereinsbewegung der 1820er Jahre. Mainz 2000, S. 264.

[63] Vgl. Edgar Bauer: Konfidentenberichte über die europäische Emigration in London 1851-1861. Hg. von Erik Gamby. Trier 1989.

ner Exil schrieb Arnold Ruge seine Novelle *Der Demokrat* (1850), die das Bemühen des Linkshegelianers wiedergibt, eine lokale oder nationale Revolution in einen europäischen Kontext zu stellen. Die zentrale Gestalt Adolf Duclos entwickelt im Laufe des Romans dank unterschiedlicher Argumente eine europäische Sichtweise auf die Revolution. So stilisiert der stadtbekannte Republikaner, der nach der Niederschlagung der Barrikaden Berlin verlassen hat, als Revolutionär im Exil den preußischen Aufstand zu einem europäischen Signal. Dort werde „die Revolution und die europäische Menschheit gerettet."[64] Er beruft sich auf die Stellvertreterargumentation, wonach jeder Kämpfer der nationalen Unabhängigkeit im eigenen Land auch zur Solidarität mit den Freiheitskämpfern in den anderen Ländern verpflichtet ist: „Sollen wir [Revolutionäre, C.C.] die Barbaren Wien, Ungarn und Italien erobern lassen? Sollen wir oder soll die russische Knute Mitteleuropa regieren? Das ist die Frage." (89) Duclos macht die politische Einflußnahme der deutschen Berufsrevolutionäre auf Mitteleuropa vom Erfolg des nationalen Aufstandes abhängig und spricht damit dem Berliner Aufstand eine europäische Dimension zu. In Duclos' Äußerung wird eine implizite Europavorstellung erkennbar, in der Rußland ausgegrenzt bleibt, weil dort im Gegensatz zu Österreich, Ungarn und Italien kein nationaler Freiheitskampf stattfindet. In der Logik des Stellvertretermodells, in dem Europa als Idee verstanden wird, meint europäisch in der Novelle *Der Demokrat* vor allem republikanisch. Bezeichnenderweise wird Duclos im Straßburger Exil als Schwiegersohn eines amerikanischen Firmenbesitzers unter den Schutz der Vereinigten Staaten gestellt. Diese Form politischer Immunität ermöglicht es ihm, in seinem Haus zahlreichen Flüchtlingen Asyl zu gewähren. Von Straßburg aus beobachtet er die weiteren Aufstände.

> Ein großer Umschwung der Dinge knüpfte sich an die Siege von Kapolna, Gyöngyös und Waitzen. Das alte tyrannische blutige Österreich zerfiel, die Verwüster Wiens wurden gezüchtigt, und Deutschland atmete freier; es erblickte im Osten eine siegreiche demokratische Armee, jetzt, wo es, in seinem Innern von der Revolution durchdrungen, die tyrannischen treulosen Absichten der Habsburger und Hohenzollern klar vor Augen hatte. Die Ungarn marschierten auf Wien, das deutsche Volk brauchte sich nur zu regen, und die Welt war befreit. Das Wichtigste von allem jedoch, die Bewegungen in Frankreich für die sozialdemokratische Repu-

[64] Arnold Ruge: Der Demokrat. In: Ders.: Werke und Briefe. Hg. von Hans-Martin Sass. Aalen 1988, Band 8, S. 83 [1850].

> blik, woran das Elsaß den lebhaftesten Anteil nahm, umgaben den Verbannten unmittelbar. So rasch hatte Adolf einen neuen Aufschwung nicht erwartet. Preußen schien ihm jetzt untergeordnet, die Sache war europäisch geworden, eine Erhebung der Pariser, und die Republik hatte gesiegt bis an die Grenzen der Asiaten. (112f.)

Deutlicher als zuvor beginnt Adolf Duclos, die Revolution als gesamteuropäisches Phänomen zu betrachten. Er erkennt nun die Auswirkungen der Unruhen auf den gesamten Kontinent. Seit er im Exil ist, begreift er die politischen Bewegungen im internationalen Zusammenhang. Er stilisiert nicht mehr eine lokale Revolution zu einem Ereignis von europäischer Tragweite, sondern er betrachtet alle europäischen Revolutionen als komplexe Ereigniskette. Die Erfahrung der Fremde im Exil korrigiert seine frühere, lediglich auf Berlin und Potsdam eingeschränkte Sichtweise. Maßgeblich gefördert wird der europäische Blickwinkel durch neue Freundschaften. Duclos trifft auf einen ungarischen Offizier, den französischen Redakteur Lherbeville und den Russen Tissanov. Zusammen mit deutschen und österreichischen Flüchtlingen bilden sie ein europäisches Zentrum, in dem die politischen Ereignisse im internationalen Zusammenhang erörtert werden. Die dann in der Novelle erwähnte badische Revolution wird zum Symbol des Aufbruchs der „roten Republik" (110-116) in Europa. Doch auch die Konterrevolution ist für Duclos eine europäisch organisierte:

> Die Verschwörung der Militärchefs geht über Europa, und zunächst hat man es auf Wien und Berlin gemünzt. Man sieht hier in Potsdam nicht ohne Besorgnis nach Wien, Ungarn und Italien. Allein seit der Niederlage der Junirevolution in Paris hofft man, seit der Erhebung Wiens rüstet und marschiert man. Cavaignac wird in allen Hauptstädten, die jetzt noch dem Volke gehören, seine Nachahmer finden. (82).

Paris ist auch für die Gegenkräfte der Revolution das Signal für die weitere Entwicklung in Europa. Und die restaurativen Maßnahmen erstrekken sich über den gesamten Kontinent. Zu diesem Zwecke vergleicht der Erzähler auch die Ereignisse in Paris, Lyon, Württemberg, Darmstadt und Stuttgart miteinander. Die Revolutionsnovelle endet mit dem Sieg der Gegenrevolution und mit dem Aufbruch von Duclos und seinen Freunden nach Amerika, wo sie eine sozialistische „Gemeinde gleichberechtigter Unternehmer, gleicher Arbeiter und gleicher Eigentü-

mer am Betriebsfonds“ (124) gründen. Ruges Optimismus von der permanenten Revolution scheint in seiner Novelle *Der Demokrat* etwas getrübt, wird doch Amerika zum Fluchtraum für die Berufsrevolutionäre, deren Exilerfahrung und die Begegnung mit Revolutionären anderer Nationen einen europäischen Blick begründet haben. Die Einsicht in die internationalen Zusammenhänge der lokal unterschiedlichen Revolutionen schafft in der Novelle zwar auf der Figurenebene ein Bewußtsein europäischer Gemeinschaftlichkeit, aber eine ausreichende Prämisse für die kontinentale Organisation Europas nach der Revolution ist es nicht. Was Ruges Protagonist erfahren mußte, wollte der Dichter anderen ersparen. Die Gründung eines europäischen Zentrums, das politisch als legislative und judikative Machtorganisation legitimiert wäre, war daher eines seiner wichtigsten Ziele.

Bereits am 22. Juli 1848, noch vor der großen Polendebatte der deutschen Nationalversammlung, hatte Ruge daher einen politischen Entwurf zur Organisation von Europa vorgestellt. Darin forderte er die Einberufung eines europäischen Völkerkongresses, der eine allgemeine europäische Entwaffnung zum Ziel hat. Das Friedensprojekt knüpfte an die Idee der Heiligen Allianz an, da Ruge die Prinzipien der nationalen Souveränität und der Nichtintervention aus Rücksicht auf die inneren Angelegenheiten der Völker beibehalten wollte. Im Gegensatz zu ihr wollte er die Ordnung aber nicht von einem Diplomatenkongreß, sondern von einem Völkerkongreß garantiert wissen:

> Der Völkerkongreß von Abgeordneten der freien Völker zur friedlichen Schlichtung ihrer Angelegenheiten, das ist der Gegensatz des bisherigen Systems; es ist das nordamerikanische System; es liegt also keine Utopie in dem Völkerkongresse.[65]

Die Zusammensetzung des europäischen Parlaments ginge aus freien Wahlen hervor, sodaß eine Legitimierung durch die Völker gewährleistet bliebe. Für eine Zusammenarbeit der europäischen Nationen versuchte Ruge ergebnislos den französischen Dichter Lamartine als Verbündeten

[65] Arnold Ruge: Antrag auf Einberufung eines Völkerkongresses. In: Ders.: Werke und Briefe. Hg. von Hans-Martin Sass. Aalen 1988, Band 7, S. 209 [1848]. Über den Utopievorwurf von Ruges Konzept und seine Rede im Rahmen des völkerrechtlichen Ausschusses der deutschen Nationalversammlung vgl. Veit Valentin: Die 48er Demokratie und der Völkerbundgedanke. Berlin 1919, S. 9-19.

für eine „Vereinigung“[66] mit Deutschland zu gewinnen. Und auch wenn er in dem britischen Friedens- und Wirtschaftspolitiker Richard Cobden einen Geistesverwandten erkannte, war er noch weit davon entfernt, die „Lösung der europäischen Differenzen“ (218) einem durch friedliche Übereinkunft einberufenen internationalen Forum zu übertragen. Eine politische Institutionalisierung der europäischen Politikinteressen wurde für Ruge erst im Londoner Exil zu einer greifbaren Option. Nachdem der von Ruge 1848 gewünschte Völkerkongreß bereits als Institutionalisierung der europäischen Revolutionsbewegung gedacht war, in dem die parlamentarische und bürgerliche Freiheit durch ein europäisches Völkerrecht zu etablieren sei, traf er in London zusammen mit Giuseppe Mazzini, Paul Harro Harring, Alexandre-Auguste Ledru-Rollin, dem Innenminister der provisorischen Regierung in Paris, und Albert Darasz, einem der Führer der polnischen Erhebung. Mit ihnen gründete er im Juni 1850 das *Europäische Zentralkomitee*, das auch *Zentralausschuß der Europäischen Demokratie* genannt wurde und als eine Art Exilregierung verstanden werden kann.[67] Es war aus dem „Central-Comitee“ von Mazzinis jungem Europa indirekt hervorgegangen und vertrat auch dessen Grundsätze aus der Verbrüderungsakte.[68] Das Zentralkomitee, das aus nationalen Vertretern bestand, sollte die finanzielle und organisatorische Koordination übernehmen, um der Niederschlagung der verschiedenen regionalen und nationalen revolutionären Aufstände durch die restaurativen Kräfte einen systematischen Widerstand zu bieten. Es handelte sich um einen Versuch, die Emigranten in einer internationalen Organisation zu vereinen und der europäischen Revolution eine Institution zu geben. Mazzini, Ruge, Darasz und Ledru-Rollin versuchten einen allgemeinen

[66] Arnold Ruge: Antrag auf Einberufung eines Völkerkongresses (wie Anm. 65), S. 211.

[67] In London befanden sich zudem Dmitri Bratianu, der Pläne für einen revolutionären Befreiungsschlag in Rumänien vorbereitete, und der griechische Freiheitskämpfer Neocles Mussabini. Ledru-Rollin, Mazzini, Garibaldi und die Londoner Liga als Kopf aller europäischen Geheimverbände kommen in den Romanen von Retcliffe vor. Vgl. Volker Neuhaus: Der zeitgeschichtliche Sensationsroman in Deutschland 1855-1878. Sir John Retcliffe und seine Schule. Berlin 1980, S. 95-105.

[68] Vgl. Paul Harro Harring: Historisches Fragment über die Entstehung der Arbeiter-Vereine (wie Anm. 27), S. 13. Harring erwähnt noch andere deutsche Mitglieder dieser europäischen Exilregierung, darunter Amand Gögg, Franz Sigl und Fickler aus Baden.

Politikwechsel zu begründen, der eine Koordinierung aller revolutionären Kräfte als Aktionsbasis für zukünftige von außen organisierte militärische Maßnahmen vorsah. Am 22. Juli 1850 verfaßte Arnold Ruge zu diesem Zwecke das Manifest dieses *Europäischen Zentralcomitees*, die Schrift *An die Völker*[69], die im Vorfeld des internationalen Friedenskongresses vom 22. bis zum 24. August in Frankfurt am Main erschien.[70]

Das Konzept einer europäischen Zentralregierung stieß auf teilweise heftige Kritik. Karl Marx etwa polemisierte gegen Ruges Vorstellung einer dirigistischen Revolutionsinstitution. Er spottete über dessen implizite Vorstellung von einem „europäischen Gesamtvolk" und geißelte den mit dieser Organisation verbundenen europäischen Messianismus:

> Obgleich nicht zu sagen wäre, welches demokratische Konzil diese vier Evangelisten zu ihrem Amt berufen hätte, so ist doch nicht zu leugnen, daß ihr Manifest das Glaubensbekenntnis der großen Masse der Emigration enthält und in angemessener Form die intellektuellen Errungenschaften zusammenfaßt, die diese Masse den letzten Revolutionen verdankt.[71]

Wie aus Marxens Kritik deutlich hervorgeht, war die Idee einer europäischen Regierung als politische Ordnungsinstanz 1848/49 vor allem für die liberalen und linken Intellektuellen im Exil reizvoll gewesen, aber

---

[69] Das Manifest ist zuerst im Presseorgan der europäischen Zentralregierung, *Le Proscrit,* erschienen. Karl Marx hat es vom 2. bis zum 6. August in der *Neuen Rheinischen Zeitung* heftig als religiöse Phrasendrescherei und als gedankenlose, politische Irrlichterei kritisiert.

[70] Über diesen Friedenskongreß, an dem sich 300 Engländer, 230 Franzosen, 36 Amerikaner, 23 Belgier und mehrere Vertreter aus Schweden, Italien, Spanien und Deutschland beteiligen, berichtet Veit Valentin. Richard Cobden bestimmte mit seinen Forderungen nach einer Entmilitarisierung Europas den Tenor der Tagung, die einen eher utopischen als staatsmännischen Charakter hatte. In einem sieben Artikel umfassenden Beschluß werden u.a. öffentliche Anleihen im Ausland zu Kriegszwecken geächtet. Wie bereits in Ruges Rede über die Einberufung eines europäischen Völkerkongresses wird auch hier der Grundsatz der Nichteinmischung verteidigt. Vgl. Veit Valentin: Die 48er Demokratie und der Völkerbundgedanke (wie Anm. 65), S. 20-30.

[71] Karl Marx und Friedrich Engels: Werke. Hg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Berlin 1959-1990, Band 7, S. 459. [Revue. Mai bis Oktober 1850. In: Neue Rheinische Zeitung. Politisch-ökonomische Revue. London, Hamburg, New York. 5./6. Heft. Mai-Oktober 1850, S. 129-180].

ebenso richtig war seine Einschätzung, daß diese Ideen schnell an der unzulänglichen Organisation und an nationalen oder persönlichen Divergenzen scheiterten. Edgar Bauer, der ausführlich über die Zusammenarbeit der vier Revolutionäre in der Zentrale des *Europäischen Demokratischen Central-Comitees* referierte[72], bezeichnete die Exilregierung von Anfang an als „Phantasiebehörde"[73], weil sie immer mehr die Verbindungen zu den jeweiligen Heimatländern verloren habe. „Je mehr die revolutionäre Centralbehörde in ihrer Heimath den Boden verlor, desto consequenter mußte sie ihr Phantasiereich ausbauen. Je müder die Völker der Aufregung wurden, desto feuriger mußten die Führer sein, welche im Auslande eine pädagogische Herrschaft über dieselben zu usurpieren gedachten."[74] Was sich beim geheimen Polizeiagenten als eine krankhafte Übersteigerung realitätsferner Emigranten anhörte, war keine politische Phantasmagorie, sondern eine konsequente Überlegung aus den vielfach gescheiterten Revolutionen von 1848/49 in ganz Europa. Ob das Komitee tatsächlich der europäischen Solidarität und der Idee politischen Gemeinsinns schadete, weil es für die Regierungen ein „bequemes Schreckmittel [und] kostbare[r] Bestandtheil in der politischen Rüstkammer so manches Staatsmannes" sei, muß offen bleiben. Anfang der 50er Jahre war bei vielen Revolutionären der Mut noch nicht so weit gesunken, daß die politischen Ziele bereits aufgegeben werden wollten. Bauers Beobachtung, daß die Exilregierung ein Anziehungspunkt sein könne, war richtig, seine Auslegung der Organisation als einer „Wünschelruthe",

> welche die im Schooße der Staaten noch verborgenen revolutionären Elemente an die Oberfläche lockt, [bleibt eine exegetische Option unter anderen]. Daher erreicht es das Entgegengesetzte dessen, was es erstrebt. Es deutet für die Regierungen die schadhaften Stellen an, welche es bekämpfen will, und während es compromittirt, beraubt es sich seiner letzten Wurzeln, giebt es denen, welche es bekämpfen will, den Anlaß zur Herstellung einer immer größeren Gleichförmigkeit und Festigkeit.[75]

---

[72] Vgl. Edgar Bauer: Konfidentenberichte über die europäische Emigration in London 1852-1861. Hg. von Erik Gamby. Texte bearbeitet von Margaret Dietzen und Elisabeth Neu. Trier 1989, S. 21-26, 45ff. und 72f.

[73] Ebd., S. 22.

[74] Ebd., S. 23.

[75] Ebd., S. 26.

Tatsächlich gelingt es dem europäischen Zentralkomitee nicht, die internationalen Fonds und Geldspenden zu bündeln. Es war vor allem Ruge, der seine Hoffnungen auf die politischen Emigranten in den Vereinigten Staaten setzte. Doch das Hauptproblem der europäischen Regierung, der Abbruch der kommunikativen Kanäle in den Heimatländern, erwies sich als kaum lösbar. Weder die zahlreichen Emissäre Mazzinis noch die rege Korrespondenz der Flüchtlinge, die aber oftmals auf verschlungenen Wegen illegal erfolgte, konnte den Kontakt zu den Gleichgesinnten aufrecht erhalten. Hinzu kam, daß die zuvor bestehenden Vereine und Organisationen allesamt verboten wurden, Neugründungen nicht realisierbar waren und die rasch einkehrende Ruhe Anfang der 50er Jahre die Unterstützung einer Exilregierung wenig wünschenswert machte. Die Kontakte nach Amerika blieben ebenfalls sehr lose. Zudem entstanden Konkurrenzorganisationen, die einer Zentralisierung der Interessenten entgegenstanden. Gottfried Kinkel etwa weigerte sich, die auf der USA-Reise gesammelten Gelder vom Komitee verwalten zu lassen. Kinkel hatte während seines Londoner Exils zuerst Kontakt zum kommunistischen Bund von August Willich, der immerhin schroff vom europäischen Zentralcomitee zurückgewiesen worden war, woraus in der Folge eine unüberbrückbare gegenseitige Ablehnung gewachsen war. Kinkel, der auch von Ruge abgewiesen worden war, buhlte später umsonst um ihn. Denn Kinkels Reputation und die Vorstellung einer provisorischen Regierung der Deutschen Republik im Exil waren für die europäisch gesinnten Freiheitskämpfer eine ernsthafte Konkurrenz. Ruge sollte später seinen publizistischen Feldzug gegen Kinkel in London, aber auch in Amerika, insbesondere in Karl Heinzens *Deutscher Schnellpost* bereuen. Diese Zwistigkeiten zeigen auch, daß es die europäische Exilregierung nicht schaffte, die verschiedenen Flüchtlingsvereine zu einen.[76] Diese hatten sich längst in Splittergruppierungen überwiegend na-

[76] Vor allem aber persönliche Animositäten und Streitereien um den Führungsanspruch zwischen den einzelnen Exulanten führten zu einer Aufkündigung der europäischen Solidarität. Daß Mazzini keine Zweifel an seiner messianischen Aufgabe aufkommen ließ, erschwerte den Dialog zwischen den nationalen Führerpersönlichkeiten. So berichtet Edgar Bauer am 26. Mai 1859, also noch sechs Jahre nach dem Zusammenbruch der europäischen Exilregierung: „In Flüchtlingskreisen hat sich eine Debatte erhoben, ob man durch eine öffentliche Erklärung die Behauptung Kossuth's, daß er der Repräsentant der Exilirten und der Europäischen Freiheit sei, widerlegen solle. Mazzini hat bereits dem Kossuth zu wissen gegeben, er könne nicht mit ihm über-

tionaler oder kommunistischer Art aufgelöst. Ruges vor 1848 entworfenes Europakonzept, das während der Revolution mit der Schaffung eines europäischen Zentralkomitees für kurze Zeit in die Realität umgesetzt wird, scheitert in den 50er-Jahren also auch daran, daß den politischen Problemen nicht länger eine europäische Dimension zuerkannt wird.[77]

Kulminieren sollte dieser Prozeß der Zersplitterung beim Kongreß in Wheeling am 19. September 1852, den der badische Freiheitskämpfer Amand Goegg einberufen hatte. Dieser hatte sich mit dem ungarischen Gouverneur Lajos Kossuth auf Amerikareise begeben, um dort Gelder für den Revolutionsfonds einzuwerben, dessen Zugriff Goegg nach Absprache mit Ruge der europäischen Zentralregierung gewähren wollte. Von Goegg erwartete Ruge zudem eine Belebung der europäischen Idee in Amerika. Sah Ruge in dieser Vereinigung eine transatlantische Filiale, deren Ziel im Kampf um die europäische Demokratie bestünde, endete der Kongreß mit dem Wunsch nach einer Vormachtstellung der Vereinigten Staaten, da angesichts der politischen Erkrankung Europas, seiner Unfähigkeit politischen Handelns und seiner inneren Zerstrittenheit die alte Welt nur durch ihre Annexion an die neue Welt gerettet werden könne. War Ruge im Londoner Exil angetreten, die alte Welt mit der Gründung von Republiken vom Joch der Monarchie zu befreien, endete seine Vision einer europäischen Regierung mit der Einsicht, daß Europa drohe, zu einem amerikanischen Satellitenstaat zu werden. Die von Ruge als europäisch gefeierte Revolution hat die Erwartungen von einer politischen und sozialen Homogenisierung in Europa nicht erfüllt. In London kam daher der Prozeß der Europäisierung in der Politik als Reaktion auf die scheiternden nationalen Freiheitskämpfe zum Erliegen. So wie im Exil ein grundlegender Politikwechsel bei den Flüchtlingen stattfand, so scheiterten diese Visionen eines konföderativen Europas auch an den Unwägbarkeiten des Exils, insbesondere aber auch daran, daß die Autoren in erster Linie noch vor aller Politik ihren Lebensunterhalt verdienen mußten.

Hinzu kam, daß die im Austausch mit den europäischen Kollegen erarbeiteten Ideen in der Praxis eben doch wieder an den stärker wirkenden nationalen Divergenzen scheiterten. Der Schaltzentrale der europäi-

einstimmen und also nicht mit ihm gemeinsam handeln." (Edgar Bauer: Konfidentenberichte über die europäische Emigration [wie Anm. 63], S. 493.)

[77] Auch der internationale Verein der Emigranten in London war lediglich eine Rumpforganisation, in der die Kommunikationsprobleme weiter andauerten.

schen Revolutionsbewegung fehlte sehr bald die Solidarität, so daß das Scheitern der europäischen Projekte im Exil auch auf nationale Egoismen zurückzuführen war. So brach das europäische Zentralkomitee nach dem Mailander Aufstand von 1853 auseinander, als sich die vier Revolutionäre nicht einigen konnten, welche Aufgabe die jeweilige Nation innerhalb der europäischen Regierung wahrnehmen sollte.[78]

Der Politikwechsel im Exil scheiterte in der Praxis und im Alltag, von einigen wenigen Ausnahmen im kleinen abgesehen. Die Solidarität der europäischen Freiheitskämpfer untereinander zeigte sich beispielswiese in den Bemühungen des Frankfurter Buchhändlers und Vorsitzenden des deutschen Arbeitervereins Alexander Fischer, der die „Lotterie der europäischen Democratie zu Gunsten ihrer verbannten Bürger" begründete. Der Erlös aus den verkauften Losen (50 000 Stück umfaßte die erste Serie) kam den bedürftigen Exulanten zugute, unabhängig von ihrer Nationalität.[79] Verteilt werden sollte das Geld zuerst unter die große Masse der anonymen Kämpfer, die im Exil wegen unzureichender Qualifikation oder mangelnder Sprachkompetenz arbeitslos und in Existenznot waren. Die Vergabe wurde vom *democratisch-sozialen Comitee* geleitet, in dem jeweils ein deutscher, französischer, italienischer, polnischer und ungarischer Vertreter saß. Dieses europäische Komitee, dessen Publikationsorgan die *Alliance des Peuples* war, verstand den Freiheitskampf explizit als europäische Einheitsbewegung. „La démocratie européenne a l'obligation de secourir ceux de ses citoyens qui ont perdu leurs moyens d'existence au service de la liberté."[80]

---

[78] Mazzini verfocht fortan nur noch die Idee der italienischen Revolution, und hinter dem Rücken von Ledru-Rollin verhandelte Napoleon III. mit Kossuth. Arnold Ruge fehlte der politische Rückhalt in Deutschland für das Projekt einer europäischen Exilregierung. Das Problem bestand darin, daß das gleichberechtigte Nebeneinander der nationalen Interessen nicht unter einer übergeordneten Perspektive vereint werden konnte.

[79] Die Hauptpreise sind von deutschen Republikanern gespendet worden. Der erste Preis ist ein Rubens-Gemälde der Heiligen Familie. Der zweite Preis ist eine deutsche Bibliothek.

[80] Dokument aus dem Staatsarchiv Basel. Zitiert nach: Hermann Wichers: Lotterie der europäischen Democratie. In: Nationalität trennt, Freiheit verbindet (wie Anm. 20), S. 242f, hier: S. 243.

Zusammenfassung

Ein Politikwechsel hängt unmittelbar mit den Erfahrungen der Emigration und der Flucht zusammen. Denn es stellt sich als nachteilig heraus, aus dem Exil nichts Neues berichten zu können als nur jene Forderungen zu wiederholen, mit denen die Autoren in die Öffentlichkeit getreten waren. Hier kommt das Problem der dreifachen Adressatenschaft zum Tragen. Denn zum einen versuchten die Schriftsteller die anderen Flüchtlinge im Exilland anzusprechen und zu mobilisieren, zweitens richteten sie ihre Klagen und ihre politische Aufklärungsarbeit an die Regierungen im Exilland, und drittens mußten sie trotz erschwerter Distributionsmöglichkeiten die Leser und Freunde zu Hause erreichen.[81] Der Politikwechsel, und vor allem die Ergänzung der liberalen oder republikanischen Nationendebatte um die europäische Dimension, schienen anschlußfähiger, wenngleich die europäische Zentralregierung in London deutlich ge-

[81] Die Nähe zur Heimat, die Aussicht auf eine rasche Rückkehr und die Begünstigung des literarischen Vertriebs sind auch ausschlaggebend für die Wahl des Exilortes, wie anhand der wichtigsten Exilverlage erkennbar wird. Straßburg ist deshalb eines der ersten Exilzentren für deutsche Schriftsteller wie Paul Harro Harring, Georg Fein, Wilhelm Sauerwein, Hartwig Hundt-Radowsky, Jakob Venedey, Georg Büchner oder Ernst Johann Hermann Rauschenplat. Bei Schuler und Silbermann erscheinen in den 30er Jahren zentrale Werke der liberal-revolutionären Literatur. In den 40er Jahren entwickelt sich die Schweiz mit ihren Zentren Zürich, Biel, Bern und Aarau zum wichtigsten Exilland. Zürich sei das „bekannte[ ] Hauptquartier der unruhigen Köpfe" (Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz [wie Anm. 6], S. 3.) Zum großen Ärger von Metternich wurde die Schweiz zu einem Zentrum der europäischen Revolutionäre. Johannes Scherr hat in seinem *Weltgeschichtlichen Drama 1848* diese These zu widerlegen versucht. Er beschuldigte die „Rückschrittspresse", den Mythos herbei beschworen zu haben, „in der Schweiz einen ‚europäischen Revolutionskrater' und in den schweizerischen Radikalen kosmopolitische Revolutionsmänner" zu erblicken. Stattdessen betrachtet er den so genannten Radikalismus als Ausdrucksweise des Liberalismus. (Johannes Scherr: 1848. Ein weltgeschichtliches Drama. 2. verb. und verm. Auflage. Band 1. Leipzig 1875, S. 65.). Nach dem Erfolg von Georg Herweghs *Gedichte eines Lebendigen* wird dann das „Literarische Comptoir" in Zürich und Winterthur zu einem der am strengsten überwachten Verlage überhaupt. Autoren wie Arnold Ruge, Bruno Bauer und Eduard Prutz veröffentlichen dort. Zum Schleichhandel in den 40er Jahren vgl. Antje Gerlach: Deutsche Literatur im Schweizer Exil (wie Anm. 15), S. 148ff.

macht hat, daß nach 1848 die Bereitschaft für politische Experimente erkennbar gesunken war und sich das Wirtschaftsbürgertum längst auf die Gleichgewichtspolitik eingelassen hatte. In den 30er und 40er Jahren allerdings war die Attraktivität eines europäischen Revolutionsbewußtseins in den Handwerkervereinen und in den Geheimgesellschaften sowie in publizistischen Schriften offensichtlich. Die Gründe für deren letztliches Scheitern sind vielfältig; nicht zuletzt haben die Odyssee der Exulanten durch halb Europa und deren Rücksichten auf die Rechtszustände in den Gastländern oder deren von den Regierungen nicht zu duldenden Radikalisierungen[82] die Verwirklichung eines europäischen Völkerbundes verhindert.

[82] Die zunehmende Nähe des *Jungen Deutschland* zum *Bund der Geächteten* gereichte den Revolutionären, die nicht immer besonnen handelten, zum Nachteil. Vgl. Antje Gerlach: Deutsche Literatur im Schweizer Exil (wie Anm. 15), S. 86ff.

Wolfgang Büttner (Petershagen)

Friedrich Wilhelm IV. im Blickpunkt zeitkritischer Vormärzliteratur

Am 7. Juni 1840 erfolgte in Preußen ein Thronwechsel. Der neue König, nunmehr Friedrich Wilhelm IV., klug, geistig beweglich, hoch gebildet, redegewandt und für Künste interessiert, hatte als Kronprinz den Eindruck erweckt, auch für liberale Forderungen aufgeschlossen zu sein. Hochgestimmte Erwartungen zahlreicher Bürger des Landes schienen sich zu erfüllen. Mehrjährige Haftstrafen, verhängt wegen politischer Vergehen, wurden durch eine großzügige Amnestie aufgehoben. Die berüchtigte Ministerialkommission, deren besondere Aufgabe es gewesen war, sogenannte „demagogische Umtriebe", also Äußerungen und Handlungen politischer Unzufriedenheit, aufzuspüren und zu verfolgen, wurde aufgelöst. Rehabilitierung erfuhren bekannte Persönlichkeiten wie z.B. Ernst Moritz Arndt oder Friedrich Ludwig Jahn. Die Turnbewegung durfte wieder öffentliche Veranstaltungen durchführen. Und wenige Wochen nach der Thronbesteigung verkündete der König sogar, er wolle die „Presse von unstatthaften, nicht in der allerhöchsten Absicht liegenden Beschränkungen befreien".[1]

Bettina von Arnim begrüßte den Thronwechsel als „Frühling des Preußenlandes", Arnold Ruge schwärmte von einer „Resurrektion des steinisch-hardenbergischen Geistes".[2] So dachten viele, die die Restaurationsperiode Metternich'scher Prägung für beendet hielten. Die Mitglieder des Landtags der Provinz Ostpreußen, denen nach alter Tradition die Ehre zukam, dem neuen König anläßlich der Thronbesteigung zu huldigen, glaubten jetzt die Zeit gekommen, an das vom Vorgänger gegebene Versprechen der Einberufung einer allgemeinen Landesrepräsentation und einer Verfassung zu erinnern. Doch die verbreitete Hochstimmung erfuhr ihre erste Ernüchterung. Friedrich Wilhelm, überzeugt, „Gott" habe „den König mit überirdischen Kräften ausgestattet"[3], wollte

[1] Zensurinstruktion der Preußischen Regierung v. 24.12.1841. Allgemeine Preußische Staats-Zeitung, 14.1.1842.

[2] Zit. n. Ernst Baldinger: Georg Herwegh. Sprache und Dichtung, H. 19. Bern 1917, S. 80.

[3] Zit. n. Rolf Weber: Das Unglück der Könige … Johann Jakoby 1805-1877. Eine Biographie. Berlin 1987, S. 46.

durchaus kein Parlament mit festgeschriebenen Rechten der Untertanen auf politische Mitbestimmung einberufen und wies seine Minister an, derartigem Verlangen energisch entgegenzuwirken. Doch davon unbeeindruckt erschien im Februar 1841 die berühmte Schrift des Königsberger Arztes Johann Jakoby mit dem Titel „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen". Die Antwort Jakobys auf seine Fragen war kurz und bündig: „Gesetzmäßige Teilnahme der selbständigen Bürger an den Angelegenheiten des Staates".[4] Zwei Gebiete vor allen rückte er ins Blickfeld: Pressefreiheit und Parlamentarismus. Die vom König proklamierten Zensurerleichterungen schienen Jakoby fragwürdig. Wenn seine Majestät auch einen „freimütigen […] Ton" gestattet hatten, so müßten die Artikel doch in ihrer „Tendenz wohlmeinend" gehalten sein. „Frivole" oder gar „feindselige" Äußerungen, auch „Leidenschaftlichkeit, Heftigkeit und Anmaßung" waren nach Ermessen des Zensors zu unterdrücken.[5] Da blieb für ernsthafte Kritik wenig Spielraum. Und wie war es um die Rechte der Bürger bestellt? Ansätze von Parlamentarismus existierten allenfalls in Gestalt der Provinzständevertretungen. Jakoby gelangte bezüglich Presse und Verfassung zu dem Urteil: „Die schlimmsten Feinde beider, Zensur und Scheinvertretung, walten in Preußen."[6] Der König verstand sehr gut die gegen seine politischen Grundsätze gerichtete Kritik. Es verging kein Monat nach Veröffentlichung der unbequemen Fragen, so befahl er gegen den Verfasser eine gerichtliche Untersuchung und forderte vom Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen: „Machen Sie nun, teuerster Freund, daß unbeschnittene Leute von alter Treue und die ein Herz zu mir haben, die Schmach gut machen, die der Beschnittene Ostpreußen angetan."[7] Jakoby war nämlich nicht nur Demokrat, sondern auch Jude. Die Anklage wegen „Aufreizung zur Unzufriedenheit und frechen, unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze, […] Majestätsbeleidigung und […] versuchten Hochverrats"[8] brach vor Gericht kläglich zusammen. Das Urteil wagte der König nicht zu kassieren, aber der Gerichtspräsident verlor seine Stellung.

Auch die politische Lyrik schenkte dem neuen preußischen König Aufmerksamkeit. Seine Überzeugung, die Krone der Gnade Gottes zu

---

4 Zit. ebd., S. 55.
5 Zensurinstruktion v. 24.12.1841 (wie Anm. 1).
6 Zit. n. Weber (wie Anm. 3), S. 55.
7 Ebd., S. 62.
8 Ebd., S. 63.

verdanken, verspottete Heinrich Hoffmann von Fallersleben mitleidlos in seinen „Unpolitischen Liedern“:

> Denn wären sie die Gottesholden,
> So sorgte Gott für sie allein,
> Gar herrlich würd' er sie besolden,
> Uns aber würde wohler sein.[9]

Hoffmann verlor 1842 seine Professur in Breslau, weil er „den Landesherrn und bestehenden Zuständen feindselige, die Gemüter verwirrende und zu Missvergnügen aufregende Gesinnungen und Ansichten […] verbreitete […]“[10]. Friedrich Wilhelm bestätigte das Urteil umgehend. Tendenzpoesie war den in Deutschland Herrschenden nicht willkommen.

Herweghs „Gedichte eines Lebendigen“, die Verse enthielten, die unmittelbar „An den König von Preußen“ gerichtet waren, erschienen 1841 in der Schweiz. Kritik und Hoffnung werden hier noch in seltsamer Mischung vorgetragen. Friedrich Wilhelm sei, meint der Dichter, „der letzte Fürst, auf den man baut“, doch zögern dürfe der Monarch nicht, die Forderungen, „wonach der Deutsche glüht“, zu erfüllen: „Noch ist es Zeit, noch folgen wir“. Der König wollte diesen Dichter kennenlernen, und die Begegnung ergab sich, als Herwegh 1842 auf einer Werbereise für den „Deutschen Boten aus der Schweiz“, dessen Redaktion er übernehmen sollte, auch Berlin besuchte. Doch er versagte sich dem Ansinnen einer Wandlung von einem Saulus in einen Paulus, und der König erfüllte nicht die im Gedicht geäußerte Hoffnung und warf, wie weiland der biblische König Saul, „nach dem Dichter […] den Speer“.[11] Der „Deutsche Bote“ wurde verboten, noch bevor er erschienen war. Herwegh teilte die Verachtung, die er angesichts dieser Zwangsmaßnahme empfand, dem König brieflich mit. Das war in damaliger Zeit ein unerhörter Schritt. Als eine Abschrift dieses Schreibens der Redaktion der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ zugetragen und von ihr postwendend veröffentlicht wurde, wuchs sich die Berliner Herwegh-Affäre zu einer Sensation aus, die die Öffentlichkeit in Deutschland über Wochen bewegte. Der Dichter wurde aus Preußen ausgewiesen, und auch andere deutsche Staaten verweigerten ihm den Aufenthalt.

---

[9] Heinrich Hoffmann von Fallersleben: Unpolitische Lieder. Zweiter Teil. Gesammelte Werke. Bd. 4. Berlin 1891, S. 208.

[10] Ders.: Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen. Hannover 1868, S. 3.

[11] Georg Herwegh. Gedichte eines Lebendigen. Erster Band. Herweghs Werke in einem Band. Berlin und Weimar 1967, S. 62f.

Eine Welle neuer Beschränkungen und Unterdrückungen traf die deutsche Presse. Die „Leipziger Allgemeine Zeitung", von Friedrich Wilhelm und seinen Ministern als „eine Niederlage von Lügen, Entstellungen, böswilligen Angriffen über und gegen Preußen" geächtet, durfte mit Beginn des Jahres 1843 im Königreich Preußen „weder eingeführt, ausgegeben, feilgeboten, ausgelegt oder sonst verbreitet […] werden."[12] Im Januar 1843 wurde auch das von der preußischen Regierung bereits im Vorjahr mehrfach erwogene Verdammungsurteil gegen die „Rheinische Zeitung" endgültig gefällt. Die Minister Eichhorn, v. Bülow und v. Arnim wiesen am 21. des Monats den Kölner Regierungspräsidenten v. Gerlach an, „dafür Sorge zu tragen, daß die ‚Rheinische Zeitung' am 31.3.1843 ihr Erscheinen einstellt."[13] Auch die von Arnold Ruge herausgegebenen „Deutschen Jahrbücher" wurden unterdrückt. Ein „wahres Raffinement der Maßregeln", stellte Ruge fest, ist „in die Reaktion gefahren".[14] Dieses Urteil war verbreitet und richtete sich vor allem gegen den König. Adolf Stahr äußerte gegenüber seinem Bruder Carl, „auch für die blödesten Augen ist endlich die Nebeldecke des Dampfes und Druckes von dem Schönredner und Phrasenmacher in Berlin weggezogen".[15] Marx teilte ebenfalls diese Auffassung:

> Es herrscht eine erschreckende Übereinstimmung, niemand täuscht sich mehr über dieses System und seine einfache Natur. […] Der Prunkmantel des Liberalismus ist gefallen, und der widerwärtigste Despotismus steht in seiner ganzen Nacktheit vor aller Welt Augen.[16]

Tatsächlich war der Eklat nach Herweghs Audienz beim König nur ein letzter Anstoß für die erneute, verschärfte Beschränkung der öffentlichen Meinungsbildung. Schon im September 1842 stand in Berlin fest,

---

[12] Verbotsbegründung der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" v. 25.12.1842. Rheinische Zeitung (nachf. RZ), 4.1.1843.

[13] Zit. n. Karl Obermann: Zur politischen Wirksamkeit der „Rheinischen Zeitung" 1842/43. In: BzG. Berlin 1963, 5. Jg., H. 1, S. 85.

[14] A. Ruge an R. Prutz, 21.4.1843. Arnold Ruge: Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825-1880. 1. Bd. Berlin 1886, S. 305.

[15] A. Stahr an seinen Bruder Carl, 3.3.1843. Ludwig Geiger (Hg.): Aus Adolf Stahrs Nachlaß. Briefe von Stahr nebst Briefen an ihn. Oldenburg 1903, S. 58.

[16] K. Marx an A. Ruge, März 1843. Marx/Engels Werke. Berlin (nachf. MEW), Bd. 1, S. 337.

daß die „unzulässige Verbreitung" des Deutschen Boten „unter allen Umständen wirksam zu verhindern" sei.[17] Aber es ging nicht einzig und allein um diese neue Publikation. Generelle gravierende Einschränkungen der Presse wurden vorbereitet. So hatte Friedrich Wilhelm am 14. Oktober 1842 eine Kabinettsordre erlassen, die wesentlich anders klang als die vordem bekundete Loyalität gegenüber der Presse. Hatte er doch inzwischen „missfällig wahrgenommen", daß sein Hinweis, „der Tendenz des schlechten Teils der Tagespresse, die öffentliche Meinung über allgemeine Angelegenheiten durch Verbreitung von Unwahrheiten oder entstellten Tatsachen irre zu leiten, dadurch zu begegnen, daß jeder solchen falschen Mitteilung augenblicklich die Wahrheit durch Berichtigung der Tatsachen in denselben Blättern gegenübergestellt werde […] bisher wenig oder gar nicht angewendet worden ist […]". Deshalb sah er sich veranlaßt, zum Schutze der „edlen, loyalen, mit Würde freimütigen Gesinnung" nun „unnachsichtiger" den „Geist, welcher Waffen der Lüge und Verführung gebraucht", zu unterdrücken, „auf daß die Freiheit des Wortes unter dem Mißbrauch desselben nicht um ihre Früchte und ihren Segen betrogen werden könne."[18] Das bedeutete, trotz der noch liberal anmutenden Umschreibung, neue Beschränkungen und Strafandrohungen für die Presse. Tatsächlich wurde bereits Ende 1842 im preußischen Ministerium fieberhaft an einer neuen diesbezüglichen Instruktion gearbeitet. Besorgt meldete z.B. ein Korrespondent der „Rheinischen Zeitung" aus Berlin, daß die „Schicksale der periodischen Presse […] in allen Kreisen mit der höchsten Teilnahme, mit mancher ungewissen, bangen Ahnung besprochen" würden, da „Rückschritt verkündende Anzeichen sichtbar" geworden wären.[19] Varnhagen von Ense verrät Näheres über derartige Anzeichen. „Der König", so vertraute er am 22. Dezember seinem Tagebuch an, „lese begierig die Zeitungen und finde sich jeden Tag verletzt und empört durch die Frechheit, mit der alles angegriffen werde, durch die Richtung, in der man kühn vordringe, das mißbillige er ganz, dagegen fordere er Abhilfe. Wie das zu machen sei", bemerkt Varnhagen ironisch, „daß die Presse einer gewissen Freiheit genieße und doch nichts Ärgerliches liefere, das wisse kein Mensch, end-

[17] GStAPK Berlin. Akta betr. den Schriftsteller und Dichter Dr. Georg Herwegh wegen verdächtigen und revolutionären Treibens 1842-1848. Rep. 77, Tit. VI, Lit. H. Nr. 124, Bl. 41.

[18] Kabinettsorder Friedrich Wilhelms IV. v. 14.10.1842. RZ, 16.11.1842.

[19] RZ, 18.12.1842.

lose Beratungen fänden statt."[20] Herweghs Brief wurde dann allerdings zum unvorhergesehenen Beschleuniger der Angelegenheit. Friedrich Wilhelm wies die am Zensurwesen beteiligten Minister an, „ihre Ansichten und Vorschläge in Betreff einer neuen Zensurinstruktion jeder in einer eigenen Denkschrift zu entwickeln".[21] Am 31. Januar 1843 wurde die neue Instruktion verabschiedet. Sie stützte sich ausdrücklich auf die früheren gesetzlichen Bestimmungen vom 18. Oktober 1819 und vom 28. Dezember 1824. Danach durften die Zeitungen nichts mehr veröffentlichen, was mit Religion und Glauben in Widerspruch stand, was Moral und gute Sitte beleidigen, die Sicherheit des Staates gefährden, Mißvergnügen erregen oder die Würde des königlichen Hauses verunglimpfen könne. Bezüglich der Form hieß es nachdrücklich:

> In leidenschaftlicher oder unanständiger Sprache geschriebene Aufsätze und Stellen sind unzulässig […] Nicht zu dulden sind […] Verspottung oder Verunglimpfung gesetzlich bestehender Einrichtungen oder anmaßender, geringschätzender Tadel […][22]

Der König bestätigte diese neue Instruktion und betonte in einer diesbezüglichen Allerhöchsten Kabinettsorder vom 24. Februar 1843 noch einmal ausdrücklich, daß die „immer zunehmenden Ausschreitungen der Tagespresse […] angemessenere Instruktionen für die Zensoren unumgänglich nötig" gemacht hätten, da seine Order vom Dezember 1841 „von einem großen Teil der Zensoren gänzlich missverstanden" worden sei und nun vor allem der Massenverbreitung „verführerischer Irrtümer und verderbter Theorien über die heiligsten und ehrwürdigsten Angelegenheiten der Gesellschaft" ohne jeden weiteren Aufschub Schranken gesetzt werden müßten.[23] Eine weitere Order richtete sich gegen „Karikaturen, Zerr- oder Spottbilder". Er habe, erklärte der König in diesem Dokument, „mit Unwillen wahrgenommen, bis zu welchem hohen Grade in der letzten Zeit der Unfug gestiegen ist, durch bildliche Darstellungen die Religion und den Staat herabzuwürdigen und zu verspotten […]".[24]

---

[20] Karl August Varnhagen von Ense: Tagebücher. 2. Bd. Leipzig 1861, S. 126.

[21] Ebd., S. 130.

[22] Zensurinstruktion v. 31.1.1843. Gesetz-Sammlung für die Königlich Preußischen Staaten. Berlin 1843, Nr. 4, S. 29.

[23] Allerhöchste Kabinettsorder v. 4.2.1843, betr. die Zensur der Zeitungen und Flugschriften und die Genehmigung der vom Staats-Ministerium entworfenen Zensurinstruktion. Ebd., S. 25/26.

[24] Allerhöchste Kabinettsorder v. 3.2.1843 über die Vervielfältigung, Feilhaltung und Verbreitung von Karikaturen, Zerr- oder Spottbildern. Ebd., S. 24.

Das Jahr 1843 legte der noch in Deutschland verbliebenen Vormärzliteratur empfindliche Fesseln an, denn was in Preußen geschah, blieb nicht ohne Auswirkung auf die anderen deutschen Staaten. Auch Dichter, die dem preußischen Staat bisher loyal oder bejahend gegenüberstanden, bekamen die Verschärfung der Zensur zu spüren. Ferdinand Freiligrath war noch im Februar davon überzeugt, daß „die ‚Rheinische' […] wieder auf den Strumpf" komme.

> Der König ist doch mindestens ein kluger Mann und wird sich durch diese unsinnigen Verbotsmaßnahmen nicht auf die Dauer und mit Grund anrüchig machen wollen […] wenn so ein Kerl einmal wahrhaft groß und hochherzig sein wollte, wie würden ihm Millionen zujauchzen![25]

Doch der Dichter irrte. Glaubte er Ende des Jahres 1843, die Unterdrükkung eines seiner Gedichte, die er der „Kölnischen Zeitung" angeboten hatte, sei nur dem „Streichwahnsinn des neuen Kölner Zensors"[26] zu verdanken, so drängte sich dem Dichter sehr bald die bittere Einsicht auf, daß es „jetzt mit der Zensur in Preußen schlimmer als je"[27] geworden sei. Er klagte seinem Freund Karl Buchner, daß „alles, was der König tut, einem die Brust beklemmt"[28] und verzichtete auf die Ehrenpension, die dieser ihm vor Jahresfrist gewährt hatte. Mit dem neuen Gedichtband „Ein Glaubensbekenntnis", erschienen im Mai 1844, reihte sich auch Freiligrath ein in die Vormärzliteratur im Exil.

Bereits vor Beginn der 40er Jahre wurden zahlreiche Schriften, die in Deutschland nicht gedruckt werden konnten, in der Schweiz veröffentlicht. Hier erschien z.B. seit dem 1. September 1839 die von Johann Georg August Wirth herausgegebene „Deutsche Volkshalle". Sie bot Herwegh, der in Württemberg wider Willen zum Militärdienst gepreßt und nach einem Disziplinarvergehen in die Schweiz geflohen war, eine erste Möglichkeit zur Popularisierung seiner literatur-kritischen Aufsätze und Gedichte. Der erste Band seiner „Gedichte eines Lebendigen" wurde 1841 im „Literarischen Comptoir" Zürich und Winterthur gedruckt, einem Verlag, der eigens zu ihrer Herausgabe unter Leitung von Julius

---

[25] Karl Glossy (Hg.): Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz. T. 2. Wien 1912, S. 43.

[26] Ebd., S. 147.

[27] F. Freiligrath an K. Buchner, 1.1.1844. Wilhelm Buchner: Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Bd. 2. Lahr 1882, S. 95.

[28] F. Freiligrath an K. Buchner, 11.2.1844. Ebd., S. 99.

Fröbel gegründet wurde. Mit dem Anliegen des Verlags, vornehmlich der „Verbreitung zensurflüchtiger Schriften zur Förderung des in Deutschland erwachten politischen Geistes“[29] zu dienen, entstand hier ein wichtiges Zentrum der politischen deutschen Exilliteratur. Auch Karl Marx kam hier mit einem Aufsatz zu Wort, der in Deutschland nicht hatte erscheinen können. Denn Marx gehörte zu den Ersten, die sich von den im Dezember 1841 erfolgten Versprechungen des preußischen Königs zur Erleichterung der Zensur nicht hatten täuschen lassen. Bereits im Frühjahr 1842 entlarvte er in seinen „Bemerkungen über die neueste preußische Zensurinstruktion“ den „Scheinliberalismus“[30] der königlichen Botschaft. Die aktuelle Kritik erschien nun im ersten Band der von Arnold Ruge herausgegebenen „Anekdota zur neuesten deutschen Philosophie und Publizistik“. Ein weiteres Unternehmen des „Literarischen Comptoirs“, das die bürgerliche Opposition in Deutschland unterstützen sollte, war die Neuprofilierung des „Deutschen Boten aus der Schweiz“ unter Herweghs Redaktion. Zwar ließ der Ausgang der Deutschlandreise des Dichters das Vorhaben scheitern, doch die Beiträge, die er bislang erhalten hatte, erschienen nun 1843 gesammelt unter dem Titel „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz“. Daß dem preußischen König hier besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, darf nicht verwundern. In Spitzelberichten wurde der „Deutsche Bote“ sogar „als Herweghs Schrift gegen Preußen“[31] bezeichnet. Das war durchaus kein Fehlurteil. Schon der erste größere Aufsatz aus der Feder des Königsberger Privatdozenten Karl Reinhold Jachmann listet die politischen Entscheidungen Friedrich Wilhelms IV. „seit der Einsetzung Arndt's bis zur Absetzung Bauers“ chronologisch auf[32] und dokumentiert damit die politische Wende, die herbe Enttäuschungen und entsprechende Kritik der liberalen und demokratischen Opposition provozierte. Ein gesonderter Abschnitt der Publikation ist „Kritik der preußischen Zustände“ betitelt. Er wird von Friedrich Engels eingeleitet. Seine Porträtskizze des preußischen Monarchen beleuchtet dessen romantisch-reaktionäres Be-

[29] Julius Fröbel: Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse. Bd. 1. Stuttgart 1890, S. 95.

[30] Karl Marx: Bemerkungen über die neueste preußische Zensurinstruktion. MEW. Bd. 1, S. 4.

[31] Ingrid Pepperle: Einleitung zu Georg Herwegh (Hg.): Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz. Reprint. Leipzig 1989, S. 24.

[32] Reinhold Jachmann: Preußen seit der Einsetzung Arndt's bis zur Absetzung Bauers. Ebd., S. 69.

mühen, überall dort anzuknüpfen, „wo er noch etwas Mittelalterliches vorfand“[33]. Johann Jakoby widmet sich im folgenden Beitrag der ultrareligiös orientierten Politik des vom König neuberufenen bigotten Kultusministers Eichhorn und vermerkt entsprechend der generellen Tendenz der Schrift abschließend, „daß Monarchen aus ihren Beamten erkannt werden“, hatte doch der König „alle Schritte seines Ministers“ gebilligt.[34] Das Buch wurde sofort in Preußen verboten. Wenige Monate später veröffentlichte der Verlag Herweghs zweiten Band der „Gedichte eines Lebendigen“. Der Dichter hatte inzwischen ein wesentlich anderes Bild von Friedrich Wilhelm gewonnen. In Anspielung auf eine bekannte sozialkritische Schrift Bettina von Arnims wählte Herwegh den Titel seines neuen Gedichts an die Adresse des Monarchen: „Auch dies gehört dem König“. Von Hoffnungen auf liberale Zugeständnisse war jetzt nicht mehr die Rede. Ebenso witzig wie treffend karikierte Herwegh den in die Schlingen seiner Zensurverfügungen verstrickten Herrscher:

> Da stehst du nun, mit zornigen Gebärden,
> Ratloser Fürst, inmitten deiner Larven,
> Der Larven, die sich nie entpuppen werden,
> Erschauernd vor der Wahrheit, vor der scharfen,
> Und wirst der Gaukler eifrigster Mäzen,
> Die zwischen Licht und Finsternis dich warfen.
> Zu scheu, der neuen Zeit ins Aug zu sehn,
> Zu beifallslüstern, um sie zu verachten,
> Zu Hochgeboren, um sie zu verstehn;

Sein „Schiff“, den preußischen Staat, sah der Dichter noch „vor Abend an der Klippe scheitern“. Gemeint war die Revolution, die er jetzt für unabwendbar hielt.[35]

Als im Verlauf des Jahres 1843 auch in verschiedenen Schweizer Kantonen konservative Kräfte die Oberhand erlangten, wurde dort die Herausgabe von Schriften, die die politischen Zustände in Deutschland kritisch aufs Korn nahmen, immer schwieriger. Weder Herwegh noch Ruge konnten ihre publizistischen Vorhaben weiter verfolgen. Wie es um Zensurfreiheit bestellt war, zeigte die Verhaftung und Einkerkerung Wilhelm Weitlings, die zugleich mit der Konfiskation seiner Schriften 1843 erfolgte.

---

[33] Friedrich Engels: Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. Ebd., S. 299.

[34] Johann Jakoby: Der Minister Eichhorn. Ebd., S. 304 u. 311.

[35] Georg Herwegh: Gedichte eines Lebendigen. Zweiter Band (wie Anm. 11), S. 137 u. 139.

Marx und Ruge suchten für die Herausgabe der „Deutsch-französischen Jahrbücher" nach einem anderen Verlagsort. Zu einem neuen Zentrum der ins Exil verbannten Vormärzliteratur wurde Frankreichs Hauptstadt Paris. Dort erschienen im Februar 1844 die „Deutsch-Französischen Jahrbücher". Eine gemeinsame Publikation hatten die Herausgeber bereits 1843 geplant, doch nach Marx' Ausscheiden aus der Redaktion der „Rheinischen Zeitung" und deren schließlicher Unterdrückung war den Herausgebern klar, daß sie ihr Vorhaben nur im Ausland realisieren konnten, denn „in Deutschland", so begründete Marx diese Entscheidung, gab es „durchaus keinen Spielraum für eine freie Tätigkeit". In der ersten Ausgabe des neuen Jahrbuchs ist der Brief von Marx mit dieser Begründung abgedruckt, der zugleich eine scharfe Abrechnung mit Friedrich Wilhelm enthält. Schonungslos verspottete Marx den König, der „für eine große Vergangenheit voll Pfaffen, Ritter und Hörige schwärmt", was eben auch „eine neue Auflage der alten Ächtung aller Wünsche und Gedanken der Menschen über menschliche Rechte und Pflichten" bedeutete.[36] Preußen beschränkte sich nicht nur auf das sofortige Verbot der Publikation. Marx wurde von der preußischen Regierung des Hochverrats und der Majestätsbeleidigung beschuldigt und es wurde Haftbefehl gegen ihn erlassen. Sein radikaler Kurs fand allerdings auch bei dem Mitherausgeber Arnold Ruge keinen Beifall, und so erschien im Februar 1844 nur die erste Lieferung der „Deutsch-Französischen Jahrbücher", die zugleich auch die letzte werden sollte.

Auf der Suche nach neuen Publikationsmöglichkeiten im Exil wurde vor allem für demokratisch-revolutionäre deutsche Emigranten ein kleines deutschsprachiges Zeitungsblatt interessant, das unter dem anspruchsvollen Titel „Vorwärts! Pariser Signale aus Kunst, Wissenschaft, Theater, Musik und geselligem Wesen" seit dem 2. Januar 1844 in der französischen Hauptstadt erschien. Der Redakteur, Heinrich Börnstein, war 1842 nach Paris gekommen. Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Vom Medizinstudium war er zur Journalistik übergegangen, hatte sich zeitweilig aber auch als Schauspieler, Theaterdirektor und Regisseur einer Operntruppe durchs Leben geschlagen. Der Titel der Zeitung konnte, zumal zu dieser Zeit in Paris, nur als politische Parole verstanden werden. Aber ein politisches Blatt wollte Börnstein ursprünglich nicht machen. Hatte er doch im November des vergangenen Jahres in einem Werbeprospekt versichert: „Wir haben mit der gewöhnlichen Zei-

[36] Karl Marx: Briefe aus den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern". MEW. Bd. 1, S. 341-43.

tungspolitik nichts zu tun […] Unser Zweck ist, selbst ernsten Dingen die heitere Seite abzugewinnen, lieber zu lachen, als zu weinen." Allerdings war dem Zeitungsgründer durchaus klar, daß er, zumal in Paris, mit allzu blassen Farben keinen Erfolg haben würde. So heißt es weiter in dem Prospekt: „[…] wir werden die Geißel der Satire schwingen […], die leichten Pfeile der Ironie versenden […] und mit Witz und Humor im Bunde dahin zu streben suchen, Nützliches zu wirken für Wahrheit, Recht und Aufklärung." Somit war der „Geißel der Satire" und den „Pfeilen der Ironie" immerhin ein ernstes Ziel gewiesen, das unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen ohne politische Farbe nicht denkbar war. Mußte die Forderung nach Aufklärung nicht gerade an Preußen erinnern, wo Bigotterie und wissenschaftliches Dunkelmännertum unter der Herrschaft Friedrich Wilhelms IV. ständig an Einfluß gewannen? Doch diese Konsequenz sah Börnstein zunächst nicht. „Unser Blatt", erklärte er, „wird keiner politischen, kirchlichen, philosophischen, literarischen oder musikalischen Partei angehören, […] es wird […] unparteiisch schreiben und urteilen."[37] Und auf die denn doch politische Frage in der ersten Nummer des Blattes: „Was tut Deutschland vor allem Not"? antwortete er ebenso liberal-gemäßigt wie gutgläubig naiv: „Pressfreiheit und Öffentlichkeit der Gerichte […], dann kömmt alles andere von selbst."[38] Weitere Beiträge der ersten Nummern bliesen, soweit sie politische Fragen berührten, in das gleiche Horn. Entschieden oppositionellen Kräften, in Deutschland oder anderswo, war das jedoch zu wenig. Der Hamburger „Telegraph für Deutschland" bemerkte ironisch an die Adresse des „Vorwärts!" gerichtet: „[…] als ob wir im Inland nicht genug Flauheit, Trivialität und Schnickschnack hätten!"[39] Arnold Ruge urteilte über den Redakteur und seine Mitarbeiter noch härter: „Diese Leute sind ohne alle Kenntnis und Bildung und schreiben unter Pressefreiheit so dumm, wie ihre Brüder in Deutschland unter Zensur."[40] Da hätten die Regierungen der deutschen Staaten eigentlich zu-

[37] Vorwärts! Pariser Signale aus Kunst, Wissenschaft, Theater, Musik und geselligem Leben. Erklärung der Redaktion. Paris, 4.11.1843. Unveränderter Neudruck. Mit einer Einleitung von Walter Schmidt. Zentralantiquariat der DDR. Leipzig 1975.

[38] Vorwärts!, 2.1.1844.

[39] Zit. n. Walter Schmidt: Einleitung (wie Anm. 37), S. VII.

[40] A. Ruge an K. M. Fleischer, 20.5.1844. Paul Nerrlich (Hg.): Arnold Ruge. Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825-1880. Bd. 1. Berlin 1886, S. 354.

frieden sein können. Fanden sich in den ersten Nummern doch auch zahlreiche devote Ergebenheitsbeteuerungen gegenüber den gekrönten Häuptern und ein Artikel verstieg sich sogar zu der Behauptung, die deutschen Fürsten seien nach dem Wiener Kongreß „durchweg liberal" gewesen.[41] Börnstein selbst veröffentlichte eine Laudatio auf Friedrich Wilhelm IV., in der er schrieb, die Opposition irre, wenn sie einen „Mann von so hoher geistiger Bildung, von so vielem gründlichen Wissen, von so tiefem rein menschlichen Gemüte" für Fehlleistungen in der preußischen Politik zu Anfang der 40er Jahre verantwortlich mache. Die Schuld läge doch „viel mehr an denen, die ihn nicht verstanden oder falsch verstanden oder die ihn nicht verstehen wollten". Gebt den Fürsten, so Börnsteins Devise, kluge Berater, dem Preußenkönig vor allem „einen großen Minister […], wie Preußen deren schon mehrere hatte, – vieles stünde jetzt anders".[42] Doch in den Ministerien der deutschen Staaten stieß das neue Pariser Blatt auf keine Gegenliebe. In Preußen vor allem empfand man den „Vorwärts!" trotz allem als destruktiv, gehässig und entschied sich für das Einfuhrverbot der Zeitung. Andere deutsche Staaten folgten dem Beispiel und der enttäuschte Redakteur lamentierte bereits im März: „Es regnet Verbote unseres Blattes in Deutschland, man will uns mit aller Gewalt zu Märtyrern machen […]".[43] Offensichtlich hatte Börnstein die preußische Toleranz gegenüber politischer Kritik, mochte sie auch noch so zurückhaltend dargeboten werden, ganz entschieden unterschätzt. Denn an Spitzen und auch Spott speziell über Preußen hatte es schon in den ersten Ausgaben durchaus nicht gefehlt. Auch an Heinrich Heine, bekannt für politisch scharfe Satire auf den Zustand Deutschlands, war bereits in der zweiten Nummer eine Bitte ergangen, den Lesern des Blattes neue Gedichte zu schenken.[44] Ein paar Tage später erschienen denn auch im „Vorwärts!" Heines Verse „An G. Herwegh". Sicherlich galt der Spott vordergründig dem Ausgang der Deutschlandreise im Januar 1843. Während Herwegh jedoch nur belächelt wird, ist Heines Urteil über den liberalen deutschen Untertanengeist mitleidlos. Und ein ironischer Seitenhieb traf hier – zum ersten Male in den Spalten des „Vorwärts!" – persönlich den preußischen König, der als „König Philipp" mit „seinen uckermärk'schen Granden"

[41] Deutsche politische Literatur. Vorwärts!, 6.3.1844.
[42] Heinrich Börnstein: Der König von Preußen und sein Volk. Ebd., 17.1.1844.
[43] Ders.: Unser Blatt in Deutschland. Ebd., 20.3.1844.
[44] Vorwärts!, 6.1.1844.

nicht gerade schmeichelhaft vorgestellt wird.[45] Der Hinweis auf den reaktionären spanischen Despoten mochte dem König, der „gegen die Popularität nicht gleichgültig" war[46], sicher nicht gefallen haben. Ärgernis erregte in Berlin auch die mehrfache Kritik an dessen zarenfreundlicher Außenpolitik. Und übel wurde der preußischen Innenpolitik angelastet, daß sie „das Wandern preußischer Handwerksgesellen nach der Schweiz […] neuerdings wieder" verbot „wegen der unter der Leitung des bekannten Schneidergesellen Weitling dort stattfindenden kommunistischen Umtriebe"[47]. War derartige Kritik in den ersten Nummern noch immer zurückhaltend, so wurde der Ton im März schon spürbar schärfer, wenn es hieß: „Das Maß kleinlicher Bedenken, der Ungesetzlichkeiten und Rückschritte wird also jeden Tag ärger."[48] Anfang April vermerkte der „Vorwärts!" mit beißender Ironie, daß eine Kabinettsveränderung in der preußischen Regierung vermutlich das Ziel habe, „aus dem Kabinett des Königs von Preußen eine Betstube zu machen"[49]. Zu den Autoren des Blattes, die auf Verschärfung des politischen Profils Einfluß nahmen, gehörte auch das Mitglied der Leitung des Bundes der Gerechten, German Mäurer. Im Unterschied zu Börnsteins Laudatio auf Friedrich Wilhelm IV. hatte er bereits Ende Januar einen Artikel über Friedrich den Großen veröffentlicht, in dem jedoch besonders jene Leistungen des Königs betont wurden, die Mäurer beim derzeitig Regierenden vermißte.[50] Wenn auch politische Kritik im ersten Vierteljahr 1844 noch immer widersprüchlich, halbseitig und vielfach platt blieb, so zeigte sich doch zunehmend schon in den ersten Erscheinungsmonaten, daß dieses Blatt ohne politische Farbe und Konsequenz keine Zukunft haben konnte. Die politischen Realitäten drängten den „Vorwärts!"-Redakteur zunehmend zu entschiedenerer Parteinahme, und so nahmen in den Folgemonaten kritische Vorstöße gegen die in Deutschland herrschende politische Reaktion an Deutlichkeit zu. Dessenungeachtet betonte Adalbert von Bornstedt noch immer, man wolle nur „das Schlechte im Bestehenden ausmerzen, aber nicht umstürzen"[51]. Und Börnstein hatte kurz davor

[45] Heinrich Heine: An G. Herwegh. Ebd., 10.1.1844.
[46] Fürst Wittgenstein an Fürst Metternich, 9.7.1840. Literarische Geheimberichte. Einleitung (wie Anm. 25), S. LVIII.
[47] Vorwärts!, 17.1.1844.
[48] Ebd., 27.3.1844.
[49] Ebd., 27.4.1844.
[50] German Mäurer: Friedrich der Große. Ebd., 31.1.1844.
[51] Adalbert von Bornstedt: Ruges neue Revue. Vorwärts!, 27.4.1844.

versichert, sein Ziel sei, die „Umsturzprediger“ zu „bekämpfen“ und für die „Befestigung“ deutscher Fürstenthrone „durch zeitgemäße Institutionen“ zu wirken.[52] Aber er konnte und wollte vielleicht auch nicht verhindern, daß die Kritiken speziell an Preußen und seinem König, die Eingang fanden in die Spalten dieser Zeitung, zahlreicher und noch entschiedener wurden. Ein „preußische Zustände“ betitelter Artikel verspottete z.B. den „Schwanenorden“, den Friedrich Wilhelm gestiftet hatte, stellte die majestätsbeleidigende Frage, ob etwa des Königs „Verstand ein überirdischer“ sei und orakelte schließlich, dieser Staat würde „ganz gewiß“ einen neuen „Tag von Jena finden“, wenn er nicht die Kraft zu zeitgemäßen Veränderungen aufbrächte.[53] Zu derartigen Tönen paßte ausgezeichnet die am Folgetag veröffentlichte politische Satire Heines „Der Kaiser von China“, die den König und seine Würdenträger, die „edelsten Mandschu“, nach altpreußischem Landrecht schamlos bekennen ließ: „Wir wollen keine Konstitution, wir wollen den Stock, den Kantschu!“[54] Als die preußische „Allgemeine Zeitung“ wieder einmal einen abfälligen, aber königlichem Wunsch gemäßen Artikel über Georg Herwegh veröffentlichte[55], kommentierte der „Vorwärts!“ derartige Auslassungen als „eine in schöne Worte gekleidete Gemeinheit“[56]. Heinrich Heine hatte neuerdings dem Blatt wieder einige Gedichte zur Verfügung gestellt. In bissigen Versen skizzierte er abermals das Bild dieses Königs, der so gern als Schön- und Freigeist bewundert werden wollte, sich aber „als aufgeklärter Obskurant […] zugleich für Sophokles und die Knute“[57] begeisterte. Redakteur Börnstein, der noch vor Monatsfrist seine gemäßigte politische Position betont hatte, war durch Heine offenbar literarisch und politisch derart angeregt worden, daß er jetzt sogar selbst einige Verse schmiedete, „Deutsche Bänkelsänger-Lieder“, in denen er nun ebenfalls gegen den preußischen König auftrat.[58] Im Juni wurde in der Zeitung das Thema „Friedrich II.“ wieder aufgenommen. German Mäurer, Autor auch dieses Beitrags, rechnete zwar den alten Preußenkönig noch immer „zu den schönsten Zierden des letzten Jahrhunderts“,

[52] Heinrich Börnstein: Unser Blatt in Deutschland. Ebd., 20.3.1844.
[53] Preußische Zustände. Ebd., 4.5.1844.
[54] Heinrich Heine: Der Kaiser von China. Ebd., 11.5.1844.
[55] Instruktion Friedrich Wilhelms IV. an die Minister Arnim, Eichhorn und Bülow v. 28.12.1842. GStAPK Berlin. Rep. 77, Tit. VI, Lit. H. Nr. 124, Bl. 32.
[56] Vorwärts!, 29. 5. 1844.
[57] Heinrich Heine: Der neue Alexander. Ebd., 15.6.1844.
[58] Heinrich Börnstein: Deutsche Bänkelsänger-Lieder. Ebd., 8.6.1844.

aber dieses Lob mündete in schärfste Kritik letztlich an Friedrich Wilhelm mit der radikalen Schlußfolgerung, Friedrichs II. Nachfolger taugten nichts und hätten mit dem Vorfahr „nichts weiter als das Geschlechtsregister […] gemein".[59] Da ist es nicht verwunderlich, daß der „Vorwärts!" im Verlauf des Jahres immer argwöhnischer von Konfidenten deutscher Regierungen beobachtet wurde. Ein Herr von Engelshofen berichtete voller Empörung an die Regierung Österreichs, daß dieses Blatt eine „republikanisch-kommunistische Ultra-Farbe" angenommen habe.[60] Preußens Außenminister von Bülow hatte dem preußischen Botschafter in Paris gegenüber bereits im März sein Mißfallen über die unliebsame Zeitung geäußert[61], doch waren Beschwerden bei der Pariser Regierung erfolglos verlaufen. Um die Jahresmitte wurden derartige Bemühungen verstärkt mit dem Ziel, den „Vorwärts!" zu unterdrücken.[62]

Tatsächlich vollzog die „Vorwärts!"-Redaktion im Sommer 1844 eine prinzipielle politische Wende, die nicht zuletzt einer personellen Veränderung zu verdanken war. Mit dem demokratischen deutschen Emigranten Carl Ludwig Bernays, der vordem an den Deutsch-Französischen Jahrbüchern mitgearbeitet hatte, gewann Börnstein einen Mann, der energisch und erfolgreich bemüht war, radikalere Tendenzen durchzusetzen. Von nun an dominierte der Einfluß revolutionär-demokratischer Kräfte der Pariser Emigration auf Börnsteins Zeitung und bestimmte maßgeblich ihr politisches Profil. In seinen Memoiren nennt der Redakteur als Mitarbeiter bekannte Namen wie Karl Marx, Heinrich Heine, Georg Herwegh, Bakunin, Georg Weber und Friedrich Engels, die auch an Redaktionssitzungen teilnahmen und berichtet,

> […] man kann sich leicht denken, daß diese Männer nicht nur sehr geistreich, sondern auch höchst radikal schrieben. Der ‚Vorwärts!' gewann, indem er die einzige ganz zensurfreie und radikale aller in Europa in deutscher Sprache erscheinenden Zeitungen wurde, einen neuen Reiz und eine vermehrte Abonnentenzahl.[63]

---

[59] German Mäurer: Bruchstücke aus Friedrichs II. Testament. Ebd., 12.6.1844.

[60] Zit. n. Fritz Brügel: Aus den Anfängen der deutschen sozialistischen Presse. Wien 1929, S. 41.

[61] Vgl. Walter Schmidt: Einleitung (wie Anm. 66), S. XLIII.

[62] Ebd., S. XXXIV.

[63] Heinrich Börnstein: Fünfundsiebzig Jahre in der Alten und Neuen Welt. Zit. n. Rolf Weber: Feuerwerk im Juli. Begegnungen in Paris 1789-1871. Berlin 1978, S. 199.

Regelmäßig berichtete die Zeitung nun auch über politische Begebenheiten in Deutschland, die unter der Zensur verschwiegen oder entstellt dargeboten wurden. Große Aufmerksamkeit fand der Aufruhr der Weber in Schlesien. Das war äußerst wichtig, denn es sei „erstaunlich", so Wilhelm Wolff, „was über Organisation, Zahl und Bewaffnung" der Weber damals anderweitig „gefabelt ward".[64] In einem redaktionellen Artikel urteilte der „Vorwärts!" erstmalig, mit diesem Ereignis sei „auf vaterländischem deutschen Boden […] ein Vorbote der sozialen Umänderung aufgetaucht".[65] Damit ordnete er den Kampf der schlesischen Weber ein in den Prozeß der bürgerlichen Umwälzung in den Jahren des Vormärz, als sich der aufkeimende Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie in Deutschland noch unter der Schirmherrschaft der alten Ordnungsmacht abspielte. Weshalb die Bourgeoisie denn auch die Unterdrückung des Aufstands der Weber gegen krasse kapitalistische Ausbeutungspraktiken den Soldaten des Königs überlassen mußte. Heinrich Heine hat die Rolle des Monarchen in seinem berühmten Gedicht „Die armen Weber", das in dem Pariser Blatt erstmals gedruckt wurde, im „dreifachen Fluch" auf „Altdeutschland" mit erbarmungsloser Schärfe gegeißelt:

> Ein Fluch dem König', dem König' der Reichen,
> Den unser Elend nicht konnte erweichen,
> Der uns den letzten Groschen erpresst,
> Und uns wie Hunde erschießen läßt![66]

In den folgenden Nummern häuften sich Kritik und auch Spott über Preußens König. So glossierte z.B. Georg Weber den Befehl des „Kaisers von China" – seit Heines Versen wußte jeder Leser, wer gemeint war –, der die „Verhaftung des Dr. Karl Marx" betraf. Die Pointe faßte der Spötter in drei Verszeilen zusammen:

> Es sagt ein altes Gerücht:
> Es sei denn, daß sie ihn hätten,
> Sonst hängen die Nürnberger nicht.[67]

---

[64] Wilhelm Wolff: Das Elend und der Aufruhr in Schlesien. Gesammelte Schriften. Hg. v. F. Mehring. Berlin 1909, S. 56f.

[65] Vorwärts!, 6.7.1844. Der Autor des Artikels war vermutlich C. L. Bernays. Vgl. Walter Schmidt: Dokumente zum schlesischen Weberaufstand 1844. Aus der Frühgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Berlin 1964, S. 37.

[66] Heinrich Heine: Die armen Weber. Vorwärts!, 10.7.1844.

[67] Georg Weber: Es sei denn –. Ebd., 24.7.1844.

Wilhelm Marr wählte das fehlgeschlagene Attentat des ehemaligen Storkower Bürgermeisters Tschech auf den Preußenkönig zum Gegenstand satirischer Gestaltung, in der sich unverhohlene Sympathie mit dem Attentäter äußerte:

> Sagt, was hat der Mann verbrochen,
> Den man dort zum Kerker schleift?
> Auf den Fuchs hat er geschossen,
> Aber nur den Balg gestreift.[68]

Auch Adolph Schults, der in der „Rheinischen Zeitung" noch ein Loblied auf den Preußenkönig gesungen hatte, kritisierte jetzt dessen absolutistische Manier, Minister auszuwechseln, Geld nach eigenem Gutdünken zu verschwenden, die Pressezensur willkürlich zu handhaben und gute Ratschläge zu mißachten. „Wie hat ein Volk es doch so gut", lautet der Kommentar zu dieser Aufzählung, „für das sein König alles tut!"[69] Und Heinrich Heine bereicherte im Herbst 1844 das Feuilleton des „Vorwärts!" letztmalig mit einer besonderen Glanzleistung politisch-satirischer Poesie. Er übersandte Marx die Aushängebogen der „Neuen Gedichte", die bei Campe in Hamburg gedruckt wurden und sein „Wintermärchen" enthielten. Der Dichter kommentierte die außergewöhnliche Sendung mit den Worten: „[…] damit Sie sich amüsieren" und, „wenn Sie es ratsam erachten, im ‚Vorwärts!' das Beste aus dem neuen Gedichte abdrucken lassen können."[70] So erschien die berühmte Dichtung ab Mitte Oktober in den Spalten des Pariser Emigrantenblattes „Vorwärts!". Wie zu erwarten, enthielt die Kritik an den deutschen Zuständen auch Verse an die Adresse Friedrich Wilhelms IV., die u.a. an die Macht der Poesie gemahnen:

> Kennst du die Hölle des Dante nicht,
> Die schrecklichen Terzetten?
> Wen da der Dichter hineingesperrt,
> Den kann kein Gott mehr retten –
> Kein Gott, kein Heiland erlöst ihn je
> Aus diesen singenden Flammen!
> Nimm dich in acht, daß wir dich nicht
> Zu solcher Hölle verdammen![71]

---

[68] Wilhelm Marr: Zur Tagesgeschichte. Ebd., 31.8.1844.
[69] Adolph Schulte: Vom beglückten Volk. Ebd., 28.9.1844.
[70] Heinrich Heine an Karl Marx, 21.9.1844. Briefe. Leipzig 1969, S. 283.
[71] Ders.: Deutschland. Ein Wintermärchen. Vorwärts!, 30.11.1844.

Die Dichtung Heines bildete einen letzten Höhepunkt in der Auseinandersetzung, die der „Vorwärts!“ mit den deutschen Zuständen und speziell mit dem preußischen Monarchen in seinen Spalten führte.

Inzwischen hatte die französische Regierung den immer dringenderen Vorstellungen Preußens nachgegeben. Die Unterdrückung des „Vorwärts!“ war nicht mehr zu verhindern. Franz Mehring hat den Vorgang unübertreffbar geschildert: „In Berlin war man am wütendsten auf Heine, der elf seiner schärfsten Satiren auf die preußische Wirtschaft und namentlich auch auf den König im ‚Vorwärts!‘ veröffentlicht hatte. Aber auf der anderen Seite war Heine für Guizot der kitzlichste Punkt der kitzlichen Sache. Er war ein Dichter von europäischem Namen und galt den Franzosen fast als ein nationaler Dichter.“ Heine blieb unbehelligt. Andere Autoren und Mitarbeiter wurden angewiesen, Frankreich bis zum 11. Januar 1845 zu verlassen.

> Ein Teil von ihnen rettete sich: Börnstein, indem er sich verpflichtete, auf die Herausgabe des ‚Vorwärts!‘ zu verzichten, Ruge, indem er sich beim sächsischen Gesandten und bei französischen Deputierten die Stiefel ablief, um zu versichern, ein wie loyaler Staatsbürger er sei. Für dergleichen war Marx natürlich nicht zu haben; er siedelte nach Brüssel über.[72]

Außer an Marx wurde das Ausweisungsdekret nur noch an Bornstedt vollzogen, der im ersten Erscheinungshalbjahr die Zeitung gemeinsam mit Börnstein redigierte. Die letzte Nummer des „Vorwärts!“ erschien am 28. Dezember 1844.

Adalbert von Bornstedt gehörte zu den Ausgewiesenen, weil auch er sich in Berlin unbeliebt gemacht hatte. Seine Berichte, für die ihn die preußische Regierung zu Anfang der 40er Jahre bezahlte, enthielten nicht die erwarteten Informationen, und zudem hatte er im ersten Halbjahr 1844 die preußische Außenpolitik mit ungewöhnlicher Schärfe kritisiert. Nach seiner Ausweisung aus Frankreich erhielt er vom Berliner Ministerium kein Geld mehr. In Brüssel betätigte er sich als Zeitungsgründer. Am 22. November 1846 versprach ein „Prospektus“ für ein von ihm angekündigtes neues Blatt die Unterstützung liberaler Forderungen wie „Religions-, Press- und bürgerliche Freiheit“, sowie „Deutschlands Einigung“. Auch „bei der Lösung der wichtigen Frage, der Organisation der Arbeit“, sollte das neue Blatt ein vernehmliches Wort

[72] Franz Mehring: Karl Marx. Geschichte seines Lebens. Ges. Schriften. Bd. 3. Berlin 1960, S. 94.

mitsprechen.[73] Ab Januar 1847 erschien zweimal in der Woche die „Deutsche-Brüsseler-Zeitung". Sie hat in den 104 Ausgaben dieses Jahres sowie den folgenden 14 im Jahre 1848 die deutsche Kleinstaaterei, ökonomische Rückständigkeit, politische Willkür und soziale Mißstände mutig angegriffen. Ihr politisches Engagement sowie das bekundete Interesse an sozialen Fragen wurden nicht zuletzt im Kreis der Brüsseler Kommunisten, der sich um Marx und Engels geschart hatte, aufmerksam verfolgt. Wilhelm Wolff schrieb die ersten Beiträge für das Blatt, später folgten auch Engels und Marx. In relativ kurzer Zeit nahm Bornstedts Zeitung revolutionär-demokratische Positionen ein. Gegen Ende des Jahres 1847 war aus ihr ein Organ des Bundes der Kommunisten geworden. Zahlreiche Angehörige der frühen Arbeiterbewegung kamen in ihren Spalten zu Wort und leisteten einen beachtenswerten Beitrag zur politischen deutschen Vormärz-Lyrik im Exil, wie z.B. der Handwerker Friedrich Martens, der Bauernsohn German Mäurer, Wilhelm Marr und August Becker, die schon mehrfach Verse im „Vorwärts!" veröffentlicht hatten. Ihr literarisches Debüt gaben der Schriftsetzer Stephan Born und der Goldarbeitergehilfe Luwig Bisky. Die Autoren verschiedener anonymer Beiträge sind unbekannt geblieben.

Im politischen Spektrum der „Deutschen-Brüsseler-Zeitung" stand die Zahl der kritischen Beiträge über den preußischen Staat mit Abstand an erster Stelle, und häufig galten sie der Person des Königs. Besondere Aufmerksamkeit schenkte die Zeitung im Februar der Vorbereitung und Durchführung des Vereinigten Landtags. Mit einem „Bauernwort" erinnerte Cäsar Lengercke in diesem Zusammenhang an die einstige Bedeutung des Thing, die Versammlung freier Bauern in Schweden:

> Ja! wenn des Volkes Stimme
> So laut gesprochen hat,
> Muss auch ein König hören
> Auf eines Bauern Rat![74]

Aus den Versen sprechen Erwartungen, die der Landtag geweckt hatte, aber auch Zweifel, ob er ihnen gerecht werden könne. Die in ein historisches Bild verpackte Mahnung an die Adresse Friedrich Wilhelms ist un-

---

[73] Prospektus der Deutschen-Brüsseler-Zeitung (nachf. DBZ), 22.11.1846. In: DBZ. Faksimile. Hg. mit einer Einführung von Bert Andréas, Jaques Grandjonc und Hans Pelger. Genéve/Amsterdam/Trier 1981.

[74] Cäsar Lengercke: Ein Bauernwort. DBZ, 7.3.1847.

übersehbar. Derartige Äußerungen konnten in Preußen nicht gedruckt werden. Ein dortiger Leser der Brüsseler Zeitung schickte ihr ein „Stände-Lied" und bemerkte dazu, man könne in Preußen kein kritisches Wort veröffentlichen, weshalb ihm nur „die unwürdige Wahl gelassen" sei, „zu lobhudeln oder zu schweigen".[75] Auch Georg Herweghs Gedicht „Am 22. Mai", obwohl zwei Jahre zuvor geschriebenen, nahm Bornstedt in die Zeitung auf[76], denn es galt dem noch immer unerfüllten Verfassungsversprechen Friedrich Wilhelms III. vom Mai 1815, das jetzt wieder brennend aktuell geworden war, und das der derzeitige König durchaus nicht einlösen wollte. Das ging bereits aus seiner Rede zur Eröffnung des Landtags unmißverständlich hervor, worauf ein witziger Journalist mit folgender Glosse reagierte:

> Soeben verbreitet sich das Gerücht, der König von Preußen sei vom Kammergericht zur Kriminaluntersuchung gezogen worden […] Männer vom Fach behaupten, daß man in Deutschland noch nie in so frecher Weise zur ‚Unzufriedenheit und zum Missvergnügen', wie zum ‚Umsturz des Bestehenden' aufgereizt habe […].[77]

Wer das Geschehen in Preußen kritisch verfolgte wußte genau, daß Friedrich Wilhelm sich nur mehr oder minder notgedrungen zur Einberufung des Landtags entschlossen hatte. Sein Verlauf, wurde in einem Beitrag gespottet, belaste den König wie ein Alptraum. Danach habe er sich in das Jahr 1850 versetzt gesehen, war entthront, festgenommen und nach Australien ausgewiesen worden, wo er, in Lumpen gekleidet, Schafe hüten mußte. Nach Deutschland durfte er nicht zurück, denn eine „Volksordre vom 10. April 1851" habe „allen schlecht angezogenen Personen" den „Zutritt in Deutschland" verboten.[78] Doch nicht nur das starre Festhalten des Monarchen am alten Herrschaftssystem vermehrte die bestehende Unzufriedenheit mit der preußischen Politik, sondern fast noch mehr der Versuch, mit dem Vereinigten Landtag eine Nationalrepräsentation vorzutäuschen, wo es letztlich doch nur um Auffüllung der chronisch leeren Staatskasse ging. Ein Autor ironisiert in Versform diesen Aspekt:

---

[75] O. R.: Stände-Lied. DBZ, 6.5.1847.
[76] Georg Herwegh: Am 22. Mai. DBZ, 8.7.1847.
[77] Politisches Feuilleton. DBZ, 29.4.1847.
[78] Ein Traum in Charlottenburg oder Sanssouci. DBZ, 18.4.1847.

Wir betäuben die Patienten, id est die Nation
Mit Patenten bis zur Narkosis.
Und lassen sie dann erwachen nicht eh'
Als bis sie ihres Geldes los ist.[79]

Mochten die Verse auch holprig sein, so trafen sie doch den Kern der Sache, wie David Hansemanns berühmter Ausspruch, in Geldangelegenheiten höre die Gemütlichkeit auf, belegt. Die Unzufriedenheit mit dieser Landesvertretung und entsprechend scharfe Ablehnung dominiert in verschiedenen Artikeln der „Deutschen-Brüsseler-Zeitung". Einen für die Opposition positiven Gesichtspunkt konnte Wilhelm Wolff dennoch hervorheben: „Der preußische König, seine Minister und Bürokraten" hätten für die Öffentlichkeit sichtbar auf der „Armensünderbank" gesessen und eine politische Niederlage erlitten. Deshalb wünschte Wolff der Bourgeoisie, sie möge „Verstand und namentlich Mut genug besitzen, um von den bisher errungenen Vorteilen Nutzen zu ziehen", was, wie er betonte, auch im Interesse des Proletariats läge.[80]

Wesentlicher Gegenstand kritischer Bemerkungen blieb auch nach dem Landtag Preußen und in erheblichem Umfang das Bild des Königs. Unnachsichtig wurden seine Eigenheiten und Schwächen beleuchtet. So boten die „Exzesse der Tafel- und Trinkfreuden"[81] bei Hofe – damals ein offenes Geheimnis – ergiebigen Stoff für kritischen Spott. Verse unter dem Titel „Der König trinkt Champagner" zielten in die gleiche Richtung. Der Autor verwies auf den peinlichen Kontrast zwischen einem sorglos tafelnden Herrscher und vielen Untertanen, die zu der Zeit bittere Not litten.[82]

In Verbindung mit der Kritik an dem halbabsolutistischen System, das überwiegend in den deutschen Ländern noch bestand, fand in der „Deutschen-Brüsseler-Zeitung" die soziale Frage, die auch in den letztgenannten Versen anklang, immer stärkere Beachtung. In Verbindung mit dem Bild des Preußenkönigs hatte nach Heine auch Freiligrath dieses Thema in seinem Gedichtband „Ca ira!" aufgegriffen. Bornstedt druckte daraus die Gedichte „Wie man's macht" und „Von unten auf"

[79] Politische Übersicht der Gegenwart, in Versform. DBZ, 23.5.1847.
[80] Wilhelm Wolff: Der preußische König, seine Minister und Bürokraten auf der Armensünderbank. DBZ, 24.6.1847.
[81] Der König von Preußen. DBZ, 16.9.1847.
[82] Der König trinkt Champagner. DBZ, 19.9.1847.

jetzt in seinem Blatte nach.[83] In der letztgenannten Dichtung hatte Freiligrath fast gleichzeitig mit Georg Weerth erstmals dem seiner Kraft bewußt werdenden Industriearbeiter literarisch Gestalt gegeben. Bei Freiligrath fasziniert hier vor allem die unmittelbare Konfrontation des Arbeiters mit dem preußischen König:

> Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
> […]
> Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding,
> den Staat,
> die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat![84]

Heinrich Heine hatte mit seinem Webergedicht, das ebenfalls in der „Deutschen-Brüsseler-Zeitung" nachgedruckt wurde, bereits 1844 ein Zeichen gesetzt für eine qualitativ neue, politische Lyrik, die sich der sozialen Befreiung der Ausgebeuteten und Unterdrückten widmete. Bornstedts Zeitung konnte unmittelbar an diese vom „Vorwärts!" geförderte Tendenz anknüpfen und leistete, indem proletarische Lyrik der frühen Arbeiterbewegung neben bekannten Gedichten renommierter Poeten veröffentlicht wurde, einen wertvollen Beitrag für die Entwicklung der sozialistischen und zugleich der deutschen Vormärzliteratur im Exil.

Neben der politisch oppositionellen, Preußen und seinem König offen feindlichen Tendenz alarmierte die Berliner Behörden besonders auch die Sympathie für die Armen und Unterdrückten, die in der Exilpresse seit Mitte der 40er Jahre sichtbar zunahm und in der „Deutschen-Brüsseler-Zeitung" immer schärferes Profil gewann. Die preußischen Behörden verfolgten diese Entwicklung sehr aufmerksam. Mißfallen diesbezüglich hatte das Blatt schon kurz nach seiner Gründung erregt, denn bereits im März 1847 informierte der für auswärtige Angelegenheiten zuständige Minister v. Canitz den Innenminister v. Bodelschwingh, daß die von diesem Blatt eingeschlagene politische Richtung „eine so schmähliche und die Ruhe und Sicherheit aller deutschen Bundesstaaten so schwer bedrohende" sei, „daß sämtliche deutschen Regierungen" der preußischen für energische Maßnahmen gegen das Blatt „nur Dank wissen müssen".[85] Alarmierende Wirkungen hatten ein Vierteljahr später die „unverhohlen ausgesprochenen kommunistischen Grundsätze", die man

[83] DBZ, 30.9.1847.

[84] Ferdinand Freiligrath: Von unten auf! Ebd.

[85] V. Canitz an v. Bodelschwingh, 23.3.1847. GStAPK Berlin. Rep. 77 II. Lit. B., Nr. 129, Bl. 53.

entdeckt zu haben glaubte, würden sie doch die „Begriffe Ungebildeter […] verwirren" und besonders bei den in Brüssel „wohnenden deutschen Arbeitern […] üblen Effekt" erzielen.[86] Dennoch gelang es der preußischen Regierung trotz intensiver Bemühungen vorerst nicht, das unbequeme Blatt zur Strecke zu bringen. Das besorgte auf unerwartet andere Art der Ausbruch der Februarrevolution in Frankreich. Führende Mitglieder des Bundes der Kommunisten, ebenso Bornstedt, eilten nach Paris. Marx wurde aus Belgien ausgewiesen, als auch er das Land in Richtung der Revolutionsmetropole verlassen wollte. Ihnen allen war praktische Beteiligung an einer Revolution, deren Übergreifen auf Deutschland sich bereits abzeichnete, offensichtlich wichtiger als die Herausgabe einer deutschen Zeitung in Belgien. Am 27. Februar 1848 erschien die letzte Nummer der „Deutschen-Brüsseler-Zeitung". Ein wesentliches Kapitel der deutschen Exilliteratur im Vormärz fand damit seinen Abschluß.

[86] Graf Henkel an v. Canitz, 1.6.1847. Ebd. Tit. 874, Vol. II. Bl. 36.

Wolfgang Beutin (Bremen)

„Beide Nationen kenne ich genau, beide Länder sind gewissermaßen mein Vaterland, beide Völker meine Landsleute."

Ein Deutscher als napoleonischer Offizier, als Schriftsteller sowie als ‚Auswanderer' in Frankreich: Johann Konrad Friederich (1789-1858)

> „Heine schläft in Paris und Platen in Syrakus; das Exil wurde die wahre Heimat der stattlichen Talente, die ihnen in den dreißiger und vierziger Jahren folgten."
> Franz Mehring, *Die Lessing-Legende* (1891/93), Kap. XI

„Ein Vergessener"

Im Jahre 1918 bemühten sich zwei Verfasser, Ebrard und Liebmann, in einer materialreichen Monographie den Schriftsteller Johann Konrad Friederich (JKF) der Namenlosigkeit zu entreißen. Ihre Ausgangsbehauptung war, er sei ein „vergessener" Schriftsteller.[1] Man kann bezweifeln, daß ihnen ihr Vorhaben gelang, konnte eine Generation später der Verfasser einer Miniatur über denselben Friederich doch wieder formulieren: „Ein unbekannter Schriftsteller und Weltbürger".[2]

Ein Topos: In der wissenschaftlichen, überhaupt literarischen Öffentlichkeit, in der Forschung, bei Tagungen, im Feuilleton überregionaler Zeitungen hört oder liest man, eine bestimmte Autorenpersönlichkeit sei „vergessen", und das Bedauern wird verbunden mit der Aufforderung, sie wiederzuentdecken.[3] Meist wohl ein vergebliches Ansinnen, weil der

---

[1] Friedrich Clemens Ebrard/Louis Liebmann: *Johann Konrad Friederich. Ein vergessener Schriftsteller.* Frankfurt/M.: Rütten & Loening, 1918. (Zitierweise: E/L plus Seitenzahl in Klammern). Nach diesem Werk auch: das Zitat in der Überschrift. Es entstammt Friederichs Vorwort „Zur Beurteilung Napoleons" zu seinem Buch über Napoleon; in: E/L,141-144; das Zitat: ebd., 142f.

[2] *Das Antiquariat* 6 / Nr. 5/6 (1950): S. 85. Daß der Verf. (= L. Kunz) allerdings der Vergessenheit JKFs mit spärlichen 40 Zeilen, der Zusammenraffung fast nur einiger Werktitel, abhalf, ist unwahrscheinlich, zumal er den Hinweis auf Ebrard/Liebmann unterließ.

[3] Rezentes Beispiel: Am 20. Dezember 2003 erschien in der FAZ ein Artikel von Maxim Biller über die Schriftstellerin Maeve Brennan (gest. 1993). Der

literaturgeschichtliche Prozeß seinem Wesen nach einer des kontinuierlichen Vergessens ist. Gesetzmäßig wird – wie von einer Einzelperson die Mehrheit der Mitmenschen, die ihr auf ihrem Lebenswege begegnen, samt deren Namen – die größere Anzahl der Autorinnen, Autoren und ihrer Werke vergessen. Wäre es anders, müßte das literarische Publikum angesichts des Reichtums verzweifeln, in ihm ertrinkend wie in einer Sintflut.[4] Sollte also „das Vergessen" an sich beklagt werden? Die Literaturgeschichtsforschung, dazu selbst jede nichtwissenschaftliche Lektüre lassen sich in Wahrheit nie anders denn als ein rigider Ausleseprozeß bestimmen, durch welchen eine minimale Zahl von Werken aus einem maximalen Fundus ausgewählt wird. Immer entsteht ein Florilegium, dem die Leserschaft (oder ‚die Forschung') das Recht zubilligt, ‚die Zeiten' – überwiegend meistens doch bloß: eine Epoche – zu ‚überdauern'.

Bildet schon das Ausgelesenwerden die kostbare Ausnahme, ist eine Wiederentdeckung noch um einiges rarer.[5] Wird sie erwogen, so reichen

---

Untertitel besagte: „Jeder Satz ein Juwel: Die irische Erzählerin Maeve Brennan ist wiederzuentdecken" (S. 46).

[4] Wer hat nicht schon einmal beispielsweise im „Brümmer" geblättert, rasch die Anzahl von Schriftstellerpersönlichkeiten – einzig der im 19. Jahrhundert geborenen! – annähernd überschlagend, dazu gleichzeitig die um Vieles größere Anzahl der verzeichneten *opera*? Mit welchem Gefühl? Wahrscheinlich einem der Erleichterung: Mir ist die Lektüre größtenteils erlassen; niemand kann von mir, geschweige ich von mir selber erwarten, daß ich von dem Gesamtfundus jemals mehr als ein Promill eines Promills zur Kenntnis nehme. (Die Rede ist von dem Vorrat der Werke lediglich von im 19. Jahrhundert geborenen Verfassern …)

[5] Und unter den raren Fällen wiederum Einzelfälle sind die spektakulären Wiederentdeckungen (von hochkarätigen Autoren des 18./19. Jahrhunderts, z.B. Hölderlins, Büchners, letzthin auch eines Willibald Alexis); am seltensten der Fall, daß ein zu Lebzeiten so gut wie völlig unbekannt gebliebener Autor reichlich hundert Jahre nach seinem Tode erstmalig für die literarische Öffentlichkeit ‚entdeckt' wird (wie C. G. Jochmann durch W. Benjamin und W. Kraft). Freilich existieren ‚Rettungsinseln', in die ein Autor sich flüchten kann schon bei Lebzeiten; ziemlich erfolgversprechend ist seine Aufnahme in eine bedeutende ‚Schule': ‚die Stürmer und Dränger', ‚die Romantiker' usw., sowie aussichtsreich zudem, sich einer ‚Seilschaft' anzuvertrauen zu zweit (Luther *und* Melanchthon, Schiller *und* Goethe, Marx *und* Engels) oder zu dritt (in die man manchmal von Fremden a posteriori eingereiht wird: Aischylos, Sophokles, Euripides; Dante, Petrarca, Boccaccio). Aber wehe dem, der sich als Autor isoliert, abgeschnitten von ‚Schulen', Verbindungen, literarischen

natürlich das Bedauern und das Postulat „ist wiederzuentdecken" nicht aus, sondern alle Argumente pro und contra sind zu bedenken. In dieser Art lassen sich Ebrards und Liebmanns Bemühungen um Friederich und seine literarische Hinterlassenschaft verstehen.

Parallel zu ihrer Arbeit fand, wie schon in den Jahrzehnten zuvor, weiterhin eine bezeichnende punktuelle Rezeption statt; nicht eines Werks von Friederich, sondern einzig des Schnipsels eines Werks: der Schilderung, die er von seinem Besuch bei Goethe lieferte (1,183-187).[6] Diesen Text (gekürzt) enthalten alle umfänglichen Ausgaben der Gespräche Goethes, die früheren mit der Zuschreibung an einen gewissen „Karl Ferdinand Fröhlich" – das Pseudonym Friederichs in den Memoiren –, in der jüngsten mit Nennung des richtigen Namens: Johann Konrad Friederich.[7]

Strömungen, der allein auf weiter Flur steht … Um einmal die Probe an fünf deutschsprachigen Autoren zu machen, die in nur vier Jahren geboren wurden, 1788-1791: Wessen Name und Werk blieb im Gedächtnis der Literaturinteressierten, wessen nicht? Eichendorff (1788) – das Stichwort Romantik fehlt niemals, wo immer auch man über ihn nachschlägt. Ferdinand Raimund (1790), Franz Grillparzer (1791) – zwei Wiener, beide Theaterdichter, werden bis zur Gegenwart allgemein unter diesen Stichworten rezipiert im Zusammenhang mit dem österreichischen 19. Jahrhundert, häufiger mit dem ‚Biedermeier', seltener mit dem ‚Vormärz'. Die beiden 1789 geborenen Carl Gustav Jochmann und Johann Konrad Friederich aber, diese Gebürtigen des Jahrgangs einer nicht überall ‚gut angeschriebenen' Revolution …? Einer ‚Schule', Autorenverbindung, literarischen Strömung gehörte keiner von beiden an, obschon das schriftstellerische, auch politische Profil eines jeden sehr deutlich aus dem hinterlassenen Werk zu ermitteln ist: jeweils als Ausprägung einer individuellen Spielart des Liberalismus im Vormärz (Friederich: zudem im ersten Jahrzehnt des Nachmärz).

6 Johann Konrad Friederich: *Der Glückssoldat. Wahrheit und Dichtung oder Vierzig Jahre und noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Toten.* 4 Bde. München: Georg Müller, 1920-1923. (Zitierweise: Bandziffer, Seitenzahl in Klammern.)

7 In der Ausg. von Woldemar Frhrn. von Biedermann im 1. Bd. (1889), S. 251-254, mit Benennung des Datums Ende Dezember 1803 (Fragezeichen hinzugefügt) – der Text wurde aus der bis dahin einzigen Edition der Memoiren (1848f.) übernommen –; in der Gesamtausg. von Flodoard Frhrn. von Biedermann im 1. Bd. (1909), S. 339ff., Autorname in der Form „K. F. Fröhlich", zum Dezember 1803. In der Ausg. von Renate Grumach in Bd. 5 (1985), der den Zeitraum von 1800-1805 umfaßt, steht die Schilderung mit dem Namen „Johann Konrad Friederich"; sie wird hier zum Januar/Februar 1804 gesetzt.

Zwar könnte man vermuten, daß wohlorientierte Verfasser schöngeistiger Literatur des 20. Jahrhunderts den älteren Autor gelegentlich hätten erwähnen, sogar würdigen müssen, zumal es um die Zeit des Ersten Weltkriegs einen kleinen Friederich-Boom gab. Indes soviel zu sehen, erwies nur ein einziger unter den großen Essayisten der Epoche ihm die Ehre: Thomas Mann, abermals nur durch die punktuelle Rezeption. Er titulierte ihn: der „Schauspieler Friederich“[8]; unrichtig. Denn zu dem Zeitpunkt, auf welchen der Besuch bei Goethe gefallen wäre (hätte er denn stattgefunden), war Friederich Schüler, nicht Schauspieler, und erwog allenfalls, es zu werden; indes wurde er – Soldat. Mann nimmt an der gemeinten Stelle Bezug auf Friederichs Bericht, um den *Eindruck* zu erweisen, den Goethe auf seine Besucher machte (= Manns Thema später in dem Roman *Lotte in Weimar*), sagt aber nicht, was er durchaus hätte gelesen haben können, nicht zuletzt in der Schrift von Ebrard und Liebmann: daß Friederichs Schilderung nicht „haltbar“ ist (E/L 30).[9]

– Den Namen „Fröhlich“ benutzte JKF selber gleich im 1. Satz seiner Memoiren, wo er ihn als Namen seines Vaters einführte (1,7); mehrmals erwähnt er ihn im Folgenden als eigenen Nachnamen; als seinen Vornamen nennt er „Karl Ferdinand“ (1,23). Einmal erwähnte er „Friederich“, aber nicht als eigenen Namen, sondern wohl als den eines Vorfahren (des Vaters?) im Zusammenhang mit mehreren Namen von Frankfurter „Notabilitäten“ (4,107).

[8] Thomas Mann: *Werke. Das essayistische Werk. Taschenbuchausgabe in acht Bänden*. Hg. Hans Bürgin. Frankfurt/M. etc.: Fischer, 1968. 1,146. – Das Namensregister am Schluß dieser Ausgabe bietet auch nicht mehr Information: „Friederich (Schauspieler)“. – Zog Mann eine Ausg. der Gespräche Goethes bei? Ungewiß (bis jetzt), wie er dazu kam, (korrekt) „Friederich“ zu setzen, wo jedenfalls Goethes Gespräche zu seiner Zeit „Fröhlich“ hatten. Spätestens seit 1915 diskutierten Beiträger im Zeitungsfeuilleton und hernach in der Forschung über Fröhlich = Friederich, zudem über dessen Goethe-Besuch unter dem Gesichtspunkt: Wahrheit oder Dichtung? (E/L 30) Hatte Mann Kenntnis von dieser Diskussion? Demnach von der Unhaltbarkeit des Berichts über den Goethe-Besuch? Und hätte es ihm dennoch konveniert, diesen für ein Faktum zu nehmen?

[9] Es wäre mit geringem Aufwand detektivischen Spürsinns zu ermitteln gewesen, daß nicht einmal das Datengerüst des Berichts stimmt: Angeblich fand der Besuch kurz vor der Entscheidung für den Soldatenberuf statt (Herbst 1805). Zudem gibt der Verfasser an, Schiller (den er ebenfalls besucht haben will) „starb bald darauf“ (1,186), weshalb lediglich ein Zeitpunkt nicht zu lange vor dem 9. Mai 1805 infrage käme, etwa das Frühjahr 1805. Wie aber Goethe ihn empfangen hätte, notiert er, habe neben diesem eine „heroische

Bis in die Zeit des Ersten Weltkriegs stand es beklagenswert um die Rezeption Friederichs. Nachschlagewerke und Quellenverzeichnisse boten selten etwas und, falls ja, fast niemals Ausführliches über ihn; am ehesten sein von ihm am häufigsten benutztes Pseudonym: Strahlheim. Die Schriften waren entweder gänzlich verschollen oder nur mit größten Schwierigkeiten beschaffbar (E/L 7). Als eine der Ursachen für die Namenlosigkeit des Autors vermuteten Ebrard und Liebmann die ‚Verfemung' Friederichs durch die Bürger seiner Heimatstadt Frankfurt – deren Verhältnisse er bei vielen Gelegenheiten kritisch geschildert hatte. „Sein Name wurde einfach totgeschwiegen, und in keinem der auf die Lokalgeschichte Frankfurts bezüglichen zahlreichen Werke wird man auf den Namen des Geächteten stoßen." (E/L 8) Ein Geächteter gar?

Stieß man auf den Namen, konnte er entstellt sein, war es in der Regel.[10] Selbst ein Herausgeber der Memoiren benutzte die Variante „Friedrich", obschon in Kenntnis der richtigen Schreibweise (mit „e").[11]

Dame" gestanden, Frau von Staël (1,185). Richtig ist: Sie weilte in Weimar jedoch vom Dezember 1803 bis März 1804. (Daher die Früh-Datierung in den älteren Editionen von Goethes Gesprächen.) Ein Besuch Friederichs bei Goethe in Weimar, der dann doch aller Wahrscheinlichkeit nach nie stattfand, muß damals zumindest in Frankfurt im Gespräch gewesen sein. Denn Goethes Mutter, die Frau Rat, fühlte in einem Brief an ihren Enkel, Goethes Sohn August, vor, ob Goethe nicht vielleicht den (sechzehnjährigen) Friederich probeweise als Schauspieler beschäftigen könne. Dabei nennt sie ihn zuerst „Conrad Wenner" (Wenner = der Mädchenname von Friederichs Mutter!); hiernach besinnt sie sich, er heiße „mit dem Zunahmen [!] Friederich". Der Brief datiert vom 26. August 1805, ist also mehr als ein Vierteljahr nach Schillers Tode geschrieben worden. Gedruckt in: *Schriften der Goethe=Gesellschaft* 4 (1889): S. 284f.

[10] Hugo Hayn/Alfred N. Gotendorf (*Bibliotheca Germanorum Erotica & Curiosa*. 2. Bd. München: Georg Müller, 1913) verzeichnen zwar den Namen „Friederich", allerdings mit Verweis: „s. Friedrich, C. F."; an dieser Stelle findet man nun „Friedrich, Conr.", mit Verweis: „s. Casanova's Nachfolger". Hier: zwei (fehlerhafte) Angaben betr. die Memoiren (vgl. E/L 295). – 1915 bei F. M. Feldhaus die folgende Schreibweise: „Karl *Friedrich*", in: *Geschichtsblätter für Technik, Industrie und Gewerbe* 2 (1915): S. 186f. – Noch 1953 hat ein Nachschlagewerk „Konrad Friedrich", siehe Hans Fromm: *Bibliographie deutscher Übersetzungen aus dem Französischen 1700-1948*. Baden-Baden: Verlag für Kunst und Wissenschaft, 1953.

[11] *Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten. Hinterlassene Papiere eines französisch=preußischen Offiziers*. Hg. Ulrich Rauscher. (Zuerst 1915/16.) Von mir benutzt in der

Die Unsicherheiten dieser Art hatte jedoch er selber verschuldet. Sieht man die Werkbibliographie von Ebrard und Liebmann durch (E/L 271-329), findet man nur eine einzige Schrift, die er unter dem eigenen Namen veröffentlichte (Nr. 13), mit Verfasserangabe: „C. Friederich". Alle übrigen erschienen pseudonym oder anonym. Natürlich nicht die geringste der Ursachen, die eine Rezeption seines literarischen Erbes verhindert haben.

Zu den Unsicherheiten bezüglich des Autornamens kommt die falsche Angabe des Geburtstags: 14. Juli 1789 (richtig: 5. Dezember d. J.).[12] Auch sie geht auf Friederich selber zurück, der seine Memoiren mit einem Satz über die Erstürmung der Bastille am 14. Juli anfängt, dem Tag, an welchem er selber zur Welt gekommen wäre … (1,7).

Von dem kleinen Friederich-Boom um den Ersten Weltkrieg, der ein paar Jahre anhielt, blieben immerhin Spuren übrig, die es den Findigen erlauben, sich über den Autor zu unterrichten. Zwar kann man nicht erwarten, ihn in den gängigen Literaturgeschichten für Schul- und akademische Zwecke notiert zu sehen[13]; aber wer sucht, vermag wenigstens eine (in der Regel: Auswahl-)Ausgabe seiner Hauptschrift zu ermitteln, und als Arbeitsgrundlage die Untersuchung von Ebrard und Liebmann.

Den Boom rief einstmals eine Fanfare von jenseits des Rheins aus. Dies war eine französische Auswahl-Edition, die den Verfasser mit Benennung seines französischen Offiziersrangs ehrte. Zu lesen stand:

Capitaine J.-C. Friederich du Régiment d'Isembourg (2e étranger). *Mémoires d'un Mort. (1805-1828.) Faits de guerre et exploits d'alcôves.*[14]

Zeitlich folgte der transrhenanischen Ausgabe eine cisrhenanische alsbald, das ist diejenige von Ulrich Rauscher.

Beide zusammen bewirkten zwar nicht eine Friederich-Renaissance, eröffneten jedoch neuerlich den Zugang zu dem Hauptwerk des Verfas-

---

7.-9. Aufl. Stuttgart [u.a.]: Deutsche Verlags=Anstalt, 1922. Rauschers Angaben: In der Einleitung, S. XVIII, sowie im Nachwort, S. 1309f.

[12] Beispiel: Hans Friedeberger: „Krieg und Frieden vor hundert Jahren." *Das literarische Echo* 17 (1914/15), Sp. 1420. Dieser Verfasser spekuliert über „das Wesen des wunderlichen Mannes" (= F.), und bringt es auf den „Begriff des Abenteurers"; auch gehöre F. „zur Rasse Casanovas" (ebd., Sp. 1425).

[13] Das ergibt die Probe aufs Exempel, bis hinein in neueste, um das Jahr 2000 erschienene Werke.

[14] Vol. (1.) 2. 3. Paris: Librairie universelle, 1913. (Nach E/L, Bibliographie, Nr. 32.) – Der Untertitel pries der Leserschaft mithin Schilderungen aus zwei Erlebnisbereichen an, dem kriegerischen und dem amourösen.

sers, den Memoiren. Mehr erstrebten dann Ebrard und Liebmann mit ihrer Publikation, der ersten – und gleich verhältnismäßig umfangreichen – wissenschaftlichen Untersuchung: die Rettung ihres Autors, seine definitive Etablierung in der Literaturgeschichte.

Sie gliederten ihr Buch in drei Abteilungen: eine biographische, eine mit Auszügen aus wichtigen Schriften Friederichs sowie eine Bibliographie. In der mittleren sind von besonderer Wichtigkeit die *auto*biographischen Mitteilungen, zudem Friederichs Beurteilung Napoleons, seine Texte über Politik und ‚Staatskunst' sowie über die Kontroverse Börne/Heine.[15]

Schließt sich im Falle anderer Autoren an ihre wissenschaftliche Nobilitierung nicht selten eine größere Edition an, so erhielt Friederich zumindest die vollständige Neu-Ausgabe seines Hauptwerks (1920/23), nun allerdings unter einem Titel, der nicht vom Verfasser herrührte: *Der Glückssoldat*.[16]

---

[15] Die übrigen sind: Gedichte Friederichs; Mitteilungen von ihm über Kunst und Kritiker, über Erfindungen und utopistische Gründungen, über und aus Frankfurt/Main sowie über den Kölner Karneval von 1824; dazu „Gastronomische Aphorismen".

[16] Wie Anm. 6. Zum Vergleich: ders. (EA): *Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten [sic]. Hinterlassene Papiere eines französisch=preußischen Offiziers. In drei Bänden.* Tübingen: Osiander'sche Buchhandlung, 1848 (recte: 1848f.). Neuausgaben haben stets: „eines Toten", die EA hingegen: „eines Todten"; im handschriftlichen Entwurf der (ungedruckt gebliebenen) Einleitung sogar: „eines Toden" (vgl. das Faksimile: E/L, nach S. 126). – Die Adjektiv-Form „Todten" wird von Adelung gefordert, der vorschreibt: „Todt" (Adj.), „Tödten" (Verb), „Todtenopfer" (Kompositum mit dem Adj.), im Unterschied hierzu das Subst. „Tod" oder im Kompositum alleiniges „d", wie in „Todesangst, Todesgefahr, Todfall". – Die Titelwahl mit einem Wort, das auf den Tod verweist (eines fiktiven Verfassers, wohingegen der wirkliche zum Zeitpunkt der Veröffentlichung sehr wohl unter den Lebenden weilte), hatte im Vormärz der Schriftsteller Fürst von Pückler=Muskau (1785-1871) in Deutschland in Mode gebracht; vgl. seine *Briefe eines Verstorbenen* (1830f.) und *Tutti frutti, aus den Papieren des Verstorbenen* (1834). – Was will der neue, von Semerau gewählte Titel? Soll er Lessings „Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück" assoziieren lassen (wenn nicht schon jenen Alkoven)? – Der Vergleich von Semeraus Ausgabe mit der EA ergibt, daß sie immerhin als Arbeitsgrundlage für wissenschaftliche Zwecke verwendbar ist. Seine Änderungen sind sowohl orthographischer Art (*Perücke* statt *Perrücke*, *zuteil* statt *zu Theil*, *Kontribution* statt *Contribution* u. a.) als auch auf die Wort*bildung* bezogen (*Frau Oberst* statt

Dieser Stand der Friederich-Rezeption ist seither im wesentlichen unverändert geblieben.[17]

Emigrant, Übersiedler oder Auswanderer?

Er selber sprach davon, daß der „Plan einer Übersiedelung nach Paris … täglich reifer" in ihm geworden sei, bevor der Entschluß festgestanden

Frau Oberstin); manchmal übertrug der Hg. Latein in Deutsch (*etc.* > *usw.*). Die Zeichensetzung wurde vereinheitlicht, insonderheit bei den Anführungszeichen. Die im Original beigegebenen Anmerkungen sind in gewisser Anzahl weggelassen oder öfter auch ans Ende des jeweiligen Buchs gerückt worden. Die Streichungen mögen gelegentlich durch eine – aus wissenschaftlicher Sicht: fragwürdige – Rücksichtnahme verursacht worden sein, so wenn Semerau eine Invektive Friederichs gegen Homburg vor der Höhe eliminierte: „Leider ist aus diesem Badeörtchen, was es damals noch nicht war, in neuerer Zeit eine schmachvolle Spielhölle geworden, in welchem ehrlose Industrieritter die Gimpel in jeder Jahreszeit rupfen dürfen." (EA 1,97; zu vergleichen ist Semerau 1,107.) Ferner weggefallen ist der Schlußabsatz des 3. Bandes, weil er sich auf den Nachfolgeband (4.) bezog: *Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Toten. Hinterlassene Papiere eines französisch=preußischen Offiziers. Fortsetzung der „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten" in 3 Bänden (1790-1830).* Tübingen: Osiander'sche Buchhandlung, 1853 (*recte*: 1854). Der am Schluß von Bd. 3 entfallene Absatz kann nachgelesen werden in E/L, S. 294. Im 1. Bd. vereinheitlichte Semerau die Kapitelzählung sinnvoll, indem er statt der Bezifferung zweier Kapitel mit Benutzung eines nachfolgenden „a" und „b" die Numerierung mit einfachen Zahlen durchführte. – Allerdings stellt man ebenfalls fest, daß der Hg. es an Eingriffen fehlen ließ, wo sie unentbehrlich waren (Namen verschrieben, falsche Datierungen u. ä.). So bleibt z.B. unkorrigiert die Angabe, Schiller sei 1804 verstorben (4,75). Ein bekannter Achtundvierziger, der Schriftsteller (Bestsellerautor!) Otto von Corvin, mit vollständigem Namen: Corvin-Wiersbitzki (1812-1886), erscheint bei JKF als Corvin=Corbitzky (4,90), ohne daß eine Hg.-Korrektur erfolgt; schlimmer: das Register verzeichnet ihn sogar als „Corv*e*n=Corb*e*tzky! Es wäre an der Zeit, auch diesem Autor und seinem politischen wie besonders schriftstellerischen Wirken im Vor- wie Nachmärz einmal eine gründliche Untersuchung zu widmen.

[17] Nach dem 2. Weltkrieg erschienen weitere Editionen des Hauptwerks in Auswahl: *Denkwürdigkeiten oder Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten, genannt auch ‚der deutsche Casanova'.* Hg. Friedemann Berger. 2 Bde. Leipzig [u.a.]: Gustav Kiepenheuer Verlag, 1978; *Abenteuer unter fremden Fahnen. Erinnerungen eines deutschen Offiziers im Dienste Napoleons.* Hg. Heinz Helmert. Berlin: Brandenbur-

habe: „Ich wandere nach Frankreich aus." (4,138f.) Er verwirklichte ihn im Juli 1842.[18] Fortan lebte er knappe fünf Jahre in der französischen Hauptstadt, bis zum Frühjahr 1847. Hier betätigte er sich, wie in Deutschland, weiterhin als Journalist und Schriftsteller. Er verfaßte oder stellte fertig u.a. das umfängliche Buch mit dem Reiz-Titel *Dämonische Reisen in alle Welt*[19] sowie vermutlich den größeren Teil seiner reichhaltigen Memoiren (insgesamt rund 2000 Seiten). Im Frühjahr 1847 verzog er nach Ingouville bei Le Havre, wo er noch elf Jahre lebte und am 1. Mai 1858 verstarb. Ein Exilierter? – Seine Schul-, Militär- und literarische Laufbahn (Stichwörter)[20]:

Schüler bis Spätherbst 1805: Unterricht durch Hauslehrer und in pädagogischen Instituten, vor allem bei Johann Georg Breidenstein in Homburg v. d. Höhe, der eine Erziehung vermittelte, die offensichtlich von den Idealen der Spätaufklärung inspiriert war und die Friederich bewog, sich besonders der Geschichte zuzuwenden. Daneben früh Berührung mit dem Theater (daher der anfängliche Berufswunsch: Schauspieler) und große Neigung zur Musik (eigene Kompositionen[21]), so daß Friederich nicht zufällig während seiner Soldatenzeit mehrmals Liebhabertheater einrichtete und in Neapel interimistisch sogar als „eine Art Theaterindendant" amtierte (E/L 11). Vorliebe für die Dramen Schillers sowie

gisches Verlagshaus, 1990. – Allerdings wurde der Autor in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Nachschlagewerken mit eigenen Artikeln bedacht: *NDB* 5 (1961). S. 448f. (Verf.: Adam Elschenbroich); Wilhelm Kosch: *Deutsches Literatur-Lexikon.* 3. Aufl. 1978. Sp. 674-676. – Theodor Heuß lieferte einen Kurzessay: „J. K. Friederich aus Frankfurt" (*Schattenbeschwörung. Randfiguren der Geschichte.* Frankfurt/M. [u.a.]: Fischer Bücherei, 1954. S. 129-138), eine allzu flüchtige Skizze, von Fehlern durchsetzt: Ein Herausgeber heißt hier „Semrau" (= Semerau); die DR betitelte er „Dämonische Fahrten"; Friederichs Ruf als des deutschen Casanovas rühre von der Ausg. Rauschers her (richtig: wurde ihm bereits zu Lebzeiten beigelegt) usw.

[18] Nicht lange zuvor, im Herbst 1839, war der Auswanderung eine Reise nach Paris vorausgegangen (4,134-137); sie dauerte zwei Monate. – Die Beschreibung der Fahrt von 1842 nach Frankreich und der Ankunft in Paris: 4,167-177.

[19] 826 Seiten. Tübingen: Osiander'sche Buchhandlung, 1847. (Zitierweise: DR plus Seitenzahl in Klammern.)

[20] Gemäß den Ausführungen in E/L, den hier gedruckten Materialien, besonders Texten Friederichs, sowie nach dessen Memoiren.

[21] Auflistung: E/L 326-329.

von Autoren wie Zschokke, Kotzebue und Karl Gottlob Cramer (1758-1817)[22], für Mozarts *Don Giovanni*.

Soldat 1805 bis Frühjahr 1819: Noch vor dem 16. Geburtstag, Ende 1805, in Mainz mit Unteroffiziersrang Aufnahme in das neue französische Regiment von Latour d'Auvergne.[23] Alsbald Übertritt in das Regiment Isenburg (benannt nach dem Kommandeur, einem deutschen Rheinbundfürsten in Diensten Napoleons). Noch in Frankreich zum Unterleutnant befördert (1,329). Mit seiner Einheit Marsch nach Italien, wo man im Sommer 1806 Kalabrien erreicht. Teilnahme an der Schlacht bei Maida, Juli 1806. Im Straßenkampf in Cosenza verwundet. Eingesetzt gegen die Briganten unter Fra Diavolo[24] (1,514-521); Friederich nimmt dessen Adjutanten gefangen. Gerade siebzehn Jahre alt Oberleutnant (1806), mit noch nicht achtzehn zum Hauptmann befördert (1807). Tritt in ein französisches Infanterie-Regiment über. Mit diesem 1808 nach Spanien, Teilnahme an der Niederwerfung des blutigen Aufstands vom 2. Mai in Madrid (Verwundung). Im Frühherbst Versetzung zum 29. Infanterie-Regiment in Neapel. Sommer 1809 Mitwirkung bei der Gefangennahme des Papstes Pius VII. durch ein Kommando unter General Miollis (2,453ff.), anschließend als Kurier zu Napoleon in Wien. Langer Paris-Aufenthalt Ende 1809 – Anfang September 1810. Liebschaft mit Napoleons Schwester Pauline Borghese. September 1810 Kapitän bei der neapolitanischen Garde zu Pferd. Weitere Beförderung war geplant, aber unterblieb, weil Friederich als erotischer Draufgänger unvorsichtig mit Murat rivalisierte und so dessen Gunst einbüßte. Anfang 1812 (Straf-)Versetzung nach Korfu.[25] Aufenthalt dort bis zur Übergabe der Insel an England (Juni 1814). Anschließend wiederum in Paris.

Im Herbst 1814 Eintritt in den preußischen Militärdienst als Premierleutnant (mit um einen Grad gemindertem Rang). Reichlich vier Jahre

---

[22] Sehr begeisterte sich JKF für dessen Stück: *Adolph der Kühne, Rau-Graf von Dassel* (dramatisiert 1792); vgl. die Klage über den Verlust dieses Texts, zusammen mit Werken Schillers und dem *Don Giovanni*, in der Schlacht bei Maida (1,501). Adolf d. K.: historische Gestalt, Gegner Heinrichs d. Löwen.

[23] Gibt als Motiv an: „hoffend, unter Napoleon eine recht glänzende Karriere zu machen" (1,222).

[24] Im Solde Englands; heutzutage allenfalls bekannt aus der Oper von Auber.

[25] Worüber er später Freude empfand, sei ihm so doch der Rußland-Feldzug erspart geblieben (3,104).

(bis Frühjahr 1819) Offizier in Kolberg.[26] Während derselben Periode zweimal sechs Monate Festungsarrest (einmal in Weichselmünde bei Danzig, das andere Mal in Kolberg) wegen Dienstvergehen, auch zusätzliche kürzere Arrestzeiten.

Journalistische und schriftstellerische Tätigkeit: Debut um 1815 mit kleinen satirischen Beiträgen in Journalen wie dem *Beobachter an der Spree* und dem *Beobachter an der Elbe*. Im Magdeburg ermunterte ihn Carnot zur Abfassung eines historischen Werks über die Französische Revolution (3,423ff.). Infolgedessen Studien und Materialsammlungen. Aufenthalt in verschiedenen Städten, u.a. Bremen (3,435-450). Vergeblicher Versuch, eine Anstellung in Frankreich (Paris) zu finden (3,461f.); jedoch stießen ihn hier vor allem die „mit Ludwig XVIII. zurückgekehrten Emigranten" ab. In der Folge z.T. rasch wechselnde Wohnsitze in Orten am Rhein und Main und in Süddeutschland: Frankfurt, Offenbach, Köln (hier als „Demagoge" verdächtigt aufgrund einer Denunziation der Berliner Polizei), Mainz, Mannheim, Stuttgart. Am längsten in Rödelheim: elf Jahre (1831-1842), danach die Auswanderung. Vor der Niederlassung in Rödelheim am 2. Juli 1828 Heirat mit der noch nicht ganz sechzehnjährigen Johanna Juliane Friederike Scherr in Stuttgart.[27]

Über die Zeitschriftenbeiträge und -gründungen Friederichs, seine historischen, geographischen und kompilatorischen Veröffentlichungen orientiert die Bibliographie in Ebrard/Liebmann.[28] Die historischen Schriften reüssierten z.T. glänzend; vor allem das in dreißig Bänden[29] er-

[26] Negative Urteile Friederichs über diese Stadt, seine Zeit in der dortigen Garnison und sein eigenes Verhalten: 3,320-328 u. 376. Abwechslung bot etwa eine Reise mit einem Transport zum preußischen Okkupationsheer in Frankreich (3,369ff.).

[27] Über sie ist nichts Weiteres bekannt, da sie in den Schriften Friederichs nicht vorkommt, mit Ausnahme einer einzigen Nennung als „Madame Friederich" in den DR (E/L 75).

[28] Über seine Mitarbeit an französischen Journalen sowie die Tendenz seiner Artikel: 3,483, 552, 563 sowie 4,177. – In deutschen Blättern bereitete er sich manchmal am meisten Unannehmlichkeiten ausgerechnet durch – Theaterkritiken (3,488). So erging es auch dem Romancier Ludwig Storch (1803-1881; 4,13).

[29] Jeder hiervon umfaßte vier „Hefte". Zu dem gesamten Werk kamen noch hinzu: eine Extra=Beilage, 7 Supplement=Hefte und 13 Außerordentliche Hefte.

schienene Werk: *Die Geschichte Unserer Zeit, bearbeitet von Carl Strahlheim, ehemaliger Officier*[30] *der kaiserlich französischen Armee*.[31] Der Gesamtertrag aus dem Verlag soll über 100000 Gulden betragen haben, wovon der Autor als Abfindung 40000 erhielt (E/L 74).[32] Vor seiner Auswanderung nach Frankreich wie ebenso hernach betätigte sich Friederich zudem als Übersetzer. Er übertrug aus dem Französischen und Englischen ins Deutsche, aus dem Deutschen ins Französische[33] und Italienische. Unter den von ihm übersetzten Schriften befand sich einstmals Guizots *Geschichte der englischen Revolution*, Bände 1 und 2 (Friederichs Verdeutschung: 1829). Da der Franzose erst nur diese publiziert hatte, Friederich das Werk jedoch als komplettes in den Handel bringen wollte, verfaßte er selbständig im Vorgriff einen dritten Band und ließ ihn 1830 erscheinen, zum Ärger des französischen Autors.[34] Gelegentlich verfaßte er auch eine ausgesprochene Kampfschrift wie z.B.: *Wahrhaftige Geschichte und elendigliches Ende des kommunistischen Ochsen und des sozialistischen Esels* (Tübingen, Osiander'sche Buchhandlung, 1853[35]).[36]

An Friederichs Biographie lassen sich vorzüglich einige der Probleme diskutieren, die der Exil-Begriff in der Literaturforschung mit sich bringt. Muß ein Schriftsteller sein Heimatland verlassen, weil ihn politische, konfessionelle oder ‚rassische' Gründe dazu nötigen, wird man einen so erzwungenen Weggang ohne Schwierigkeit als Emigration und

[30] Von Bd. 3 an: *ehemaligem Officiere*.

[31] Man sieht, der Verfasser gebrauchte den Hinweis auf seine militärische Vergangenheit in der französischen Armee als Markenzeichen – der Dienst im Heere des Kaisers wurde im Publikum also wohl (noch) nicht als Ehrlosigkeit aufgefaßt. (Ob als Ehre?)

[32] Den Erfolg seiner historischen Schriften bewertete er als Parallele zum Erfolg der Schriften Walter Scotts! (4,18)

[33] So u.a. ein Gedicht von Otto von Corvin-Wiersbitzki.

[34] Als fein würde sein Vorgehen auch heute kaum geschätzt werden. Friederichs Bericht über den Vorfall und seine spätere Begegnung (nach 1842) mit Guizot (wenn denn wahrheitsgemäß): 4,190f.

[35] Vorangegangen waren 1851 eine englische Ausg. (angeblich) sowie eine französische. In seiner Polemik ließ er sich die ‚Entlarvung' beider politischen Strömungen angelegen sein, die nach seiner Auffassung nichts als Werkzeuge wären – der Anarchie; die Symboltiere werden daher zum Beschluß auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt (E/L 293 u. 102).

[36] Von den kleineren Textgruppen, etwa von der (ganz unbedeutenden) Lyrik soll hier aus Platzgründen nicht die Rede sein.

seinen Aufenthalt in einem fremden Land oder einer Reihe fremder Länder als Exil klassifizieren dürfen. Anders, wenn ein Autor sein Heimatland ‚freiwillig' verläßt, weil ihn private, ‚moralische' oder berufliche Motive bestimmen – er sich also nicht durch staatliche oder kirchliche Instanzen an Leib und Leben bedroht fühlen muß. Ein entsprechendes Motiv oder Bündel solcher Motive (denn meistens liegt eine Pluralität davon vor) hatten Lord Byron, der 1816 England verließ, wo er sich gesellschaftlich geächtet fühlte, Heinrich Heine (1831) sowie im 20. Jahrhundert beispielsweise Kurt Tucholsky, der 1924 als Korrespondent nach Frankreich ging, hiernach lediglich noch vorübergehend in Deutschland weilte und schließlich für dauernd in Schweden Quartier nahm. Am Schicksal der beiden Letztgenannten läßt sich auch dartun, daß aus einer zunächst ‚freiwilligen' oder als ‚freiwillig' erscheinenden Übersiedlung später eine bittere Notwendigkeit werden konnte, das genuine Exil, weil die politischen Verhältnisse im Heimatland sich stets mehr verfinsterten und eine Rückkehr nunmehr mit hoher, ja sogar extremer Gefahr für Freiheit und Leben verbunden war.

Am Lebensgang Friederichs läßt sich erkennen, wie verwickelt die individuellen Motive eines Autors liegen können, der sich zur Auswanderung entschließt. Dürfen die in einem anderen Land entstandenen Werke des ‚Auswanderers' zu Recht Exilliteratur heißen? Geben sie Auskunft über das Leben des Autors in der Fremde, über die Situation der emigrierten Schriftsteller und womöglich die Existenz einer ‚Kolonie' von Emigranten, die wie er von Deutschland fortgegangen waren?

In Anwendung auf Friederich sind die Begriffe Exil, Emigration vor allem deshalb problematisch, weil dieser Autor, als er seinen Wohnsitz nach Frankreich verlegte, jedes von beiden Ländern, Deutschland und Frankreich, als sein „Vaterland" betrachtete und beide, Deutsche wie Franzosen, als seine Landsleute. Er wandert somit bloß aus dem einen „Vaterland" in das andere, verläßt das erste, um in dem zweiten anzukommen. Weshalb erblickte er in Frankreich *auch* seine Heimat, die zweite Heimat? Als knapp Sechzehnjähriger war er, ein Deutscher aus Frankfurt, in das französische Heer eingetreten. Seine Militärdienstzeit führte ihn in mehrere west- und südeuropäische Länder und in Kämpfe und Verwicklungen an verschiedenen Fronten der napoleonischen Kriege: Frankreich, Italien, Spanien, Griechenland. Insgesamt diente er dem ersten französischen Kaiserreich achteinhalb Jahre, und dies waren zweifellos prägende Jahre für den jungen Deutschen und entscheidend dafür, daß er Frankreich als sein (zweites) Vaterland ästimierte. Das also ist ein

ganz individuell für Friederich – und für keinen sonstigen zeitgenössischen deutschen Schriftsteller – gültiger Umstand: schon vor der Auswanderung hat er sein zweites Vaterland.

Ein von ihm selbst angegebenes Motiv bildeten die – um ein Kompositum des berühmten Zeitgenossen, Heinrich Heines, auszuleihen – „Schriftstellernöte" Friederichs in Deutschland, in seinem Leben ebenfalls ruinöser Art. Wodurch verursacht? Nach größeren Erfolgen durch den geringen Erfolg, bald Mißerfolg einiger Zeitschriftengründungen; durch Zensurmaßnahmen; auch durch Verlagsgeschäfte, von denen eines, als er sich aus ihm zurückziehen mußte, fatale Konsequenzen für ihn hatte: Sein Firmenteilhaber, Konrad Reuß, weigerte sich, die Friederich zustehenden Summen auszuzahlen. Ein neuer Verlag, den er dann fand, stellte die Honorarzahlungen ein, als die Behörden auf Veranlassung von Reuß frisch verlegte und gedruckte Schriften Friederichs beschlagnahmten. Diese Vorfälle bewirkten, daß andere Verleger den Druck von folgenden Schriften des Autors vorerst ablehnten. Der Streitfall beschäftigte nun die Justiz. Was dabei Friederich besonders in Rage versetzte, war, daß in Frankfurt der Vorsitzende des Polizeigerichts, Senator Leonhard Reuß, ein naher Verwandter des Verlegers, sich nicht genierte, in der Sache zu amtieren, obwohl er sich hätte für befangen erklären müssen (E/L,79-83; 4,139-165).

Somit reichte Friederichs Motivation, Hessen und Deutschland zu verlassen, obwohl keine auf den ersten Blick politische, doch an die politische heran. Denn die in der Mitte des 19. Jahrhunderts immer noch vormodernen, wie seit alters ständisch geprägten Verhältnisse in seiner Geburtsstadt, die sich in grotesker Vetternwirtschaft, Korruption und Skandaljustiz ausdrückten und mit allerlei Kultur- und Literaturfeindlichkeit verbanden, können als prototypisch gelten für die kleineren Territorien des Deutschen Bundes in der Epoche. Tiefer besehen, war also die politische und gesellschaftliche Rückständigkeit Deutschlands die Grundursache, daß ein Autor, der als junger Soldat Napoleons sich wohlgemut in europäischer Luft bewegt und eine ganze Ländergruppe hatte kennen lernen dürfen, sich auf Dauer nicht mehr mit den deutschen Zuständen abfinden konnte – obschon er es immerhin ein gutes Vierteljahrhundert versuchte (1814-1842). Nicht zufällig war es die Rechtsprechung in Frankfurt, über die Friederich in seinen Schriften die kritischsten Betrachtungen anstellte, und ebensowenig zufällig, daß er das Kapitel seiner Memoiren, welches mit dem Entschluß zur Auswanderung endet, einleitet mit einem Bericht über „einige arge,

ja unerhörte Justizsünden“ (4,139). Angesichts solcher „Schriftstellernöte“, die – wie dem Erfinder des Begriffs – auch seinem acht Jahre älteren Zeitgenossen Friederich je länger desto empfindlicher zusetzten, und der Plackerei in der Verdorbenheit und erdrückenden Misere der reichsstädtischen Situation kann es kaum verwundern, daß er sich vom französischen Gesandten beim Bundestag in Frankfurt, Alley(e) de Cyprey, beraten ließ, der ihm bereits vor der entscheidenden Krise seiner Autorexistenz in Deutschland die Überwechslung nach Paris empfahl (E/L 83; 4,134). Nur noch im Besitz geringer Mittel, stand Friederichs Entschluß fest,

> Frankfurt zu verlassen und mich nach Paris zu begeben, und von dort aus meine Sache mit allem Nachdruck zu betreiben und daselbst durch französische literarische Arbeiten, da ich der französischen Sprache eben so mächtig wie der deutschen und der italienischen war, meinen Unterhalt zu verdienen, und nach wenig (!) Wochen führte ich diesen Plan aus und reiste über Brüssel, wo ich mich eine kurze Zeit aufhielt, nach Paris. (4,165)

Man muß den langjährigen letzten Aufenthalt Friederichs in Frankreich, der so begann, diese sechzehn Jahre von 1842 bis 1858, nicht gleich als Exil klassifizieren, um dennoch die Feststellung zu treffen, daß – wie so viele Werke exilierter deutscher Autoren im Vor- und Nachmärz – ein Großteil auch der seinigen im französischen Ausland entstand, darunter dasjenige, mit dem ihm ein bescheidenes, jedoch unverächtliches Nachleben beschieden gewesen ist: die Memoiren. Sie bilden eine Niederschrift, die keineswegs zufällig nur zum geringeren Teile deutsche Zustände berührt, zum überwiegenden aber französische: Napoleons Armee, deren Kriegszüge, Verhältnisse in den eroberten, besetzten, umkämpften Ländern, das nachnapoleonische Frankreich.

Soweit die Memoiren mit der Schilderung der vierzig plus fünfzehn Jahre fertiggestellt wurden, reichen sie bis 1845 (beginnend mit des Autors Geburt 1789).[37] Die Lebensbeschreibung umfaßt demnach von dem Frankreich-Aufenthalt Friederichs nach seinem definitiven Wegzug von Deutschland 1842 bloß den verhältnismäßig kurzen Zeitraum von drei

[37] Nach brieflichen Mitteilungen Friederichs von 1853 und 1856 an Osiander arbeitete er an einer Fortsetzung: *Die letzten zehn Jahre aus dem Leben eines Toten*, worin er wohl sein Leben von 1845-1855 schilderte oder hätte schildern wollen (E/L 325). Weiteres ist nicht bekannt.

Jahren.[38] Was die Spanne des Verfassers in Paris angeht, so finden sich – außer in einer Hinsicht – keinerlei Ausführungen, so daß man weder etwas über seine wirtschaftliche, finanzielle Lage erfährt noch etwas über sein subjektives Befinden, die vorhandenen Schwierigkeiten, Probleme, mögliche Depressionen, übrige Personalia: seine Frau (lebte sie noch, wanderte sie mit aus? Beider Ehe), die Wohnung (wo? Von welcher Beschaffenheit?). Eine Ausnahme gibt es: In die Berichterstattung nahm Friederich z.T. detaillierte Berichte über seine Begegnungen und Gespräche mit den Größen des zeitgenössischen französischen Geisteslebens auf, über Gesellschaften und Gesellschaftliches, über kulturelle Ereignisse, die französische Kultur und Literatur.

Fehlt es also an der Schilderung der eigenen Situation des Verfassers während der Jahre 1842/45, so liefert er immerhin eine nicht zu knappe Darstellung über die deutsche Emigration im Paris der Epoche (4,305-326). Sie verfaßte er in einem Ton, der sicher keine allzu große Anteilnahme verrät, was vielleicht mit seinem eingestandenen Bemühen zusammenhängt, den Umgang mit Deutschen am Ort tunlichst zu vermeiden – es gab aber Ausnahmen (s.u.):

> Ich hielt mich soviel nur immer möglich von den Deutschen in Paris entfernt, da ihr Umgang weder sehr ersprießlich noch angenehm war und sie trotz aller Manie sich bald möglichst zu französieren, doch gerade dasjenige vom Deutschen beibehalten, was am unaustehlichsten ist. (4,318)

Der kühle Ton läßt an eine soziologische Expertise denken. Indessen stellte er recht brauchbares Material bereit, das sich vortrefflich mit anderen Darstellungen des Exils der Zeit vergleichen läßt. Friederich beginnt sein Kapitel mit einem unpersönlichen Satz, der nicht erraten läßt, daß der Autor selber in die Kategorie fällt, über welche er schreibt:

> Paris war von jeher ein Zufluchtsort für Menschen aus fast allen europäischen Ländern, die mit oder ohne ihre Schuld in der Heimat unglücklich, mißvergnügt oder verfolgt, hier einen Anker des Heils oder ihr Glück zu machen suchten, was auch mehr

[38] Frankreich-Schilderungen in der Summe (Militärzeit + drei Jahre seit 1842) elf bis zwölf Jahre. – Der letzte Aufenthalt wurde gelegentlich nur unterbrochen durch eine Reise nach Deutschland (4,405-411).

> als einem gelang, während viele andere im Meer des Elends und der Verlassenheit untergingen. (4,305)[39]

„Dämonische Reisen in alle Welt".

Ebrard und Liebmann bewerteten als eine Hauptschrift des Verfassers neben den Memoiren die *Dämonischen Reisen*. Sie begründeten dies Urteil mit den – von ihnen angenommenen oder wirklichen – Qualitäten wie z.B. der „Schilderung der allgemeinen Kulturzustände um die Mitte des 19. Jahrhunderts". Insgesamt läge hier „ein phantastisches, trotz mancher Geschmacklosigkeiten jedoch hervorragendes, halb politisch, halb utopistisch gefärbtes Werk" vor (E/L 88f.)

Der Verfasser vermerkte im Untertitel: (*Nach einem ungedruckten französischen Manuscript bearbeitet.*) Der Hinweis ist unschwer als Fiktion zu durchschauen. Vielmehr muß die Darstellung als Imitation eines *gedruckten* Werks, eines veröffentlichten und damals wie heute berühmten der französischen Literatur erkannt werden.

Nicht nur als dies, sondern zudem als Wiederkehr eines literarischen Erfolgs-Modells.

Die Handlung beginnt in Madrid. Der deutsche Michel Stürmer, natürlich gedacht als Inbegriff des ‚deutschen Michels', hier vorgestellt als einstmaliger Jurastudent in Heidelberg und Göttingen, hatte wegen seiner Beteiligung am Frankfurter Wachensturm (3. April 1833) ins Ausland fliehen müssen, wo er jetzt als Tagelöhner eines „Börsenparvenüs" seinen Unterhalt verdient. Es geschieht ihm, daß er bei der Arbeit mit der Hacke eine „kleine putzige Dämonengestalt" befreit, die rund anderthalb Jahrhunderte in einer „engen Phiole" gesteckt und eine Gefangenenexistenz erduldet hatte. So erzählt es Friederich einführend S. 1, wo er sich sofort schon als Technik-Enthusiast verrät: die Fisteltöne, die

[39] Zum Thema des Exils deutscher ‚Freiheitspilger' in Frankreich vgl. die Forschungen von Alain Ruiz, zuletzt: „‚Hier ist heiliger Boden.' Deutsche Freiheitspilger und politische Emigranten in Paris von der Revolution von 1789 bis Heinrich Heine." (Im Sammelband:) *‚Die Emanzipation des Volkes war die große Aufgabe unseres Lebens'. Beiträge zur Heinrich-Heine-Forschung anläßlich seines zweihundertsten Geburtstas 1997*. Hg. Wolfgang Beutin, Thomas Bütow, Johann Dvorák, Ludwig Fischer. Hamburg: Von Bockel Verlag, 2000. S. 73-88.

der Dämon – dessen Name Asmodi lautet[40] – vernehmen läßt, vergleicht der Autor mit dem „Pfeifen der Führer eines Dampfwagenzugs", mit einem damals verhältnismäßig neuen Phänomen also.[41] Mit dem Teufel als Begleiter unternimmt nun der Student die „dämonischen Reisen in alle Welt", womit sich das *Faust*-Modell als Basis-Struktur des umfänglichen Texts manifestiert. Goethe arrangierte es so, daß Mephisto im Anschluß an die Tragödie des Gelehrten, dem er sich zugesellt hat, diesem ein komplexes Reiseprogramm (Original: einen „Cursus") vorschlägt: „Wir sehn die kleine, dann die große Welt." (V. 2052)[42] Friederichs Attribut „dämonisch" sollte ihm sicher bei Gewinnung einer Leserschaft helfen durch das Versprechen eines Reiz-Motivs, sogar in doppelter Verwendung: Reisen mit supernatural-teuflischer Begleitung bilden das Thema; und sie führen die Reisenden frequent in supernaturale oder Jenseits-Bereiche, darunter nicht weniger als viermal in die Hölle.

Aus seiner gedruckten französischen Vorlage machte Friederich durchaus kein Hehl. Rasch (DR 16) erfährt man ihren Verfasser und Titel, wenn man den Passus erreicht, wo der Autor erwähnt, daß sie in einem Buchladen ausgestellt sei: *Le Diable boiteux* (*Der hinkende Teufel*) von Alain-René Lesage (1668-1747), erstmals erschienen 1707.[43] Wie die *Dämonischen Reisen* beginnt der Roman des Franzosen in Madrid. Diese Stadt erwähnt er gleich im 1. Satz. Und unverzüglich stellt er im 1. Absatz die eine seiner beiden Hauptfiguren vor: den Studenten, der hier Don Cleophas Leandro Perez Zambullo heißt. Über ihn, den literarischen ‚Helden' Lesages, notiert Friederich, daß diesem vor 140 Jahren der Teufel Asmodi gedient habe (DR 2). Rechnung: 1707 + 140 = 1847. Damit steht man im Erscheinungsjahr der *Dämonischen Reisen*.

Im Unterschied zum deutschen Michel ist der spanische Student aus Alcalá in dem französischen Roman kein Flüchtling und muß auch keineswegs für einen Börsenspekulanten roboten. Er entdeckt den hinkenden Teufel Asmodeus statt in einem Erdloch in der Dachstube eines Astrologen und Magiers. Am Ende jedoch halten beide Verfasser für

[40] Alttestamentlich, aus dem Buch Tobias 3,8, latinisiert Asmodeus; im Talmud ein Fürst der Dämonen.

[41] In Deutschland: Am 7. Dezember 1835 erste Fahrt der Eisenbahn Nürnberg-Fürth. (Frühe Industriebahnen im Kohlebergbau an Rhein und Ruhr bereits in der Mitte der zwanziger Jahre in Betrieb.)

[42] „Kleine Welt": diejenige Gretchens, ihr Umkreis. Die „große Welt": Kunst, Wissenschaft, Antike, Politik (Kaiserhof).

[43] Von mir benutzte Ausg. Stuttgart: Reclam 1967.

den Studenten das ersehnte Glück bereit: der spanische Leandro heiratet, der Deutsche namens Michel heiratet (DR 823ff.).

Anders als Lesage und Goethe versagte Friederich bei der Aufgabe, dem von ihm verwendeten Modell eine eigene poetische Konsistenz zu verleihen.

Zunächst begibt sich wie bereits im alten Volksbuch, der *Historia von D. Johann Fausten* (1587), das ungleiche Paar Erdenmensch / teuflischer Begleiter auf Reisen durch die Diesseits- und Jenseitsregionen. Die letztgenannten sind: die Hölle und der Himmel. (Das Fegefeuer, ehemals in Dantes *Göttlicher Komödie* eine der bereisten Zonen, ist ausgelassen.)

Die Reise in die Hölle, ein recht ergiebiges Motiv, eröffnet viele Möglichkeiten, in erster Linie für Kritik und Satire. In Friederichs Verwendung aber erregt es dadurch, daß es gleich vierfach vorkommt, von Mal zu Mal geringeres Interesse. Was gibt es in dem Sündenpfuhl zu sehen? Erstens natürlich dessen Stammbewohner, die Hierarchie des höllischen Personals. Dann von der Erde hierher versetzte Abgeschiedene: die Tyrannen und die bösen Fürsten, diverse Feldherren (darunter Tilly, Wallenstein), Inquisitoren, jedoch zudem – was auf den ersten Blick paradox anmutet, es jedoch gemäß Friederichs Geschichtsanschauung (s.u.) nicht ist – Rebellen wie einen prominenten Täuferführer des 16. Jahrhunderts. Es kommen später noch hinzu aus der Geschichte der Reformation und Gegenreformation: Maria Stuart, Elisabeth von England, Philipp II. – als hätte Friederich sich unter den Figuren Schillers umgeschaut, um sie kurzerhand in die Unterwelt zu kehren –, schließlich aus der (seinerzeit) jüngsten Vergangenheit: Kaiser Napoleon.

Das Gegensatzmotiv bilden die Himmelsreisen, darunter eine Sternenreise zur Venus, auch eine Reise zum Mond, letzteres ein Motiv, das schon in der Renaissance durch Ariosts *Orlando furioso* (1516/32) große poetische Bedeutung erlangt hatte. *Irdische* Stationen sind z.B.: Frankreich, vor allem Paris samt seinen neuen Festungswerken (DR 4), England mit London, wo man das berühmt-berüchtigte Hospital für Geisteskranke, Bedlam, nicht zu besichtigen versäumt (Geisteskrankheit: ein zusätzliches Reiz-Thema, spätestens seit den *Biographien der Wahnsinnigen* von Christian Heinrich Spieß, 1795/96), und last but not least deutsche Städte, gern auch in Mode gekommene Kur- und Vergnügungsorte wie das im 19. Jahrhundert vor anderen beliebte Baden-Baden.

Die wesentlichen Ingredienzien des Werks (wie ich meine, *keines* Hauptwerks[44]) sind daher (1.) ein überliefertes Rahmenmotiv, was damals ohnehin der Neuigkeit längst entbehrte, im vorliegenden Falle noch dazu der attraktiven Modifikation, sowie (2.) eine kaum übersehbare Anzahl von Füllmotiven, darunter: Reiseabenteuer auf den unterschiedlichen Wegstationen, das Schicksal historischer Persönlichkeiten, Begegnungen der Reisenden, Beschreibung von Örtlichkeiten, künftige Erfindungen. Entscheidend ist jedenfalls, daß die zahlreichen Füllsel auch wieder keine poetische Umsetzung erfuhren. Friederich begnügte sich weithin mit der kahlen Deskription und kaltsinnigen Reflexion, am liebsten: der politischen, mit dem vielfachen, in der Regel strohernen Wechselgespräch, der eingefügten Kritik an kulturellen Errungenschaften des Vormärz, der historischen Reminiszenz und immer wieder einmal erstaunlicher Zukunftsvorhersage.

Unbestreitbar ist freilich, daß der Verfasser hier doch einen beachtlichen Gedankenfundus zusammentrug. Eine Handvoll Proben daraus:

Die Ära Napoleons und der Vormärz. Friederich griff wie in anderen seiner Schriften in die Debatten über Napoleon, seine Kriege, seine Biographie ein. Der ehemalige Soldat des Kaisers und frühere feurige Bewunderer Friederich legt einem alten Marquis und Legitimisten eine – selbst für die damalige Epoche – sehr triviale Äußerung des Hasses in den Mund: „Seine Politik war nicht nur eine durch und durch verbrecherische, gewissenlose und kriegerische …, aber sie war auch eine alberne, kurzsichtige und dumme …“ (DR 8).[45] Der Gestalt Napoleons wird von demselben Greis diejenige Friedrichs II. von Preußen kontrastiert, wobei dieser eine unberechtigte Aufwertung erfährt. Mit seiner schroffen Ablehnung des Erwerbs von Kolonien durch die europäischen Mächte reihte sich Friederich in die Tradition der Aufklärung ein (DR 187). Zu allerlei welthistorischen Ereignissen treten spezifisch deutsche, etwa die Ausstellung des ‚heiligen Rocks‘ zu Trier 1844 (unter dem Bischof Arnoldi) und der gegen diese gerichtete bekannte Protest des katholischen Kaplans Johannes Ronge (1813-1887; durch die Kirche degradiert und exkommuniziert am 4. Dezember desselben Jahrs), der zum Hauptstifter

[44] Dem auch nach dem Erstdruck niemals eine Neuausg. gegönnt worden ist; womit ihm sicherlich kein Unrecht widerfuhr.

[45] Über andere, schon mehr differenzierte Beurteilungen Napoleons durch denselben Autor: vgl. weiter unten!

der deutsch-katholischen Kirche wurde (DR 57). In einem Exkurs wendet sich Asmodi gegen die herrschende „Russenfurcht" in der deutschen Bevölkerung; er warnt, sie vermöchte Deutschland einst noch „Polens Schicksal" zu bereiten.[46] Dabei verdanke es „im Grunde seine Befreiung" dem Zarenreich, denn ohne die russische Unterstützung „würde Preußen niemals seine heldenmüthige Wiedergeburt zu Stande gebracht und in deren Folge Deutschlands Befreiung bewirkt haben können" (DR 128f.[47]). Herausragende Gegenstände kritischer Betrachtung des Liberalen Friederich in den DR sind z.B. noch: der Liberalismus[48], die Abgeordneten in der französischen Kammer („Deputirte"[49]), die Börse[50].

Technik, künftige Erfindungen. Hier liegt eine in der Forschung stets erneut hervorgehobene Stärke des Autors. So prophezeite er ein Ereignis, das nach seiner Berechnung ins Jahr 1946 fallen, also zu einem Zeitpunkt rund hundert Jahre nach der Veröffentlichung des Buchs eintreffen sollte, wobei „Luftschiffe mit ihren Dampflenkmaschinen" eine Rolle spielen. Verkehrsmittel dieser Art, so seine Vision, würden im Jahr 1891 konstruiert werden (DR 173f.[51]). Für das 20. Jahrhundert ließ Friederich eine Erfindung prognostizieren, die zwar künftighin tatsächlich gemacht wurde, jedoch zu einem früheren Zeitpunkt, nämlich bereits zu Ende

---

[46] Die Teilung also. Eine zutreffende Vorhersage, denkt man an die Geschichte des Reichs in der Phase von 1945-1989.

[47] Eine These, die so oder ähnlich ebenfalls in der deutschen Geschichtsschreibung des 19./20. Jahrhunderts aufzufinden ist, nicht zuletzt bei Heinrich von Treitschke. – Auf der anderen Seite sinnierte JKF jedoch auch sorgenvoll (1835) über „Rußlands Übergewicht" und den Augenblick, „wo die Dardanellen in der Hand eines tätigen und eroberungssüchtigen Volkes" seien – der Russen (E/L 145-148).

[48] „Diese liberalen Helden […]. Diese modernen Freiheitsmänner bestehen aus zwei Hauptgattungen […], nämlich Betrüger und Betrogene, oder Schurken und Schafsköpfe […]." (DR 146)

[49] (Asmodi:) „… Ihr seyd Räuber, gewissenlose Diebe, Gauner, ehrlose Betrüger …" (DR 30)

[50] „Die Börse bot fortwährend das Schauspiel eines von losgekommenen Narren und entfesselten Wahnsinnigen erstürmten Tollhauses." (DR 36)

[51] Das lenkbare Luftschiff mit Dampfmaschine wurde aber bereits 1852 und 1855 in Frankreich konstruiert. Ebenfalls dort legte ein Luftschiff in Eigenbewegung erstmals eine Fahrt von 20 Minuten zurück (1884). Premiere des Luftschiffs in Deutschland („Zeppelin") im Jahre 1900.

seines eigenen Jahrhunderts (1895): „Bewegliche Gemälde häuslicher und öffentlicher Scenen“ (DR 236) = das Kino!

Literatur und Journalistik. Der Paris-Aufenthalt der Reisenden verschafft diesen Gelegenheit, sich über die französische Literatur der – damaligen – Gegenwart zu unterrichten oder auch nur zu mokieren, darunter über Historiker, Philosophen und belletristische Schriftsteller, z.B. Eugène Sue und Victor Hugo. Über Sue heißt es einsichtig: „Seine Pariser Geheimnisse … haben doch die socialen Gebrechen der französischen Gesellschaft und die Zweckwidrigkeit und Unzulänglichkeit der französischen Gesetze … aufgedeckt …“ (DR 21) In Bedlam treffen die Reisenden allerdings eine Geisteskranke an, die „ein Opfer der modernen Romanen(!)wuth“ geworden war, weil sie die „Mysterien“ von Paris, London usw. verschlungen hatte (DR 122).[52] Ferner verteilte er (obwohl selber Dumas-Übersetzer!) Seitenhiebe u.a. gegen „Alexander Dumas und Comp.“ und dessen „Romanen(!)fabrik“ (DR 22f.) sowie Balzac (DR 23; wo sich Friederich fatal im Ton vergriff). Die Schmähung der Journalisten durch Friederich reihte sich ein in die seit dem 19. Jahrhundert immer lauter werdende Journalistenschelte (von Balzac, Kierkegaard, Lassalle, W. Liebknecht, K. Kraus u.v.a.m.): „mit wenig ehrenvollen Ausnahmen, ehrloses Gesindel“ (DR 34[53]).

Menschenbild. Im Zusammenhang mit der Kolonialpolitik der großen Mächte kritisierte Friederich die Geringschätzung, mit der die Europäer auf die Völker in den von ihnen begehrten Territorien hinabsahen: „Wer hat Dir denn gesagt[,] daß der Araber, der Kabyle, der Maure als

---

[52] Sues sensationeller Erfolgsroman *Les Mystères de Paris (Die Geheimnisse von Paris)* erschien 1842f., zog alsbald einen Kometenschweif ähnlicher Werke anderer Autoren in Frankreich und anderswo hinter sich her: *Die Geheimnisse von London, Rom, Wien, Prag, Berlin, Hamburg* … sogar auch *von Marseille* (dies Buch noch 1867; der Verf. war immerhin E. Zola!) und beeinflußte dazu literarische Werke, die sich nicht gleich im Titel als zu Sues Progenitur gehörig zu erkennen gaben, so etwa von Willibald Alexis: *Ruhe ist die erste Bürgerpflicht* (1852); derselbe W. A. rezensierte auch Sues Roman und die durch Sue verursachte Reihe der Nachfolge-Romane.

[53] Friederich selber betätigte sich in langen Jahren als – Journalist. Siehe die Rubrik: „Periodische Schriften“ (E/L 307-318), die ausweist, für welche und wie viele Zeitungen und Zeitschriften er 1815-1848 arbeitete und welche er gründete und redigierte.

Mensch nicht eben den Werth, und vor dem Thron des Allmächtigen vielleicht noch einen höhern als der Pole, der Franzose, der Engländer, der Deutsche etc. habe?" (DR 187) Im selben Zusammenhang ergeht sein Fazit: „[…] die Menschheit ist doch wahrhaft grauenerregend!" (Ebd.) Es klingt wie die Vorwegnahme der leitmotivisch wiederholten Klage von Indras Tochter in Strindbergs *Traumspiel* (1901f.): „Es ist schade um die Menschen!"

Insgesamt wird man das Buch kaum als eine herausragende unter den zeitgenössischen literarischen Produktionen einschätzen dürfen, die über die Zeit ihrer Entstehung hinaus zu interessieren vermöchte. Es brilliert weder künstlerisch als Erzählwerk, als (fiktiver) Reisebericht, geschweige als Satire, noch überzeugt es in seiner politischen Qualität oder als Utopie. Das phantastische Element darin wirkt, so angestrengt sich der Verfasser auch um seine Aktualisierung bemühte, verglichen etwa mit der Motivgestaltung in Dichtungen von E. T. A. Hoffmann, Hauff, Balzac, Gogol, E. A. Poe und Barbey d'Aurevilly, abgestanden, daher ungenießbar.

Ausschließlich für die Forschung kann das Buch in einer Beziehung von Wert sein: indem es für eine Vorstudie oder -stufe des umfänglicheren Memoirenwerks genommen wird, mit dem es einige Züge gemein hat (Frankreichbild, Literaturgeschichtliches, Technikenthusiasmus).

Vierzig Jahre und noch fünfzehn.

Die Selbstlebensbeschreibung Friederichs ist in der Forschung mit der Gattungsbezeichnung versehen worden: Memoiren.

Das ist zugleich falsch und richtig. Richtig, weil der Verfasser seine eigene Vita darin auf rund 2000 Seiten ausbreitete. Falsch, weil er sie nicht in ihrer puren Faktizität niederlegte, sondern vermischt mit Elementen des Erfundenen, Erwünschten, Erdichteten, Erträumten. Daß er genau dies im Sinn hatte, verrät der von ihm selber zunächst gewählte Titel: *Wahrheit und Dichtung oder Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten* (sic!) *1790-1830.*[54]

Was er sonst – über die Verbindung von Faktizität und Fiktionalität hinaus – beabsichtigte, verrät seine Titelwahl ebenfalls: sich in die Tradi-

[54] Vgl. die (seinerzeit unveröffentlicht gebliebene) *Vorrede*, abgedruckt in E/L (126-130); bei dieser Fundstelle ist auch das Faksimile des Textes eingefügt.

tion eines Großen zu stellen, des vierzig Jahre Älteren, welcher wie er aus Frankfurt gebürtig war, der die Darstellung seiner Jugendgeschichte, erschienen 1811/33 unter dem Titel *Aus meinem Leben*, ursprünglich mit dem Untertitel *Wahrheit und Dichtung* versehen hatte. Ihn änderte jener Ältere dann – aus Gründen des Wohlklangs? – in *Dichtung und Wahrheit.*[55]

Ebrard und Liebmann rühmten Friederichs ‚Autobiographie' – die *Vierzig Jahre* und *Noch fünfzehn Jahre* zusammen – als „eines der hervorragendsten Werke der Memoirenliteratur überhaupt". Freilich dürfe man es keinesfalls „als eine untrügliche Geschichtsquelle" ansehen. Weshalb nicht? Dem Verfasser seien Irrtümer unterlaufen, und er habe „Ausschmückungen" vorgenommen und „Erfindungen" eingebaut. Unter den *inhaltlichen* Motiven sei entschieden eines, auf welchem der Wert des Werks *nicht* beruhe: „das erotische Moment"; hingegen eine Zweizahl, worauf er tatsächlich beruhe: „die mit außerordentlicher Lebhaftigkeit und Plastik erzählten Erlebnisse des jungen Offiziers in den napoleonischen Kriegen" und nicht minder die „sitten= und kulturgeschichtlich bedeutsamen Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens jener Zeit, an dem Friederich, wie kaum ein zweiter, teilgenommen hat" (91f.).[56]

Friederich beanspruchte für sich selber, aufgrund von Autopsie, aus eigener unmittelbarer Erfahrung, als ein Mitstreiter, der das Geschilderte persönlich erlebt hatte, zu berichten. So heißt es im Vorwort zu seiner Schrift *Napoleon Bonapartes vollständige Lebensbeschreibung* (4 Bde., 1839):

> Als Offizier bei der Armee mußte mir so manches klar und deutlich werden, wovon der Stubengelehrte, hinter seinem Pulte verschanzt, auch nie eine Ahnung haben kann, besonders was die Kriegsereignisse und deren Schauplatz betrifft. Nur der, der das

[55] In laxer Zitierung bezeichnet nunmehr er die Autobiographie, wie man ihn längst als Obertitel empfindet. – Ich versage mir an dieser Stelle die neuerliche Diskussion der Frage, die durch jede Autobiographie und Biographie, nicht ausgenommen solche mit wissenschaftlichen Anspruch, aufgeworfen wird: Die (Selbst-)Lebensbeschreibung, ist sie nicht immer Wahrheit *und* Dichtung zugleich; ja: auch mehr Dichtung als Wahrheit? Dazu vgl. meine Barlach-Biographie (Kap. I unter der Überschrift: „Barlach deuten?"): *Barlach oder Der Zugang zum Unbewußten. Eine kritische Studie.* Würzburg: Königshausen & Neumann, 1994. S. 9-18. – Goethe (und in seiner Spur JKF) spricht mit dem Hinweis auf das Dichterische (Fiktionale) in seinen eigenen Denkwürdigkeiten vielleicht nur die *Wahrheit* über *alle* Denkwürdigkeiten aus.

[56] Die kultur- und sittengeschichtlichen Schilderungen schienen für sie auch den „besonderen Reiz" der *Fünfzehn Jahre* auszumachen (E/L 100).

> Feld=, Kriegs= und Lagerleben mitgemacht hat, kann eine lebendige Darstellung davon und einem solchen Gemälde die richtige Farbenmischung geben. (E/L 143)

So selbstbewußt es von ihm formuliert ist, provoziert sein Diktum doch Widerspruch. Es bedeutet nämlich, die Phantasie des belletristischen Verfassers ebenso zu unterschätzen wie die Forschungsleistung des Historikers, der die Geschichte vergangener Epochen in einem zugegeben aufwendigen Verfahren anhand von Dokumenten und Überresten rekonstruiert, und sowohl etwa dem Roman, vor allem dem historischen Roman seine Authentizität zu bestreiten als auch der Geschichtsschreibung die ihrige. Auf der anderen Seite werden der Historiker und der Romancier dem Memoirenwerk eines Augenzeugen niemals die Bedeutung absprechen und es gegebenenfalls für ihre Darstellungen behutsam-kritisch ausschöpfen.

Eines dürfte unstrittig sein: Die Erfahrungen seines eigenen Lebens – in der kaiserlichen Armee, an den Fronten der napoleonischen Kriege, in der Etappe, in der preußischen Armee, wie späterhin auf einem nichtmilitärischen Felde, einem jedoch gleichfalls mit allerlei Hindernissen bestückten, von Gräben durchzogenen, nicht selten verminten Terrain: in der Journalistik und Literatur – waren der ergiebige Steinbruch, den Friederich während seiner schriftstellerischen Laufbahn ausbeutete, und soweit er dies tat, erzielte er für die Leserschaft seiner Zeit und darüber hinaus brauchbare, oft recht wertvolle Ergebnisse.

Brauchbar, wertvoll nur hier. Nicht dort, wo er sich darin versuchte, ein Phantasiekunstwerk zu schaffen à la *Dämonische Reisen* – seine Muse war die Erinnerung, die eigene; die Phantasie war es keinesfalls.[57]

Und unleugbar: Von besonderem Interesse ist, daß dieser Autor seine Erfahrungen, soweit es militärische waren, eben keineswegs im Heer eines deutschen Staates gewann, sondern – aus nationalistisch-chauvinistischer Sicht, gleichzeitiger und späterer geurteilt – in einem ‚feindlichen', so daß er sich (mit dem Terminus des 20. Jahrhunderts) als ‚Kollaborateur' betätigt hatte, sich mindestens *a posteriori* dem Verdacht des ‚Landesverrats' aussetzend.[58]

---

[57] So auf dem Felde der Belletristik. Ganz anders, was Friederichs Zukunftsspekulationen anlangt, spezifisch hinsichtlich der Technikentwicklung. Hier betätigte er eine stupende, eminent technische Phantasie.

[58] Ein Gesichtspunkt, den Ebrard und Liebmann in ihrem Buch, welches im letzten Jahr des 1. Weltkriegs erschien, aus verständlichen Gründen nicht zu

Der Steinbruch stand dem Schriftsteller Friederich zur gründlichen Nutzung offen, und er bediente sich daraus einige Jahrzehnte lang.

Zwischen der kruden Erinnerung und ihrer literarischen Formung in den Memoiren lag eine ständige wichtige Zwischenstation, eine Vorform der definitiven Verschriftlichung, und diese hieß: Tagebuch. Oder vielmehr in der Mehrzahl: einige Dutzend Tagebücher. Von ihnen handelte die seinerzeit durch den Verlag unterdrückte Einleitung. Aus ihr erhellt, daß die Aufzeichnungen in drei Sprachen abgefaßt worden waren: Deutsch, Französisch, Italienisch. In der Einleitung gab Friederich auch über die wesentlichen Inhalte seiner Tagebücher Auskunft; mit denselben Stichworten lieferte er zugleich das Programm des ‚Memoiren'werks (E/L 128f.).[59] In den *Didaskalia* (seit dem 1. Januar 1823), einem belletristischen Beiblatt zum *Frankfurter Journal* (dies existierte seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts) begann Friedrich mit der Exploitation seines Materials. Er veröffentlichte bereits im 1. Jahrgang der Beilage: *Fragmente aus einem späterhin im Druck zu erscheinenden Werke, welches das Leben und die Begebenheiten eines französischen Offiziers, der die Feldzüge von 1805-1814 in Italien, Spanien, Deutschland usw. unter Napoleon mitgemacht hat, enthält. Ein Roman und keiner* (E/L 290[60]).

---

akzentuieren wagten. – Die überwiegende Mehrzahl der deutschsprachigen Memoirenschreiber aus der Zeit der Revolutions- und napoleonischen Kriege stammt von Mitkämpfern in Heeren der deutschen Fürsten, auch von deren Begleitern (bekanntestes Beispiel: Goethe), und nur eine Minderzahl, zu der an erster Stelle Friederich gehört, von französischen Parteigängern – die es meistens nur temporär gewesen sind. Zur letztgenannten Gruppe würde etwa noch zu zählen sein: Friedrich Christian Laukhard (1758-1822) mit seiner Autobiographie *Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben* […], 1792ff. – Immerhin vergleichbar, aus neuester Zeit: das Werk eines Deutschen, der als Fremdenlegionär in französischen Diensten stand; vgl.: Dietrich Stahlbaum, *Der Ritt auf dem Ochsen oder Auch Moskitos töten wir nicht.* Ein Roman. Aachen: K. Fischer Verlag, 2000 (stark autobiographisch; Einsatz in Vietnam!).

[59] Über das Schicksal der Tagebücher ist nichts bekannt. In den Memoiren erwähnte er sie: 2,78 (aus Italien: „Jeden Abend schrieb ich in mein Tagebuch […]"); 3,354 (aus den Tagebüchern resultiere eine Selbstcharakteristik seiner Amouren wegen als „wilder Wüstling"; er werde jedoch nicht ein Ende nehmen wie Don Juan, sei er doch „beizeiten […] zur Erkenntnis gekommen"); 3,432 (Rettung der Tagebücher beim Brand eines Hauses, worin er während seines Magdeburg-Aufenthalts eine Wohnung gemietet hatte).

[60] Die Herausgeber setzten ein Ausrufezeichen hinter das Wort „erscheinenden", der fragwürdigen Grammatik wegen. – Die Angabe „ein Roman und

Roman und keiner – diese Bezeichnung verweist sofort schon auf einen Text im Übergang zwischen Geschichtsbericht und Fiktion. Kam diese Eigenart bereits dem ersten gedruckten Fragment von 1823 zu, so ergibt sich, daß sie seit Anfang der Niederschrift der Lebenserinnerungen festgelegt war; fünfundzwanzig Jahre vor Erscheinen der definitiven Fassung. Auch in den Folgejahren veröffentlichte Friederich in verschiedenen Journalen weitere Bruchstücke der Autobiographie; so im *Phönix*[61]. Darunter: „Napoleons projektierte Befreiung aus der Gefangenschaft auf St. Helena im Jahre 1820 und 1821" (woran er selber maßgeblich beteiligt war); auch: „Die Entführung einer Nonne aus dem Ursuliner=Kloster zu Rom", eine Erzählung von stark novellistischer Färbung – man erkennt an der Gestaltungsweise das Vorbild der Denkwürdigkeiten anderer Verfasser der frühen Neuzeit, von der Renaissance bis ins 19. Jahrhundert. Beide Stücke wurden später in die Memoiren eingefügt, wie mehrere andere Artikel aus desselben Verfassers Feder, die er bei der ersten Publikation mit der Angabe versah: „Fragment aus den noch ungedruckten Memoiren Strahlheims" (E/L 312).

Wie könnte man eine Übersicht über die Fülle der in dem Buch festgehaltenen Geschehnisse erlangen? Über die immense Zahl von Personen – historischen und privaten –, und Orten – deutschen und ausländischen? Über das komplexe Erleben des epischen Ichs und die vielerlei Reflexionen, die der Berichterstatter beigab? Wie dem Ganzen der Denkwürdigkeiten gerecht werden?

Ein gangbarer Weg mag sein, eine Handvoll zentraler Darstellungskomplexe auszuwählen, um sie zu umreißen und einen provisorischen Eindruck vom Reichtum und der Beschaffenheit der Schilderungen des Verfassers zu vermitteln.

1. Die Stadt seiner Herkunft: Ein durchgehender Zug der Memoiren ist die Kritik an Frankfurt. Sie betrifft sowohl die ökonomische Dimension der

keiner" läßt an den modernen Begriff der „Romanbiographie" denken. Mit dieser versah der ungarische Autor Sándor Márai seine Autobiographie (*Bekenntnisse eines Bürgers. Erinnerungen.* 5. Aufl. München [u.a.]: Piper Verlag, 2001. S. 6), als er festhielt: „Die Personen der Romanbiographie sind erfunden […]", womit er sich allerdings viel weiter in die Fiktion hineintraute als JKF. Es fragt sich ja, was dann an dem Werk noch „-biographie" ist; und was soll man von den zahlreich vorkommenden authentischen Namen historischer Persönlichkeiten und Autoren, die darin begegnen, denken?

[61] Mannheim: Verlag der Allgemeinen Kommissions=Anstalt, 1825-1830.

Stadt: den Kommerz, die (beginnende) Industrialisierung samt Emporkommen der Großbourgeoisie, den Luxuskonsum, als auch den ideologischen Überbau: Verwaltung, Justiz, Religion und kulturelles Leben oder dessen Fehlen. Der Verfasser verkannte durchaus nicht, daß Frankfurt vom Jahrhundertende bis in den Vormärz eine Entwicklung durchlief:

> Von großen Gastereien, Schmausereien und prunkenden Abendfesten waren die damaligen Frankfurter auch schon gewaltige Liebhaber, indessen hatte zu jener Zeit noch nicht der Geldkastengeist den ekelhaften Einfluß und hohen Grad, wie dies jetzt der Fall ist, erreicht. Das gesellige Leben gestaltete sich weit freundlicher und herzlicher … (1,88f.)

> Das goldene Kalb spielt in Frankfurt eine größere Rolle, als in irgendeiner anderen mir bekannten Stadt, und ist der Götze, dem hier mit wenig Ausnahme alles huldigt und frönt. (4,104)

Er gesteht, vor dem Typus des Kaufmanns habe er sich geradezu geekelt (1,182), so daß er, um nicht selber in den Kaufmannsstand treten zu müssen, einen Ausweg suchte. Was fand er? Das Soldatenleben zusamt damit zu verbindenden künstlerischen[62] und erotischen Passionen. Dem folgte seit 1819 die – aus der Sicht seiner Mitbürger nicht minder außenseiterische – journalistisch-literarische Tätigkeit, welche zu allem übrigen denn doch einige kaufmännische Fähigkeit erforderte. Er verhöhnte die „Frauen dieser Fabrikherren", der „Parvenüs vom gewöhnlichen Schlag" (1,148). Sein Urteil war aber kein allgemeines über die Frankfurterinnen. Ihnen attestierte er, sie stünden „auf einer weit höhern Stufe der Bildung" als die männliche Bevölkerung (E/L 237); warum? „Von der zartesten Kindheit an wird dem Knaben als höchstes Glück und einziges Ziel der reiche Kaufmann gezeigt …" (E/L 238)[63] Die „wichtigsten Ämter" in Frankfurt würden „durch Dummköpfe, Ignoranten oder Schurken bekleidet, wenn diese nur Ratsverwandte[64]

---

[62] Eine spätere Einsicht: Alle Menschen seien, ob Offizier oder Komödiant, „doch alle nur die Schauspieler unseres Herrgotts" (3,266).

[63] Kleine aktuelle Abschweifung. Welches in der Gegenwart (des Jahres 2004) nicht nur den Frankfurter Knaben im zarten Alter gezeigt wird, sondern – im Zeichen des Neoliberalismus – der gesamten Weltbevölkerung.

[64] Nach Adelung: Der „Ratsverwandte" = ‚das Mitglied eines Stadtrats'; genauer: nur des äußeren oder weiteren Rats, insofern das Mitglied des inneren oder engeren Rates „Ratsherr" heißt.

sind" (2,10).[65] Er kritisierte sowohl die Strafjustiz – darunter deren überaus grausame Hinrichtungspraxis (noch 1817!) – wie die „den Armen so ungünstige als den Reichen günstige Frankfurter Ziviljustiz" (3,395). Das konfessionelle Klima sah er nach wie vor durch die Pietisten und „Mukker" geprägt. Die „protestantischen Frommen" hielt er „für weit gefährlicher" als die Jesuiten (4,149).

Schroff schilderte er den Mangel an Geist und Kultur, das abgründige Wissens-Defizit der Kaufleute und „Geldaristokratie" auf allen Gebieten außer ihrem eigenen, dem ökonomischen und mammonistischen: „Klinger, Schlosser, Börne, ja selbst Goethe sind ihnen teils fremde Namen oder doch die ‚Handlanger brotloser Künste'" (3,479).[66] Vor allem ertrug er den Umgang vieler Frankfurter mit dem größten unter den aufgezählten Autoren nicht, Goethe. Wie heftig dieser in seiner Geburtsstadt abgelehnt wurde, ja, wie feindselig die Stimmung ihm gegenüber bei Teilen der Einwohner war, dafür berichtete Friederich die peinlichsten Beispiele.[67] Daß der Memoirenschreiber selber bei den Frankfurtern bloß eine samt und sonders negative „Reputation" erwerben konnte, war angesichts der städtischen Zustände verständlich (3,497).

Sah Friederich seine Geburtsstadt vor allen anderen Orten durch die Herrschaft des Mammons charakterisiert, wie sie in seiner Sicht anderswo so nicht hervortrat, fand er aber alle „diese kleinen deutschen Residenzen" ebenfalls erbärmlich, nämlich leidend „an einer erstickenden Langeweile und Einförmigkeit" (4,8).[68]

---

[65] Ausführliche Beschreibung der Frankfurter Zustände: 3,466f. – An anderer Stelle gibt JKF einen Hinweis darauf, daß ausschließlich Lutheraner „in Senat treten oder ein öffentliches Amt erlangen konnten" (4,49).

[66] JKF zählte hier namhafte Schriftsteller auf, die in Frankfurt gebürtig waren; Johann Georg Schlosser, der Schwager Goethes (1739-1799), starb hier auch. An anderer Stelle setzte er noch – die ebenfalls in Frankfurt geborene – Bettina hinzu und ihren Bruder Clemens, der zwar nicht in Frankfurt geboren war, jedoch hier Jugendjahre verbrachte (4,105).

[67] Vgl. 4,74f.; hier zitierte er u.a. die Äußerung von Goethe-Feinden aus dem Todesjahr Goethes 1832: „Es ist gut, daß der Gottesleugner einmal fort ist".

[68] Er zählte auf: Stuttgart, Kassel, Karlsruhe, Darmstadt, Hannover, Dresden, München. Bloß zwei Ausnahmen nominierte er: Berlin und Wien (4,9). Er benannte dafür: Berlin – „große geistige Gewandtheit"; Wien – „eine hochsinnliche Lustigkeit"; wobei man die Kennzeichnung Wiens besonders fragwürdig finden muß (lediglich die Oberfläche tangierend).

2. Militaria. In seinen Memoiren gab Friederich sehr detailliert die Zustände in den unterschiedlichen Heeren wieder, worin er gedient hatte, in einem Umfang, der eine nähere militärgeschichtliche Untersuchung seiner Darstellung rechtfertigen würde. Um nur einiges anzudeuten:

Als Folie dient ihm der Kontrast zwischen den französischen Armeen der Revolutionszeit und des 1. Kaiserreichs auf der einen Seite sowie den Armeen der deutschen Fürstenstaaten und den „Reichstruppen" auf der anderen.[69]

Auf dieser Folie beschrieb er seine eigene militärische Karriere, seine damit verbundenen Missionen, Abenteuer und Streiche[70], vor allem die Feldzüge, Schlachten, Gefechte, das Etappendasein.

[69] Über die Letztgenannten in der Revolutionszeit: „Diese Heere waren damals wahre Zuchthausanstalten und die Regimenter die letzten Zufluchtsorte für Vagabunden, Diebs= und Raubgesindel und Verbrecher aller Art […]" (1,42; überhaupt stark beachtlich die ausgedehnte Analyse in diesem Kapitel.) Das Regiment Isenburg der Kaiserzeit setzte sich aus Deutschen, Polen, Russen, Tschechen und Ungarn zusammen (die Vorzüge und Nachteile der Soldaten aus den verschiedenen Nationen: 1,510ff.). Als Friederich, ein junger Soldat, in dies überwechselte, herrschten damals Zustände darin wie in den Fürstenheeren (1,227). – Aus Frankfurt unter französischer Besatzung, 1792: „Die Bürger konnten sich nicht genug über den ungeheuern Unterschied zwischen diesen und den österreichischen und preußischen Soldaten wundern." (1,51) – Im deutschen Militär, selbst wenn im Dienste Frankreichs wie das Regiment Isenburg, war das Prügeln der Soldaten Gewohnheit. Es wurde deswegen in französischen und italienischen Regimentern verachtet (grundlegende Betrachtungen: 1,250ff.). – Der Vergleich erstreckt sich auch auf die Bedingungen der Gefangenschaft; in der französischen erging es den Gefangenen um Vieles besser (1,216). – Erkennbar – noch wieder und stets von neuem – als antidynastisches Argument weit bis ins 19. Jahrhundert hinein war der vom Autor mehrmals erwähnte Soldatenhandel deutscher Fürsten (1,54; 3,458). – Jedoch konstatierte JKF die Arroganz der französischen Armeen „im Gefühl ihrer bisherigen Siege" in Spanien (2,371). – Auf der Gegenseite: Hausen deutscher Truppen (v.a. bayrischer) in Österreich (2,467). – Weiterhin verglich er die Preußen als Besatzung in Frankreich und die Franzosen als Besatzung in Deutschland, eine Untersuchung, die eher zugunsten der Deutschen ausfällt (3,250-262), mit Rühmung besonders der Preußen, „welchen doch fast allein Deutschland seine Befreiung von fremdem Joch zu verdanken hatte" (3,261). Hinzuzunehmen ist aber Friederichs Äußerung über die russische Hilfe für Preußen (DR, s.o.).

[70] Darunter gelegentlich extrem makabre wie die Anrichtung eines „Totenmahls", in dem JKF (als quasi-Faust agierend) große Gestalten der Geschich-

Das damalige „französische Soldatenleben" beurteilte Friederich als „ein sehr lustiges, unbekümmertes und sorgloses" (1,271), eingerechnet die Leichtigkeit des Zugangs zu den „Priesterinnen der Venus *vul.*" (1,281).[71]

Einen vollständigen Kontrast zur angenehmen Dimension des Soldatenlebens bildeten die entsetzlichen Abschlachtungen in den Kriegen der Epoche, jene schier unermeßlichen Greueltaten, wie sie Friederich, ein noch nicht oder gerade erst Siebzehnjähriger, in ganz Südeuropa beobachtete, vor allem in Italien während der Kämpfe gegen die Briganten (u.a. 1,509f.). Gab es auf der einen Seite vielleicht wirklich Anlaß zur „Lustigkeit", mußten die Soldaten auf der anderen doch eine Menge Kalamitäten erdulden. So z.B. litten die Armeen in den Kriegen allesamt unter dem „Kommissarien= und Lieferantengeschmeiß und was daran hing, wahre Blutsauger der Völker wie der Truppen" (2,321).

3. Frankreich. Bezeichnete Friederich Frankreich als sein zweites Vaterland, so erstaunt es nicht, daß sich seine Schilderungen in den Memoiren zum erheblichen Teil auf dies beziehen – in einem vergleichbar großen Maße wie sonst nur auf sein erstes Vaterland Deutschland. Und ähnlich wie er Deutschland und seine Zustände nie anders betrachtete als kritisch, so auch Frankreich. In seinem Urteil über beide spiegelten sich die gemischten Erfahrungen, die er in ihnen machte, darüber hinaus seine Beobachtungen und Reflexionen. Seine Ausführungen kann man in fünf Rubriken verteilt denken: Topographie (Beschreibungen von Land, Stadt, Leuten) und nationale Physiognomie; Geschichte (nicht zuletzt der Französischen Revolution); die Politik der Gegenwart; französische Kultur, Kunst und Literatur; die deutsche (gelegentlich zudem: europäische) Emigration in Paris.

Beschreibungen französischer Landschaften und Städte finden sich gehäuft im ersten Band der Memoiren. Hierin auch Schilderungen von Exkursionen in ausnehmend schöne Regionen, etwa auf Petrarcas Spuren (mit der gehörigen Erwähnung der Laura des italienischen Dichters) in der Nähe des Ventoux (1,296-299). In Toulon bewegt ihn das furchtbare Los der Galeerensklaven, er studiert das Bagno (1,338-344). Im

te erscheinen ließ von Salomo bis Marie Antoinette (2,542-545; 3,9). – Bei anderer Gelegenheit veranstaltete er aus Übermut und Langeweile eine Abendparty, zu der er sieben Frauen einlud: sämtlich verheiratete, allesamt seine Geliebten, mit ihm selber als einzigem Mann (3,402ff.).

[71] Venus vulgivaga; also den Prostituierten. Anderer Terminus dafür in jener Epoche: „Nymphen", z.B.: „Nymphen des Palais=Royal in Paris" (1,321).

vierten Band gibt er einen Bericht über seine Seine-Reise, die ihn in die Normandie und ans Meer führte (367-404). In Rouen: als erstes das obligatorische Gedenken an die Jungfrau von Orleans, Jeanne d'Arc (383-386). Er nennt sie „dieses Heldenmädchen" und erzählt die Geschichte des grausamen Justizmords, dem sie 1431 zum Opfer fiel. Unter den Bemerkungen Friederichs, mit denen er zur nationalen Physiognomie Frankreichs beizutragen suchte, sei hier nur eine herausgegriffen. In seiner Charakteristik Lamartines erwähnte er, dieser

> leidet an einem Übel, an dem mit äußerst seltenen Ausnahmen fast alle Franzosen, selbst die höchstgestellten, leiden, und das ist eine gänzliche Unwissenheit aller auswärtigen Verhältnisse […] (4,270).[72]

Als der junge Offizier Ende 1810 zu einer Mission nach Paris kommandiert wird, reflektiert er über „Frankreichs berühmte Hauptstadt" mit sehr zwiespältiger Empfindung, es sei die Metropole, „von der alle Teufeleien, Moden und die Welt erschütternden Befehle ausgingen" (2,514), und setzt wenig später hinzu: der „Zentralpunkt […], von dem seit zwanzig Jahren so viel Teufeleien und welterschütternde Umwälzungen ausgingen, die der ganzen Erde eine andere Gestalt zu verleihen schienen […]" (2,517).[73] Mit dem Ausdruck „Teufeleien" spielte er auf die Revolution oder doch eine Phase darin an.

Eine Generation später, 1842, als er definitiv in Frankreich Fuß zu fassen plante, stellte er sich völlig unterschiedlich auf die Hauptstadt ein. Jetzt kommt er in das Paris des Bürgerkönigs – er verdeutschte: Ludwig Philipp. Die Ära der großen Revolution liegt ein Menschenalter zurück, die von 1830 ebenfalls eine gute Spanne, und Friederichs Augenmerk richtet sich in erster Linie auf soziologisch-kulturhistorische Begebenheiten:

> So war ich nun instand gesetzt, das Treiben der sogenannten vornehmen Welt zu Paris durch und durch kennen zu lernen und beurteilen zu können, wurde ganz in ihre Mysterien eingeweiht und wohnte mitunter recht ergötzlichen Salonszenen bei […], und

[72] Was heutzutage in der deutschen Presse stets über die Bevölkerung der Vereinigten Staaten behauptet wird. Wenn Friederich dagegen hält, daß es in Preußen in dieser Beziehung ganz anders sei, wäre sicher einzuwenden, daß das genannte „Übel" so gut wie sämtlichen Bevölkerungen der Länder der Erde anhaftet.

[73] Die (rund) 20 Jahre:1789-1810.

> machte so zugleich die Bekanntschaft der Pariser Notabeln jeder Gattung. (4,194)[74]

Seine häufigen, im Tenor stets negativen Äußerungen über die Französische Revolution, vor allem die Jakobiner, erweisen, daß er den Charakter und Verlauf der Ereignisse weder verstand noch in den Gang der Geschichte der Neuzeit einzuordnen vermochte.[75] Was sie ausdrücken, sind in erster Linie der – nachwirkende – Schrecken und die anhaltende moralisierende Empörung eines freisinnigen deutschen Bildungsbürgers, eines liberalen Anhängers der (konstitutionellen) Monarchie.[76]

---

[74] Vorrangig mit den Intellektuellen: „Meine literarischen und journalistischen Arbeiten brachten mich nach und nach mit allen schriftstellerischen und publizistischen Notabilitäten in Berührung, von denen ich jedoch die meisten schon in verschiedenen Salons gesehen und teilweise ihre Bekanntschaft gemacht hatte." (4,269) – Der „Mysterien"-Begriff in Anlehnung an den Roman von Sue?

[75] Im Unterschied zu anderen Deutschen in Frankreich, wie z.B. Heine und Marx.

[76] Die Ära der Revolution ist ihm ausschließlich die „Schreckenszeit" (auf einer einzigen Seite einmal dies Kompositum zwiefach; 2,521). Die Revolutionäre: nur „Blutmenschen" (3,19; 4,242). Er spricht vom „Mordbeil des damals dominierenden Raubgesindels" (4,17f.). Vom „Konkordienplatz" sagt er: „Hier fielen während der Schreckenszeit unzählige freisinnige und rechtliche Bürger als Opfer der blutigsten republikanischen Tyrannei […]" (2,521). – Oder, in nüchtern politischer Formulierung: Seit 1793 habe sich „die ultraliberale Partei im vollen Besitz aller Regierunsgewalten befunden" (E/L 174). Der politischen Begrifflichkeit „republikanisch" und „ultraliberal" entspräche in der heutigen Terminologie: ‚demokratisch'. – Er schilderte den anfänglichen Eindruck, den die Ereignisse der Französischen Revolution in Deutschland hinterließen, druckte auch Custines Manifest ab, das dieser 1792 in Frankfurt erließ und worin z.B. „die Herrschsucht der Reichen" als „schrecklichste von allen" angeprangert wurde: „Der Mann, der von seinem Überfluß praßt, wirft die öffentlichen Lasten auf die Armen." (1,51) In Mainz sei „wenigstens ein großer Teil der Bewohner enthusiastisch für die neue Ordnung der Dinge in Frankreich" eingenommen gewesen (1,52). In Frankfurt hingegen war die Begeisterung deutlich geringer; allerdings gab es unter den Revolutionsanhängern besonders „viele Frauen" (1,26). Einen Wandel der Stimmung habe im Folgejahr die Hinrichtung des französischen Königs bewirkt, die „viele frühere Freunde der französischen Revolution zu deren erbitterten Feinden umschuf" (1,69).

Die Französische Politik während der Ära des Bürgerkönigs: Unter seinen Zeitgenossen in Paris scheint Friederich vor allem Lamartine politisch nahegestanden zu haben[77], und dessen politisches Glaubensbekenntnis (in einer mündlichen Äußerung von 1843) mag auch das Friederichs gewesen sein. Es kleidet sich in die Form eines Bekenntnisses zur Demokratie, war indes im Kern ein nationaler Liberalismus mit starken Akzenten auf Recht, Freiheit und Volk:

> Unter Demokratie verstehen wir die Nation: die eine und unteilbare Nation, und zwar die vollständige Nation! Das übrige würde nur eine traurige und unheilvolle Reaktion sein, wie die der ersten Jahre nach 1789 war, eine Versetzung des Despotismus und keine Freiheit, der Despotismus von unten, statt von oben. Wir wollen ihn aber weder von oben noch von unten, noch von der Mitte. Das Recht allenthalben, die Freiheit für alle; dies ist für uns die Demokratie, das Volk. (4,274)

Der Deutsche kommentierte: „Schöne Worte, nur schade, daß Lamartine, der Dichter, nicht der Mann war, sie wahr zu machen."[78]

Er selber geriert sich in seinen Memoiren als deutscher Orleanist, exakt: als Anhänger der Juli-Monarchie[79], rühmte das „innere Familienleben des Königs" mit seinem gemütvollen Patriarchalismus und den

---

[77] Ihm widmete eine der ausführlichen Passagen zur Gegenwartsliteratur (4,270-275). – Den französischen Emigranten, die wegen der Revolution nach Deutschland geflohen waren, stand er mit ebensolcher Abneigung gegenüber wie den Remigranten im Frankreich der Restauration nach 1815 (1,37; 3,251).

[78] Dachte JKF hier an L.s Wirken in der Revolution von 1848 (bis 1851)? – Er trat Lamartine in der Konversation rigoros entgegen, als dieser den Anspruch Frankreichs auf das linke Rheinufer bekräftigte (ebd.), so wie er in derselben Frage Thiers entgegentrat, sogar, indem er in die Offensive ging und von den „eigentlich deutschen Provinzen" Elsaß, Lothringen und Burgund sprach. In Deutschland habe man schon sehr „bereut", diese nicht 1814/15 „zurückbehalten zu haben" („zurückbehalten": aus Sicht der Okkupationsarmeen), „was man bei der nächsten Gelegenheit gewiß tun werde". Thiers' Antwort sei gewesen: „impossible." (4,182f.) – Die „nächste Gelegenheit" kam allerdings eine Generation später, 1870/71, und Preußen-Deutschland „behielt" – zum Unglück für die europäische Geschichte der Folgezeit – in der Tat zwei der drei genannten Provinzen „zurück".

[79] „… der königlichen Familie", welche „die beste" sei, „die Frankreich je gehabt" habe (4,227). Weshalb er ihre Partei nahm, vor allem auch wider die Republikaner (ebd.).

Monarchen selber, der ein „aufgeklärter Denker" sei (4,236f.; wohl = ein ‚aufgeklärt Denkender').[80]

In Paris nahm er intensiv am gesellschaftlichen und kulturellen Leben teil. Wie er selber sich bereits während seiner Soldatenzeit als Kulturvermittler betätigt hatte, hiernach weiterhin (u.a. mit seinen Übersetzungen), so auch in Paris nach seiner Übersiedlung im Jahre 1842. Er wirkte selber als Veranstalter eines bedeutenden Konzerts, für welches er Konradin Kreutzer als Dirigenten gewinnen konnte (4,198). Wie stark sein Interesse für das Pariser Theaterleben war, beweist der Umstand, daß er ein langes Kapitel, das XIII. im 4. Band, einzig diesem Gegenstand widmete. Große Anerkennung zollte er den Gesellschaften in Paris, den Salons, Soireen usw.:

> Was den Pariser Gesellschaften eine große Annehmlichkeit verleiht, ist, daß hier jeder Unterschied der Stände wegfällt, und der ärmste und unbedeutendste Mann, welchem Stande er auch angehören mag, […] mit eben der Achtung, Aufmerksamkeit und Artigkeit behandelt wird wie ein Prinz von Geblüt oder Herzoge [!] und Grafen von höchstem Adel und fünfzigmal Millionäre […]. In Paris verschmelzen sich mit wenig Ausnahmen im Faubourg St. Germain die Aristokratie des Adels, der Literatur, der Kunst, des Handels, der Politik usw. in einem und demselben Salon so sehr, daß es fast unmöglich wird, sie zu unterscheiden, und bilden ein sehr lebendiges, höchst anziehendes Gemälde, indem das sonst allenthalben dominierende goldene Kalb durchaus nicht vorherrschen kann. (4,217)

Unter den Häusern und Salons hob Friederich einige besonders hervor, so den der Madame Recamier[81], wo er durch Chateaubriand eingeführt wurde (4,209); das Haus des Fürsten Adam Czartoryski, Haupts der aristokratischen (weißen) Partei der polnischen Emigranten, welche diesen als ihren legitimen konstitutionellen König betrachtete: „Polen, seine Schicksale und seine Hoffnungen, waren natürlich meist der Hauptinhalt der politischen Unterhaltungen […]" (4,208)[82]

---

[80] Er nahm ihn dennoch nicht von aller Kritik aus. Insbesondere billigte er nicht des Monarchen sichtliche Anlehnung an die Reichen (= Kapitalisten), die „ihm unendlich in der öffentlichen Meinung" geschadet habe (4,229).

[81] Mitteilungen über ihre Lebensgeschichte und ihren Salon: 4,209-214.

[82] Czartoryski erscheint ebenfalls in der deutschsprachigen historischen Dichtung des 19. Jahrhunderts: in Marie von Ebner-Eschenbachs Erzählung *Der Kreisphysikus*. Dazu vgl.: Heidi Beutin: „Die Revolutionen von 1846 und 1848

Unter den französischen Dichtern und Schriftstellern, die Friederich in Paris kennenlernte, waren viele bedeutende seiner Zeit, deren Werk heute fester Bestandteil der Literaturgeschichte ist; neben den bis in die Gegenwart berühmten auch manche mittlerweile dem Vergessen Anheimgefallene.[83]

An ausländischen Künstlern lernte er Oehlenschläger und Chopin kennen (4,195f.), von deutschen Intellektuellen: u.a. Alexander von Humboldt (4,195). Guten Kontakt pflegte er zu dem in Paris lebenden Geheimrat Johann Ferdinand Koreff (1783-1851).[84] In dessen Salon habe man „jedoch nur durch ihren sozialen Liberalismus ausgezeichnete, vorurteilsfreie Geister" angetroffen, darunter Heinrich Heine (4,216 u. 306). Friederich bemühte sich allerdings, den Letztgenannten möglichst zu meiden; er sei ihm wegen seiner Einstellung zu Ludwig Börne „zuwider" gewesen; Friederich fühlte sich selber immer Börne verbunden, dessen Partei nehmend (4,318). Er perhorreszierte in besonderem Maße die Zeitschrift „Vorwärts" sowie die Beiträger in ihrem Umkreis. Sie erschien in Paris während des Jahres 1844, zweimal wöchentlich, in deutscher Sprache. Unter ihren Beiträgern befand sich wiederum Heine (mit den *Schlesischen Webern*!), dazu die Schriftsteller und Philosophen Ruge, Marx u.a., die bei Friederich als „kommunistische Literaten" firmieren (4,315f.).

4. Südeuropa. Italien. Von den Ländern in die ihn sein Militärdienst führte, ist es nächst Frankreich Italien, über das er eingehend berichtete. Damit ergänzte er das von anderen Deutschen entworfene Italienbild des 19. Jahrhunderts um einen eigentümlichen Zug: um die Sicht des

---

im erzählerischen Werk Maries von Ebner-Esachenbach". *Radikalismus, demokratische Strömungen und die Moderne in der österreichischen Literatur*. Hg. Johann Dvorák. Frankfurt/M. [u.a.]: Peter Lang Verlag, 2003. S. 141-161; hier: S. 146f.

[83] Beispiele aus dem Bd. 4: Balzac (277f.); skurril: JKF versuchte, als Romancier mit B. zu konkurrieren (203); diesem gegenüber behielt JKF stets eine stark von Skepsis bestimmte Einstellung; Alexander Dumas d. Ä. (u. a. Schilderung von JKFs Versuch, mit ihm literarisch zusammenzuarbeiten; 254-257); George Sand (257-260), von JKF genannt: „die Mann=Dame"; Béranger (260-269); Sue (279-285); V. Hugo (285-288); Cousin (288-291); Chateaubriand (295-300). Einer der gegenwärtig kaum noch Namhaften war Jacques Arago (1790-1855), für den JKF Passagen aus Goethes *Faust* ins Französische übertrug (291f.).

[84] Zu ihm vgl.: E. T. A. Hoffmann in den *Serapionsbrüdern* (Koreff darin unter dem Namen „Vinzenz").

französischen Soldaten deutscher Herkunft in Napoleons Armee. Wie sehr seine eigene Vorstellung zunächst literarisch geprägt war, verriet er selber:

> Also nach Italien, dem Zauberland der Poesie und Romantik, das ich schon in frühester Kindheit zu sehen gewünscht, und wohin die Sehnsucht durch Goethes und anderer Autoren Werke noch weit mehr in mir gesteigert wurde. Genua war mir vor allem durch Schillers Fiesko, eine meiner Lieblingsrollen, wert geworden. (1,362)

Er beeilte sich, vermöge einer Grammatik „mit dem größten Eifer" die italienische Sprache zu erlernen (1,384).

In Neapel angekommen, beobachtete er ein Land, das gerade alle Anstrengungen unternahm, nach dem Vorbild Frankreichs den Feudalismus zu verabschieden, jedoch völlig überstürzt, indem der König (Joseph, Napoleons Bruder, Murats Vorgänger) „plötzlich ein Dekret" erließ, „durch welches mit einem Male das ganze Feudalsystem über den Haufen geworfen und aufgehoben wurde" (1,470). Überall, so während seines Rom-Aufenthaltes, versuchte er nach seiner gewohnten Art, den Volkscharakter zu erforschen, vor allem das kulturelle und künstlerische Leben: „Spiel und Musik waren auch hier die Haupthebel der Unterhaltung der Gesellschaft […]" (2,74; dazu 86). Er bemühte sich, in seinen Aufzeichnungen mit Vorurteilen aufzuräumen, wie etwa, daß Italien von „zünftigen Banditen" durchseucht sei (2,91). Kritisch wiederum beurteilte er die Usancen der Justiz, z.B. die Hinrichtungspraktiken (1,469), sowie die Verhältnisse im Gefängniswesen (2,27f.); ebenso die „furchtbare Staatsinquisition" der Venezianer (2,476).[85] Er vergaß nicht, darauf hinzuweisen, wie unbeliebt, ja verachtet die „Nachfolger" der Franzosen in der Herrschaft über Italien, die Österreicher, in diesem Lande waren (2,92).[86]

Spanien. Als Angehöriger der napoleonischen Armee kam Friederich in dies Land zu einer Zeit, als die politischen Spannungen hier ihren Höhepunkt erreichten. Er brachte darin acht Monate zu (2,313-418), in denen er an verheerenden Kämpfen teilnahm, nach seiner Gewohnheit

[85] Vor allem negativ die Staatseinrichtung überhaupt: „Venedigs Bürger, die unter der eisernen Rute der despotischsten und grausamsten Regierung von der Welt lebten […]" (2,485). So aus der Sicht eines Anhängers der Monarchie, meinte er doch, niemals habe „ein Monarch, auch nicht der ausgeartetste Tyrann, eine ähnliche willkürliche Macht und Tyrannei ausgeübt" (2,486).

[86] Mitteilungen über die Karbonari – deren ursprünglicher Zweck die Beseitigung der Fremdherrschaft gewesen war: 3,69f.

aber auch sich ein Bild von Land und Leuten zu verschaffen suchte, von den Sitten, der Kultur, den Künsten sowie von der Geschichte, die in Spanien – das sich darin nicht von den übrigen europäischen Ländern unterscheidet – neben wenig Rühmenswertem historische Greuel kennt von einem Ausmaß, das noch bis heute den Betrachtern das Blut in den Adern gerinnen macht. Dazu gehören die Autodafés (2,324-327[87]); ferner die „Blut= und Mordszenen" während des Volksaufstands vom 2. Mai (2,377). An den Kämpfen der Folgezeit beteiligten sich die Angehörigen der Geistlichkeit, Priester und Mönche, als habe nie ein Gebot der Nächstenliebe existiert, mit allen verfügbaren Waffen (2,401). Wie anderswo, erlebte Friederich auch in Spanien allerlei Episoden, die ihm im Rückblick als komisch und ‚galant' erscheinen wollten, besonders falls Frauenklöster den Schauplatz abgaben, mit jungen und hübschen Nonnen und Novizinnen als Aktricen (2,403ff.). Zudem hob er das Beispiel eines neunzehnjährigen Mädchens im Kampf hervor, beschrieb ihren „selbst bei Männern seltenen Heroismus", sie selber als „Heroine" bezeichnend und als „die neue Johanne d'Arc" (2,397).

Griechenland, Balkan. Im Frieden zu Tilsit (1807) waren die Ionischen Inseln an Frankreich gekommen. Jedoch konnte es sie nicht gegen die Engländer behaupten, mit Ausnahme von Korfu und Paxos (3,117). Friederich verbrachte die letzten Jahre seines Militärdienstes in der französischen Armee auf der erstgenannten Insel, „ein rechtes Schlaraffenleben", da von Kampfhandlungen fern (3,139). Es fehlte ihm nicht an erotischen Abenteuern und angenehmer Geselligkeit. Reisen, Missionen und Exkursionen führten ihn zu verschiedenen Zielen, u.a. auf Homers Spuren nach Ithaka (162f.), weiter auf die Balkanhalbinsel, wo er vor allem in Albanien die türkische Herrschaft studieren konnte (3,169ff.). Seine Schilderung auch Korfus läßt wiederum Kulturhistorisches nicht aus; er tadelte die „Sittenverderbnis" in der Einwohnerschaft, was ihm in erster Linie hieß: „Sodomiterei"[88] (3,141f.).

[87] Sowie S. 365: „Die Autodafés waren eine bittere und blutige Satire auf die christliche Religion und ihren Stifter, und wurden oft nur gehalten, um dem Volk eine Unterhaltung zu gewähren, die es zugleich mit Furcht und Schrekken erfüllen sollte."

[88] Nach heutiger Terminologie: die Homosexualität, die ihm vor allem deshalb unerträglich schien, weil sie auf die Armeeangehörigen übergriff. – Anderseits sträubte er sich in Albanien auch gegen ein Geschenk Ali Paschas von Janina, der ihm „vier ziemlich robuste, wohlgenährte, korpulente Schönheiten", Frauen, die allerdings nicht mehr ganz jung waren, andienen wollte (3,171).

Auf Korfu vernahm er Gerüchte, hörte „von dem unglücklichen russischen Feldzug und der schrecklichen Retirade der großen Armee", ohne indes gleich die Bedeutung, die beides für die Zukunft haben mußte, zu begreifen. Währenddessen setzte die englische Blockade dem Okkupationsheer stets empfindlicher zu (3,191). Überhaupt litt man auf der Insel daran, daß man über die Kämpfe der Jahre 1812-1814 nichts als spärliche, undeutliche und widersprechende Nachrichten empfing (2,218-222).

Im darauffolgenden Jahrzehnt sollte Griechenland noch einmal ein wichtiges Thema in Friederichs Gedankenwelt werden: Er nahm enthusiastisch Partei für die Sache der Griechen im Aufstand seit 1821 („hatte eine Zeitlang große Lust, nach Griechenland zu ziehen") und tat dann wenigstens, was in seinen Kräften stand, um die Erhebung durch finanzielle Beiträge und Spendenaufrufe zu fördern (3,511; E/L 13 u. 66).

Freilich ließe sich nicht sagen, daß er eine ebenso große Begeisterung für die Polen und ihre Sache bekundete. Als die Geschlagenen des Aufstands von 1830/31 durch Deutschland zogen, beobachtete er sie recht kühl und registrierte die bei seinen Mitbürgern grassierende „Polenmanie".[89]

5. Erotica. Bereits in einer Buchanzeige des Verlags von Osiander für die *Vierzig Jahre* erschien die seither kontinuierlich wiederkehrende Bezeichnung Friederichs als des „neuen Casanovas", diesmal eines aus Deutschland (E/L 291).[90] Tatsächlich beichtete er in seinem Lebensbericht eine Menge von Liebesabenteuern, die eine solche Bezeichnung als gerechtfertigt erscheinen lassen können: vielfältige bunteste Intermezzi. Leitmotivisch wiederholte er den Hinweis auf die von ihm favorisierte – oft propagierte, mehrmals inszenierte – Mozart-Oper *Don Giovanni* (damals meist unter dem Namen *Don Juan*).[91] So interpretierte man seine Auto-

[89] Welche er vor allem wiederum an den Frauen feststellte. Er schrieb: „Viele Frauen und Mädchen waren wie behext für die Polen […]" (4,61).

[90] Später verwies die französische Auswahl darauf indirekt mit der Anspielung auf JKFs Erlebnisse im „Alkoven". Rauscher hantierte in seiner *Einleitung* abermals mit dem Namen „Casanova" (S. XVIII). Entsprechend dieser Maßgabe kürzte er wie andere Herausgeber der ‚Memoiren', um unter Reduzierung des kulturhistorischen Stoffs die Galanterien hervortreten zu lassen.

[91] Vgl. etwa 2,75: „Don Giovanni machte Furore, und ich, sein leibhaftiger Repräsentant, wenigstens Aufsehen […]". – Auch verfaßte er ein Vaudeville (= Vorform der Operette): *Der moderne Don Juan* (undeutlich, ob zwei- oder dreiaktig? E/L 328), das 1822 in Offenbach einstudiert wurde, wobei der Komponist selber die Titelrolle sang.

biographie gern als Bestandteil der aus dem 17. Jahrhundert überkommenen Tradition des Don Juan-Stoffs[92] ebenso wie der Tradition erotischer Memoiren Casanovas und seiner Nachfolge, einer Linie, die weiterführt bis zu dem voluminösen Erinnerungsbuch (um 1885) eines pseudonymen Autors mit dem Decknamen „Walter": *Mein geheimes Leben*. Im Namensverzeichnis, das Semerau seiner Friederich-Ausgabe beigab, findet sich (unter „L", zwischen Liebig und Ligny) eine pedantisch angelegte (unfreiwillig humoristisch wirkende) Rubrik: „Liebschaften Friederichs (chronologisch)". Sie verteilt sich auf vier Spalten mit jeweils über vierzig Namen (nicht selten auf Anfangsbuchstaben beschränkt).[93] Um die amouröse Statur und spezifische Liebes- und damit zusammenhängende Gedan-

[92] Vierstellige Zahl von Bearbeitungen, bis in unsere Zeit!

[93] Was er an Liebschaften berichtete, sind also (addiert) etwa 170. – Die von Casanova beschriebenen dagegen sind geringer an Zahl: ungefähr 120; doch wie Friederichs ist auch diese keine übermäßig hohe, wenn man bedenkt, daß C. von 34 Jahren redet, im Schnitt pro Jahr also von drei bis vier Frauen. In etwas früherer Zeit zeugte König August der Starke 384 Kinder; die Zahl seiner Geliebten muß also weit mehr als die der Frauen Casanovas und Friederichs betragen haben. – Erwähnenswert sind die Versuche, einen Gegensatz zwischen Casanova und Don Juan zu konstruieren und den Erstgenannten als „Anti-Don Juan" zu erweisen. Dazu vgl.: Wolfgang Beutin: „Lord Byrons ‚Don Juan' und die Wiener Psychoanalyse (Sigmund Freud und Otto Rank)." In: Dvorák: *Radikalismus* (wie Anm. 82). S. 237-253. – In mancher Hinsicht, vor allem jedoch in Sachen Liebe, haben die Memoiren JKFs ein Gegenstück an dem Tagebuch eines anderen deutschsprachigen Offiziers der Zeit, des Balten Boris Uxkull. Vgl.: *Armeen und Amouren. Ein Tagebuch aus napoleonischer Zeit*. Reinbek: Rowohlt Verlag, 1965. Uxkull erlebte ein Stück des Kriegs seit 1812 ebenfalls als Soldat, im Vergleich zu Friederich nur auf der Gegenseite, im russischen Heer. Der Herausgeber, Jürgen-Detlev von Uexküll, versäumte nicht, auf die Nähe seines Urgroßonkels zum Don Juan-Typus hinzuweisen, indem er einen Verwandten zitiert, Jakob von Uexküll: „Dieser Don Juan ist zwölfmal verlobt gewesen, bis die dreizehnte Braut ihn zur Heirat zwang." (S. 11; da war Boris bereits fünfzig Jahre alt, die energische Braut erst zweiundzwanzig.) Die Zahl der – meist allerdings verlorenen – Tagebücher Uxkulls belief sich auf immerhin dreißig, so daß er womöglich als Tagebuchschreiber, weniger, was die Menge betrifft, als erotischer Eroberer durchaus mit JKF konkurrieren konnte: Wären sämtliche erhalten geblieben, so der Herausgeber, „hätte vielleicht auch das 19. Jahrundert seinen Casanova" (S. 312). – Die Maxime des großen Liebhabers Uxkull jedenfalls wäre Friederich genehm gewesen: „Es lebe die Jugend, die Liebe und die Kühnheit." (S. 142)

kenwelt Friederichs wenigstens anzudeuten, folgen in Kürze unter dreierlei Aspekt einige Hinweise: auf des Verfassers Selbstcharakteristik *in eroticis*; die bevorzugten Frauen und Weisen der Liebe; Motive der Devianz.

Zwar ist von Friederich kein Konterfei erhalten geblieben (oder es ist keines entdeckt worden). Doch wird die *literarische* Abbildung eines Offiziers aus Murats Garde als sein Selbstporträt angesehen:

> […] von bürgerlicher Herkunft, war voll Feuer, Geist und Leben, von sehr interessantem Äußeren, wohlgewachsen, voller Talent und Kenntnisse, ein Todfeind aller Vorurteile, sehr galant, ein trefflicher Reiter, ebenso guter Tänzer als Schütze und Fechtmeister, der Liebling der Damen und seines Königs […] (E/L 134f.).

Die Erotica, die seinen Memoiren ihr eigentümliches Kolorit verleihen, sind auf die ersten drei Bände verteilt; im vierten fehlen sie ganz – an ihre Stelle tritt das Bukett der kulturhistorischen Beobachtungen. Passend beginnt der Bericht über die *Noch fünfzehn Jahre* mit der Absage an „meinen bisher geführten, etwas leichtsinnig=tollen Lebenswandel" und „das auf Eroberungen ausgehende Courmachen", um „wenigstens nach dem Schein von dem, was die Welt solid zu nennen beliebt, zu trachten" (4,7).[94] Der Vorsatz mag mit seiner Heirat zusammenhängen. Zuvor – d.h. vor 1828 – hätte man ihm mit der Zumutung, Gatte zu werden, nicht kommen dürfen, predigte er doch: „[…] die Ehe ist und muß notwendig das Grab der Liebe sein […]" (2,75)

Das prädominante Darstellungprinzip[95] in seinen auf das Liebesleben bezogenen Ausführungen ist die – indes niemals mystifizierende, kaum je auch frivole – Andeutung durch Aussparung. So heißt es von Madame Gasqui, der wackere Offizier „trug sie auf das schwellende Bett und –

---

[94] Wie er hinzufügt: Jedoch ohne „die Rolle eines Scheinheiligen" zu spielen. Er konnte immer noch nicht „alle Adamssünden unterlassen".

[95] Ein anderes ist die Einbeziehung novellistischer Berichte, etwa die Erzählungen von entführten Nonnen (s.o.), natürlich ausschließlich nur im katholischen Milieu angesiedelt; vgl. 2,95-99; außerdem die Geschichte der (sechzehnjährigen!) Nonne Angelika (2,124-145). Diese wird einem Freunde Friederichs in die Hände gespielt. Später macht der Helfer (= JKF) sie zu seiner eigenen Geliebten, mit der er in eine eheähnliche Beziehung eingeht, bis er die „Scheidung" bewerkstelligt (2,526-541). – Rar im Text JKFs ist doch eine ausgesprochen obszöne Erzählung (3,420ff.); sie liest sich wie aus einem deutschen Schwankbuch des 16. Jahrhunderts genommen.

eine halbe Stunde darauf half ich der verschämten Frau die Lorgnette suchen […]“ (2,18).[96]

Die Eigenart seines Liebens schilderte Friederich selber einmal präzise, wo er ausführlich darlegte, er sei „nie länger in ein Mädchen verliebt gewesen, als sie vor mir stand“ – er vermöge nur zu lieben, wenn die Geliebte in seiner leiblichen Nähe weile (1,94). Was er niemals kennenlernte, war daher die passionierte Liebe, *l'amour passion* nach der Bezeichnung seines Zeitgenossen Stendhal, die für diesen die höchste Form der Liebe darstellte.[97] Er exkulpierte sich selber – in einer Weise, die man getrost als nicht gerade tiefschürfend charakterisieren darf: Die Natur habe ihn „mit einem so veränderlichen Herzen geschaffen“, und was könne „am Ende der Mensch für sein Temperament, für seine Leidenschaften, für seine Art zu fühlen und zu empfinden?“ (2,169)[98]

Bevorzugte Frauen und Weisen der Liebe: Schon als Schüler vergafft er sich gern in drei Mädchen auf einmal (1,133f.). Später arrangiert er die Triole (zwei Frauen mit ihm als ihrem Liebhaber; 2,181). Er brachte sich in schwierige Situationen durch prekäre Doppelverabredungen – zum selben Zeitpunkt mit zwei Frauen an verschiedenen Plätzen (1,218). Vorliebe für Schauspielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen (1,318) und –

---

[96] In einer anderen Liebesszene heißt es, die Liebenden würden in ihrem „Dahintaumeln“ nichts davon wahrgenommen haben, wäre selbst Rom durch Erdbeben zerstört worden. „Rom blieb aber stehen, wenn schon die Ottomane gewaltig erschüttert wurde […]“ (2,110).

[97] *De l'amour* (1822). – Zum Thema Liebestheorien: JKF erging sich zuweilen in Anweisungen für Liebeshändel (2,14f. u.ö.).

[98] An anderer Stelle: „Daß man sich den Freuden der Liebe hingibt und in den Armen schöner und liebenswürdiger Frauen den Hochgenuß des Lebens sucht, dies zu tadeln wäre ich wohl der letzte, denn ohne dies wäre das Leben doch gar zu schal, aber nie darf diese Leidenschaft in eine solche Schwäche ausarten, daß man darüber seine höheren Pflichten vernachlässigt, selbst zum Weibe wird oder sich gar von Mätressen beherrschen läßt.“ (2,422; das Schreckbild Omphale?) Kraß vernünftelnd! Denn all das, was man seiner Ansicht nach in der Liebe „aber nie darf“, zählt zum Spektrum der Erotik der Menschen. – Gelegentlich hat man sich zu fragen, ob er nicht statt psychologischer Beobachtungen etliche ‚Männerphantasien‘ auftische; so z.B., wenn er über durch Soldateska geschändete „Weiber“ aussagt, ihr Benehmen erweise, „daß ihnen eine so abgezwungene Gunst gerade nicht ganz unwillkommen war“ (1,510).

immer wieder – für den Typus der Amazone (z.B. 3,313-319[99]). Jugendliches Alter der Favoritinnen war kein Hindernis (die vierzehnjährige Marietta: 2,41). Er vergleicht seine Frauenbekanntschaften in verschiedenen Ländern. Schreibt größere „Dezenz" den Italienierinnen zu, im Vergleich zu den Französinnen (2,217). Venezianerinnen: „Ich habe nirgends geistreichere und ausdrucksvollere Frauenphysiognomien gesehen als in Venedig […]" (2,477). Einige von ihm besonders hervorgehobene Damen: die Prinzessin Cesarini (2,93-116 u. 253ff.)[100]; Demoiselle Mars, eine ältere Schauspielerin von großer Schönheit und faszinierender geistiger Ausstrahlung (3,20); Pauline (3,28-33)[101].

An Motiven der sexuellen Devianz bezog er mehrere ein, teils in seiner Darstellung, teils lediglich erörternd. Selber wurde er als Schüler verdächtigt, der Selbstbefriedigung ergeben zu sein (1,124). Seiner Ablehnung verfiel mannmännlicher Verkehr (Soldaten und Mönche; 1,458). Was ihm hingegen gefiel, war das Praktizieren von Rollen- bzw. Kleidertausch: Er und ein Kamerad in Frauenkleider gesteckt, die Frauen ihrerseits in die militärischen Uniformen, so plante man eine abendliche Promenade durch die Stadt (1,301). Er selbst versieht gelegentlich den Zofendienst bei Madame Grenet (1,375).[102] Erwähnung finden: die Prostitution, die Dirnen, das Bordell.[103] Aus Kolberg hielt er fest: Hier wohnte eine Kriegsrätin, die sich damit beschäftigte, quasi fabrikmäßig Präservative herzustellen (3,404f.[104]).

6. Künste, Literatur. Unbezweifelt war Friederich ein Allround-Talent, künstlerisch vielseitig versiert, von Jugend auf interessiert: Tätigkeiten im Musikleben und für das Theater und Bühnenwesen, Mitwirkender an Liebhaber- und öffentlichen Theatern, vielerorten und oftmals begehrt als Regisseur und Dirigent. Er hätte einen vortrefflichen Schauspielintendanten abgegeben (E/L 10ff.). Auch verfaßte er eine theoretische Erörterung: *Über einen Unterschied zwischen den Schauspielern und andern Künst-*

[99] Und heißt diese hier wohl zufällig – Johanna? – Die Amazonenliebe: auch Goethes Motiv.

[100] Die nach seiner Angabe ein Kind von ihm hatte.

[101] Eigentlich Marie Pauline (1780-1825); auch „Carlotta" genannt.

[102] Auf derselben Seite: eine Anspielung auf Ariosts Figur Alcina, eine neue Omphale, durch welche die Kavaliere effeminiert wurden.

[103] U.a. in Lyon (1,281) und Berlin (3,298).

[104] Zu jener Zeit noch in Handarbeit, mit der Nähnadel.

lern (E/L 192ff.).[105] Für Malerei und Plastik hatte er ebenfalls ein Auge. Daher ließ er sich in Rom bei Angelica Kauffmann einführen (2,76f.).

Am engsten war allezeit seine Bindung an die Literatur. Vielleicht noch am geringsten an die antike Dichtung. Immerhin versäumt er nicht, während des italienischen Feldzugs Virgils Grab aufzusuchen (2,25f.), auch die Ruinen der Villen des Horaz und seines Mäzens (des Namens Mäcen; 2,147). Seine Kenntnisse der romanischen Literaturen, vor allem der französischen, auch älterer Dichter und Dichtungen, sind für einen Bildungsbürger der Zeit vielleicht nicht überdurchschnittlich gewesen: französische Klassiker, Voltaire, Rousseau, der *Chevalier de Faublas* (von Jean-Baptiste Louvet de Couvray), die *Liaisons dangereuses* (von Choderlos de Laclos). Die letztgenannten zwei hätten ihn, wie er renommiert, nebst Goethes *Faust* und Mozarts *Don Juan* „zu einem wahren Virtuosen in der Kunst[,] Weiber und Mädchen zu verführen", werden lassen (1,191).[106] In den Ländern, durch welche den Soldaten die Kriegszüge führten, versuchte er stets, die besten Werke der Literatur kennenzulernen: italienische (2,12; das Trio Dante, Ariost, Tasso); spanische (2,315; das Trio Cervantes, Lope, Calderon). Bei Beschreibung von Landschaften und Plätzen kommt er nach seiner Gewohnheit auch auf die Dichtungen zu sprechen, die hier situiert sind, in Südfrankreich nicht nur auf den Minnesang, sondern sogar auch auf die mittelalterliche *Martha*-Legende, die er nacherzählt (1,305ff.).

In seiner Befassung mit der deutschen Literatur gibt es drei Schwerpunkte: die trivialere und triviale Roman- und Dramenproduktion der Epoche, u.a. mit dem *Rinaldo Rinaldini* von Vulpius, Zschokkes *Abällino*, Dramen von Kotzebue (2,476; 3,81) sowie Cramer.

Einen zweiten bildete für ihn die Literatur des Sturms und Drangs sowie der Klassik.[107]

Der dritte ist der ausgefallenste und so wohl lediglich in Friederichs Denken vorhanden. Was Dichtung anlangt, kreist es nämlich erkennbar

[105] Von besonderer Wichtigkeit für ihn war doch Mozart mit seinen Opern, allen voran der *Don Giovanni* (1,158 u. 388; 2,74f.).

[106] Literatur als Verführungsmittel ist ein Topos, schon bei Dante.

[107] Verse G. A. Bürgers werden, weil populär, ohne Nennung des Dichternamens zitiert (1,120); der Dramatik Schillers wird ständig gedacht, vor allem der frühen: *Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesco* (1,158 u. 362; 3,221); gerühmt außerdem *Die Jungfrau von Orleans* (1,265), bei Gelegenheit eines Ausflugs nach Domrémy, entsprechend der Vorliebe Friederichs für die Kriegerin und Amazone.

um den Frankfurter Anteil an der deutschen Literaturgeschichte, ja man könnte meinen, diese gruppiere sich für ihn um ein einziges Zentrum, eben seine Geburtsstadt. So konträr diese ihm als konkrete Erscheinung in seiner realen Gegenwart war, so vertraut war sie – und zugleich der ihr großzügig zugerechnete Umkreis, mit Offenbach u.a. – ihm als Stätte der Produktion von Literatur sowie zudem als Schauplatz literarischer Ereignisse und dichterischer Schilderung: Goethe, Schlosser, Klinger, die La Roches, die Brentanos, Börne.

Einen alten Sagenstoff (15. Jahrh.) erzählt er nach, die Geschichte vom *Schelm von Bergen*. Hatte Heine in seiner Ballade (Erstdruck 1846) die Handlung nach Düsseldorf verlegt, so holte der Frankfurter Friederich sie von dort quasi wieder zurück nach Frankfurt (4,26f.[108]). Er läßt die Erinnerung an Voltaires Erlebnisse in der Stadt nicht aus, mit Einfügung des von dem Franzosen erstatteten Berichts (1,15 u. 531f.). Überall in den Memoiren müssen Goethe und seine Angehörigen zugegen sein. Gleich bei der detaillierten Wiedergabe der Feierlichkeiten anläßlich seiner eigenen Taufe (im Alter von zehn Tagen!) malt er die Szene aus, wie Goethes Mutter, „die Frau Rat Goethe", darin einen wichtigen Part spielt; sie spricht vom *Faust*, ihr Sohn hätte ihr daraus vorgelesen (1,8 u. 12f.). Andere Gäste verlästern den abwesenden Dichter wegen eben dieser seiner „Komödie", wegen seines respektlosen Umgangs mit dem Herrgott und seiner – von ihnen behaupteten – Gottlosigkeit (1,12f.). Friederich selber hatte Erinnerungen an die Kaiserkrönung Franz II. (am 14. Juli 1792), möchte darüber jedoch nichts ausführen, denn Goethe habe in *Dichtung und Wahrheit* eine frühere Krönung dieser Art (Josephs II. am 3. April 1764) skizziert (1,25). Ähnlich Goethe (und Wilhelm Meister) in seiner Kindheit will der junge Friederich eine Begeisterung für das Puppentheater entwickelt haben (1,161).[109] Allerdings bei Beschreibung Neapels setzt es einen kleinen Seitenhieb: „mein berühmter Landsmann", so Friederich, habe bewiesen, „daß auch selbst ein großes Genie irren" könne, wenn er sage, daß, wer Neapel gesehen habe, niemals ganz unglücklich werde.[110]

[108] D.h. in den *Noch fünfzehn Jahren*, 1854 erschienen.

[109] Bei den Vorstellungen war u.a. Bettina Brentano zugegen (1,161f.). – Näheres über Bettina: 4,46ff. – Traumbegegnung mit Sophie von La Roche: in dem Bericht *Ein Traum* (E/L 130-134).

[110] Meinte der Verf. die Eintragung unter dem 3. März 1787? Hier bringt Goethe die Redensart bei: „Siehe Neapel und stirb!" In seiner *Italienischen Reise* belegte er diese Stadt auch mehrfach mit dem Ausdruck „Paradies". Daß Friederich Goethes Italien-Itinerar kannte, verrät eine andere Stelle (ebenfalls mit einem

Unter den Schriftstellern, die aus Frankfurt stammten, verehrte er am meisten den Zeitgenossen Börne. Zu ihm nahm er persönlichen Kontakt auf. Er besuchte ihn 1820 (oder schon 1819), um ihn wegen seines Wochenblattprojekts zu kontaktieren, das er dann 1821/22 verwirklichte: *Der Beobachter am Main und Rhein* (Erscheinungsort: Offenbach). Börne versprach ihm, das Projekt zu fördern (3,469f.). Er schrieb für ihn auch „ein kleines einleitendes Gedicht dazu" (3,487).[111] Nach alledem ist es keine Überraschung, daß Friederich sich in der Heine/Börne-Kontroverse entschieden auf die Seite Börnes schlug. Er verfaßte einen Bericht über sie (1835), worin er Börnes Partei ergriff, allerdings mit einer indirekten Distanzierung von dessen Haltung in den Tageskämpfen, wenn er notierte, daß die Lauterkeit Börnes von allen bezeugt werde, „wie verschieden sie auch über seine politische Meinung denken mögen". Aber weder verstand Friederich es, dem von ihm angegriffenen Heine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, noch begriff er die Position des von ihm verteidigten Börne (E/L 186-190). So bezeugt diese Einmischung nur seine enge konventionell-bürgerliche Sicht auf Mentalitäten, die ihm fremd geblieben waren, eine dürftig moralisierende Sicht.

7. Politik. Ebrard und Liebmann versicherten, Friederich sei „ein eifriger und ungemein temperamentvoller Vorkämpfer für die politische Freiheit" gewesen, was sie u.a. mit seinem Eintreten für die Befreiung Griechenlands begründeten (13).[112] Er prophezeite einstmals: „[…] so gehen wir einer Zeit entgegen, die man mit Recht die Zeit der Freiheit und des Rechts, der Bildung und Aufklärung nennen wird" (E/L 173). Gleich Heine rühmte er den Reformator Martin Luther über alles (1,230); gleich Lenau drückte er seine Sympathie für die hingemordeten Albigenser aus (bei Erwähnung der Stadt Béziers; 2,297).

Dabei war seine Grundeinstellung wesentlich antirevolutionär, wie er beteuerte: 1789 geboren, „wäre es kein Wunder, wenn ich ein rechter

kleinen Seitenhieb): Er (JKF) werde die Beschreibung des römischen Karnevals unterlassen, „da ihn mein berühmter, wenn auch etwas steifer Landsmann so meisterhaft als lebendig geschildert hat" (2,120).

[111] Abgedruckt: E/L 59f. Die Forschung hat, soweit bekannt, von diesem Ausflug Börnes in die Poesie nicht Notiz genommen. Der *Börne-Index* (1985) kennt auch nicht Friederichs Namen.

[112] Eine Parteinahme, die sogar dazu führte, daß er sich im Kölner Karneval 1824 als Fürst Ypsilanti verkleidete (E/L 263). – Alexander Ypsilantis war ein berühmter Befehlshaber im griechischen Aufstand.

Revolutionsmensch geworden wäre, doch mein guter Stern hat mich vor so heillosen Gedanken bewahrt." (1,23)

Im Lichte seiner antirevolutionären Einstellung bewertete er nun die Politik und aktuelle Begebenheiten seiner Gegenwart, vor allem im Vormärz: Er tadelte die „Demagogen" mit sanfter Ironie.[113] Seiner Kritik verfielen: die Frankfurter Herbstunruhen von 1831 (4,70ff.); der Frankfurter Wachensturm samt dem späteren Versuch, die inhaftierten Teilnehmer und Verdächtigen zu befreien (4,78-89). Überhaupt in toto die „Umsturzpartei" (= die „Ultraliberalen" oder Demokraten; 4,88).

In der sozialen Hierarchie seiner Zeit bezog er scharfe Gegenposition zum Adel.[114] Nicht anders zu den Unterschichten.[115] Wie man an seiner Schilderung Frankfurts erkennen kann, distanzierte er sich außerdem von der Erwerbs-, Handels-, Finanz- und Industriebourgeosie. Was blieb dann? Einzig das Bildungsbürgertum, eine schmale Schicht. Sie war gemeint, wenn er über Rom äußerte: „[…] die wissenschaftlich gebildete Bürgerklasse hat auch die angenehmsten Zirkel." (2,87)

---

[113] Einen Zeitgenossen hätte das „Lesen freisinniger Werke, die er nicht verstand, […] zum wütenden Demagogen gemacht." Dieser nahm folgerichtig an dem – von JKF ebenfalls ironisch betrachteten – Hambacher Fest teil (4,57f.).

[114] Zusammen mit seiner Kritik am römischen Adel: Verurteilung des Wiener Adels „und seiner fast bestialischen Lächerlichkeiten" (2,87). Er spricht vom „ersten besten hochadeligen Erbhohlschädel" à la Hofmarschall Kalb (3,565), und über sich selber, daß er „nicht zu der Klasse der Hirngespinste gehörte, die man von Adel nennt" (3,344). – In einer theoretischen Betrachtung mit dem Titel: *Von der Aristokratie* (E/L 160-169) aus dem Jahre 1832 klassifizierte er nach dem Maßstab der Gefährlichkeit: am verderblichsten sei der geistliche Adel, der Klerus also, dann aller auf Privilegien gestützte Adel. Eine einzige Art Aristokratie nur sei „verzeihlich und zulässig, nämlich die des Verdienstes". Ihr kämen „wirkliche, geistige und moralische Vorzüge zu". (Das wäre die Meritokratie.)

[115] So schreibt er über die Bevölkerung Toulons, etwa zwei Drittel der Einwohner (20000 von 30000) seien „größtenteils die Hefe des Volkes und der raub= und mordlustige Abschaum der Stadt" (1,351). – In seinem Aufsatz: *Der Weg zur politischen Freiheit* (1833) bezeichnete er daher als wirksamstes Mittel, „um die politische Freiheit zu befördern", die *Bildung* des Volkes. Das bedeute, dessen „Unwissenheit" auszurotten, „wodurch die privilegierten Stände es in ihrer drückenden Vormundschaft erhalten". Zur „Emanzipation" des Volkes seien notwendig „die Kultur und Aufklärung der großen Volksmasse", „Übertragung der Gemeindeverwaltung", „vollständige Preßfreiheit" usw. (E/L 174-181). An anderer Stelle begründete er, daß es vonnöten sei, „politischen Unterricht" zu erteilen (E/L 184f.).

Ein besonderes Kapitel bilden die jüdischen Einwohner Frankfurts. Friederichs Beschreibung bezeugt Ambivalenz.[116] Zustimmend berichtete er über eine Maßnahme des Generals Custine zugunsten der bedrängten Frankfurter Judenschaft (1,86).

Der Borussismus des Verfassers: Viele Schriftsteller im Vormärz kann man nach ihrer Stellungnahme zum Dualismus Österreich-Preußen rubrizieren. Friederich optierte ohne Zaudern für Preußen. Er verurteilte „Metternichs kurzsichtige Politik und sein ganzes widersinniges System" (3,513). Die Befreiung Deutschlands von der französischen Okkupation in den Freiheitskriegen schrieb er fast allein den preußischen Waffen zu (3,261 u. 303f.).[117] In seiner Borussomanie verirrte er sich sogar bis hin zu geschichtlich nicht erweisbaren Aussagen, etwa: Preußen wäre zur Zeit Metternichs „längst in hohem Grad liberal und human" gewesen und König Friedrich Wilhelm III. so beliebt, daß ihn sein Volk und Heer „fast vergöttert" hätten (3,345 u. 513).

In einem Aufsatz über das *Weltbürgertum* (1834) versuchte Friederich einstmals eine Zusammenfassung alles dessen, was man seine politische Philosophie nennen könnte (E/L 151-158). Der Buchdruck habe die Wissenschaft „von ihren Fesseln befreit" und „der Begriff der Handelsfreiheit (der unbegrenzten, des Welthandels) gewiß aus jener freien Weltsicht hervorgegangen". Hierauf gründe sich „die Idee der Möglichkeit eines ewigen Friedens".[118] Weitere Erfordernisse, deren Erfüllung bevor-

[116] Zwischen Verständnis und überliefertem Vorurteil. So schrieb er: „[…] die armen Juden waren damals zu Frankfurt wirklich in einer höchst bedrängten Lage", und auf derselben Seite: Die Straße im Ghetto „wimmelte von unsauberen, ekelhaften Menschen" (1,35). – Bei Gelegenheit streute er Anekdoten ein, die nicht frei von Antijudaismus sind (3,295f.). Anderseits wiederum erzählte er, wie er während des „Hepp-Hepp-Krawalls" einige „Kinder Israels" aus den Händen der „Barbaren", ihrer Verfolger befreite (3,522).

[117] In ähnlicher Weise urteilte der marxistische Autor Franz Mehring, der selber aus Preußen stammte, über die Freiheitskriege. Vgl. dazu Wolfgang Beutin: „Die Französische Revolution und Napoleon Bonaparte in der Geschichtsschreibung von Karl Marx, Friedrich Engels und Franz Mehring"." (Ders.:) *Die Revolution tritt in die Literatur. Beiträge zur Literatur- und Ideengeschichte von Thomas Müntzer bis Primo Levi.* Frankfurt/M. [u.a.]: Peter Lang Verlag, 1999. S. 79-107. Hier: S. 106.

[118] Wohl in Anlehnung an Kants Schrift *Zum ewigen Frieden* (1795). – Mit Verve verwarf er das Mittel des Kriegs: „Der Krieg ist ein Überrest der Barbarei und der Feudalverfassung […]" (E/L 156). Das Ideal sei aber seit Jesus die alle Menschen brüderlich verbindende Menschenliebe. Mit Kant pochte er zudem auf „die Achtung vor dem Rechte" (E/L 153 u. 155).

stehe, seien: ein allgemeiner oberster Gerichtshof der Völker „zur Beurteilung und Entscheidung in den streitigen Weltangelegenheiten“ (= das Postulat der Schiedsgerichtsbarkeit); die Auswanderung in entfernte Weltteile; eine allgemeine Weltsprache. Vorbereitet worden seien diese Errungenschaften sowohl durch die Innovationen in der Technik (er zählte hier sämtliche Verkehr- und Kommunikationsmittel auf, darunter den „Telegraphen“) als auch durch politische Ereignisse, darunter „Napoleons Weltherrschaft“ und sogar auch frühere Bestrebungen, die Weltherrschaft zu erlangen (= Spaniens und die älteren französischen, auch englischen Aspirationen?). Das Substrat von alledem seien:

> die mächtig vorgeschrittene Ausbildung des Menschengeistes und sein auf alle letzten Gründe, Zwecke und Mittel scharfsinnig gerichteter Trieb nach irdischer Glückseligkeit.

Den krönenden Abschluß seiner politischen Lehre bildete „die große, mit unabsehbaren Segnungen verknüpfte Idee eines freien, unbegrenzten Weltbürgertums“. Dieser Aufsatz, worin Friederich sein politisches Gedankensystem *in nuce* entwickelte, ist sicher ein Höhepunkt seiner erörternden Schriftstellerei.

8. Napoleonbild. Alain Ruiz formulierte im Alexis-Jahr 1998, es sei „eine in der Geschichte wohl völlig beispiellos dastehende Erscheinung […] der gründliche Wandel […], den das deutsche Napoleonbild von der ‚Franzosenzeit‘ bis zum Vormärz“ erfahren habe – nämlich vom korsischen Eroberer zum großen Franzosenkaiser, vom Negativen zum Positiven.[119] Es ist auffällig, daß auch Friederichs Napoleonbild ebenfalls einen Wandel erfuhr, allerdings einen genau gegenläufigen – von der abgöttischen Bewunderung des Soldaten der kaiserlichen Armee bis zur ernüchterten, zuweilen abfälligen Haltung des Publizisten und Memoirenverfassers. Für sich beanspruchte er, eine differenzierte Darstellung zu geben, eine vorurteilsfreie, keine voreingenommen haßvolle Schrift wie Walter Scott: „[…] der große Romanschreiber hat sich als ein gar zu kleinlicher Geschichtschreiber bewährt.“ (E/L 142)[120] Friederich räumte 1839 ein: „Ich

[119] „Das Bild Napoleons in Willibald Alexis' Jugenderinnerungen und Reiseberichten über Frankreich (bis 1829).“ *Willibald Alexis (1798-1871). Ein Autor des Vor- und Nachmärz.* Hg. Wolfgang Beutin und Peter Stein. Bielefeld: Aisthesis, 2000. S. 247-273. Zitat: S. 247.

[120] Es ist die umfassende Darstellung gemeint: *The Life of Napoleon Bonaparte. Emperor of the French, with a preliminary View of the French Revolution.* (= 9 Bücher in

gestehe offenherzig, ich selbst war zu jener Zeit, als ich den Adlern der großen Armee folgte, ein blinder Vergötterer Napoleons, über dessen Handlungen ich mir gar kein Urteil erlaubte, sondern die ich blind verehrte."[121] Um anschließend zu erläutern: „Wie anders ist das jetzt nach einem Vierteljahrhundert geworden […]" (Ebd.) Eine solche Änderung bahnte sich vielleicht recht früh an. In seiner Selbstlebensbeschreibung vermerkte er, daß ihm schon zu der Zeit, als er noch „ein blinder Verehrer des neugebackenen Kaisers" gewesen sei, der Hofrat Jung in Mainz kräftige Kritik an Bonaparte vorgetragen habe – welche ihn damals freilich weniger beeindruckte als der Liebreiz der hofrätlichen Tochter – (1,215). Ebenfalls in Mainz sah er selber den Kaiser bei einer Truppenmusterung ganz in der Nähe, gewann aber keinen vorteilhaften Eindruck von seinem Äußeren (1,225). An späterer Stelle versuchte er eine Gesamtcharakteristik Napoleons, deren Essenz lautet: „Als Feldherr ausgezeichnet, doch noch lange kein Cäsar oder Friedrich, als Politiker ein erbärmlicher Stümper, als Mensch ein herz= und gemütloser Egoist." (3,26) Er berichtete von der Bestürzung ganz Frankreichs, als die Nachricht von der österreichischen Heirat des Kaisers durchdrang (2,538f.). Den Einmarsch in Spanien hielt er – zumindest aus der Retrospektive – für einen von Napoleons schwersten politischen Fehlern, der „auch die eifrigsten Verehrer und Anbeter seines Urhebers tief betrübte und verletzte" (2,310).

Die einzige persönliche Begegnung mit Napoleon hatte Friederich in Wien. Dorthin überbrachte er als Kurier dem Kaiser die Nachrichten von der Gefangennahme des Papstes in Rom (2,455ff.).

Seiner Kritik am Charakter und an der Politik des Kaisers unbeschadet, beteiligte sich Friederich später dennoch führend (falls er die Wahrheit hier denn der Dichtung vorzog) an dem „Projekt zur Befreiung Napoleons aus der englischen Befreiung zu St. Helena" (3,473-

6 Bänden mit zwischen 2500-3000 Seiten Text.) Zuerst 1827; von mir benutzt in der Ausg. Paris 1837.

[121] Mit seiner Vergötterung Napoleons stand JKF damals keineswegs allein. Wie Paul Holzhausen vermerkte, war es ein „Personenkult, der auch unter den deutschen Hilfstruppen des Empire ziemlich allgemein verbreitet war" („Aus den Weltkriegen vor hundert Jahren". *Westermanns Monatshefte* Jg. 60. Bd. 120. T. 1. März-Mai 1916: S. 230-232. Hier: S. 231.) – Der Aufsatz knüpft an Rauschers Ausgabe der Memoiren Friederichs an; mit dem Substantiv „Weltkriegen" ist nahegelegt, eine Parallele zwischen den Napoleonischen Kriegen und dem aktuellen (1.) Weltkrieg zu ziehen.

504). Der allen Neuerungen der Technik gegenüber aufgeschlossene ehemalige Offizier verzeichnete, daß bei dem Versuch eine Neuigkeit eingesetzt werden sollte, das Unterseeboot, wobei er mit Personen aus den Vereinigten Staaten und England zusammenarbeitete. Auch ehemalige französische Marineoffiziere waren im Bunde. Schon bereitete Friederich seine Abreise nach London vor – hier sollte das Unternehmen starten –, als die Nachricht vom Tod Bonapartes eintraf und die Planungen überflüssig machte.

9. Religiöse und philosophische Ansichten. Durch alle Bände der Memoiren zieht sich des Autors Befassung mit der Religion, wie sie typisch ist für den Vormärz, die Epoche der Religionskritik (L. Feuerbach, D. F. Strauß u.a.). Was er in der Heimatstadt und vor allem während der Feldzüge und auf Reisen an Einrichtungen, Gepflogenheiten und Gebräuchen des abendländischen Christentums beobachtete, verfiel so gut wie sämtlich seiner Polemik (die er gelegentlich dem General Menou in den Mund legte): die Theologie mit ihren Jenseitsvorstellungen wie Hölle, Fegefeuer etc. (2,494ff.); das christliche Gottesbild (4,25); die abgründige Todesfurcht der Frommen[122]; die leeren Riten[123]; „das Blendwerk" der Prozessionen (1,467); die „Komödie" der Heiligsprechungen (2,159-162); die christliche Missionstätigkeit auf fremden Kontinenten (4,407). Er setzte ein seit dem Mittelalter und der Renaissance gern gebrauchtes Mittel der Kritik am Christentum ein: den Religionsvergleich; so kontrastierte er es dem Islam (2,492). Er studierte die griechischen Kirchen und den griechischen Gottesdienst (3,142). Symbolisch erscheint es, wenn er in Mailand registrierte, „daß fast alle Theater Mailands auf den Trümmern religiöser Gebäude errichtet wurden, als wollte die Bühne die Kirche verdrängen" (2,235). Gab es wirklich einmal etwas zu loben wie die „barmherzigen Schwestern" zu Montpellier, die sich aufopfernd in der Krankenpflege betätigten, erhielt das Lob doch sofort etwas Ambiguöses vermittels der Anmerkung, daß „die syphilitischen Kranken, die in einem abgesonderten Lokal liegen, von ihnen nicht verpflegt werden" (1,315f.).

Die Stelle des christlichen Glaubens vertrat in Friederichs Gedankenwelt ein sehr flacher Fatalismus, den er ausführlich beschrieb und wel-

[122] „[…] ihre Todesfurcht und ihr Glaube sind schwer zu erklärende Widersprüche […]" (1,13).

[123] Z.B. daß er konfirmiert werden konnte ohne jegliche Kenntnis des Katechismus, der Bibel und sogar des Vaterunsers (1,178).

cher, notierte er, „dem Soldaten eine große Zuversicht und fast tollen Mut" verlieh (2,251).[124] Der Fatalismus grenzte bereits an den Nihilismus.[125] Dazu paßt der Rückgriff auf den *Vanitas*-Kult der Barockzeit.[126] Mit einem Bild des Friedhofs Père Lachaise enden deshalb die Memoiren in der Düsterkeit einer *Vanitas*-Stimmung (4,412f.).[127]

Neben der Religionskritik und dem ausgesprochenen Fatalismus des Soldaten ist eine auffällige Eigentümlichkeit seiner Denkwürdigkeiten die mehrfache schroffe Absage an die Philosophie – an *alle* Philosophie.[128]

---

[124] Die fatalistische Sicht bei JKF auch sonst. Ein längerer Passus im Schlußband enthält die Aussage: „Eine ungeheure furchtbare Macht gängelt uns samt und sonders gleich Marionetten an unsichtbaren Fäden." (4,411)

[125] „Goethes Liedchen: ‚Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt, und mein gehört die ganze Welt', paßt ganz auf den Soldaten, wenigstens im Kriege […]" (2,252). – Hier gab er Verse aus der letzten Strophe eines Goethe-Gedichts wieder: *Vanitas! vanitatum vanitas*! Das Zitat entstammt der letzten (7.) Strophe: „Nun hab' ich mein Sach auf Nichts gestellt, / Juchhe! / Und mein gehört die ganze Welt; / […]".

[126] Er fängt eine erörternde Passage an: „Was ist in dieser Welt, wo sich alles in Staub und Nichts auflöst, wichtig oder unwichtig?" (1,103) Daher dann wiederholt die *carpe-diem*-Anweisung, mit den Versen aus Schillers Gedicht *Resignation*: „Was man von der Minute ausgeschlagen, / Gibt keine Ewigkeit zurück." (1,172; leicht variiert abermals: 3,38)

[127] Falls man nicht die von JKF im Schlußabsatz vorgetragenen Absichten als Aufhellung der Düsternis gelten lassen will: „Diese Spaziergänge brachten mich auf den Gedanken der Bearbeitung eines recht phantastischen Werkes" (4,413); waren dies die DR? Und: Mit Ungeduld erwarte er den „kommenden Frühling, der mich nach Havre bringen sollte, um dort die paradiesischen Höhen von Ingouville in ihrer ganzen Pracht zu sehen und zu genießen […]", wobei er einen „Abstecher nach England" erhoffte (ebd.).

[128] „Überhaupt halte ich alle spekulative Philosophie, alle metaphysischen Forschungen für unnütze Zeitverschwendung, für verlorene Mühe, in Summa für Narrheit." (2,496) Selbst Kants Denken unterlag seinem Verdikt („machte manchen philosophischen Hirnkasten vollends verrückt"; 3,389). Gegen die von ihm abgelehnten Lehren stellte er „einen richtigen Begriff von einer vernünftigen Lebensphilosophie" (4,8), wohl seinen eigenen Begriff; womit er sich indes vertat, hier von einer „Philosophie" zu sprechen. Es war nichts anderes als das Junktim von jenem militärischen Fatalismus und seiner desperaten Lebens*praxis*, eingeschlossen das erotische Draufgängertum. Inmitten einer langen Diskussion mit Cousin, worin Friederich seinem antiphilosophischen Impetus freien Lauf gelassen hatte, äußerte der Franzose nach JKFs Bericht – und erfaßte damit den Sachverhalt vollkommen richtig –: „Ich sehe

10. Technik, Erfindungen. Ebrard und Liebmann verbuchten als eine auffällige Spezifik Friederichs: „Großes Verständnis und einen weit vorausschauenden Blick zeigte er für technische Dinge aller Art." (111) Er ahnte die Entdeckung der x-Strahlen voraus (E/L 198).[129] In den Ausführungen über *Eine Dampfmaschinen=Fabrik* (1826) prophezeite er die Umwälzung der gesamten Wirtschaft durch den Dampf: „Unsere Maschinen werden die Felder und Wiesen bestellen, das Düngen, Säen, Ernten und Dreschen besorgen […]", werden alle Gewerbe überflüssig machen und der Welt der Politik ein völlig verändertes Antlitz verleihen:

> Es tritt eine vollkommene, durch Dampf hervorgebrachte, Gleichheit der Stände ein, alle Welt wird die Hände in den Schoß legen, es wird keine Diener, sondern nur noch Herren geben […] man wird nur noch Dampfkriege führen […]. Vermittelst unserer Eildampfluftschiffe […] wird man eine Reise um die Welt ebenso leicht machen, als man jetzt eine Spazierfahrt von Stuttgart nach Cannstatt […] usw. macht. (E/L 204)

Mit Friederichs Technikenthusiasmus hängt zusammen, daß sich seine Aufmerksamkeit in den Memoiren u.a. auf den Verkehr mit Flußdampfern lenkte. So verglich er die auf der Seine fahrenden und die „Rheindampfboote" miteinander (4,397). Die Eisenbahn zu benutzen zählte für ihn längst zu den Selbstverständlichkeiten (4,404).

Er entwickelte moderne Gedanken zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschen und zur Hebung der Wissenschaft und Kultur (1825). Dazu zählten: ein Amphitheater; eine „Universal=Bibliothek"[130]; ein „lebendiges Konversations=Lexikon", nämlich: eine Akademie „von 100 Gelehrten in allen Fächern, aus den berühmtesten Männern" vieler Nationen; eine Sternwarte unter der Leitung von Wilhelm Olbers (Astronom in Bremen, 1758-1840) usw. (E/L 208-221).

---

wohl, Sie sind ein ebenso sonderbarer Philosoph als schlechter Christ, und Sie zu bekehren, will ich nicht unternehmen." (4,290)

[129] Sie gelang 1895 durch Röntgen.

[130] Gemeint war eine umfassende Bibliothek, worin sämtliche Bücher aller Fächer in allen Sprachen gesammelt worden wären. In Deutschland trug dann das 1867 durch Reclam realisierte Verlagsprojekt diesen Namen (mit dem jedoch andere Zwecke verfolgt wurden).

Resümee

Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten und *Noch vierzig Jahre*: die – teils authentischen, teils fiktiven – Lebenserinnerungen Friederichs sind ohne Zweifel sein *opus magnum*. Wie sonst kein einziges seiner zahlreichen Werke bewirkte es, daß dem Autor ein gewisses Nachleben und eine – allerdings bloß gelegentliche – Aufmerksamkeit der Forschung beschieden waren.

Mit ihm schuf er aufs Ganze gesehen ein nicht unbedeutendes Beispiel einer Autobiographie deutscher Sprache. Würde man auch keinesfalls so hoch greifen, es zur Weltliteratur zu zählen, so gehört es doch in die Tradition der Memoirenliteratur des 19. Jahrhunderts und darf mit anderen Denkwürdigkeiten verglichen werden, wie sie in derselben Epoche in verschiedenen europäischen Ländern und Sprachen erschienen.

Zu hoch gegriffen wäre wiederum, es in eine Reihe zu stellen mit Goethes *Dichtung und Wahrheit*, so gern Friederich dies mit dem ursprünglich von ihm vorgeschlagenen Titel provoziert hätte.

Wohl aber dürfte man es in einer Reihe sehen mit etwa den *Memoiren einer Idealistin* der Malwida von Meysenbug[131] oder den Lebenserinnerungen des großen russischen Oppositionellen, mit dem dieselbe deutsche Demokratin in London zusammenarbeitete: Alexander J. Herzen[132]. Beide eine halbe Generation jünger als Friederich, betätigten sie sich rührig in der Politik, Publizistik und Literatur ihrer Epoche und hinterließen mit ihren Autobiographien Zeugnisse ihrer vielfältigen Aktivitäten, Erlebnisse und Leiden, mit einem Wort: umfängliche Dokumentationen ihres jeweiligen Lebenswegs, die ihren Wert bis heute bewahrt haben.

Friederichs Memoiren sind eine singuläre deutsche Quelle spezifisch für die Militärgeschichte des ersten französischen Kaiserreichs. Sie sind darüber hinaus eine – wenn auch nicht singuläre, doch – interessante Fakten vermittelnde Quelle für die Geschichte Frankreichs von 1789 bis 1845.[133] Ihr Wert beruht auf den Materialien aus der Welt der Erfahrung,

---

[131] Lebensdaten: 1816-1903. Die Memoiren in drei Bänden zuerst 1876, danach weitere Gesamt-, „Volks"- und Auswahlausgaben.

[132] Lebensdaten: 1812-1870. Schriftsteller. Wie JKF auch Zeitungsherausgeber, Redakteur. Befreundet mit Garibaldi, Mazzini, Kossuth u.a. Seine Erinnerungen *Byloe i dumy (Erlebtes und Gedachtes)* erschienen 1854-1870; jüngere Auswahlausg. in deutscher Sprache von Cornelius Bergmann. Weimar: Gustav Kiepenheuer Verlag, 1953.

[133] Wobei die Forschung stets dessen eingedenk zu sein hätte, daß der Darstellung Friederichs immer manche Elemente des Fiktionalen beigemischt sind,

spezifisch aus denjenigen Bereichen, in denen der Verfasser sich am längsten und am energischsten bewegte. Dies sind: die französische Armee der Kaiserzeit; deren Feldzüge, soweit er an ihnen beteiligt war; Geographisches, Topographisches, Historiographisches aus Frankreich und Südeuropa; daneben auch: die Kulturgeschichte; die Erotik, mit dem Schwerpunkt auf seinen eigenen amourösen Erlebnissen, vor allem insofern die geliebten Frauen in seinem Konterfei ein individuelles Profil gewannen wie die Prinzessin Cesarini, die Nonne Angelika usw.; die Sphäre der Literatur und der Journalistik; das Paris des Bürgerkönigs; die Technik zusamt ihrer zeitgenössischen und künftigen Entwicklung, speziell allerlei Erfindungen (die er hier nur eher selten skizziert, dafür mehr in seinen Journalbeiträgen); die durch die veränderte Politik und Technik sich verändernde Welt.

Den unbezweifelbaren Wert der Schrift mindern indes einige unverkennbare Schwächen. Einmal schon manche Defizite in den Charakteristiken, sowohl der Privatpersonen als auch von Gestalten der Geschichte. Ursache dafür waren: ein spürbarer Mangel an Psychologie, deren Vorhandensein es dem Autor gestattet hätte, die Persönlichkeit der Menschen, auch seiner selbst, mit Schärfe zu erfassen, und ein Mangel an künstlerischer Fähigkeit, seinen Beobachtungen in vollkommener Gestaltung Ausdruck zu geben.

Damit verbinden sich gravierende Defizite in Friederichs Geschichtsverständnis. So etwa können seine Aussagen über die Französische Revolution und ihre Protagonisten keinesfalls vor dem kritischen Blick bestehen. Es zeigt sich deutlich, daß mit der schriftlichen Niederlegung von Selbsterlebtem, sosehr der Verfasser diese der Reflexion, der Theoriearbeit gleichwertig, ja überlegen glaubte, nicht allemal schon die gedankliche Durchdringung und historisch angemessene Bewertung des Gesehenen, Gehörten, Erlittenen geleistet ist.

Wenig durchgebildet erscheinen außerdem seine Urteile über die Politik seiner Gegenwart. (Auszunehmen von dieser Kritik sind diverse Darlegungen in seiner erörternden Prosa neben den Memoiren.) Auch fehlt in seinem Blickfeld fast völlig die soziale Problematik.

Von der Philosophie, der älteren und derjenigen seiner Gegenwart, nahm er vorsätzlich nicht Notiz (daher keine Spur z.B. der Lektüre Ludwig Feuerbachs u.a.), und das heißt, er verzichtete darauf, sich das in sei-

---

was, wie erwähnt, dem Vorbild Goethes geschuldet ist. Dessen Autobiographie *Dichtung und Wahrheit* war eben der Maßstab, den Friederich sich setzte.

ner eigenen Lebenszeit erreichte gedanklich-theoretische Niveau der Zeitgenossen anzueignen. Zweifellos jedoch wäre diese Aneignung für seine Gedankenwelt, insbesondere die historische und politische, bedeutend von Vorteil gewesen.

Ohne ihm Unrecht zu tun, darf man sehr wohl den Vergleich mit einem Zeitgenossen wagen, der ebenso wie Friederich Denkwürdigkeiten hinterließ: dem schon erwähnten Alexander J. Herzen. Dessen Autobiographie veranschaulicht, wie der Verfasser als junger Mann mit Energie die wichtigsten Klassiker, von der Antike bis zu den zeitgenössischen Autoren, darunter die philosophischen und sozialkritischen (z.B. Saint-Simon, L. Feuerbach), studierte; wie er selber sich die (theoretischen) Waffen schmiedete, um in die Politik seiner Epoche einzugreifen; wie er den Klassenkampf in seiner aktuellen Phase zu verstehen suchte, die soziale Problematik des Jahrhunderts, die Arbeiterfrage. Er schrieb:

> In den Romanen und Novellen, Dichtungen und Liedern dieser Zeit war – bewußt oder unbewußt – alles von einem starken sozialen Blutstrom durchpulst; überall wurden gesellschaftliche Mißstände aufgedeckt, überall hörte man das Stöhnen der vom Hunger gepeinigten Arbeitssklaven heraus.[134]

Kaum bei Friederich. Er schnitt sich fast ganz ab von jenem starken sozialen ‚Blutstrom', versperrte sich ihm absichtlich. Wenn er sich über die Zustände seines Zeitalters ausließ, hörte man die Klage eines Autors aus dem gehobenen Bürgertum, des Bildungsbürgers seiner Ära, der sich zwischen der Aristokratie, dem Fürstentum und den Herren der Industrie und des Kapitals auf der einen Seite, zwischen den aufbegehrenden Unterschichten, dem Klassenkampf und den Revolutionen auf der anderen eingeklemmt fühlte und der sich des historischen Charakters der Epoche, die mit seinem eigenen Geburtsjahr 1789 anhob, niemals in vollem Umfang zu vergewissern vermochte.

Für eine ganze Weile hatte er sich in den Zeitereignissen aktiv bewähren können – vor allem als napoleonischer Soldat an mehreren Fronten. Anders in der Politik der Zeit. An ihr beteiligte man den französischen Offizier deutscher Herkunft höchstens einmal sporadisch, als ihm befohlen wurde, bei der Gefangennahme des Papstes mitzuwirken.

Im Jahrzehnt nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst reizte es ihn sehr, effektiv in die Politik einzugreifen: Durch Unterstützung des

[134] *Erlebtes* (wie Anm. 132), S. 154.

Befreiungskampfs der Griechen. Doch blieb es im großen Ganzen bei dieser – sehr ehrenhaften – Regung.

Der Versuch, anderswo einzugreifen: durch Mitwirkung an entscheidender Stelle bei der Befreiung Napoleons aus englischer Gefangenschaft, war ebenfalls sporadisch, abenteuerlich, weniger politisch als verwegen-aktionistisch. Politisch im höchsten Maße wären allerdings die Konsequenzen gewesen, wenn das Unternehmen geglückt wäre (seinen Erfolg würden bis heute die Geschichtsbücher verzeichnen). Aber es verlief ins Leere, weil der Tod die Bemühungen, die dem verbannten Kaiser gelten sollten, vorzeitig beendete.

Im übrigen glich sich Friederich seit den dreißiger Jahren immer stärker dem Typus an, den Herzen zu seiner Zeit mißfällig in Rußland beobachtete: dem des „Sonderlings", der „in der Fremde wie zu Hause" sich damit begnügte, „Zuschauer zu bleiben".[135]

Daran änderte sich auch während seines Frankreich-Aufenthalts im letzten Viertel seines Lebens nichts mehr.

[135] Ebd., S. 55.

François Melis (Berlin)

August Hermann Ewerbeck – Vermittler demokratischer, sozialistischer und kommunistischer Ideen zwischen Frankreich und Deutschland im Pariser Exil

Bisher von der Forschung nicht oder kaum wahrgenommen ist das Bemühen von August Hermann Ewerbeck, mit seinen Publikationen und Artikeln in den 40er und 50er Jahren des 19. Jahrhunderts das französische Geistesleben mit dem deutschen Kulturgut des Vormärz vertraut zu machen. Umgekehrt vermittelte er in verschiedenen Schriften für Deutschland Auffassungen sozialistischer und kommunistischer Strömungen Frankreichs. Darüber hinaus unternahm er, der als Deutscher Frankreich zu seiner Wahlheimat erkoren hatte, vielfach Initiativen, um ein festes politisches und organisatorisches Bündnis zwischen der deutschen und französischen Demokratie während der Revolution von 1848 herzustellen. Lässt man sein gesamtes Wirken Revue passieren, so hat er in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keinen geringen Beitrag für das gegenseitige Verstehen beider Völker geleistet. Dank ihrer literarischen Ausstrahlung stehen als Repräsentanten hierfür Ludwig Börne und Heinrich Heine. Ewerbeck ist in seinem Eintreten für die Völkerverständigung beider Länder jedoch zu Unrecht vergessen worden.

In der einschlägigen Literatur ist Ewerbeck lediglich durch sein Wirken für den Bund der Gerechten (Bund der Gerechtigkeit)[1] und als Pari-

[1] Eine erste Würdigung von Ewerbeck erfolgte 1863 durch Hermann Semmig, „Das deutsche Gespenst in Frankreich. Historisch-patriotische Phantasien", in: *Orion. Monatsschrift für Literatur und Kunst*, hg. v. Adolf Strodtmann (Hamburg, 1863), 2. Bd., S. 860-880, 943-960. Manfred Zmarzly legte die biographische Skizze „Einer der Führer des ‚Bundes der Gerechten'. Hermann Ewerbeck", in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, 1970, H. 4, S. 641-645 vor. Weitere Kurzbiographien verfassten u.a. Wolfgang Mönke, „Ewerbeck", in: *Biographisches Lexikon zur deutschen Geschichte. Von den Anfängen bis 1917*. Hg. v. Karl Obermann u.a. (Berlin, 1967), S. 113/114 und Wolfgang Meiser, „Ewerbeck", in: *Lexikon. Biographien zur deutschen Geschichte von den Anfängen bis 1945*. Hg. v. Kurt Petzold u.a. (Berlin, 1991), S. 133/134. Einblick in Ewerbecks geistige Entwicklung geben seine Briefe u.a. an Weitling und Marx, sei-

ser Korrespondent für die Marxsche *Neue Rheinische Zeitung* bekannt geworden. Erst in den letzten Jahren sind weitere Facetten seiner Biographie vorgelegt worden[2], darunter über seine Einsichten in die junghegelianische Gedankenwelt und seinen Versuch, für Arnold Ruges *Halli-*

---

ne Tätigkeit für den Bund der Gerechten und den Bund der Kommunisten sowie in der Revolution von 1848/49 die Dokumentenbände von Herwig Förder, Martin Hundt, Jefim Kandel, Sofia Lewiowa, *Der Bund der Kommunisten. Dokumente und Materialien*, Bd. 1-3 (Berlin, 1970-1984), die Briefbände III/2 bis III/5 der *Marx-Engels-Gesamtausgabe* und Martin Hundt, *Geschichte des Bundes der Kommunisten 1836-1852*. Philosophie und Geschichte der Wissenschaften. Studien und Quellen. Hg. Michael Otte, Hans Jörg Sandkühler, Bd. 3 (Frankfurt am Main u.a., 1993); zu Teilaspekten seines politischen und publizistischen Wirkens bei Bert Andréas, Wolfgang Mönke, „Neue Daten zur ‚Deutschen Ideologie'. Mit einem unbekannten Brief von Karl Marx und anderen Dokumenten", in: *Archiv für Sozialgeschichte*, VIII. Bd. (Hannover, 1968), S. 74/75; Jacques Grandjonc, *„Vorwärts!" 1844. Marx und die deutschen Kommunisten in Paris. Beitrag zur Entstehung des Marxismus*, 2., erw. u. verb. Auflage (Berlin, Bonn, Bad Godesberg, 1974); ders, „Les émigrés allemands sous la Monarchie de juillet. Documents de surveillance policière 1833 – février 1848" in: *Études germaniques*, I, Publications universitaires de lettres et sciences humaines d'Aix-en-Provence (Aix-en-Provence, 1972), S. 225/26, 229, 234/35; ergänzende und berichtigende Angaben zu Ewerbeck bei Jacques Grandjonc, „Zu Marx' Aufenthalt in Paris: 12. Oktober 1843 – 1. Februar 1845", in: *Studien zu Marx' erstem Paris-Aufenthalt und zur Entstehung der Deutschen Ideologie*, Schriften aus dem Karl-Marx-Haus, 43 (Trier, 1990), S. 178, Anm. 38; hierzu auch seine Kurzbiographie: „Ewerbeck Hermann [Ewerbeck August Hermann]", in: *Dictionnaire biographique du mouvement ouvrier français* (Paris, 1997) (CD-ROM); Martin Hundt, „Programmatische Bemühungen im Bund der Gerechten. Zu Marx' Einfluss auf ein neuentdecktes Katechismus-Fragment von 1844/1845 – Hermann Ewerbeck, Kommunistischer Katechismus (Fragment)", in: *Marx-Engels-Jahrbuch*, 2 (Berlin, 1979), S. 311-338; Wolfgang Schieder, *Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung. Die Auslandsvereine im Jahrzehnt nach der Julirevolution von 1830*, (Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte. Hg. v. Werner Conze. Bd. 4: Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung), (Stuttgart, 1963), S. 60, 115, 281f., 304.

[2] Bernd Füllner, François Melis: „‚Du hast dich bisher so freundlich für mich bezeugt …'. Zwei Briefe von August Hermann Ewerbeck an Georg Weerth aus dem Revolutionsjahr 1849", in: *Jahrbuch 2003: Goethe im Vormärz*, hg. v. Detlev Kopp und Hans-Martin Kruckis (Forum Vormärz Forschung), (Bielefeld 2004), S. 299-351.

sche Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst Beiträge zu liefern.[3] Michel Espagne unternahm 2002 mit seinem Artikel „Retour à Hermann Ewerbeck"[4] die Aufgabe, dessen Bemühungen, den Franzosen das neue Deutschland vorzustellen, herauszuarbeiten, wobei er sich auf die literarische Seite konzentrierte. Doch Ewerbecks Gesamtleistung für die Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland muss umfassender gesehen werden. Sie wird auf drei Ebenen sichtbar.

Erstens bestand Ewerbecks Anliegen darin, die modernen geistigen Strömungen Deutschlands zu jener Zeit vorzustellen: die des Junghegelianismus, den Feuerbachschen Materialismus sowie die sozialistischen und kommunistischen Theorien.

Zweitens vermittelte er dem deutschen Publikum in Übersetzungen und Interpretationen – ungeachtet ihrer Schwächen – vor allem zwei französische Vertreter sozialistischer und kommunistischer Theorien: Étienne Cabet und Pierre-Joseph Proudhon.

Drittens berichtete er in zahlreichen Artikeln während der Revolution von 1848/49 sowohl für deutsche als auch französische Zeitungen demokratischer Provenienz über aktuelle politische Ereignisse.

Diese Leistungen im Kontext eines biographischen Exkurses aufzuzeigen ist auch deshalb von ideengeschichtlichem Interesse, da er selbst einen radikalen Bruch mit dem religiösen Umfeld seines Elternhauses und der Familientradition vollzog.

Geboren am 12. November 1816 in Danzig als jüngstes von vier Geschwistern[5], wuchs Ewerbeck nach eigenen Angaben in einem sehr strengen Elternhaus auf. Sein Vater, Christian Gottfried Ewerbeck (15.1.1761-27.12.1837), war Professor für Mathematik, Philosophie und deutsche Sprache am akademischen Athenäum-Gymnasium und später

---

[3] Martin Hundt, „Am Vorabend einer Entscheidung vom Herbst 1841. Drei Briefe Hermann Ewerbecks an Arnold Ruge", in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, H. 2, 2001, S. 84-100.

[4] Michel Espagne, „Retour à Hermann Ewerbeck", in: *Cahiers d'Études germaniques: Marx et autres exilés. Études en l'honneur de Jacques Grandjonc*, reúnies par Karl Heinz Götze, Aix-en Provence 2002, S. 33-42.

[5] Ferdinand (1796-1849), Franziska (1802-?) sowie eine namentlich unbekannte Schwester. Diese und folgende Angaben verdankt der Verf. Herrn Johannes Hettling aus Lemgo, dessen Frau Gisela, geb. Ewerbeck eine Nachfahrin von Ferdinand Ewerbeck ist, dem Bruder von Hermann Ewerbeck.

dessen Direktor von 1815 bis 1817.[6] Zugleich übte er die Funktion eines Aufsehers der Danziger Ratsbibliothek aus. Somit hat Ewerbeck bereits von Kindesbeinen an eine rege Bildung erfahren.[7] Vorfahren väterlicherseits genossen in Marienburg bzw. in Konitz hohes Ansehen und wurden zu Bürgermeistern oder Ratsherren gewählt. Seine Mutter, Christiana Concordia Augusta, war die Tochter des Predigers der Hospitalkirche zum Heiligen Geist in Danzig, Carl Gottfried Pobowski.

Nachdem Ewerbeck am akademischen Gymnasium zu Danzig sein Abitur mit „rite" abgelegt hatte[8], nahm er Anfang Mai 1835 an der Königlichen Friedrich-Wilhelms Universität zu Berlin ein Medizinstudium auf. Zu Beginn absolvierte er entsprechend den damaligen preußischen Medizinalvorschriften ein Philosophie-Semester, wobei er bereits Medizin-Vorlesungen besuchte und attestieren ließ. Ende des Jahres[9] wechselte er zur Medizinischen Fakultät über[10], ohne seine philosophischen

---

6 Zu Christian Gottfried Ewerbeck: *Altpreußische Biographie*, hg. im Auftrage der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung v. Christian Krollmann, Bd. I (Marburg/Lahn, 1974), S. 171; Georg Christoph Hamberger, Johann Georg Meusel, *Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller*, 2. Bd., 5., vermehrte u. verbesserte Aufl. (Lemgo, 1796), S. 266; Heinrich Döring, „Christian Gottfried Ewerbeck", in: *Neuer Nekrolog der Deutschen*, 2.T. (Weimar, 1839), S. 1095-1099; „Traubescheinigung" von Christian Gottfried Ewerbeck. Abschrift dankenswerterweise von Johannes Hettling.

7 Im Curriculum Vitae für seine Doktorarbeit schrieb Ewerbeck, dass er von seinem Vater „in die ersten Elemente der Wissenschaft eingeführt worden war". August Arminius Ewerbeck, *De phaenomenis opticis subjectivis* (Berlin 1839), S. 46.

8 Das am 13. Juni 1558 im ehemaligen Franziskanerkloster gegründete Gymnasium academicum wurde 1817 mit der St. Marienschule vereinigt. Als Hermann Ewerbeck das Gymnasium besuchte, umfasste es rd. 275 Schüler. 1835 verließen 7 Abiturienten die Bildungsstätte. In dieser Zeit wurde nach Plänen von Friedrich Schinkel ein neues Schulgebäude im gotischen Stil errichtet und 1837 eingeweiht. *Festschrift des Städtischen Gymnasiums und Realgymnasiums in Danzig zu seinem 375jährigen Bestehen* (Danzig, 1933), S. 6, 34, 53.

9 In bisherigen Darstellungen wurde der Fakultätswechsel fälschlich auf 1836 bzw. 1837 datiert.

10 *Philosophische Fakultät. Studentenliste. 15.10.1810-18.10.1857 (1.-47. Rektorat)*; *Medizinische Fakultät. Studentenliste. 15.10.1810-15.10.1857 (1.-47. Rektorat)*, Humboldt-Universität zu Berlin, Universitätsarchiv; *Amtliches Verzeichniß des Personals und der Studirenden auf der Königl. Friedrich-Wilhelms Universität zu Berlin.*

Interessen aufzugeben. Seine Doktorarbeit legt hiervon Zeugnis ab, in der er sich u.a. auf Spinoza und Hegel berief.[11] Mehr noch: Bereits während seines Studiums fühlte er sich mit den Ideen des Junghegelianismus verbunden. Er las nicht nur aufmerksam die von Arnold Ruge und Theodor Echtermeyer herausgegebenen *Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst*, sondern übermittelte später in anonym verfassten Briefen an die Redaktion seinen Standpunkt zum Konfessionsstreit in der „Mischehen"-Frage[12], die über Preußens Grenzen hinaus für Diskussionsstoff sorgte. Ab Oktober 1838 leistete er als Einjährig-Freiwilliger Kompagnie-Chirurgus im Kaiser-Alexander-Regiment seinen Militärdienst ab, um „dem Gesetz des Staates zu genügen."[13] Am 16. August 1839 verteidigte er dann seine Dissertation *De phaenomenis opticis subjectivis*[14] und verließ etwa Ende Mai 1840 Berlin.[15] In erster Linie bewogen ihn die gesellschaftlichen Missstände in Preußen, die keinerlei Veränderungen erfuhren, der preußischen Hauptstadt und dem Land den Rücken zu kehren: „Überdrüssig, daheim wortlos und thatenlos sitzen zu müssen gegenüber dem was dort geschah und nicht geschah, verließ ich freien Entschlusses das Land […]".[16] Vermutlich fallen in diese Zeit seine Reisen durch Europa, die ihn, dank eines ansehnlichen Vermögens, nach Schweden, Dänemark, England, der Schweiz und Italien – hier nach Neapel und Rom – führten.[17] Eine Zulassung zur Sonderprüfung für ausländische Ärzte vom 15. Oktober 1840 zeigt an, dass er beabsichtigte, in Holland seinem Beruf nachzugehen.[18] Zu diesem Zweck absolvierte er

---

Auf das Sommerhalbjahr von Ostern bis Michaelis 1835 (Berlin, 1835), S. 8; dass. *Auf das Winterhalbjahr von Michaelis 1835 bis Ostern 1836* (Berlin, 1835), S. 9.

11 August Arminius Ewerbeck, *De phaenomenis opticis subjectivis* (Berlin 1839).

12 Hundt, „Am Vorabend einer Entscheidung" (Anm. 3), S. 85, 90-98. Zu den Gegensätzen zwischen dem preußischen Staat und der katholischen Kirche in der „Mischehen"-Frage: Jürgen Herres, *Städtische Gesellschaft und katholische Vereine im Rheinland 1840-1870* (Essen, 1996), S. 12-13, 131-134.

13 Ewerbeck, *De phaenomenis* (Anm. 10), S. 48.

14 Ebd.

15 Hundt, Am Vorabend einer Entscheidung (Anm. 3), S. 85, 90, 98.

16 Ewerbeck in Amsterdam an Ruge in Halle, 3. Januar 1841, ebd., S. 91.

17 Schieder, *Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung* (Anm. 1), S. 60f.; Semmig, Das deutsche Gespenst (Anm. 1), S. 868, 956. Es ist anzunehmen, dass er hierfür das ihm nach dem Tod seines Vaters im Jahre 1837 zugesprochene Erbteil nutzte.

18 Grandjonc, Zu Marx' Aufenthalt in Paris (Anm. 1), S. 178, Anm. 38.

an der Universität in Utrecht ein medizinisches Zusatzstudium.[19] Danach eröffnete er in Amsterdam, Harlemer Dyk 122, eine Arztpraxis, die er jedoch bald aufgab.[20] Es zog ihn nach Paris, wie er in seinem Brief vom 12. Juli 1841 an Ruge bekannte, in die „Hauptstadt der Neu[en] Welt, wo seit einem halben Jahrhundert die Märtyrer ihr bestes Blut des Leibes und des Geistes jubelnd […] ausgegossen haben." Und wenige Zeilen später meinte er: „hier verlerne ich allmälig das nach der Studirlampe riechende schwüle Bedenken und Schwanken, woran unser Volk sieche wie an erblicher Krankheit."[21]

Ewerbeck traf spätestens im Juni 1841[22] als überzeugter Republikaner, wenn nicht schon als Kommunist, in Paris ein.[23] Die Seine-Metropole wurde seine persönliche und politische Heimstatt, was er im April 1848 durch den Erwerb der französischen Staatsbürgerschaft bekräftigte.[24] Die Bekanntschaft mit dem gebürtigen Rheinländer Dr. phil. German Mäurer, der seit 1833 in Paris lebte und Mitglied des Bundes der Gerechten war[25], sollte für Ewerbeck bedeutsam werden. Dessen „täglich wachsende Sehnsucht nach Kampf"[26], d.h. einen politischen Wirkungskreis zu finden, machte es Mäurer nicht schwer, ihn auf die Tätigkeit des Bundes aufmerksam zu machen. Vom Schneider Ernst Wilhelm Hohmann aufgenommen[27], wurde er bald darauf in die Volkshalle, das höchste Voll-

---

19 Ewerbeck schrieb in beiden Vorworten zu *Qu'est-ce que la religion, d'après la nouvelle philosophie allemande* und *Qu'est-ce que la bible d'après la nouvelle philosophie allemande* (Paris, 1850), S. VIII bzw. S. VII: „(né a Danzig), *Docteur en médecine et chirurgie, des Facultés de Berlin et d'Utrecht.*"

20 Hundt, Am Vorabend einer Entscheidung (Anm. 3), S. 98.

21 Ebd., S. 99.

22 Ebd., S. 86, 99, nicht wie Grandjonc, Zu Marx' Aufenthalt in Paris (Anm. 1), S. 178, Anm. 38 angab, erst im August 1841.

23 Im anonym verfassten und nur mit „Ein Arzt" unterschriebenen Brief Ewerbecks an Ruge vom 12. Juli 1841 setzte er vor die Anrede: „Brief eines Republikaners." Hundt, Am Vorabend einer Entscheidung (Anm. 3), S. 99.

24 Grandjonc, *Vorwärts! 1844* (Anm. 1), S. 114f., Anm. 224a.

25 Zu Mäurer siehe Gandjonc, Zu Marx' Aufenthalt in Paris (Anm. 1), S. 173, Anm. 29.

26 Ewerbeck in Amsterdam an Ruge in Halle, 3. Januar 1841, in: Hundt, „Am Vorabend einer Entscheidung (Anm. 3), S. 98.

27 Nach Darstellung von Wilhelm Weitling 1853 in: *Republik der Arbeit. Centralblatt der Propaganda für die Verbrüderung der Arbeiter*, Nr. 9, 26.2.1855, S. 66, Sp. 3. Siehe auch Wolfgang Strähl: *Briefe eines Schweizers aus Paris 1835-1836*.

zugsorgan des Bundes, kooptiert. Als volksverbundener Intellektueller leitete er fünf Jahre den mehrheitlich aus proletarisierten Handwerkergesellen zusammengesetzten geheimen Bund und beeinflusste dessen politische Orientierung nachhaltig.

Mit der Wahl von Paris als ständigem Wohnort – von kurzen Unterbrechungen abgesehen – und der Entscheidung, einen politischen und publizistischen Lebensweg einzuschlagen, gab Ewerbeck den gesicherten bürgerlichen Beruf eines Arztes auf. Wie Semmig in seinem Nekrolog auf Ewerbeck andeutete, sei dieser Entschluss dadurch bestärkt worden, dass er den Beruf als verfehlt angesehen habe.[28] Ungeachtet dessen hat er diesen nicht ganz verleugnet und das auch nicht gewollt. So war er u.a. Mitglied des 1844 gegründeten Vereins Deutscher Ärzte in Paris[29] und hielt eine medizinische Zeitschrift.[30] Auch wandte er zuweilen seine medizinischen Kenntnisse an, um nahen Freunden Heilung zu verschaffen.[31] 12 Jahre später unternahm er aus existentiellen Gründen erneut den Versuch, eine Arzttätigkeit auszuüben. Von gravierender Bedeutung war, dass er, der in einem strengen protestantischen Milieu aufgewachsen war, alle traditionellen geistigen Brücken hinter sich abbrach und damit auch die Beziehungen zu seinem tief religiösen Elternhaus. Noch Generationen später galt er als das schwarze Schaf in der Ewerbeckschen Familientradition.[32]

Ewerbecks weltanschaulicher Wandel und die von ihm in Paris vollzogenen Konsequenzen für das weitere Leben lassen sich bereits bis in seine Studienzeit zurückverfolgen. Das 1835 erschienene Werk von David Friedrich Strauß *Das Leben Jesu*, das den Beginn der junghegeliani-

---

Neue Dokumente zur Geschichte der frühproletarischen Kultur und Bewegung, hg. von Jacques Grandjonc, Waltraud Seidel-Höppner und Michael Werner (Berlin 1988), S. 123.

28 Semmig, Das deutsche Gespenst (Anm. 1), S. 868.

29 Grandjonc, Zu Marx' Aufenthalt in Paris (Anm. 1), S. 186, Anm. 61.

30 *Neue Rheinische Zeitung* (im Folgenden: *NRhZ*), Nr. 208, 30.1.1849, S. 2, Sp. 3.

31 Karl Ludwig Bernays an Karl Marx in Brüssel, Sarcelles, 7. Oktober 1846: „Ich war 14 Tage lang recht krank […] Ewerbeck ließ mich Blutegeln an einem sehr unangenehmen Platz der Hemorrhoiden wegen setzen: ich that es gestern, und schreibe Dir heute noch in einer sehr gespreizten Stellung." In: Karl Marx, Friedrich Engels, *Gesamtausgabe (MEGA)*. Dritte Abteilung, Briefwechsel, Bd. 2: Karl Marx, Friedrich Engels, Briefwechsel Mai 1846 bis Dezember 1848 (Berlin, 1979) (im Folgenden: *MEGA* III/2), S. 314/315.

32 So nach Aussagen von Johannes Hettling.

schen Bewegung markiert hatte, übte einen tiefen Eindruck auf ihn aus und blieb deshalb auf seine geistige Entwicklung nicht ohne Einfluss.[33] Denn Ewerbeck bezeichnete sich nach vielen und harten Jahren innerer Kämpfe[34] selbst als Junghegelianer[35], aus deren revolutionärer Philosophie, wie er sie charakterisierte[36], er seine sozialistische Überzeugung ableitete.[37] In einem Brief an Weitling vom 15. Mai 1843 hob er hervor, dass er bereits 1840 den Kommunismus als eine notwendige Folge aus dem hegelianischen Denksystem erkannt habe.[38]

In Paris – neben London und Brüssel einer der Drehscheiben der europäischen Exilanten – machte Ewerbeck Bekanntschaft u.a. mit Heinrich Heine, Moses Hess, Karl Marx, Friedrich Engels, Arnold Ruge und Karl Grün. Das galt ebenfalls für bedeutende französische sozialistische und kommunistische Vertreter, wie Étienne Cabet und Pierre-Joseph Proudhon. Alle diese Beziehungen sollten später für seine Einschätzungen ihrer Werke, Theorien und Anschauungen in den von ihm herausgebrachten Publikationen hilfreich werden.

---

33 An Weitling schrieb Ewerbeck am 26. Oktober 1842: „Jetzt nur schleunig zum Ende mit dem Buche (gemeint war Weitlings *Garantien der Harmonie und Freiheit* – F. M.), welches ungefähr so wirken wird, wie des Doktors David Strauß Leben Jesu […].“, in: Förder u.a., *Der Bund der Kommunisten* (Anm. 1), Bd. 1, S. 145.

34 So in seinem Brief an Ruge vom 3. Januar 1841. Hundt, Am Vorabend einer Entscheidung (Anm. 3), S. 97.

35 [August Hermann Ewerbeck,] *La Russie et l'équilibre européen par un homme d'état* (Paris, 1854), S. 146/147. Seine Autorschaft hat Ewerbeck selbst auf S. 88 offenbart.

36 Hermann Ewerbeck, *L'Allemagne et les Allemands* (Paris, 1851), S. 583.

37 Hundt, *Geschichte des Bundes der Kommunisten* (Anm. 1), S. 132, 137.

38 Brief von Hermann Ewerbeck in Paris an Wilhelm Weitling in Zürich, 15. Mai 1843, in: Förder u.a., *Der Bund der Kommunisten* (Anm. 1), Bd. 1, S. 173. Gegen diese verkürzte Sicht polemisierte allerdings bereits Arnold Ruge 1843 anlässlich des Bluntschli-Berichts: „Die Zürcher Pietisten hatten große Lust, in den Weitlingschen Proceß […] alle philosophischen Schriftsteller in Deutschland mit zu verwickeln. Natürlich wird das unmöglich sein, da der Communismus nicht aus der Philosophie entsprungen ist und vielmehr mit der Entwicklung der Julirevolution zusammen[hängt]“. Arnold Ruges Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825-1880, hg. v. Paul Nerrlich, Bd. 1 (Berlin 1886), S. 315/316.

Ewerbeck kam auch zu einem Zeitpunkt nach Paris, als in der Führungsspitze des Bundes eine personelle Lücke fühlbar wurde. Binnen weniger Monate wurde die Volkshalle dadurch geschwächt, dass drei ihrer Mitglieder die französische Hauptstadt verließen, darunter Weitling, der im Mai 1841 in die Schweiz ging.[39] Die Fähigkeit, sein breites Wissen und neues theoretisches Gedankengut den Arbeitern und Handwerkern in einer für sie verständlichen Sprache zu vermitteln[40], sowie sein ausgleichender Charakter erwiesen sich als Gewinn für den Bund. Nachhaltige Spuren hinterließ Ewerbeck, indem er wesentlich dazu beitrug, den Geheimbundcharakter abzustreifen und die politische Bildung sowie das propagandistische Wirken in den Mittelpunkt der Bundesarbeit zu stellen.[41] Durch seine aktive Korrespondenztätigkeit sowie Reisen zu den Zentren des Bundes in der Schweiz, in London, Brüssel und Berlin, aber auch durch seine vermittelnde Ausstrahlung festigte er den Zusammenhalt der Gesamtorganisation. Hier kamen seine Fähigkeiten als Propagandist, Organisator und Publizist voll zur Geltung. Dagegen vermochte

---

[39] Waltraud Seidel-Höppner: „Wilhelm Weitling. Leben und Werk – eine optimistische Tragödie", in: Lothar Knatz/Hans-Arthur Marsiske (Hg.): *Wilhelm Weitling. Ein deutscher Arbeiterkommunist* (Materialien der internationalen Arbeitstagung Wilhelm Weitling, Geschichte – Theorie – Perspektive vom 27. bis 29. September 1988 in Hamburg), (Hamburg, 1989), S. 39; Hundt, *Geschichte des Bundes der Kommunisten* (Anm. 1), S. 131.

[40] So kritisierte Ewerbeck 1843 z.B. Heß: „Heß ist sehr wirksam für die Bekehrung der Gebildeten; aber er spricht in *Begriffen*, also nicht in *Anschauungen*, mithin für die nicht sehr Gebildeten unvernehmbar. […] Er sieht's ein und verspricht Besserung." Förder u.a., *Der Bund der Kommunisten* (Anm. 1), Bd. 1, S. 173. Als Beispiel auch der von Ewerbeck um 1844/45 verfasste, aber nur als Fragment erhaltene „Kommunistische Katechismus". Hundt, Programmatische Bemühungen (Anm. 1), S. 312, 316, 319, 323-333. Zur Statistik und sozialen Schichtung der deutschen Arbeiterbewegung außerhalb Deutschlands im Jahrzehnt nach der Julirevolution von 1830: Schieder, *Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung* (Anm. 1), S. 118-132.

[41] Diese Prinzipien wurden neben demokratischer Mitbestimmung bereits im neuen Statut des Bundes der Gerechtigkeit von 1838 festgeschrieben. Waltraud Seidel-Höppner, „Zum Demokratieverständnis der deutschen Arbeiterbewegung vor 1848", in: Helmut Reinalter (Hg.), Die Anfänge des Liberalismus und der Demokratie in Deutschland und Österreich 1830-1848/49, Frankfurt/Main u.a., 2002, S. 111-132; Hundt, *Geschichte des Bundes der Kommunisten* (Anm. 1), S. 76.

er nicht, die Gesellschaftskonzepte eines Étienne Cabet[42], eines Moses Heß[43] und eines Karl Grün[44] in ihrer inhaltlichen Substanz kritisch zu erfassen. Sein Augenmerk galt weniger der Ausarbeitung einer eigenständigen Theorie als der Aneignung und Verbreitung von in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelten sozialistischen und kommunistischen Auffassungen. So hat er großen Anteil an der Verbreitung des 1842 erschienenen Hauptwerkes von Wilhelm Weitling *Garantien der Harmonie und Freiheit*. Den in Magdeburg geborenen Schneidergesellen und einen der bedeutendsten Theoretiker des Arbeiterkommunismus hat Ewerbeck vermutlich im selben Jahr in der Schweiz kennen gelernt.[45] Das hielt ihn jedoch nicht davon ab, Auffassungen von Weitling kritisch zu beurteilen.[46]

Bedeutsam für Ewerbecks weitere weltanschauliche Ausprägung war seine Bekanntschaft mit Marx – höchstwahrscheinlich wenig später nach dessen Ankunft in Paris um den 11. Oktober 1843.[47] Besonders die seit Mitte 1844 mehrmals wöchentlich geführten Diskussionen in der Redaktion des Pariser *Vorwärts!* und insbesondere Marx' Auseinandersetzung mit Ruge über die Bewertung des Aufstandes der schlesischen Weber vermittelten Ewerbeck und den führenden Vertretern des Bundes der Gerechten erste Einsichten in die humanistisch-atheistische Philosophie

---

[42] Über Cabet und seinen theoretischen Auffassungen: Joachim Höppner, Waltraud Seidel-Höppner, *Von Babeuf bis Blanqui. Französischer Sozialismus und Kommunismus vor Marx*, Reclam Geschichte und Kultur. Sozialtheorien, (Leipzig, 1975), Bd. I: *Einführung*, S. 318-336, Bd. II: *Texte*, S. 374-377; dies.: Étienne Cabet und seine Ikarische Kolonie in Darstellung und Dokumentation. Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770-1850". Herausgegeben von Helmut Reinalter. Bd. 33 (Frankfurt am Main u.a., 2002), S. 13-239.

[43] Siehe Edmund Silberner, *Moses Hess. Geschichte seines Lebens* (Leiden 1966).

[44] Siehe Eckhard Trox, *Karl Grün (1817-1887). Eine Biographie*. Begleitband zur Ausstellung (Lüdenscheid 1993).

[45] Grandjonc, Zu Marx' Aufenthalt in Paris (Anm. 1), S. 178, Anm. 38.

[46] So im Brief von Ewerbeck in Paris an Wilhelm Weitling in Vevey, 19. Februar 1843, in: Förder u.a., *Der Bund der Kommunisten* (Anm. 1), S. 156-161. Siehe auch Martin Hundt, „Zur Diebstahlstheorie Weitlings", in: Lothar Knatz/ Hans-Arthur Marsiske (Hg.): *Wilhelm Weitling. Ein deutscher Arbeiterkommunist* (Materialien der internationalen Arbeitstagung Wilhelm Weitling, Geschichte – Theorie – Perspektive vom 27. bis 29. September 1988 in Hamburg), (Hamburg, 1989), S. 167-172.

[47] Grandjonc, Zu Marx' Aufenthalt in Paris (Anm. 1), S. 169, 178.

von Feuerbach sowie die nationalökonomische Beweisführung aktueller Tagesereignisse, um daraus die Begründung für die Emanzipation des Proletariats abzuleiten.[48] Obwohl Ewerbeck Marx 1846 als „den Aristoteles des 19ten Jahrhunderts" bezeichnete[49] und ihn 1851 als ein kritisches Genie würdigte, das sich mit unbeirrbarem Scharfblick den ökonomischen, rechtlichen, politischen und sozialen Fragen zuwandte[50], konnte er sich in letzter Konsequenz nicht zu dessen theoretischer Position durchringen. Ungeachtet dessen unterstützte er das von Marx und Engels in Brüssel initiierte Kommunistische Korrespondenzkomitee und leitete im April 1848 den Pariser Kreis des Bundes der Kommunisten.

Ein erster Ansatz für Ewerbecks Bemühungen, französische Sozialisten mit den neuesten atheistischen und sozialistischen Texten aus Deutschland bekannt zu machen, ergab sich zwischen Juli 1845 und April 1846. Proudhon, der in seiner Auseinandersetzung mit der Politischen Ökonomie an seinem Manuskript *Système des contradictions économiques, ou Philosophie de la misère* arbeitete und zum genannten Zeitpunkt in Paris weilte, war an solchen Schriften lebhaft interessiert.[51] Da er die deutsche Sprache nicht beherrschte, bot Ewerbeck seine Mitarbeit an. Er übersetzte mindestens 17 Arbeiten ins Französische bzw. fertigte davon Exzerpte an. Darunter befanden sich Ludwig Feuerbachs *Wesen des Christentums* mit dem Vorwort zur zweiten Auflage, Wilhelm Weitlings *Evangelium des armen Sünders*, eine Zusammenfassung von Marx' Artikel *Zur Judenfrage* aus den *Deutsch-Französischen Jahrbüchern* sowie Auszüge und

---

[48] Grandjonc, *Vorwärts! 1844* (Anm. 1) besonders S. 40-92; Walter Schmidt, Einleitung zu *Vorwärts! Pariser Signale aus Kunst, Wissenschaft, Theater, Musik und geselligem Leben …1844-1845*. Unveränderter Neudruck (Leipzig, 1975), S. XIV-XXXII.

[49] August Hermann Ewerbeck an Karl Marx in Brüssel, Paris, 15. Mai 1846, in: *MEGA* III/2, S. 202. Wenige Wochen später schrieb er euphorisch für die *Trier'sche Zeitung*: „Die kritisch-juristisch- und nationalökonomischen Werke *eines* Carl Marx wären wahrscheinlich eine der größten und schönsten Gaben, die *Deutschlands Genius* dem französischen seit lange dargebracht." *Trier'sche Zeitung* Nr. 180, 29.6.1846, S. 2f.

[50] Ewerbeck, *L'Allemangne et les Allemands* (Anm. 34), S. 587/588.

[51] Karl Marx, Das Elend der Philosophie. Antwort auf Proudhons „Philosophie des Elends". Nach der deutschen Übersetzung von Eduard Bernstein, Karl Kautsky und Friedrich Engels neu herausgegeben mit Kommentar und Annotationen von Hans Pelger (Internationale Bibliothek, Bd. 12) 11., verbesserte, ergänzte und erweiterte Auflage (Berlin, Bonn 1979), S. LIX, Anm. 218.

Zusammenfassungen von Engels' Arbeit *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*.[52] Ewerbeck beabsichtigte zugleich, alle Arbeiten in französischer Sprache zu publizieren, wofür er bereits eine erste Fassung einer Einleitung anfertigte, die er ebenfalls für Proudhon übersetzte.[53] Doch konnte er das Vorhaben nicht verwirklichen. Erst später fanden die übersetzten Fassungen als Auszüge und Interpretationen in seinen beiden Büchern *Qu'est-ce que la religion, d'après la nouvelle philosophie allemande* und *Qu'est-ce que la bible d'après la nouvelle philosophie allemande* ihren Niederschlag.

Durch seine politische und publizistische Tätigkeit[54] geriet Ewerbeck zunehmend in das Visier der französischen Polizei. Bereits Ende Mai oder Anfang Juni 1845 fand bei ihm eine Haussuchung statt, bei der eine größere Anzahl von Dokumenten beschlagnahmt wurde.[55] Um sich einer drohenden Verhaftung zu entziehen, verließ er am 3. Dezember 1846 Paris.[56] Unter einem Decknamen begab er sich über

---

[52] Die Liste der übersetzten Arbeiten und Artikel von Ewerbeck in: Jacques Grandjonc, „Les rapports des socialistes et néo-hegeliens Allemands de l'émigration avec les socialistes français 1840-1847", in: Raymond Poidevin, Heinz-Otto Sieburg, Aspects des relations franco-allemandes 1830-1848 – Deutsch-französiche Beziehungen 1830-1848 (Actes du Colloque d'Otzenhausen, 3-5 octobre 1977, Publications du centre de Recherches relations internationales de l'université de Metz), (Metz, 1978), S. 84. Von Grandjonc wurde allerdings kritisch vermerkt, dass die politischen und ökonomischen Texte von Marx und Engels in ihrer Übersetzung von Ewerbeck idealistisch und moralisierend interpretiert wurden und dadurch der Sinn völlig entstellt wurde.

[53] Ebd.

[54] Er schrieb zahlreiche Artikel für den *Vorwärts!*, der Ende 1844 von der französischen Regierung verboten wurde. Mit Mäurer und Grün gab Ewerbeck 1845/46 in Paris die *Blätter der Zukunft* heraus, veröffentlichte zeitkritische und utopisch-sozialistische Aufsätze sowie Gedichte, u.a. in den *Rheinischen Jahrbüchern zur gesellschaftlichen Reform* (1846), der *Trier'schen Zeitung* (1846), dem *Telegraph für Deutschland* (1846) und den *Pariser Horen* (1847).

[55] Grandjonc, *„Les émigrés allemands"* (Anm. 1), S. 182, Anm. 70; ders. *Vorwärts! 1844* (Anm. 1), S. 112f. Im Zusammenhang mit der Mentel-Affäre wurde nach einer Anforderung des Berliner Polizeipräsidiums vom 3. März 1847 Ewerbecks Mutter in Danzig nach dem Verbleib ihres Sohnes befragt. Russländisches Staatliches Archiv für Sozial- und Politikgeschichte (RGASPI), Moskau, f. 1, op. 1, d. 707 (Mentel-Akte), l. 218/219.

[56] Ein Polizeibericht vom 23. November 1846 vermerkte, dass Ewerbeck das Reisevisum am 19. November auf der Pariser Polizeipräfuktur erhalten hat. Grandjonc, *Les émigrés allemands* (Anm. 1), S. 225.

Lyon[57] nach Montpellier.[58] Dessen ungeachtet wurde er von den Behörden ständig observiert. Ein Steckbrief, der dem Schreiben des Polizeipräfekten des Rhône-Departements vom 23. November 1846 beigefügt war, beschrieb Ewerbeck im Alter von 30 Jahren wie folgt: Größe: 1 Meter 66, Haare blond, Augenbrauen idem, Stirn offen, Augen blau, Nase klein, Mund mittelgroß, Bart blond, Kinn rund, Gesicht oval, Teint gewöhnlich.[59] Doch ließen ihn die Behörden in Montpellier unbehelligt.

Von der tagespolitischen Arbeit befreit, nutzte Ewerbeck jetzt die Zeit, um wohl ein bereits länger geplantes Vorhaben des von ihm verehrten Cabet zu verwirklichen. Innerhalb weniger Monate übersetzte er Cabets Hauptwerk *Voyage en Icarie*, die Beschreibung einer kommunistischen Gesellschaft in Form eines Reiseberichts, deren 4. Auflage[60] bereits vorlag, sowie die programmatischen Schriften *Mon Credo Communiste* und *Comment je suis communiste et mon credo communiste* – beide aus dem Jahre 1841 – ins Deutsche. Unter dem Pseudonym Dr. Wendel-Hippler

---

[57] In Lyon wollte er sich nach dem Bericht eines Polizeiinformanten mit Proudhon treffen, den er aber höchstwahrscheinlich nicht antraf. Ebd., S. 225f., 229 u. 234.

[58] Ewerbeck schrieb an Marx, um den 27. Juni 1847: „Wir stehen hier [Paris – d. Verf.] auf vulkanischem Boden, besonders ich; meine kostspielige Reise nach dem scheuslichsten aller Rattenlöcher Montpellier […] hat, scheint mir, allerdings soweit genützt, daß die heilige Hermandad mich vorderhand in Ruhe läßt […]." Montpellier ist der bisher als unbekannt bezeichnete Ort. Zmarzly, „Einer der Führer des ‚Bundes der Gerechten'" (Anm. 1), S. 644. Heß bestätigte diese Angabe in einem Brief an Louis Krolikowski: „Reste à savoir, s'il vaut mieux d'aller à *Paris, ou directement à Montpellier*. Je vous prie de me dire votre avis, et de parler encore avec *Ewerbeck* qui était dans le temps à Montpellier." Hess an Louis Krolikowski, Anvers, le 21 février 1853, in: Moses Hess. Briefwechsel. Hg. v. Edmund Silberner. Unter Mitwirkung v. Werner Blumenberg (Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung. II.) (s'-Gravenhage, 1959), S. 293/294.

[59] Aus dem Französischen übersetzt. Siehe: Grandjonc, *Les émigrés allemands* (Anm. 1), S. 226.

[60] Nach Ewerbeck die 3. Auflage. Offensichtlich hatte er die erste unter Pseudonym und anderem Titel erschienene Auflage nicht mitgezählt: *Voyage et aventures de Lord William Carisdall en Icarien*, traduits de l'anglais de Francis Adam par Th. Dufruit, maître de langues (Paris, 1840). Siehe Höppner, Seidel-Höppner, *Etienne Cabet und seine Ikarische Kolonie* (Anm. 54), S. 783.

– sein Bundesname[61] – ließ er alle drei Arbeiten 1847 in Paris auf eigene Kosten herausgeben.[62] Noch im selben Jahr erschien auch im Leipziger Verlag Twietmeyer die Ewerbecksche *Ikarien*-Übersetzung.[63] Die Magdeburger *Volksstimme* brachte 1894 in der Beilage ebenfalls einen Nachdruck mit einem Vorwort von H[einrich] Lux.[64]

Im Vorwort würdigte Ewerbeck euphorisch den Autor: „Es ist heute gar keinem, auch nicht dem leisestem Zweifel ausgesetzt, daß Cabet, der Direktor des Populaire, – das von ihm seit 1833 herausgegebene monatliche, 1847 dann wöchentliche Arbeiterjournal *Le Populaire* – in Wahrheit der *populärste* öffentliche Charakter in Frankreich ist.“[65] Er verglich ihn mit dem bekannten Chartistenführer Feargus O'Connor.[66]

Mit der Übersetzung verfolgte Ewerbeck ein dreifaches Anliegen: Erstens beabsichtigte er, die Deutschen mit Cabets „Volksbuch“, wie er dessen Arbeit charakterisierte, näher bekannt zu machen und besonders den Ikarischen Kommunismus authentisch vorzustellen. Vor allem an die Vertreter der Geisteswissenschaften gewandt, betonte er, sie habe es nötig, viel zu lernen, um aus „ihrem Gelehrtheitswust und Zauberkreise des Grübelns“ herauszukommen. „Sie müssen auch hinaus aus ihrem greulichen Selbstdünkel, ihrem pedantisch philisterhaften Hochmuth, als seien sie allein ‚das Volk Gottes‘, sie allein ‚die erkorne Nation der Moral

---

61 Semmig, Das deutsche Gespenst (Anm. 1), S. 869. In seiner Übersetzung von Cabets *Reise nach Ikarien* hat Ewerbeck den Ursprung dieses Pseudonyms zu erkennen gegeben, indem er auf die Rolle von Wendel Hipler (Hippler), Mitinitiator des Heilbronner Bauerparlaments und Kanzler des Odenwalder Haufens im Großen deutschen Bauernkrieg, verwies. Étienne Cabet, *Reise nach Ikarien*. Aus dem Französischen von Dr. Wendel-Hippler, (Paris, 1847), S. 444, 522.

62 *Le Populaire* kündigte Ewerbecks Übersetzung von *Reise nach Ikarien* bereits am 16. Mai 1847 an. Sie erschien dann auch in der Druckerei der Zeitung. Siehe Höppner, Seidel-Höppner, *Etienne Cabet und seine Ikarische Kolonie* (Anm. 54), S. 195, Anm. 606.

63 *Reise nach Ikarien*, Wendel-Hippler (Leipzig, 1847).

64 Höppner, Seidel-Höppner, *Étienne Cabet und seine Ikarische Kolonie* (Anm. 54), S. 784.

65 Nach dem Reprint: Étienne Cabet: *Reise nach Ikarien.* Materialien zum Verständnis von Cabet zusammengestellt von Alexander Brandenburg und Ahlrich Meyer (Berlin, 1979), S. XVI.

66 Ebd., S. VII.

und Tugend und Wissenschaft.““[67] Zum Zweiten bezweckte Ewerbeck mit der deutschen Übersetzung, einen Beitrag zu leisten gegen den oberflächlichen Umgang mit sozialistischen und kommunistischen Theorien durch deutsche Schriftsteller „aller Sorten“. Sie seien außer Stande, über den Kommunismus zu schreiben und ihn in der Substanz zu verstehen. Ohne namentliche Nennung richteten sich seine verbalen Attacken vor allem gegen Ruges Buch *Zwei Jahre in Paris*, das „nicht *zwei* Groschen werth“ sei, sowie gegen Grüns Arbeit *Die soziale Bewegung in Frankreich und Belgien*. Letzterer würde den Ikarischen Kommunismus verhöhnen und sei unfähig, Cabet richtig einzuschätzen.[68] Drittens stellte er dem von ihm denunzierten „Gewaltsamkeitskommunismus“ des französischen Arbeiterkommunisten Théodore Dézamy, der damit der Justiz die erwünschten Vorwände zu Repressionen liefere, die „*christlichen Bruderschafts- und Gemeinschaftsprincipe der Urzeit*“, denen Cabet „*neue Geltung verschaffen will*“, entgegen.[69] Hier unterlag Ewerbeck augenscheinlich dem Einfluss von Cabet, der sich hinsichtlich des Weges zum Kommunismus in einem unversöhnlichen Streit mit seinem ehemaligen engsten Mitarbeiter des *Popoulaire* befand. Während Cabet für eine fünfzigjährige Übergangsperiode unter Beibehaltung des Privateigentums und Verzicht auf allgemeine Arbeitspflicht plädierte, wollte Dézamy die kapitalistische Ausbeutung unverzüglich und endgültig beseitigen und hielt deshalb eine revolutionäre Übergangsdiktatur für notwendig.[70] Auch vollzog Ewerbeck offenbar einen Geisteswandel hinsichtlich der praktischen Verwirklichung der Kolonisation auf der Grundlage der Gütergemeinschaft. Denn genau zum Zeitpunkt, als er die Übersetzung von *Ikarien* vollendete, überraschte Cabet am 9. Mai 1847 die Öffentlichkeit mit einem Aufruf zur massenweisen Auswanderung, um in den USA ein ikarisches Gemeinwesen zu begründen.[71] Von den Kommunisten in Europa und den USA wurde Cabets Plan heftig kritisiert.[72] Anlässlich des Auszuges einer Gruppe

---

67 Ebd., S. VI.

68 Ebd., S. VI-VII.

69 Ebd., S. XVII und XIX.

70 Zu Wirken und Werk von Dézamy siehe Höppner/Seidel-Höppner: *Von Babeuf bis Blanqui* (Anm. 43), Bd. I, S. 453-473, zur geistigen Auseinandersetzung mit Cabet S. 468/469.

71 Höppner, Seidel-Höppner, *Etienne Cabet und seine Ikarische Kolonie* (Anm. 54), S. 170/171.

72 Ebd., S. 186-197.

unter Führung des Bürstenbinders Andreas Dietsch nach Missouri, um die Kolonie Neu-Helvetia auf der Grundlage der Prinzipien der Gütergemeinschaft zu gründen, hatte sich Ewerbeck 1844 bereits grundsätzlich gegen solche Bestrebungen gewandt. Im *Vorwärts!* warnte er vor Illusionen über einen solchen Erfolg.[73] In der Weite des Landes gehen die wenigen „Gütergemeinschaftskolonien" unter, ohne eine Ausstrahlung bewirken zu können. Mit der Auswanderung werden zudem in Europa „Leute von Energie und Talent" dem zukünftigen Kampfplatz entzogen.[74] In seinem Vorwort zu *Ikarien* schwieg Ewerbeck aber geflissentlich zum aktuellen Vorschlag.

Die beiden letztgenannten Schriften von Cabet gab er unter dem Titel *Mein communistisches Glaubensbekenntnis* und *Wie ich Kommunist bin und ein kommunistisches Glaubensbekenntnis*[75] heraus. Ihre Veröffentlichung entsprach einem aktuellen Anliegen: In Deutschland und den westeuropäischen Ländern wurde der Kommunismus als „finstres drohendes Gespenst"[76], als staats- und gesellschaftspolitisches Phänomen verteufelt. Mit dem ersten Satz im *Manifest der Kommunistischen Partei* hat dieser Begriff dann Berühmtheit erlangt.[77] Durch die Übersetzung und Verbreitung der beiden Schriften trug Ewerbeck im deutschsprachigen Raum dazu bei, Wesen und Ziel des Kommunismus unverfälscht zu vermitteln.

Der Sieg des Pariser Volkes im Februar 1848 löste in vielen Teilen Europas eine Welle revolutionärer Erhebungen aus, in deren Folge bürgerlich-demokratische Errungenschaften durchgesetzt werden konnten. Im Gegensatz zu vielen deutschen Emigranten, die mit dem Ausbruch

---

[73] [Hermann Ewerbeck,] „Die Helvetische Colonie nach Missuri (Nord-Amerika), in: *Vorwärts! Pariser Deutsche Zeitschrift*, Nr. 56, 13.7.1844, S. 2-4.

[74] Ebd., S. 4, Sp. 2.

[75] *Mein communistisches Glaubensbekenntnis*, von Cabet. Aus dem Französischen von Dr. Wendel-Hippler (Paris, 1847); *Wie ich Kommunist bin und ein kommunistisches Glaubensbekenntnis*. Aus dem Französischen von Dr. Wendel-Hippler (Paris, 1847). Siehe Höppner, Seidel-Höppner, *Etienne Cabet und seine Ikarische Kolonie* (Anm. 54), S. 784/785.

[76] Lorenz Stein, *Der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte* (Leipzig, 1842), S. 4.

[77] Zur Begriffsbestimmung und zeitgenössischen Interpretation siehe Hans Pelger, „‚Das Gespenst des Kommunismus'. Die Genese einer Phrase bei Karl Marx 1842-1848", in: *Cahiers d'Études germaniques: Marx et autres exilés. Études en l'honneur de Jacques Grandjonc*, réunies par Karl Heinz Götze (Aix-en Provence, 2002), S. 177-185.

der Märzrevolution 1848 nach Deutschland eilten, blieb Ewerbeck in Paris. Die Anerkennung der französischen Staatsbürgerschaft durch die Provisorische Regierung kann nicht als alleiniger Grund dafür angeführt werden, da auch Mäurer diese erhielt und nach Mainz fuhr, um an der revolutionären Bewegung teilzunehmen.[78] Ewerbecks Verbleib in Paris kann nur damit erklärt werden, dass er mit 17 Jahren Danzig verlassen hatte und somit keine persönliche Bindung mehr – von einer politischen ganz abgesehen – zu seiner näheren Heimat besaß. Um die französische Öffentlichkeit sofort und authentisch mit dem von Marx und Engels ausgearbeiteten Programm des Bundes der Kommunisten bekannt zu machen, übersetzte er in den Apriltagen gemeinsam mit Charles Paya – ehemaliger Redakteur der Toulouser Zeitung *L'Emancipation* – das *Kommunistische Manifest* ins Französische[79]; desgleichen das um den 25. März 1848 von der Bundeszentralbehörde für die deutsche Revolution ausgearbeitete Aktionsprogramm mit den 17 *Forderungen der Kommunistischen Partei in Deutschland*. Beide Übersetzungen erschienen jedoch nicht.[80]

Wenn Ewerbeck an der französischen[81] und deutschen Revolution aktiv teilnahm, dann wollte er damit vor allem das enge Bündnis zwischen der demokratischen Bewegung beider Länder befördern. Zu diesem Zweck lieferte er aus der französischen Hauptstadt Korrespondenzen für die von Marx in Köln herausgegebene *Neue Rheinische Zeitung*. Darüber hinaus engagierte er sich in der demokratischen Bewegung Frankreichs und Deutschlands mit dem Anliegen, eine enge Zusammenarbeit herbeizuführen. Hierzu gehörte auch, dass er Frankreich mit der Position der deutschen Demokratie bekannt machte, indem er zahlreiche Artikel aus

---

[78] Allerdings hielt sich Mäurer spätestens Anfang September 1848 wieder in Paris auf, da verschiedene Erklärungen des Pariser demokratischen „Deutschen Vereins" seine Unterschrift trugen. Edmund Silberner, „Zur Hess-Biographie. Mit zwei bisher unveröffentlichten Manuskripten über Marx", in: *Archiv für Sozialgeschichte*. Hg. v. der Friedrich-Ebert-Stiftung, VI./VII. Bd., 1966/67 (Hannover, 1966), S. 248/49, 251-253.

[79] Martin Hundt, „Das Programm für eine andere Revolution. Noch einmal zu den ‚Forderungen der Kommunistischen Partei in Deutschland'", in: Walter Schmidt (Hg.), *Demokratie, Liberalismus und Konterrevolution. Studien zur deutschen Revolution von 1848/49* (Berlin, 1998), S. 248/249.

[80] Sebastian Seiler an Karl Marx in London, 4. April 1850, in: *MEGA* III/3, S. 509; Hundt, *Geschichte des Bundes der Kommunisten* (Anm. 1), S. 405/406.

[81] So war er u.a. Mitglied der französischen Nationalgarde. *Moses Hess. Briefwechsel* (Anm. 52), S. 199.

der *Neuen Rheinischen Zeitung* übersetzte und sie an Pariser Zeitungen sowie demokratische Provinzblätter vermittelte.[82] Das traf ebenso für seine eigenen Beiträge zu.

Bereits im Brief des Kreises Paris an die Zentralbehörde des Bundes der Kommunisten vom 30. April 1848, an dessen Spitze Marx seit dem 3. März 1848 stand, trug Ewerbeck seine Vorstellungen über die Schwerpunkte der zukünftigen Berichterstattung vor: Er würde über alle Pariser Vorgänge ausführlich berichten und die verschiedenen Journale kritisch beleuchten sowie ihre Tendenzen hervorheben.[83] Gleichzeitig informierte er darüber, dass er mit Heine über Beiträge für die Zeitung verhandelt habe. Der Dichter bedauere, gegenwärtig keine fertigen Manuskripte zu haben, „sobald er aber welche fertig machen könnte ehe der Tod mit ihm fertig werde, wolle er nach Köln schicken."[84]

Ewerbeck gehörte zu den Korrespondenten, die über den längsten Zeitraum fast täglich Berichte für die Zeitung zusandten (insgesamt 130 Artikel). Eine Ausnahme bildet sein dreiwöchiger Aufenthalt in Deutschland im Oktober/November 1848, wo er als Delegierter am zweiten Demokratenkongress Deutschlands in Berlin teilnahm und anschließend Marx in Köln besuchte.[85] Mitunter tauchten zwei und sogar drei Korrespondenzen von ihm in einer Ausgabe auf. Sie nahmen teilweise einen Umfang von mehreren Spalten ein; in einem Fall bestritt er sogar mit anderthalb Seiten fast ausschließlich die Frankreich-Rubrik.[86]

---

[82] August Hermann Ewerbeck an Karl Marx in Köln, Paris, 26. Februar 1849, in: *MEGA* III/3, S. 260.

[83] Der Kreis Paris an die Zentralbehörde des Bundes der Kommunisten in Köln, Paris, 30. April 1848, in: *MEGA* III/2, S. 440.

[84] Ebd.

[85] Allerdings schrieb er auch vom Berliner Demokratenkongress wenigstens eine Korrespondenz für die *NRhZ*, die erst in den letzten Jahren identifiziert werden konnte: [Hermann Ewerbeck,] „Demokratischer Kongreß", in: *NRhZ*, Nr. 132, 2.11.1848, S. 3, Sp. 1; desgleichen in der *Berliner Zeitungs-Halle*, Nr. 252, 31.10.1848, Beilage. Siehe Brief von Hermann Ewerbeck in Berlin an Moses Hess in Paris, 1. November 1848, in: Förder u.a., *Der Bund der Kommunisten* (Anm. 1), S. 864. Zum zweiten Demokraten-Kongress in Berlin siehe Joachim Paschen, *Demokratische Vereine und preußischer Staat. Entwicklung und Unterdrückung der demokratischen Bewegung während der Revolution von 1848/49*. Studien zur modernen Geschichte, hg. v. Fritz Fischer, Klaus-Detlev Grothusen, Günter Moltmann, Bd. 22 (München, Wien, 1977), S. 96-112.

[86] *NRhZ*, Nr. 202, 22.1.1849, S. 3, Sp. 3 – Beilage, S. 2, Sp. 1.

Ein Überblick über die Beiträge zeigt, dass er durch seine umfangreichen französischen Verbindungen, vor allem im demokratischen, sozialistischen und kommunistischen Umfeld und durch die Auswertung zahlreicher Zeitungen von unterschiedlicher politischer Couleur den Lesern der *Neuen Rheinischen Zeitung* eine Fülle von aktuellen Informationen über das politische Geschehen in Frankreich vermitteln konnte. Darin lag zweifellos seine Stärke. In der Bewertung der französischen Politik kamen sie allerdings nicht an die analytische Schärfe und Verallgemeinerung der Beiträge von Ferdinand Wolff heran, der ebenfalls zeitweise aus Paris für das Marxsche Blatt schrieb.[87]

Aus der Themenvielfalt von Ewerbecks Korrespondenzen heben sich zwei besonders hervor. Unmittelbar nach Ausbruch des Aufstandes der Pariser Arbeiter in den Junitagen 1848 berichtete er ausführlich über ihren Kampf, den er als Augenzeuge erlebte: „Ich schreibe dies um 10 Uhr (24.6.) früh in dem Cafe d'Orsay am Pont national; in der Ferne kracht das schwere Geschütz gegen die Pflastersteine der Cité und Straße St. Jaques".[88] Nach der blutigen Niederschlagung der Insurrektion widerlegte er in seinen Berichten die von konservativen Blättern hochgespielten Greuelgeschichten über angebliche von den Insurgenten angefertigte vergiftete Kugeln sowie von ihnen verübte Plünderungen und Diebstähle, klagte die zahlreichen Misshandlungen der in feuchten Katakomben zusammengepferchten „Blousenmänner" an und informierte regelmäßig über die nach Havre gehenden Transporte der Verurteilten, die nach den französischen Überseeinseln deportiert wurden. Darunter waren auch zahlreiche an den Kämpfen beteiligte deutsche Arbeiter.[89] In Erfüllung seiner ärztlichen Pflicht – möglicherweise im Auftrag des bereits erwähnten Vereins Deutscher Ärzte – inspizierte Ewerbeck die Hospitäler und machte durch seine Korrespondenzen die ungenügende bzw. bewusst falsche Behandlung verletzter Aufständischer publik.[90] Er

---

[87] Das zeigt bereits Ewerbecks erste Korrespondenz über die Zulassung von Louis Napoleon Bonaparte als Repräsentant der französischen Nationalversammlung, zu der auch Ferdinand Wolff in derselben Ausgabe schrieb. Siehe *NRhZ*, Nr. 16, 16.6.1848, S. 3, Sp. 2-3.

[88] Ebd., Nr. 27, 27.6.1848, S. 3, Sp. 2.

[89] *NRhZ*, Nr. 29, 31, 32, 33, 35, 36, 49, 54, 70, 72, 83, 85, 86, 95, 103, 109, 119, 29.6., 1., 2., 3., 5., 6., 19., 24.7., 9., 11., 23., 25., 26.8., 6., 15., 22.9., 18.10.1848.

[90] Ebd., Nr. 33, 3.7.1848, S. 3, Sp. 2, „? Paris, 30. Juni."

war Augenzeuge von Erschießungen zuvor gemarterter Gefangener.[91] Schon bald wies Ewerbeck auf die fatalen Folgen der Niederwerfung des Arbeiteraufstandes für die Geschicke der Revolution in Deutschland hin.[92]

Ein weiterer thematischer Schwerpunkt von Ewerbecks Korrespondenzen bildete im Frühjahr 1849 die Popularisierung der demokratischen Bewegung mit den landesweiten Forderungen der französischen Bauern nach Rückgabe von einer Milliarde Francs. Ein Gesetz von April 1825 sah die Entschädigung der in der Großen Französischen Revolution enteigneten Ländereien der geflüchteten adligen Emigranten vor. Um sie finanzieren zu können, wurde der Bevölkerung die berüchtigte Neunsoussteuer auferlegt. Zahlreiche demokratische Provinzblätter unterstützten die Ansprüche der Bauern und veröffentlichten in ihren Spalten diesbezügliche Petitionen an die Kammer.[93] Die Brisanz kommentierte Ewerbeck mit den Worten: „[…] diese Milliarde ist ein Gährungsstoff, der wie eine Lunte im Bauernvolke schwelt und eines schönen Tages den Milliardefressern den Garaus machen könnte."[94] Entsprechend heftig reagierte die Regierung, die den Präfekten den Befehl erteilte, die Emissäre, die die Bauern zur Einforderung der Milliarden veranlassten, zu verhaften und „in Ketten nach Paris zu senden".[95]

Annähernd zeitgleich mit dieser Kampagne informierte Ewerbeck über das Bemühen der französischen Demokraten, einen breiteren Einfluss auf die bäuerlichen Schichten zu nehmen. Zu diesem Zweck wurden Sammlungen von gelesenen demokratischen Blättern organisiert und von Vermittlern auf das Land verteilt. An dieser Initiative, wie Ewerbeck berichtete, beteiligte sich auch der demokratische Deutsche Verein in Paris.[96]

Die demokratische Bewegung nach Rückgabe der Milliarde Francs an die Bauern griff Wilhelm Wolff als Thema auf, der in der Redaktion von Marx bester Kenner der altpreußischen Agrarverhältnisse war. In den Mittelpunkt seiner Artikelserie „Die Schlesische Milliarde" stellte er die Forderung an die preußischen Junker, alle in den vergangenen Jahrzehn-

[91] Ebd., Nr. 36, 6.7.1848, S. 2, Sp. 3.
[92] Ebd., Nr. 63, 2.8.1848, S. 3, Sp. 2.
[93] Ebd., Nr. 221, 14.2.1849, Beilage, S. 1, Sp. 2.
[94] Ebd., Nr. 229, 23.2.1849, S. 4, Sp. 3.
[95] Ebd., Nr. 235, 2.3.1849, S. 4, Sp. 2.
[96] Ebd., Nr. 219, 11.2.1849, S. 3, Sp. 1.

ten den Bauern abgepressten und gestohlenen Gelder und Länder auf Heller und Pfennig zurückzuzahlen.[97] Keine andere Artikelserie aus der *Neuen Rheinischen Zeitung* hat eine ähnliche Verbreitung durch Nachdrucke in anderen Zeitungen und Flugblätter erfahren.

Nach dem 22. März 1849 verschwanden die Beiträge von Ewerbeck aus den Spalten der *Neuen Rheinischen Zeitung*. Die Intrigen seitens Hess', Ewerbecks und anderer aus Paris gegen Marx[98], des Weiteren der in die Zeitung und damit in die Öffentlichkeit getragene Vorwurf der angeblichen Feigheit der in Paris lebenden deutschen Demokraten während der Junikämpfe[99], der Ewerbeck besonders treffen musste, sowie seine nicht eingelösten Honorarforderungen[100] waren die Gründe dafür. Ungeachtet des Eklats und des eigentlich ungewollten Abbruchs seiner Korrespondenztätigkeit wird Ewerbeck ein Jahr später mit Hochachtung von Marx und der *Neuen Rheinischen Zeitung* schreiben: „M. Karl Marx dirigea de 1848 à 49 la *Nouvelle Gazette Rhénane*, excellent organe du parti le plus avancé."[101]

---

[97] Die Artikelserie erschien vom 1. März bis zum 25. April 1849. Ausführliche Wertung bei Walter Schmidt, *Wilhelm Wolff. Kampfgefährte und Freund von Marx und Engels 1846-1864* (Berlin, 1979), S. 204-212.

[98] Ernst Dronke machte in seinen Briefen auf diese Intrigen aufmerksam. Ernst Dronke an Karl Marx in Köln, Paris, um den 5. Dezember 1848, in: *MEGA* III/2, S. 525; ders. an Friedrich Engels in Köln, Paris, 31. Januar-1. Februar 1849, in: *MEGA* III/3, S. 187, 189; aber auch zu ersehen in den Korrespondenzen zwischen Heß, Ewerbeck und Jakob Lukas Schabelitz: Brief von Hermann Ewerbeck in Berlin an Moses Hess in Paris, 1. November 1848; ders. in Köln an Moses Hess in Paris, 14. November 1848, in: Förder u.a., *Der Bund der Kommunisten* (Anm. 1), Bd. 1, S. 863/64, 868, 874; von Silberner entgegengesetzt interpretiert: Silberner, *Moses Hess* (Anm. 44), S. 293/94, 296/97.

[99] Die Denunziation hat Dronke, wieder nach Köln zurückgekehrt, in einer fingierten Pariser Korrespondenz vorgebracht. *NRhZ*, Nr. 256, 27.3.1849, S. 4, Sp. 1, „? Paris, 24. März." Eine scharfe Gegenerklärung des Pariser Deutschen Vereins folgte in deutschen und Schweizer Zeitungen. Silberner, Zur Hess-Biographie (Anm. 59), S. 255-258.

[100] August Hermann Ewerbeck an die Herren Geranten der Neuen Rheinischen Zeitung, Paris, 18. März 1849, in: RGASPI, Moskau, f. 23, op. 1, d.14/20.

[101] Ewerbeck, *Qu'est-ce que la bible* (Anm. 12), S. 527.

Ewerbeck schrieb auch für andere demokratische Zeitungen in Deutschland, so für die *Dresdener Zeitung*.[102] Vermutlich stammen die mit „Paris" gezeichneten Korrespondenzen ebenfalls aus seiner Feder.[103]

Einen zweiten Schwerpunkt seiner politischen Tätigkeit in der Revolution sah Ewerbeck in der Einflussnahme auf die demokratische Bewegung. Organisatorisch vollzog er sie vor allem im erwähnten Pariser Deutschen Verein, zu dessen Sekretär er bei der Konstituierung im August 1848 gewählt wurde.[104] Er war Mitverfasser von Aufrufen mit dem Ziel, die öffentliche Meinung in Frankreich über die deutsche Demokratie aufzuklären. Konservative Blätter, wie z.B. *Le Corsaire* und *La Presse*, versuchten beständig, das Gespenst eines Überfalls auf Elsass und Lothringen durch eine „rote Republik" der deutschen Demokraten an die Wand zu malen. Dagegen wandte sich der Deutsche Verein in scharfen Erklärungen, die dann von französischen demokratischen Zeitungen veröffentlicht wurden.[105] Um diesen Angriffen zu begegnen, forderte Ewerbeck darüber hinaus die möglichst baldige Einberufung eines Kongresses deutscher und französischer Demokraten.[106]

Die Wahl als Repräsentant des Deutschen Vereins zum zweiten Kongress der Demokraten Deutschlands in Berlin vom 26. bis 30. Oktober 1848 und sein dortiges Auftreten dürfte Ewerbeck als Höhepunkt seines politischen Wirkens in der Revolution betrachtet haben. Auf dem Kongress verlas er die Grußadressen des demokratischen Polenkomitees und des Vereins italienischer Demokraten in Paris. Zugleich regte er eine

---

[102] Rolf Weber, *Die Revolution in Sachsen 1848/49. Entwicklung und Analyse ihrer Triebkräfte* (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Schriften des Zentralinstituts für Geschichte, Reihe II: Landes- und Regionalgeschichte, Bd. II), (Berlin, 1970), S. 263.

[103] So erwähnte der Korrespondent mehrfach lobend die *NRhZ*. Eine genaue Analyse und der Vergleich von Ewerbecks Korrespondenzen für die *NRhZ* mit denen der *Dresdener Zeitung* steht noch aus.

[104] Silberner, *Moses Hess* (Anm. 79), S. 293-299. L. Nover, Die politisch-revolutionären Verbindungen und deren Revolutionen in den Jahren 1814 bis 1852, S. 115 (Ms. im ÖSt.A.). Vgl. auch Ewerbeck an Hess, 10.7.1848, BW, S. 199; Förder u.a., *Der Bund der Kommunisten* (Anm. 1), Bd. 1, S. 1119, Anm. 214.

[105] *NRhZ*, Nr. 95, 6.9.1848, S. 3, Sp. 3; ebd., Nr. 119, 18.10.1848, S. 3, Sp. 3, ebd., Nr. 112, 26.9.1848, S. 3, Sp. 3. Diese Erklärungen wurden auch in demokratischen Zeitungen Deutschland veröffentlicht: u.a. *Neue Deutsche Zeitung*, Darmstadt, 9.9.1848; *Die Republik*, Heidelberg, 12.9.1848.

[106] *NRhZ*, Nr. 119, S. 4, Sp. 1.

engere Zusammenarbeit zwischen den Demokraten in Berlin und in der französischen Metropole an.[107] Am dritten Verhandlungstag wurde er in einer der vier Kommissionen, die zu organisatorischen, innen-, außen- und sozialpolischen Fragen Stellung nehmen sollten, zum Stellvertreter gewählt.[108]

Darüber hinaus informierte er in einem ausführlichen Beitrag für die *Berliner Zeitungs-Halle* über zahlreiche Aktivitäten des Deutschen Vereins in Paris, „um die deutsche Sache (d.h. die demokratische – F.M.) in Frankreich so populär, wie die polnische, zu machen".[109] Selbstbewusst fügte er hinzu: „Der [Deutsche] Verein hat somit eine wichtige nationale und zugleich internationale Stellung."[110] Enttäuscht zeigte sich Ewerbeck, als vom neu gewählten Zentralkomitee der Demokraten Deutschlands keinerlei Initiativen für eine internationale Zusammenarbeit ausgingen.[111]

Zu Ehren der in Wien gefallenen „Freiheitsmärtyrer" – gemeint waren die im Oktoberaufstand gefallenen und ermordeten Kämpfer, darunter der über Deutschland hinaus bekannte Demokrat und Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung Robert Blum – fand am 24. Dezember 1848 eine beeindruckende Gedenkfeier der Sozialdemokraten Frankreichs und Deutschlands im großen Saal der „assoziierten Köche" statt. Ewerbeck beteiligte sich aktiv an ihrer Ausrichtung und gehörte dem aus

---

[107] *Verhandlungen des zweiten demokratischen Congresses zu Berlin*, Beilage der *Volksblätter*, S. 12, Sp. 1.

[108] Ebd., S. 16, Sp. 2. Welcher Fachkommission er angehörte und worin seine konkrete Mitarbeit bestand, ist aus dem Protokoll nicht ersichtlich. Zur Sozialkommission: Gerhard Becker, „Die ‚soziale Frage' auf dem zweiten demokratischen Kongreß 1848. Zur Entstehung und zum Charakter des Kommissionsgutachtens über die soziale Frage", in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1967, H. 2, S. 260-280.

[109] *Berliner Zeitungs-Halle*, Nr. 252, Beilage, S. 2, Sp. 2. Ewerbeck hat selbst in einem Brief an Heß vom 1. November 1848 seine Verfasserschaft mitgeteilt. *Moses Hess. Briefwechsel* (Anm. 52), S. 207. Die Pariser Zeitung *La Réforme* brachte wörtliche Auszüge der Rede von Ewerbeck auf dem Berliner Demokratenkongress. *La Réforme*, 20.11.1848, S. 2, Sp. 2-3. Wahrscheinlich hat Ewerbeck sein Redemanuskript der Redaktion zugesandt, da er erst um den 16. November 1848 wieder in Paris weilte.

[110] *Berliner Zeitungs-Halle*, Nr. 252, Beilage, S. 2, Sp. 2.

[111] August Hermann Ewerbeck an Karl Marx in Köln, Paris, 12. Dezember 1848, in: *MEGA* III/2, S. 533.

Franzosen und Deutschen zusammengesetzten Vorbereitungskomitee an.[112] Auf dem vierstündigen Bankett, auf dem auch ausländische demokratische Komitees vertreten waren, sprach Ewerbeck einen Toast auf die „intellektuelle, moralische, materielle Verbindung Frankreich's mit Deutschland" aus.[113] Abschließend fand eine Geldsammlung für die eingekerkerten „Junimänner" statt.

Die Sozialisten der französischen Nationalversammlung initiierten für den 13. Juni 1849 eine Demonstration gegen die Intervention französischer Truppen zur blutigen Niederwerfung der Römischen Republik. Offensichtlich hatte sich der Deutsche Verein an dieser Initiative engagiert beteiligt, denn Ewerbeck wurde mit anderen Deutschen und Franzosen in einem „Sozialisten-Cafe" verhaftet und verbüßte eine 63tägige Untersuchungshaft.[114]

Nach der Revolution zog sich Ewerbeck aus der Arbeit des Bundes der Kommunisten zurück, um sich, wie er in einem Brief an Marx vom 25. Januar 1850 bekannte, ganz der publizistischen Tätigkeit zu widmen.[115] Die kommenden zwei Jahre sollten dann auch – zumindest was die Anzahl der von ihm herausgebrachten Publikationen betrifft – seine produktivste Zeit werden. Noch im selben Jahr erschienen in Paris in zwei Teilen seine beiden Bücher *Qu'est-ce que la religion, d'après la nouvelle philosophie allemande* und *Qu'est-ce que la bible d'après la nouvelle philosophie allemande*. Wie bereits angedeutet, hatte er die Entwürfe hierfür 1844/45 begonnen, doch konnte er sie auf Grund von fehlenden finanziellen

---

[112] *NRhZ*, Nr. 181, 29.12.1848, Beilage, S. 2, Sp. 1.

[113] Ebd.

[114] Ernst Dronke an Joseph Weydemeyer, Paris, 30. Oktober 1849, in: *Zeitgenossen von Marx und Engels. Ausgewählte Briefe aus den Jahren 1844 bis 1852*. Hg. u. annotiert v. Kurt Koszyk u. Karl Obermann. Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung. Neue Folge. Hg. vom Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam (Assen, Amsterdam, 1975), S. 273; Jakob Lukas Schabelitz an Friedrich Engels in Lausanne, Basel, 30. August 1849, in: *MEGA* III/3, S. 392.

[115] August Hermann Ewerbeck an Karl Marx in London, Paris, 25. Januar 1850, ebd. III/3, S. 459. Ders. an Karl Marx in London, Paris, 21. April 1852, ebd. III/5, S. 328. Sein Austritt aus dem Bund wurde dann offiziell in der Ansprache der Zentralbehörde vom Juni 1850 angezeigt. Karl Marx, Friedrich Engels, *Ansprache der Zentralbehörde an den Bund vom Juni 1850*, ebd. I/10, S. 341.

Mitteln erst jetzt herausbringen.[116] Sein Anliegen war, Frankreich mit der materialistischen Philosophie Ludwig Feuerbachs und der modernen deutschen Religionskritik bekannt zu machen, um so eine Brücke zwischen dem kritisch-philosophischen Geist dieses Landes und Deutschlands zu schlagen.[117] Anscheinend hat er mit seiner Arbeit an die Intentionen der *Deutsch-Französischen Jahrbücher* anknüpfen wollen, gab er doch in einer Fußnote den Hinweis, dass das Periodikum von Marx und Ruge leider nach zwei Lieferungen eingestellt wurde. Diese Zeitschrift war ebenfalls ein groß angelegter Versuch eines geistigen Zusammenschlusses aller fortschrittlichen Kräfte der Vormärzzeit in Europa.[118] Er betonte zugleich, dass das Bewusstsein der gegenwärtigen Generation jenseits des Rheins auf zwei grundlegenden Säulen beruhe: „Die eine heißt Hegel, die andere heißt Heinrich Heine."[119]

Unmittelbar danach übersetzte Ewerbeck eine weitere Schrift von Cabet ins Deutsche unter dem Titel *Das Weib, ihr unglückliches Schicksal in der gegenwärtigen Gesellschaft, ihr Glück in der „deutsch-ikarischen" Gemeinschaft*.[120] Es handelt sich hierbei um den siebten Brief der Cabetschen *Douze lettres d'un communiste à un réformiste sur la communauté*, erschienen in Paris 1841-1842.[121] Carl Georg Allhusen, Geschäftsmann und in den 50er und 60er Jahren des 19. Jahrhunderts aktiver Propagandist kom-

---

[116] Ewerbeck, *Qu'est-ce que la religion*; ders.: *Qu'est-ce que la bible* (Anm. 18). Möglicherweise erfolgte die Titelwahl in Anlehnung an Pierre-Joseph Proudhons Arbeit *Qu'est-ce que la propriété? ou recherches sur le principe du droit et du gouvernement*, die 1840 in Paris erschien.

[117] Ewerbeck, *Qu'est-ce que la religion*, S. V/VI.

[118] Siehe *Deutsch-Französische Jahrbücher herausgegeben von Arnold Ruge und Karl Marx 1844*. Einleitung und Anmerkung von Joachim Höppner (Leipzig, 1973), S. 5-83. So bemühten sich Ruge und Marx – allerdings vergeblich – auch um französische Mitarbeiter, wie Alphonse de Lamartine, Felicité Robert Lamennais, Louis Blanc, Pierre Leroux, Victor Considerant, Cabet und Proudhon. Ebd., S. 16-23.

[119] Ewerbeck, *Qu'est-ce que la religion*, S. VII.

[120] *Das Weib, ihr unglückliches Schicksal in der gegenwärtigen Gesellschaft, ihr Glück in der „deutsch-ikarischen Gemeinschaft"*, von Cabet. Aus dem Französischen von Dr. Hermann Ewerbeck (aus Danzig). Hg. v. Carl Georg Allhusen (Kiel, 1850).

[121] Waltraud Seidel-Höppner, „Der fünfzehnjährige Krieg der deutschen Polizei gegen Carl Georg Allhusen (1850-1865)", in: *Nachmärzforschungen*, Schriften aus dem Karl-Marx-Haus, 47 (Trier, 1994), S. 126/127, Anmerkung 89, 129.

munistischer Ideen[122], brachte sie 1850 in seinem Kieler Selbstverlag heraus. Diese Übersetzung ist insofern bemerkenswert, als sie eine der ersten kommunistischen Abhandlungen zur Frauenfrage in deutscher Sprache war.

Ein Jahr später, im November 1851, schloss Ewerbeck eine 672 Seiten umfassende Darstellung der Geschichte Deutschlands von den Anfängen bis 1850 ab.[123] Sein Buch *L'Allemagne et les Allemands* kann zweifellos als sein Hauptwerk bezeichnet werden.[124] Ob er damit die Absicht verfolgte, das von Madame de Staël in ihrem sechsbändigen Werk *Über Deutschland* – erschienen 1810 – entworfene, französische „spiritualistische" Deutschlandbild[125] zu korrigieren, lässt sich nicht belegen.[126] Auffallend ist jedoch, dass er sich in seiner Einführung „An das französische Volk" wandte und es aufforderte, sich die Geschichte der deutschen Kultur und des Geisteslebens anzueignen. Denn geradezu beschwörend meinte er, dass Europa niemals gerettet werden könne, wenn Frankreich und Deutschland sich nicht verbinden.[127] Ewerbeck meinte, dass beide Länder derzeit durch starke nationale, religiöse, geistige und mentale Gegensätze gekennzeichnet seien. Um sie zu überwinden, sei es u.a. notwendig, dass durch „*das deutsche Volk Deutschland zentralisiert wird.*"[128] Über beide Völker hinaus sind zugleich alle Nationen aufgerufen, sich gegenseitig zu helfen, da jede über eigene spezielle Talente verfüge. Besonders an die Franzosen, Deutschen, Italiener, Ungarn und Polen richtete er den Appell, sich freundschaftlich die Hände zu reichen, damit die Zukunft des Menschengeschlechts vollendet werde.[129]

---

[122] Ebd., S. 103-185; dies., „Carl Georg Allhusen und Harro Harring. Zwei norddeutsche Radikale zu Grundfragen ihrer Epoche", in: *Mitteilungen der Harro-Harring-Gesellschaft*, 15/16 (Ringsberg, 1997), S. 4-39. Allhusen nutzte das in der Öffentlichkeit bekannte Pseudonym von Ewerbeck, um den von ihm herausgegebenen Schriften größere Verbreitung zu sichern. Seidel-Höppner, Der fünfzehnjährige Krieg (Anm. 97), S. 132.

[123] Ewerbeck, *L'Allemagne et les Allemands* (Anm. 34).

[124] Einen zusammenfassenden Überblick gibt Espagne in: Retour à Ewerbeck (Anm. 4), S. 35-42.

[125] So Espagne, Retour à Ewerbeck, ebd., S. 37.

[126] Espagne bezeichnet Ewerbecks Buch als „un tableau antistaelien de l'histoire intellectuelle et politique de l'Allemagne." Ebd. S. 42.

[127] Ewerbeck, *L'Allemagne et les Allemands* (Anm. 34), S. 7.

[128] Ebd., S. 8.

[129] Ebd., S. 9.

Das im Verlag Garnier frères veröffentlichte Buch stieß auf unterschiedliche Reaktionen. Semmig hob in seinem Nekrolog auf Ewerbeck hervor, dass dieses Werk „vom entschieden demokratischen Standpunkt aus geschrieben", mehr als eine literarische Erscheinung, nämlich es „eine patriotische That" sei, und „die Schlacht des Volkes gegen seine Zwingherrn" beschreibe. Die deutschsprachige Zeitung in den USA, *Der Communist*, druckte im Januar 1853 unter der Überschrift „Deutschland und die Deutschen" Auszüge daraus ab.[130] Wie Ewerbeck selbst in seiner anonym erschienenen Arbeit *La Russie et l'Équilibre européen* schrieb, wurde das Buch von der französischen Presse als „abscheuliches Werk" zerrissen.[131] Marx, der von Ewerbeck das Buch nach London zugesandt bekam, las es sofort und versah es mit Randanstreichungen bzw. mit einer Fehlerkorrektur.[132] Doch sein Kommentar war lakonisch und niederschmetternd: Der historische Teil stelle eine „Copie veralteter Schulcompendien" dar.[133]

Die Publikationstätigkeit hatte spürbar an Ewerbecks Kräften gezerrt. Anfang November 1851 erlitt er einen Schlaganfall, der zu einer Lähmung von Arm und Bein führte und von dem er sich niemals wieder richtig erholte. Er beabsichtigte deshalb, für einige Zeit nach Italien zu gehen.[134] Diesen Plan scheint er jedoch nicht verwirklicht zu haben.

---

[130] Höppner, Seidel-Höppner, *Etienne Cabet und seine Ikarische Kolonie* (Anm. 54), S. 358 vermuten, dass Ewerbeck diese Übersetzung vorgenommen hat, da er 1853 Cabet in dessen Kolonie in Nauvoo besuchte.

[131] *La Russie et l'Èquilibre européen.* Par un homme d'État. (Paris, 1854), S. 79.

[132] Die Anstreichungen im Marx' Exemplar von Ewerbecks Buch befinden sich auf S. 223, 234, 238, 240, 587/588, 590, 592, 656 und 662. Drei Anstreichungen betreffen Aussagen zu Marx. Das Buch befindet sich in der Bibliothek des Deutschen Bundestages. Siehe *MEGA* IV/32 (Vorauspublikation), S. 260.

[133] Karl Marx an Friedrich Engels in Manchester, London, 23. Februar 1852, in: *MEGA* III/5, S. 52. Ähnlich äußerte sich auch der Sekretär von Heine, Richard Reinhardt. Er bezeichnete Ewerbecks jüngstes Buch als ein „miserables Werk über Deutschland". Richard Reinhardt an Karl Marx in London, Paris, 15. Februar 1852, ebd., S. 257. Ein weiteres Exemplar mit handschriftlicher Widmung erhielt François-Pierre-Guillaume Guizot, Historiker und ehemaliger Ministerpräsident unter dem König Louis Philippe. Espagne, Retour à Hermann Ewerbeck (Anm. 4), S. 42.

[134] Richard Reinhardt an Karl Marx in London, Paris, 15. Februar 1852, in: *MEGA* III/5, S. 257.

Am 9. April 1853 heiratete Ewerbeck Barbe Cathérine Bouly, geb. am 25. April 1826 in Ozerailles (Département Moselle).[135] Durch Spekulationen büßte er sein restliches Vermögen ein. Wohl aus diesem Grund reiste er 1853 in die USA, um sich dort als Arzt eine neue Existenz aufzubauen. Nicht auszuschließen ist, dass er sie in der kommunistischen Kolonie von Nauvoo (Illinios) zu finden hoffte. Nach Informationen eines aus dem „Yankeeland" zurückgekehrten Deutschen, Gustav Pöckel, suchte Ewerbeck etwa Ende 1853 oder Anfang 1854 die von seinem Freund Cabet geleitete Kolonie auf.[136] Doch scheiterte seine Absicht, in der „Neuen Welt" Fuß zu fassen, denn im November 1854 tauchte er wieder in Paris auf.

Im selben Jahr erschien seine letzte größere Publikation. Sie war Russland und dem europäischen Gleichgewicht gewidmet.[137] Ewerbeck schrieb das Buch aus einem aktuellen Anlass. Durch den Kriegseintritt Großbritanniens und Frankreichs als Verbündete der Türkei weitete sich der 1853 ausgebrochene russisch-türkische Konflikt ein Jahr später zum Krimkrieg aus und wurde somit zu einer gesamteuropäischen Angelegenheit.[138] Da der politische und militärische Ausgang noch nicht abzusehen war – erst mit dem Friedenskongress in Paris im März 1856 wurde die Einflusssphäre am Schwarzen Meer unter den Großmächten durch einen Fünfpunkte-Vertrag neu geregelt – beschränkte sich Ewerbeck auf einen geschichtlichen Abriss der Orientfrage seit 1830 und auf die Hintergründe für die Interessenlage insbesondere von Frankreich, Großbritannien, Russland und des Deutschen Bundes am Bosporus. Zugleich nutzte er aber seine Ausführungen über die Viermächtekonstellation nach der Revolution von 1848 für eine Selbstdarstellung und zitierte in wörtlichen Auszügen ausgiebig aus seinem Buch *Deutschland und die Deutschen*.[139]

---

[135] Grandjonc, Zu Marx' Aufenthalt in Paris (Anm. 1), S. 178, Anm. 38.

[136] Karl Marx an Friedrich Engels in Manchester, London, 17. Juli 1855, in: *MEGA* III/7, S. 199.

[137] *La Russie et l'équilibre européen*. Par un homme d'État. (Paris, 1854). Ewerbeck hat in einer Fußnote, S. 88 auf seine Autorschaft selbst hingewiesen: „Son Voyage en Icarie, a été traduit en allemand par l'auteur de présent livre […]."

[138] Ausführlich in: Winfried Baumgart, *Europäisches Konzert und nationale Bewegung. Internationale Beziehungen 1830-1878* (Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen, hg. v. Heinz Duchhardt und Franz Knipping, Bd. 9), (Paderborn u.a., 1999), S. 336-351.

[139] Siehe [Ewerbeck,] *La Russie et l'équilibre européen* (Anm. 108), S. 79-89, 147.

Seinen weiteren Lebensunterhalt durch deutschen Sprachunterricht zu verdienen, misslang Ewerbeck ebenfalls. Im Jahre 1857 erhielt er eine dürftig bezahlte Anstellung als „Attaché des travaux du Catalogue de la Bibliothèque imperial".[140] Seine letzten Jahre waren von bitterer Not und Krankheit gezeichnet.[141] Den Bemühungen seiner Freunde im „Hülfs- und Unterstützungsverein für nothleidende Deutsche in Paris" ist es zu verdanken, dass er unentgeltlich in ein katholisches Krankenhaus aufgenommen wurde.[142] Am 4. November 1860, nur wenige Tage vor Vollendung seines 54. Lebensjahres, erlag er der Schwindsucht. Er wurde auf dem Friedhof Père Lachaise beigesetzt.[143]

---

[140] Semmig, Das deutsche Gespenst (Anm. 1), S. 951.

[141] Ebd., S. 958.

[142] Grandjonc, *Vorwärts! 1844* (Anm. 1), S. 20-22; Semmig, Das deutsche Gespenst (Anm. 1), S. 958. Der Verein, der Ende März 1844 von Heinrich Börnstein, Adalbert von Bornstedt und einem in Paris ansässigen Baron von Köhler gegründet wurde, hatte sich zur Aufgabe gestellt, in Not geratenen Deutschen und Österreichern zu helfen oder auch Mittel zur Rückkehr in die Heimat zu verschaffen. Zu den Förderern des Vereins gehörten zeitweise auch Marx und Heine. *Unbekanntes von Friedrich Engels und Karl Marx*, Teil I: 1840-1874. Hg. v. Bert Andréas, Jacques Grandjonc, Hans Pelger. Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier, 33 (Trier, 1986), S. 19.

[143] Nach Auskunft des Conservateur du cimetière du Père Lachaise vom 24. August 1995. Eine Kopie des Schreibens stellte Johannes Hettling dem Verf. freundlicherweise zur Verfügung.

Karin Füllner (Düsseldorf)

Die verbrannten Flügel

Heines Exilgedicht „Die Libelle“

„Jetzt sind meine armen Flügel verbrannt;/ Ich kann nicht zurück in's Vaterland“. In keinem anderen Gedicht spricht Heine so ausdrücklich von seinem Exil wie in dem 1853 entstandenen Text „Die Libelle“, veröffentlicht in seinem letzten Gedichtzyklus als Nr. IX der „Gedichte. 1853 und 1854“.[1] Heine lebt zu diesem Zeitpunkt seit zweiundzwanzig Jahren in Paris, in einem im Mai 1831 freiwillig gewählten Exil. Es ist indes, wie Michael Werner zeigt, von Beginn an bis zum bitteren Ende der Matratzengruft eine „unaufhebbare Spannung von freiem und erzwungenem Exil“.[2] „La force des choses! Die Macht der Dinge! Ich habe wahrhaftig nicht die Dinge auf die Spitze gestellt, sondern die Dinge haben mich auf die Spitze gestellt, auf die Spitze der Welt, auf Paris“, schreibt Heine in einem der ersten Briefe aus Paris an den Freund Karl August Varnhagen von Ense.[3] Und viereinhalb Jahre nach seiner Übersiedlung in „das geweihte Land der Freyheit“, in das „neue Jerusalem“, wie er noch 1830 euphorisch sagte[4], schreibt er an Heinrich Laube: „Ihre Frage in Betreff einer Rückkehr nach Deutschland hat mir sehr weh gethan; denn ungern gestehe ich daß dieses freywillige Exil eins der größten Opfer ist die ich dem *Gedanken* bringen muß.“[5] Hier spricht Heine

---

1 Heinrich Heine, Historisch-Kritische Gesamtausgabe der Werke, hg. von Manfred Windfuhr (im folgenden DHA), Band III (bearbeitet von Frauke Bartelt und Alberto Destro), Hamburg 1992, S. 205-207.

2 Michael Werner, Ansichten des Exils. Zu einem Grundthema bei Heine, in: Bernd Kortländer und Sikander Singh (Hg.), „…und die Welt ist so lieblich verworren“. Heinrich Heines dialektisches Denken. Festschrift für Joseph A. Kruse, Bielefeld 2004, S. 189.

3 Heinrich Heine, Werke. Briefwechsel. Lebenszeugnisse. Säkularausgabe, hg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris (im folgenden HSA), Band XXI, Berlin und Paris 1970, S. 20 (Brief an Karl August Varnhagen von Ense vom 27. Juni 1831).

4 DHA VII, 269.

5 HSA XXI, 127 (Brief an Heinrich Laube vom 23. November 1835).

sehr deutlich beides an: „die freie Wahl und die innere Notwendigkeit“[6] des Exils, die erst mit dem Haftbefehl 1844 auch zu einer äußeren wurde. Die Exilsituation, das Leben im „Foyer der europäischen Gesellschaft“[7], im „Foyer der Revoluzion“[8] hat den Dichter zum einen inspiriert zu seiner großen „pacifiken Mission“[9] der Vermittlung deutscher und französischer Kultur und Politik und war doch zum anderen zunehmend eine Bürde.

Begeistert klingt es, wenn Heine 1832 an Ferdinand Hiller schreibt: „Fragt Sie jemand wie ich mich hier befinde, so sagen Sie: wie ein Fisch im Wasser. Oder vielmehr, sagen Sie den Leuten; daß, wenn im Meere ein Fisch den anderen nach seinem Befinden fragt, so antworte dieser: ich befinde mich wie Heine in Paris.“[10] Diese angeblich so gelungene Integration stellt sich 1837 in einem anderen Tiervergleich ganz anders dar. „Sehen Sie, theurer Freund“, sagt Heine in den an August Lewald gerichteten Briefen „Ueber die französische Bühne“, „das ist eben der geheime Fluch des Exils, daß uns nie ganz wöhnlich zu Muthe wird in der Atmosphäre der Fremde“. Und er erzählt die Fabel vom „revoluzionären Frosch, welcher sich gern aus dem dicken Heimathgewässer erhübe und die Existenz des Vogels in der Luft für das Ideal der Freyheit ansieht“. Er „wird es dennoch im Trocknen, in der sogenannten freyen Luft, nicht lange aushalten können, und sehnt sich gewiß bald zurück nach dem schweren, soliden Geburtssumpf.“ Er wünscht sich Flügel. Aber bekäme er auch Flügel, so fehlte ihm „der leichte Vogelsinn“: „er würde immer unwillkürlich zur Erde hinabschauen, von dieser Höhe würden ihm die schmerzlichen Erscheinungen des irdischen Jammerthals erst recht sichtbar werden“. So weit entwirft Heine hier im Konjunktiv eine Geschichte von Unglück bringenden Flügeln. Es ist die Fabel eines Frosches, der sich über seine „Landsleute“ erhebt, der sich

---

6 Michael Werner (vgl. Anm. 2), S. 176.

7 DHA VIII, 214.

8 DHA XII, 60.

9 HSA XXI, 51 (Brief an einen Freund in Hamburg, Anfang April 1833).

10 HSA XXI, 40 (Brief an Ferdinand Hiller vom 24. Oktober 1832). Vgl. dagegen den frühen Brief an Rudolf Christiani vom 7. März 1824: „ich weiß nur zu gut daß mir das Deutsche das ist, was dem Fische das Wasser ist, daß ich aus diesem Lebenselement nicht heraus kann, und daß ich – um das Fischgleichniß beyzubehalten – zum Stockfisch vertrocknen muß wenn ich – um das wäßrige Gleichniß beyzubehalten – aus dem Wasser des deutschthümlichen herausspringe.“ (HSA XX, 148).

auserkoren fühlt, ein Dichter zu sein („mir gab Jupiter die Gabe der Rede“), ein Sänger der Freiheit und der Revolution. Doch der Schluß und die Moral der Fabel lauten ernüchternd im Indikativ: „und der gefiederte Frosch wird alsdann größere Beengnisse empfinden als früher im deutschesten Sumpf!“ Heine parodiert seine eigene Motivation, ins Exil zu gehen, dem „Ideal der Freyheit“, dem „*Gedanken*“ zu folgen, und macht doch zugleich mitten in der Komik des Vergleichs mit einem „gefiederten Frosch“ schmerzlich die Beengnisse des eigenen Exils deutlich.[11]

Auch „Die Libelle“ ist zunächst eine Tierfabel. In einer ersten siebenstrophigen Fassung[12] ist vom Exil noch nicht die Rede. Heine erzählt die Geschichte einer schönen Libelle, die alle um sie buhlenden Schmetterlinge fortschickt, ihr „ein Fünkchen Licht“ zu holen: „Und die Verliebten flattern wetteifernd fort“.

> Sieht einer eine Kerze,
> So stürzt er drauf zu, wie blind und bethört;
> Und die Flamme den armen Käfer verzehrt,
> Ihn und sein liebendes Herze.

Die in der letzten Strophe folgende Moral bezieht sich auf die literarische Quelle dieser Fabel, ein von Jacob und Wilhelm Grimm mitgeteiltes japanisches Märchen[13], und warnt:

> Die Fabel ist japanisch;
> Doch auch in Deutschland, liebes Kind,
> Gibt es Libellen, und sie sind
> Gar sehr perfid und satanisch.

Diese erste Fassung ist ausschließlich eine „Fabel der ‚femme fatale‘“[14] mit tödlichem Ausgang für den Mann und erinnert damit an das so berühmt gewordene Loreley-Gedicht des jungen Heine.[15] Der Fabelkommentar jedoch mit seinem Blick auf Deutschland verweist auf Autobiographisches, auf zurückgewiesene Liebe und damit wie viele frühe, aber

[11] DHA XII, 239f.

[12] Vgl. DHA III, 1172.

[13] Vgl. DHA III, 1179.

[14] Vgl. die Analyse beider Fassungen unter diesem Aspekt von Irene Guy, Sexualität im Gedicht. Heinrich Heines Spätlyrik, Bonn 1984, S. 236-245.

[15] Vgl. DHA I, 206-209. Pistiak interessiert das Libellen-Gedicht vor allem unter der Fragestellung: „…und die Rolle der Männer?“ (vgl. Arnold Pistiak, „Ich will das rote Sefchen küssen“. Nachdenken über Heines letzten Gedichtzyklus, Stuttgart/Weimar 1999, S. 168-171).

auch manche der späten Gedichte auf die Hamburger Familiengeschichte. Für Heine, der im Frühjahr 1853 bereits fünf Jahre lang zunehmend gelähmt in seiner Matratzengruft liegt, wird der Blick auf Deutschland zum wehmütigen Rückblick, der den Kranken auf sich selbst blicken läßt und so den Vergleich mit seiner Situation im französischen Exil geradezu herausfordert. Zudem ist das Exilthema, wie Destro zu Recht vermerkt, bereits „in der Vorlage vorgebildet“[16], endet doch die Nacherzählung in den „Kinder- und Haus-Mährchen“: „In blinder Hast fliegen sie zu der Kerze und beschädigen sich so sehr, daß sie an kein Wiederkommen denken können“.[17] Die Käfer sterben also nicht, sondern müssen verletzt in einer nicht benannten Fremde bleiben. Hinzu kommt, daß die Exilthematik Heine im Frühjahr 1853 in besonderer Weise berührt, da er mit der Herausgabe und der Weiterarbeit an seinen „Göttern im Exil“ beschäftigt ist. Von daher ergibt sich in einer zweiten Fassung die Umarbeitung des Libellen-Gedichtes und danach assoziativ die Weiterführung zum Exilgedicht, wobei Heine zunächst noch einmal die Tierfabel erzählt, aber sowohl formal variiert als auch inhaltlich ausschmückt und zuspitzt. Diese zweite, in den „Gedichten 1853 und 1854“ gedruckte Fassung wird im folgenden vollständig zitiert, um den Aufbau im einzelnen nachzuzeichnen.

> Es tanzt die schöne Libelle
> Wohl auf des Baches Welle;
> Sie tanzt daher, sie tanzt dahin,
> Die schimmernde, flimmernde Gauklerinn.

Der Paarreim wirkt leichter und tänzerischer als der umarmende und damit die Strophen schließende Reim der ersten Fassung, auch die dreimalige Wiederholung des Wortes „tanzt“ betont inhaltlich die Bedeutung des Tanzmotivs. Es sind ihr freier, unbeschwerter verführerischer Flug – das heißt: ihre Kunst – und ihre Schönheit, die die Käfer anlocken. Kunst und Schönheit zeichnen zugleich die Textsprache aus, die raffiniert mit Alliterationen, Assonanzen, Binnenreim und einem geradezu flirrenden Rhythmus gestaltet ist. Zu Beginn indes ist die „schöne Libelle“ ebenso wie die „schönste Jungfrau“ des Loreley-Gedichts mit ihrer Kunst und mit ihrer Schönheit für sich allein. Aber wie es den Schiffer „mit wildem Weh“ ergreift, so ergeht es hier dem Käfer:

[16] DHA III, 1180.
[17] DHA III, 1179.

Gar mancher junge Käfer-Thor
Bewundert ihr Kleid von blauem Flor,
Bewundert des Leibchens Emaille
Und auch die schlanke Taille.

Gar manche junge Käfer-Thor
Sein bischen Käfer-Verstand verlor;
Die Buhlen sumsen von Lieb und Treu,
Versprechen Holland und Brabant dabey.

Zugespitzter als in der ersten Fassung wird das Verhalten der Käfer parodiert und da gerade mit der Betonung ihres Jungseins die autobiographische Dimension angesprochen scheint, ist an die Selbstparodie im Bild des „revoluzionären Frosches“ zu denken. Anders als im Loreley-Gedicht reagiert die Schöne mit einem Auftrag an die ihr verfallenen Männer und zeigt sich dadurch als besonders perfide und falsch:

Die schöne Libelle lacht und spricht:
„Holland und Brabant brauch ich nicht,
Doch sputet Euch, Ihr Freyer,
Und holt mir ein Fünkchen Feuer.

Die Köchinn kam in die Wochen,
Muß selbst mein Süpplein kochen;
Die Kohlen des Heerdes erloschen sind –
Holt mir ein Fünkchen Feuer geschwind.“

Kaum hat die Falsche gesprochen das Wort,
Die Käfer flatterten eilig fort.
Sie suchen Feuer, und lassen bald
Weit hinter sich den Heimathwald.

Diese letzte Zeile macht nun das, was in der Moral der ersten Fassung im Rückblick auf Deutschland anklang, explizit: Die Käfer verlassen die Heimat, und mit dem Begriff der Heimat wird der Gegenpol des Exils schon vorausgedacht, aber noch nicht gleich benannt. Zuvor erzählen die folgenden beiden Strophen inhaltlich ähnlich wie die sechste Strophe der ersten Fassung den Schluß der Fabel und erinnern durch die Einmischung des lyrischen Ichs („ich glaube“) noch einmal an Heines Loreley-Gedicht: Wie der Schiffer von den Wellen verschlungen wird, so verbrennen die Käfer in den Flammen.

Sie sehen Kerzenlicht, ich glaube
In einer erleuchteten Gartenlaube;

Und die Verliebten, mit blindem Muth
Stürzen sie sich in die Kerzenglut.

Knisternd verzehrten die Flammen der Kerzen
Die Käfer und ihre liebenden Herzen;
Die Einen büßten das Leben ein,
Die Andern nur die Flügelein.

Das könnte ein Schluß sein, der Fabel fehlt indes die Moral. Es gibt auch keine Schuldzuweisung („Und das hat mit ihrem Singen/ Die Lore-Ley gethan"). Das grausame Ende, der Flammentod der Käfer, wird durch die letzte Zeile mit dem Diminutiv und dem einschränkenden „nur" merkwürdig verharmlost und eröffnet dadurch die Perspektive auf die Weiterführung mit einer neuen Geschichte. Diese achte Strophe steht genau in der Mitte des fünfzehnstrophigen Gedichtes, sozusagen am Knickpunkt: Sie schließt zum einen die Tierfabel vorläufig ab und bereitet zum anderen einen völlig neuen zweiten Teil vor, in dem Heine seine ureigenste Exilerfahrung erzählt. Mit gebundenen Beinen und wacher Phantasie liegt der Autor in seiner Matratzengruft.[18] „Hätte ich nur meine Beine", schreibt er an den Bruder Gustav.[19] Und so ändert sich die Bedeutung der verbrannten Flügel, ihre Wertigkeit, von der Verharmlosung am Strophenende zur ersten Zeile der neunten Strophe unmittelbar:

O wehe dem Käfer, welchem verbrannt
Die Flügel sind! Im fremden Land
Muß er wie ein Wurm am Boden kriechen,
Mit feuchten Insekten, die häßlich riechen.

Die schlechte Gesellschaft, hört man ihn klagen,
Ist im Exil die schlimmste der Plagen.
Wir müssen verkehren mit einer Schaar
Von Ungeziefer, von Wanzen sogar,

Die uns behandeln als Kameraden,
Weil wir im selben Schmutze waten –
Drob klagte schon der Schüler Virgils,
Der Dichter der Hölle und des Exils.

[18] Zum Verhältnis von Bewegungslosigkeit und Phantasie vgl. „Zum Lazarus" (Nr. 3): „Wie langsam kriechet sie dahin" (DHA III, 199).

[19] HSA XXIII, 255 (Brief an Gustav Heine vom 26. Oktober 1852). Vgl. auch HSA XXIII, 457: „Ach! Gott hätte ich nur Beine!" (Brief an Gustav Heine vom 28. September 1855).

Die Moral wird nachgetragen, aber mit einem völlig neuen Akzent. Auch der Ton des Gedichtes ist ein ganz anderer. Nicht mehr von beliebigen Käfern im Plural ist die Rede, sondern nur noch von dem einen, dessen grauenhaftes Schicksal mit hohem Pathos besungen wird. Daß es sein eigenes Exilschicksal ist, gibt der Autor explizit erst nach und nach zu erkennen. Die überlieferten Handschriften zeigen, wie sehr er gerade an der 10. und 11. Strophe gearbeitet hat und sich schließlich für die wörtliche Rede des Käfers in der 1. Person Plural entscheidet, distanziert erzählt von einer beobachtenden außenstehenden Instanz („hört man ihn klagen“).[20] Die Bewegungslosigkeit ist indes autobiographisch gesehen sofort wörtlich zu verstehen. Schon im Oktober 1850 klagt Heine, er müsse in Paris wohnen: „eine Transportirung nach Deutschland ist gar nicht mehr möglich, so sehr bin ich herunter, ich würde die Reise keinen Monat überleben“.[21] Auch die Beschwerden über die „schlechte Gesellschaft“ sind autobiographisch belegt und sogar mit derselben Bildlichkeit ausgeführt. „Ihr habt keinen Begriff davon, welches Ungeziefer, das den Namen Deutsche führt, hier herumkriecht“, schreibt er der Mutter 1850.[22] Zur Entstehungszeit der „Libelle“ heißt es im Mai 1853: „Der Monsieur Wihl hatte die Güte, sich selbst herauszuschmeißen, und ein noch schmutzigerer und schlechterer und gefährlicherer Lump, der Literat Weill, kömmt mir gottlob auch nicht mehr über die Schwelle. Es sind eine Menge dieses Gelichters in Paris“.[23] Ludwig Wihl nennt er kurz darauf den „stinkigsten Dichterling“, „eine herumkriechende Wanze“.[24] „Bedenken Sie“, schreibt er an Meißner, „daß ich mit gebundenen Beinen zu Bette liege und mir alle Wanzen in diesem Zustande beunruhsam werden könnten.“[25] Ebenso findet sich der Verweis auf Dante sowohl im Werk wie auch in den Briefen, am deutlichsten in der Korrespondenz mit dem jungen Georg Weerth von 1851: „Welche schreckliche Sache ist das Exil! Zu den traurigsten Widerwärtigkeiten desselben gehört auch,

[20] Vgl. die Lesarten (DHA III, 1176-1178).

[21] HSA XXIII, 55 (Brief an Heinrich Laube vom 12. Oktober 1850). Zu seinen Überlegungen einer Transportierung vgl. auch HSA XXIII, 110, 113 und 117.

[22] HSA XXIII, 47 (Brief an Betty Heine vom 25. Juli 1850). Ähnlich heißt es an Julius Campe am 28. September 1850: „Sie haben keinen Begriff davon, wie sehr sich das Personal der Deutschen hier in Paris noch verschlimmert hat“ (HSA XXIII, 51).

[23] HSA XXIII, 283 (Brief an Betty Heine vom 7. Mai 1853).

[24] HSA XXIII, 288 (Brief an Christian Schad vom 22. Juni 1853).

[25] HSA XXIII, 186 (Brief an Alfred Meißner vom 1. März 1852).

daß wir dadurch in schlechte Gesellschaft gerathen, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Coalisation aller Schufte aussetzen wollen. Wie rührend schmerzlich und zugleich ingrimmig sind über dieses Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie!“[26] Indem Heine Dante als „Schüler Virgils“ bezeichnet, der „schon“ das Exil besungen hat, reiht er sich als Schüler Dantes in eine literarische Tradition großer Dichter ein. Und so wechselt hier der im Plural sprechende Käfer von der 12. bis zur 15. und letzten Strophe zur 1. Person Singular. Unmittelbar im Anschluß an das Wort „Exil“ folgt das Wort „Ich“, und damit gibt sich auch formal vordergründig das lyrische Ich als Autor zu erkennen:

> Ich denke mit Gram an die bessere Zeit,
> Wo ich mit beflügelter Herrlichkeit
> Im Heimath-Aether gegaukelt,
> Auf Sonnenblumen geschaukelt,
>
> Aus Rosenkelchen Nahrung sog
> Und vornehm war, und Umgang pflog
> Mit Schmetterlingen von adligem Sinn,
> Und mit der Cikade, der Künstlerinn –

Wehmütig verklärt wird die Erinnerung an eine „bessere Zeit“ beschworen, der „Herrlichkeit“ der Flügel nachgetrauert. Im „Heimath-Aether“ war der Käfer der Libelle ebenbürtig, er hat „gegaukelt“ wie sie, die „Gauklerinn“. Er war „vornehm“ und mußte nicht mit dem „Ungeziefer“ des Exils im „Schmutze waten“. Will man diesen Rückblick autobiographisch verstehen, so erinnert manches an Bilder anderer später Gedichte, die auf seine frühe Liebe, seine Cousine Therese in Hamburg, verweisen.[27] „Wie eine Rosenknospe ist der Mund“, heißt es im „Romanzero“-Gedicht „Böses Geträume“, in dem sich das lyrische Ich der

[26] HSA XXIII, 149 (Brief an Georg Weerth vom 5. November 1851). Vgl. auch den Brief an seinen Bruder Gustav vom 21. Januar 1851: „Im Exil, wie schon Dante in der göttlichen Comödie jammert, ist man der schlechtesten Gesellschaft ausgesetzt“. (HSA XXIII, 78). Vgl. auch die Verweise auf Dante im Börnebuch (DHA XI, 105/166) und in „Ludwig Marcus. Denkworte“ (DHA XIV, 265). Zu den Terzinen aus dem „Paradiso“ aus der „Göttlichen Komödie“ vgl. DHA III, 1184.

[27] Vgl. Frauke Bartelt, Entstehung und zeitgenössische Aufnahme des „Romanzero“ von Heinrich Heine. Studien im Zusammenhang einer historisch-kritischen Edition (Dissertation Kiel 1973), S. 52f.

Zeit erinnert, in der es „jung und munter“ war und mit Ottilie „wettlaufend lief“.[28] Auch das Gedicht „Affrontenburg“ mit seines „Gartens Rosen“ und ihren lieblich lockenden Düften gilt in der Heine-Forschung als Auseinandersetzung mit der Hamburger Familiengeschichte. Die Erinnerungen an Therese sind im Frühjahr 1853 besonders präsent, weil sich ein Besuch ankündigt, verzögert, und im Juni schließlich kann Heine der Mutter letztlich enttäuscht melden: „Therese hat mich hier besucht, aber in Gesellschaft von Carl, der als Schildwache mitgeschickt worden, damit ich nichts sage das sie nicht wissen solle.“[29]

Die phantastische Zeit, in der der Käfer nicht nur im wörtlichen Sinne „beflügelt“ war, ist vorbei, der Dichter ist „zu Grund gerichtet“.[30] Und so wiederholt die vorletzte Strophe in der 1. Person – betont durch das Possessivpronomen und die anaphorische viermalige polysyndetische Wiederholung des Personalpronomens –, was die 10. Strophe ähnlich pathetisch klagend schon in der 3. Person vortrug:

> Jetzt sind meine armen Flügel verbrannt;
> Ich kann nicht zurück in's Vaterland,
> Ich bin ein Wurm, und ich verrecke
> Und ich verfaule im fremden Drecke.

Durch die Wiederholung kommt dieser Strophe eine besondere Bedeutung zu, steht ihre Aussage im Zentrum des Gedichtes. Die Bildlichkeit scheint im Vergleich mit der Fabel des „revoluzionären Frosches“ verkehrt. Der Frosch, der sich Flügel wünschte, sehnt sich nach dem Sumpf zurück, den flügellosen Käfer quält der fremde Dreck. Das Bild des gefiederten Frosches ist komisch, das Bild des Käfers, der ohne Flügel zum elenden Wurm wird, tragisch. Heine parodiert seine Exilsituation nicht mehr, das Leiden durch die Krankheit ist so groß, daß er seine „Götter im Exil“ auch die „Götter im Elend“ nennt und im März 1853 schreibt: „Ich befinde mich übrigens noch immer in demselben elenden Zustande, und bitte Gott täglich, mir meine endliche Erlösung zu gönnen.“[31]

Die Akkulturation ist nur begrenzt geglückt, und die Rede vom „neuen Jerusalem“ von 1830 kontrastiert merkwürdig mit dem „fremden Drecke“ von 1853. Der Dichter, der im Pariser Exil das „geweihte Land

[28] DHA III, 119.

[29] HSA XXIII, 287 (Brief an Betty Heine vom 21. Juni 1853).

[30] Vgl. „Zum Lazarus“ (Nr. 7): „Vom Schöppenstuhle der Vernunft“ (DHA III, 202).

[31] HSA XXIII, 276 (Brief an Gustav Kolb vom 22. März 1853).

der Freyheit“ suchte, hat die deutsche Sprache immer geliebt. Schon im Börnebuch klagt er 1840: „Ihr habt vielleicht einen Begriff vom leiblichen Exil, jedoch vom geistigen Exil kann nur ein deutscher Dichter sich eine Vorstellung machen, der sich gezwungen sähe, den ganzen Tag französisch zu sprechen, zu schreiben, und sogar des Nachts, am Herzen der Geliebten, französisch zu seufzen! Auch meine Gedanken sind exilirt, exilirt in eine fremde Sprache.“[32] 1854 sagt er, er wolle keine „jener Mißgeburten mit zwey Köpfchen“ sein, es sei „ein entsetzlicher, wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sey ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisirter Franzose.“[33] Die deutsche Sprache bleibt ihm Heimat und Traum: „Das küßte mich auf deutsch, und sprach auf deutsch/ (Man glaubt es kaum/ Wie gut es klang) das Wort: „ich liebe dich!“/ Es war ein Traum“.[34] Heine ist und bleibt ein „deutscher Dichter“[35], und so fehlt ihm im Exil die Vertrautheit der Sprache, um mit den französischen Dichtern und Künstlern wie im „Heimath-Aether“ zu gaukeln. Mit den zunehmenden Beschwerden seiner Krankheit, mit der Unmöglichkeit am gesellschaftlichen Leben in Paris teilzunehmen, verstärkt sich das Empfinden des Ausgeschlossenseins[36], der Fremde und steigert sich gleichzeitig die Sehnsucht nach dem deutschen Traum, denn eine reale Rückkehr „in's Vaterland“ ist nicht mehr möglich.

Der zweite Teil des Gedichtes mit seiner Beschreibung des Alterns im Exil und seinem Rückblick auf das Glück der Jugend in der Heimat könnte hier enden. Es folgt indes eine letzte Strophe, die wieder zurückführt zur ersten Strophe und damit den Kreis schließt und die beiden Gedichtteile auch von Anfang und Ende her zusammenbindet:

> O, daß ich nie gesehen hätt'
> Die Wasserfliege, die blaue Kokett'
> Mit ihrer feinen Taille –
> Die schöne, falsche Canaille!

Hier wird nun doch noch die Schuldzuweisung nachgereicht: Das Weibliche zieht nicht „hinan“, es ist übermächtig und zerstörerisch wie im

[32] DHA XI, 115.
[33] DHA XIV, 84.
[34] DHA II, 73 („In der Fremde“ III, in: Neue Gedichte).
[35] DHA XIV, 84.
[36] „Denk Dir nun Einen“, schreibt er schon am 12. September 1848 an seinen Bruder Maximilian, „der […] keine Beine hat und eine Meile entfernt vom Schauplatze des Verkehrs auf seinem Bette angenagelt liegt“ (HSA XXII, 293).

Loreley-Gedicht. Zugleich aber klagt das lyrische Ich auch sich selbst an, denn daß die schöne Libelle vom Subjekt der ersten Strophe zum Objekt der Begierde geworden ist, ist auch Schuld der „Käfer-Thoren“, die sich von ihrer Schönheit haben verzaubern lassen. Diese Fabel ist keine japanische, sondern eine der allereigensten Erfahrung, in der Heine aber die Ebenen raffiniert mischt. Durch die letzte Strophe erzeugt er eine Schlüssigkeit des Gesamttextes, die so nicht einfach durchgängig zu lesen ist. Es ist nicht Therese und es ist auch nicht seine Cousine Amalie, die ihn mit falschen Versprechungen in die Ferne geschickt haben. Er ist nicht ihretwegen gelähmt und muß sich nicht ihretwegen mit intrigierenden Dichterkollegen in Paris quälen und im Exil leiden. Die Libellenfabel spiegelt sich im zweiten Teil vielmehr in ganz unterschiedlichen Schichten. Das Leiden im und am Exil ist nicht ursächlich verbunden mit dem Rückblick auf Glücksmomente einer „besseren Zeit“.

Auch in der Matratzengruft ist dem Dichter sein Exil noch ein notwendiges. Wenn er auch über die verbrannten Flügel jammert, so verleiht doch seine Sprachkunst dem Jammer Flügel. Dem Käfer sind die Flügel verbrannt, aber Pegasus hat die Kraft seiner Flügel durchaus nicht verloren. Der Autor reiht sich ja explizit mit Dante ein in die Reihe der großen sprachmächtigen Dichter. Heines kunstvoller Umgang mit der Sprache, der ihm vertrauten deutschen Sprache, macht das Gedicht selbst zu einer Libelle, die uns etwas vorgaukelt und die Schmerzen des Exils mit „beflügelter Herrlichkeit“ hinter sich läßt.

Meine Kinder haben früher im Kindergarten Schmetterlingsbilder gemalt. Auf die eine Seite eines Blattes wurden Farben aufgetragen, außen leuchtender, heller, nach innen hin dunkler werdend. An der dunklen Innenseite wurde das Blatt geknickt, und Farben und Muster spiegelten sich in variierter Form auf der zweiten Seite des Blattes. Dem Schmetterling wurde mit der Schere künstlerisch noch eine Form gegeben und er konnte sich entfalten und losfliegen. So sehe ich Heines Libellengedicht: Die achte Strophe, die Mitte des Gedichtes ist die Knickstelle, hier kommen das Dunkle des eigentlichen Fabelteils und das Grauen des Exilleidens zusammen. Zu beiden Außenseiten, zum Anfang und zum Ende hin wird es heller und glänzender. Die um sie werbenden Käfer und die schöne Libelle leuchten auf der einen Seite, die Erinnerungen des lyrischen Ich an das Gaukeln im „Heimath-Aether“ und die schöne, wenn auch falsche Libelle variieren die Helligkeit auf der anderen Seite des Blattes. Heine hat diese zweite Fassung zunächst „Variante“ genannt. Und so variiert er und spielt sehr kunstvoll mit der von der japanischen

Fabel übernommenen literarischen Vorlage und schwingt sich mit der Kunst seines Sprachspiels empor.[37]

Die Titel-Libelle meint also nicht nur das Zerstörerisch-Weibliche, sie steht auf einer anderen Ebene für die Dichtkunst[38], die Kunst des Dichters Heine selbst, die ein bewußt gewähltes Exil wie auch die Leiden des Exils zur notwendigen Voraussetzung hat, um sich zu entfalten und zu erheben.

[37] Heine macht seine Leiden, wie Robert Gernhardt bezogen auf die Krankheit in der Rede zur Heine-Preisverleihung am 13. Dezember 2004 in Düsseldorf ausführte, „zum Gegenstand seiner Spiele": „Heine leidet, doch er ist so frei, den Leidenden auch noch zu spielen". Daß er gerade durch die streng kunstvolle Gestaltung in Versen „Erleichterung" und „Freiheit" erlebt und dem Leser eröffnet, läßt sich ebenso auf das Leiden am Exil übertragen (vgl. Robert Gernhardt, Frau Sorge tritt ans Krankenbett. Warum sich Leiden und Schmerz so gut in Versform bringen lassen: Eine Suchbewegung vom Allgemeinen hin zu Heinrich Heinen, FAZ vom 29. Januar 2005).

[38] Das Wort „Libelle" hat im französischen – abstammend vom lateinischen „liber" (Buch) – die Bedeutung einer Schrift (im deutschen „Libell"). Es bezeichnet eine kleine satirische Schrift, auch Schmähschrift. Heine war diese Wortbedeutung durchaus bewußt, er benutzt sie in der französischen Form als „die Libelle" (vgl. DHA VII, 267 und DHA XIII, 31).

Thomas Christian Müller (Zürich)

Exilliteraten, Exilverlage, Exilpublizistik

Zur Situation der Zensurflüchtlinge in der Schweiz um 1848

In der Samstagsausgabe der „Appenzeller Zeitung“ vom 13.2.1847 erschien ein Artikel über die Verhandlungen des Grossen Rats, dem Kantonsparlament. Der Verfasser berichtete, die Württemberger Regierung habe sich bereits zweimal offiziell darüber beklagt, dass „im litterarischen Institute zu Herisau verschiedene Flugschriften revolutionären Inhalts“ gedruckt und in die deutschen Staaten versandt worden seien. Bei den Druckschriften handle es sich um drei anonyme Pamphlete („†“, „Macht euch bereit“, „Der deutsche Tribun“) und um den Gedichtband „Ça ira“ von Ferdinand Freiligrath. Die Kantonsregierung habe „in Folge der erhobenen Beschwerden“ den Besitzer des Literarischen Instituts polizeilich befragen lassen; dieser habe in drei Fällen bestätigt, dass die Schriften auf seinen Druckerpressen entstanden seien. Einzig der „Deutsche Tribun“ habe nicht „in Herisau das Licht der Welt erblickt“. Nach weiteren Untersuchungen – fährt die „Appenzeller Zeitung“ fort – kam die Regierung zum Schluss, dass durch diese Druckschriften „die Pressefreiheit missbraucht worden und Anlass zu Störung der freundnachbarlichen internationalen Verhältnisse der Staaten Deutschlands und der Schweiz gegeben worden sei“. Der Bericht schliesst mit den Zeilen: „Namentlich wurde hervorgehoben, dass, wenn auch keineswegs vernünftigerweise angenommen werden könne, dass durch eine solche Sprache, wie sie durchgehends in den fraglichen Libellen vorkomme, je eine Revolution in den deutschen Staaten hervorgerufen werden könne, es vielmehr ein feiges Unternehmen sei, von dem sichern Verstecke eines fremden Staates aus eine solche erzwecken zu wollen. Der Rath beschloss, Hrn. Mich. Schläpfer zur Verantwortung vorzuladen.“[1]

Der Verfasser erwähnt in seinem Zeitungsartikel den Verleger und Drucker Johann Michael Schläpfer sowie dessen Verlag. Das „Literarische Institut“ war zwischen 1845 und 1850 einer von rund einem Dutzend Exilverlagen in der Schweiz. Es druckte und vertrieb zahlreiche

[1] Appenzeller Zeitung. Nr. 13/13.2.1847. – Ich danke Marietta Meier für Kritik, wertvolle Hinweise und vor allem für ihre grosse Geduld.

Schriften von politisch verfolgten Oppositionellen. Dieser Exilverlag und zwei seiner Autoren stehen im Zentrum dieses Beitrags, der sich mit den Beziehungen und Strukturen innerhalb des „exilliterarischen Feldes" beschäftigt. Dabei gehe ich vom Feld-Begriff Pierre Bourdieus aus und frage nach den Lebens- und Arbeitsbedingungen der „Zensurflüchtlinge" sowie nach den Beziehungen, die sie untereinander, zu den Verlegern, aber auch zu den Behörden hatten. Ferdinand Freiligrath war damals einer der berühmtesten politischen Lyriker, und noch heute kennt man ihn als „Revolutionspoeten" und wichtigen Vertreter der politischen Poesie. Der zweite Autor ist Karl Heinzen – ein weiterer Literat, der bei Schläpfer ebenfalls zahlreiche revolutionäre Schriften drucken und nach Deutschland vertreiben liess und deswegen zuoberst auf den Fahndungslisten der dortigen Polizeiorgane stand.

Freiligrath und Heinzen stehen stellvertretend für zahlreiche Autoren, die in den 1840er-Jahren als politische Flüchtlinge in die Schweiz gekommen waren, weil sie in ihren Heimatländern wegen ihrer politischen Gesinnung verfolgt wurden. Für sie war die Schweiz gleichzeitig Asylland und republikanischer Staat, wo sie ihre politischen Utopien annähernd verwirklicht sahen. Als politische Flüchtlinge nützten sie die in vielen Schweizer Kantonen garantierte Presse- und Meinungsäusserungsfreiheit aus, um mit aufrührerischen Pamphleten ihren Kampf für den politischen Umsturz in Deutschland fortzusetzen. Dass ich für diesen Aufsatz das „Literarische Institut", Freiligrath und Heinzen ins Zentrum stelle, hängt mit der ausgezeichneten Quellenlage zusammen. So liegen im Firmenarchiv des früheren Verlags in Herisau (heute „Appenzeller Medienhaus") wichtige Korrespondenzen, Geschäftsunterlagen und Druckbelege. Diese Quellen ermöglichen zusammen mit Beständen in schweizerischen und deutschen Archiven bislang einmalige Einblicke in die Situation der Exilliteraten, in die Geschichte der Exilverlage und des Buchhandels im Vormärz, in die Asylpolitik der Schweizer Kantone und in die staatspolizeiliche sowie aussenpolitische Reaktion der deutschen Regierungen.[2]

Der Bericht in der „Appenzeller Zeitung" erwähnt noch weitere Themen und deutet damit den historischen Kontext des exilliterarischen Feldes an. Besonders die Frage, ob sich mit Druckschriften und Presse-

[2] Thomas Christian Müller: *Der Schmuggel politischer Schriften. Bedingungen exilliterarischer Öffentlichkeit in der Schweiz und im Deutschen Bund (1830-1848)*. Diss. Zürich. Tübingen 2001 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 85).

erzeugnissen eine Revolution herbeischreiben lasse, beschäftigte in den 1840er-Jahren – aber auch schon in den früheren Jahren der Restauration – keineswegs nur die Regierung und die Presse des Kantons Appenzell Ausserrhoden, sondern entzweite, polarisierte, motivierte und provozierte in ganz Europa unzählige Personen, Behörden und Institutionen. Während die Exilpresse den deutschen Regierungen unablässig Kopfzerbrechen bereitete, deren Polizei- und Zensurapparate alles unternahmen, um diese – wie man glaubte – existenzielle Bedrohung von Aussen zu unterdrücken, war sie für die Oppositionellen das wichtigste Medium zur Verbreitung politischer Ideen. Gemeinsam war diesen unterschiedlichen Kräften der Glaube an die Macht des gedruckten Wortes und die Überzeugung bzw. Angst, dass die Presse grossen Einfluss auf die gesellschaftliche und politische Entwicklung habe. Die „freundnachbarlichen" Regierungen in den deutschen Staaten waren nicht bereit, die subversiven Aktivitäten der Schweizer Verlage tatenlos hinzunehmen – auch dieses Thema wird im Bericht der Appenzeller Zeitung angesprochen. Die erwähnte Beschwerde aus Württemberg ist nur eine von vielen Massnahmen, die die konservativen Regierungen im Deutschen Bund gegen den „Pressunfug" aus der Schweiz ergriffen. Spätestens seit der Regeneration (1830-1833), die in vielen Schweizer Kantonen neue liberale Verfassungen gebracht hatte, beobachteten die europäischen und vor allem die Monarchien des Deutschen Bunds die Entwicklung in der Eidgenossenschaft mit wachsendem Misstrauen. Die Schweiz galt als „Hort der Revolutionspartei", die Presse und die politischen Verlage gerieten regelmässig ins Kreuzfeuer der Geheimdienste und der Diplomatie. Ausserdem wandten die vom Bücherschmuggel betroffenen Staaten auch innenpolitische Mittel an, um die Einfuhr und die Verbreitung der politischen Exilpresse zu unterdrücken. Die Schweiz wiederum war zu der Zeit noch ein Staatenbund mit kaum ausgebildeten zentralstaatlichen Institutionen und steckte inmitten eines von grossen Konflikten begleiteten Staatsbildungsprozesses. Als Asylland für politische Aktivisten aus aller Herren Länder und als Produktions- und Vertriebsstätte subversiver Bücher bewegte sie sich aussen- wie innenpolitisch auf spiegelglattem Parkett. Die Tagsatzung – als schwaches, zentrales Organ der kantonalen Abgesandten – und die Kantonsregierungen standen vor dem Dilemma, ein Gleichgewicht zwischen einem liberalen Asylrecht, den völkerrechtlichen Verpflichtungen und den verfassungsrechtlich garantierten Grundrechten zu finden. In dieser Zeit debattierte nicht nur der Grosse Rat von Appenzell Ausserrhoden über den Missbrauch der Pres-

sefreiheit, des Asylrechts und die „Störung der freundnachbarlichen internationalen Verhältnisse". Auch andere Kantonsregierungen und der eidgenössische Vorort setzten sich zwischen 1845 und 1855 regelmässig mit asyl-, presse- und völkerrechtlichen Problemen auseinander.[3]

Schliesslich beweist der Zeitungsartikel, dass sich auch die Schweizer Presse mit diesen vielschichtigen Themen beschäftigte. Tatsächlich häuften sich in den 1840er-Jahren die Zeitungsberichte und -kommentare zur Flüchtlings- und Pressepolitik sowie zu den auswärtigen Beziehungen der Schweiz. Zeitungsredakteure und betroffene Flüchtlinge nahmen zu dieser Problematik ganz unterschiedlich Stellung. Vor allem liberale und radikale Zeitungen debattierten, ob die politischen Flüchtlinge mit ihren exilliterarischen Aktivitäten das Asyl- und das Völkerrecht sowie die Pressefreiheit verletzen würden.

Diese Vorbemerkungen machen deutlich, dass eine Annäherung an die Sozialgeschichte der Exilliteratur verschiedene Faktoren beachten muss, die die Struktur des komplexen kommunikativen Systems der Exilliteratur bestimmen[4]: erstens die Beziehungen zwischen den politischen Verlagen und den Exilautoren in der Schweiz; zweitens die Verbindungen innerhalb der Exilliteratenszene, zwischen den Verlagen und den Autoren sowie zwischen den Autoren und ihren Werken; drittens die Beziehungen zwischen den Massnahmen in den deutschen Staaten gegen den Schriftenschmuggel und den Folgen, die die Exilliteratur auf die dortige Pressepolitik hatte; und viertens die innen- und aussenpolitischen Verflechtungen zwischen der Schweizer Flüchtlings- und Pressepolitik, den diplomatischen Druckversuchen des Auslands und den Vorgehensweisen der Kantone gegen die Verlage und die politischen Flüchtlinge. Diese Faktoren beeinflussen sich wechselseitig und bilden ein „unendliches Netz spezifisch gesellschaftlicher Verflechtungen zwischen Autor und Verleger, Herausgeber und Kritiker, Verflechtungen

[3] Zum Asylrecht und zur Schweiz als Asylland: Jürg Frei: *Die schweizerische Flüchtlingspolitik nach den Revolutionen von 1848 und 1849*. Zürich 1977; Beatrix Mesmer: Die politischen Flüchtlinge des 19. Jahrhunderts. In: André Mercier (Hg.): *Der Flüchtling in der Weltgeschichte. Ein ungelöstes Problem der Menschheit*. Bern, Frankfurt/Main 1974. S. 209-239; Gérard Noiriel: *Die Tyrannei des Nationalen. Sozialgeschichte des Asylrechts in Europa*. Lüneburg 1994; Herbert Reiter: *Politisches Asyl im 19. Jahrhundert. Die deutschen politischen Flüchtlinge des Vormärz und der Revolution von 1848/49 in Europa und den USA*. Berlin 1992.

[4] Vgl. Rudolf Schenda: *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910*. München 1977 (1. Aufl. Frankfurt/Main 1970). S. 26-31.

der Autoren untereinander etc."[5] Im Folgenden sollen am Beispiel des „Literarischen Instituts" und der beiden Exilliteraten Freiligrath und Heinzen einige der eben aufgezählten Faktoren und Elemente des exilliterarischen Feldes aufgezeigt werden.

Ferdinand Freiligrath: Stationen einer Flucht und Verbindungen zur Flüchtlingsszene

Im März 1845 traf Ferdinand Freiligrath von Brüssel herkommend in der Schweiz ein. Hinter ihm lagen bereits einige bewegte Lebensabschnitte.[6] In den 1830er-Jahren hatte er sich mit orientalisch-romantischen Gedichten einen Namen gemacht, sich aber auch von den politischen Werken der Autoren des „Jungen Deutschland" distanziert. Freiligrath wollte zunächst nichts von einer Politisierung der Poesie wissen und prägte den berühmten Satz „Der Dichter steht auf einer höhern Warte, als auf den Zinnen der Partei". Damit begann eine heftige Polemik gegen Georg Herwegh, der mit den „Gedichten eines Lebendigen" bekannt geworden war.[7] Als der preussische König Freiligrath 1842 mit einer jährlichen Pension ausstattete, geriet dieser in den politisch-literarischen Kreisen endgültig in den Ruf eines reaktionären Hofdichters. Erst mit der Sammlung „Ein Glaubensbekenntnis" (1844) überwand Freiligrath die Isolation; erstmals opponierte er offen gegen die politischen Zustände in

---

[5] Pierre Bourdieu: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt/Main 1991 (4. Auflage). S. 101.

[6] *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 5. S. 397f. – Vgl. die Bibliografie zur Freiligrath-Forschung: Ernst Fleischhack: *Bibliographie Ferdinand Freiligrath 1829-1990*. Bielefeld 1993. – Hier ein paar wenige Hinweise: Dietrich Bode: Nachwort. In: Ferdinand Freiligrath: *Gedichte*. Stuttgart 1986. S. 109-121; Wilhelm Buchner: *Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in zwei Bänden*. Bd. 2. Lahr 1882; Joerg-Christoph von Forster: *Phantasie, Phrasen und Fanatismus im Vormärz. Eine historische Untersuchung von Leben und Werk der Dichter Ferdinand Freiligrath und Georg Herwegh im Spiegel der Literatur*. Diss. Nürnberg 1978; Erwin Ernst Gudde: *Freiligraths Entwicklung als politischer Dichter*. Berlin 1922.

[7] Vgl. Forster: Phantasie (wie Anm. 6). S. 249-262; Michail Krausnick: *Die eiserne Lerche. Die Lebensgeschichte des Georg Herwegh*. Weinheim/Basel 1993; Silvia Peuckert: *Freiheitsträume. Georg Herwegh und die Herweghianer*. Frankfurt/Main 1985.

Preussen.[8] Herwegh und Freiligrath, die einstigen Kontrahenten, ‚zierten' nun beide die Fahndungs- und Verbotslisten der preussischen Behörden; beide flohen ins Ausland – Herwegh in die Schweiz, Freiligrath zuerst nach Belgien, später ebenfalls in die Schweiz.

Als Freiligrath am 11.3.1845 Brüssel verliess, um mit der Postkutsche via Frankreich in Richtung Elsass/Schweiz zu reisen, war er nicht allein. Sein Begleiter war Karl Heinzen – ebenfalls ein polizeilich gesuchter Oppositioneller. Während sich Heinzen in Zürich niederliess, mietete Freiligrath bei Rapperswil ein Haus. Der Dichter und seine schwangere Frau hielten sich nicht lange im Kanton St. Gallen auf.[9] Warum das Paar erneut umzog, ist unklar. Die Probleme mit den St. Galler Behörden – der Flüchtling konnte weder die nötigen Papiere noch einen gültigen Pass vorweisen –, die Angst vor einer möglichen Ausweisung, aber auch die Distanz „von Kultur, Ärzten und Apotheken" waren den beiden wohl unerträglich geworden. Nachdem seine Frau im September eine Tochter zur Welt gebracht hatte, zog die Familie nach Hottingen bei Zürich. Wie in Brüssel traf der Dichter auf ein wahres ‚Refugium' deutscher Exil-Oppositioneller.[10] Auch hier drehten sich die Gespräche und die Korrespondenz innerhalb der Exilszene immer mehr oder weniger um dieselben Themen – um das persönliche Befinden der Flüchtlinge, um Erfahrungen während der Flucht und mit den Behörden des Asyllands, um die Perspektiven und Strategien der politischen Opposition im Exil sowie um Druck- und Verlagsmöglichkeiten für revolutionäre Schriften.[11]

---

[8] Das „Glaubensbekenntnis" war ein Bestseller (neun Auflagen bis 1846), weshalb Freiligrath einer der wenigen Dichter war, die von ihrer Kunst leben konnten. – Vgl. Buchner: Freiligrath (wie Anm. 6). S. 178; Hans-Peter Reisner: *Literatur unter der Zensur. Die politische Lyrik des Vormärz*. Stuttgart 1975. S. 59.

[9] Das Thema „Frauen und Ehegattinnen der politischen Flüchtlinge" wurde bisher von der Forschung weitgehend ausgeklammert.

[10] Wilhelm Schulz, Arnold Ruge und Adolf Follen.

[11] Vgl. z.B. die Briefwechsel zwischen Karl Marx und Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA). 3. Abt.: Briefwechsel. Mai 1846 bis Dezember 1848. Bd. 2 und Apparat*. Berlin DDR 1979. – Das Gedicht „Springer", das Freiligrath vor seinem Wegzug aus Rapperswil verfasste, beschreibt die Situation des gehetzten Flüchtlings. Es ist eine Allegorie auf die Schachfigur des Springers, der vom König über das Brett gehetzt wird, aber den König immer wieder bedrohen kann, und endet mit der Zeile: „Kein Zug des Schicksals setzt mich matt:/ Matt werden kann ja nur der König." – Vgl. Ferdinand Freiligrath: *Ça ira! Sechs Gedichte*. Herisau 1846. S. 51-53.

Freiligrath wurde nicht nur durch seine Erfahrungen als Verfolgter und die Kontakte zu Leidesgenossen beeinflusst, sondern auch durch die politische Entwicklung in der Schweiz. Kaum angekommen, erlebte er die Vorboten der Sonderbundswirren, d.h. die zunehmenden Auseinandersetzungen zwischen den Radikalen, den Liberalen und den Katholisch-Konservativen. In einem Brief schrieb er: „Ich sah zum ersten Male reale, Fleisch und Blut gewordene Politik.“[12] Diese Zeit scheint „inspirierend“[13] auf den Dichter gewirkt zu haben. Er verfasste fünf Gedichte für „Ça ira“, mit denen der Dichter „ganz und gar in die Arena des politischen Parteikampfes“ trat und zum „Bannerträger der Revolution“ (Buchner) wurde. Im Gedicht „Freie Presse“, das der exilliterarischen Öffentlichkeit gewidmet ist, ruft ein Druckereibesitzer dazu auf, „Munition aus metall'nen Alphabeten“ zu giessen. Die Verwendung der „Lettern“ als Gewehrkugeln ist zweideutig; es bleibt unklar, ob es um einen Aufruf zum bewaffneten Kampf geht oder ‚bloss' um die Aufforderung an die Presse, ihre Mittel noch stärker für den politischen Umsturz einzusetzen: „Von der Hitze bald geschmolzen, brodeln Perl und Diamant;/ Brodeln Colonel und Corpus; hier Antiqua, dort Fraktur[14]/ Werfen radikale Blasen, dreist umgehend die Censur.“ Erst wenn sich die Presse von dieser Zensur befreit habe, sollten die „stumpfen Kugeln wieder in scharfe Lettern“ umgegossen werden.

Michael Schläpfers „Literarisches Institut“: Aufstieg und Niedergang einer Exildruckerei

Zwischen 1840 und 1848 gab es in der Schweiz rund ein Dutzend Druckereien und Verlage, die über kürzere oder längere Zeit Pamphlete, Flugschriften, Broschüren und Bücher von politischen „Zensurflüchtlingen“ aus ganz Europa produzierten und vertrieben.[15] Die meisten Betriebe befanden sich in der deutschen Schweiz – genauer in der Nordost- und Ostschweiz und in der Nordwestschweiz. Neben ihrer Nähe zur

[12] Freiligrath an Ebner. 20.6.1845. zit. nach Hans Adler (Hg.): *Literarische Geheimberichte. Protokolle der Metternich-Agenten*. Bd. 2. Köln 1977. S. 102.

[13] Vgl. Brief Freiligrath an Buchner. 4.12.1845. zit. nach Buchner: Freiligrath Bd. 2 (wie Anm. 6). S. 171.

[14] Das sind die Namen verschiedener Schrifttypen.

[15] Vgl. dazu Müller: Schmuggel (wie Anm. 2). S. 27-95.

Grenze mit den deutschen Staaten wiesen die Verlagsstandorte noch eine weitere Gemeinsamkeit auf: Alle lagen in den sogenannt „regenerierten" Kantonen mit liberalen Verfassungen und Regierungen, mit Pressefreiheit und einer mehrheitlich offenen Asylrechtspraxis. Diese rechtlichen Bedingungen zogen politisch Verfolgte an und machten, wie ein Geheimagent Metternichs berichtete, die Schweiz zu einem Paradies der Exilrevolutionäre: „Von Genf und Lausanne nach Basel und Konstanz, von da nach Mannheim und Heidelberg, Frankfurt und Offenbach geht ein schmutziges Gewebe lichtscheuer, revolutionärer Nachtvögel."[16]

Einer dieser Verlage wurde 1844 vom damals 22jährigen Buchdrucker Johann Michael Schläpfer in Herisau gegründet, der zuvor als junger Druckergeselle auf einer längeren Wanderschaft durch deutsche Staaten und die Schweiz Berufskenntnisse gesammelt und Kontakte in Drucker- und Verlegerkreisen sowie in der politisch aktiven Handwerker- und Flüchtlingsbewegung geknüpft hatte. Diese Verbindungen erleichterten ihm den Einstieg in die Produktion politischer Schriften. Ab 1846 erregte er immer häufiger die Aufmerksamkeit der deutschen und schweizerischen Behörden. Besonders die deutschen Verwaltungs-, Polizei- und Agentenapparate beschäftigten sich mit den im Appenzellerland gedruckten Werken von Karl Heinzen, Ferdinand Freiligrath, Hermann Püttmann, Christian Gottlieb Abt und andern deutschen Exilliteraten.[17] Trotzdem scheint Schläpfer mit seinen politischen Erzeugnissen relativ erfolgreich gewesen zu sein. Nachdem im November 1846 der Konstanzer Zoll 2000 Stück von Heinzens anonymer Schrift „Der deutsche Tribun" entdeckt und beschlagnahmt hatte[18] und es in der Folge zu weiteren Bücherkonfiskationen gekommen war, erliess die Frankfurter Bundesversammlung auf Initiative Preussens am 18.2.1847 die Aufforderung an die Mitgliedstaaten, „den Debit [Postvertrieb; TM] aller Verlagsartikel des literarischen Instituts zu verhindern".[19] Schläpfer liess sich davon nicht abschrecken und änderte – um die Sanktion zu umgehen – den Namen seiner Firma in „M. Schläpfer'sche Buchhandlung", worauf die Bundesversammlung sogleich mit einer Ausdehnung des Verbots nach-

[16] Auszug aus einem Agentenbericht aus Paris. 3.6.1847. zit. nach Adler (Hg.): Geheimberichte 2 (wie Anm. 12). S. 164.

[17] Vgl. Müller: Schmuggel (wie Anm. 2). S. 454-464 (Katalog politischer Schriften aus dem Verlag Schläpfer 1844-1850).

[18] Bundesarchiv Frankfurt DB 1/501. Vol. 17. Baden; GLA Karlsruhe 49/1101.

[19] Protokolle der Deutschen Bundesversammlung 1847. 5. Sitzung (18.2.1847). §. 56. S. 122-123.

zog. Zwar gab der Verleger in einem Rundschreiben an die Buchhändler bekannt, er werde auch weiterhin als „Mittelglied zwischen den deutschen radikalen Schriftstellern und dem deutschen Volke" fungieren. [20] Und tatsächlich druckte Schläpfer bis anfangs der 1850er-Jahre politische Schriften, während seine Schweizer Geschäftskollegen das aufwändige und verlustreiche Geschäft bereits 1848 aufgegeben hatten. Aber es war klar, dass die Vertriebs- und Geschäftsbedingungen durch die zahlreichen Beschlagnahmungen, die verstärkten Bemühungen der Grenz- und Polizeiorgane sowie das Verbot zunehmend schwieriger wurden. Als im April 1853 die Leipziger Polizei im Zuge einer Razzia rund 13.000 Schriften aus dem Hause Schläpfer „ihres aufrührerischen Inhalts halber" konfiszierte[21], stellte der Appenzeller das unrentable Geschäft mit politischen Schriften ein und wandte sich dem lokalen Presse- und Verlagsgeschäft zu – mit grossem wirtschaftlichen Erfolg.

Der Druck von Freiligraths „Ça ira"

Wie jeder Exilverlag war auch das „Literarische Institut" mit schwierigen wirtschaftlichen und politischen Bedingungen konfrontiert. Dass Schläpfer im Sommer 1846 mit seiner bis dahin keineswegs erfolgreichen Druckerei kometenhaft am exilliterarischen Verlagshimmel auftauchte, hängt mit Ferdinand Freiligrath zusammen. Anfangs Juli hatte Schläpfer den Besitzern des Verlags Belle-Vue in Kreuzlingen die Druckrechte zweier Werke abgekauft.[22] Es handelte sich um Freiligraths „Ça ira, Sechs Gedichte" und um Heinzens „Ein Stück Beamtenleben". Mit der Unterzeichnung des Übernahmevertrags trat der kleine Herisauer Betrieb die Nachfolge zweier bekannter Exilverlage (Literarisches Comptoir, Verlag Belle-Vue) an, die sich zu dieser Zeit in der Krise befanden.

Als Schläpfer die Vertriebsrechte für das „Beamtenleben" und den Druckauftrag für „Ça ira" erwarb, war er geschäftlich alles andere als auf Rosen gebettet. Die Investition war umso mehr mit grossen Risiken verbunden, als Schläpfer die Gedichte innert kürzester Zeit drucken musste – und zwar in der für damalige Verhältnisse riesigen Auflage von 10.000

[20] Firmenarchiv Schläpfer Herisau. Rundschreiben. 22.9.1847.

[21] Hsta Dresden. MdI Nr. 278r. Bl. 249-260.

[22] Für den folgenden Abschnitt: Müller: Schmuggel (wie Anm. 2). S. 85-91 und 105-123.

Stück.[23] Nun war Freiligrath damals einer der bekanntesten politischen Lyriker, der massgeblichen Anteil am „Konjunkturaufschwung politischer Lyrik" hatte.[24] Schläpfer dürfte also auf Gewinn gehofft haben. Seine Kalkulation war so falsch nicht, waren doch zu dieser Zeit Gedichtbände einiger bekannter Poeten (z.B. Heine, Herwegh, Fallersleben, Freiligrath) für Verleger und Dichter eine einträgliche Sache. Ausserdem hoffte Schläpfer wohl auf einen steigenden Bekanntheitsgrad seiner Firma und damit auf weitere Aufträge. Tatsächlich erhielt er in den folgenden Jahren zahlreiche politische Druckaufträge. Diese unterschieden sich allerdings in einigen entscheidenden Punkten von „Ça ira": Ihre Verfasser waren nicht so bekannt wie Freiligrath, die Auflagen kleiner, die Rahmenbedingungen für den Vertrieb schwieriger, und die Gewinnaussichten lagen praktisch bei Null.

Nach dem Vertragsabschluss zwischen Belle-Vue und Schläpfer nahm Freiligrath sofort Briefkontakt mit dem neuen Drucker auf.[25] Der Dichter trieb die Produktion voran, weil er zwei Wochen später von der Schweiz nach London übersiedeln wollte. Deshalb schrieb er an Schläpfer, er bitte „recht dringend und freundlich" darum, „den Druck sofort in Angriff zu nehmen".[26] Die Druckfahnen werde er sofort durchsehen, damit sein Werk so vollkommen wie nur möglich erscheine. Kurz darauf teilte er mit, er sei mit der ersten Druckprobe zufrieden, und machte noch ein paar gestalterische Korrekturen: „Wenn Sie eine *schöne* rothe Farbe haben (aber nur in diesem Fall), so hätte ich gern, dass die Worte auf dem Titel: "Ça ira!" (nur diese beiden, das andere bleibt schwarz) *roth* gedruckt würden."[27] Kurz darauf traf das nächste Schreiben in Herisau ein: „Gott Lob, dass wir soweit sind! Und tausend Dank, dass Sie mei-

[23] Vgl. Firmenarchiv Schläpfer. Vertrag zwischen Freiligrath und dem Verlag Belle-Vue. 7.4.1846.

[24] Der Verleger Julius Campe erklärte 1841: „Gedichte gehen gut oder gar nicht; deswegen ist das eine gewagte Literatur, weil kein Mittelverhältnis stattfindet." Freiligrath selbst wusste, dass Gedichte schnelllebige Produkte waren, die „in 10 Jahren leicht vergessen sind". – Zur wirtschaftlichen Situation der Dichter und Verleger: Hans-Peter Reisner: Literatur (wie Anm. 8). S. 50-65.

[25] Firmenarchiv Schläpfer. Freiligrath an Schläpfer. 6.7.1846.

[26] Buchner: Freiligrath Bd. 2 (wie Anm. 6). S. 178-186; Forster: Phantasie (wie Anm. 6). S. 334f.

[27] Firmenarchiv Schläpfer. Freiligrath an Schläpfer. 11.7.1846 (Hervorhebung durch Freiligrath).

nen Wünschen so freundlich entsprochen haben!“[28] Freiligrath wünschte fünfzig Freiexemplare. Er hoffte, Schläpfer mache ein „recht gutes Geschäft“ mit „Ça ira“, und versprach, er werde sich „sicher vorzugsweise gern“ an Schläpfers Firma erinnern, wenn er wieder „mit Ähnlichem hervortreten“ sollte.[29]

Nach einem Aufenthalt von 16 Monaten in der Schweiz reiste die Familie Freiligrath Ende Juli 1846 über Paris und Le Havre nach London. Der Dichter hatte beschlossen, eine Stelle bei einer Bank zu suchen.[30] „Bei'm raschen Zuwachs“ seiner Familie und trotz guter Einnahmen mit den Gedichten wollte er nicht bloss auf die unsicheren Einkünfte aus der Schriftstellerei angewiesen sein. Im Herbst 1846 schrieb er seinem ehemaligen Fluchtgefährten Heinzen einen Brief aus London und berichtete von der schwierigen Stellensuche, bei der ihn das „politische Flüchtlingsthum“ behindert habe.[31]

Trotz der beruflichen Neuorientierung und der Emigration nach England beschäftigte den Dichter und Büroangestellten die Frage, wie seine Werke in der Öffentlichkeit aufgenommen werden. Wie andere Exilliteraten war er nicht nur an Publikationsmöglichkeiten interessiert, sondern wollte mit seinen Texten auch wahrgenommen werden und etwas bewirken. In einem andern Brief fragte Freiligrath: „Und rumort nicht schon ein gewisses Pamphlet: ‚Ça ira‘? Resp. ist es nicht schon irgendwo confiscirt worden?“[32] Und schliesslich erkundigte er sich bei Heinzen, der zu dem Zeitpunkt noch in Zürich weilte, nach der Wirkung politischer Schriften: „Schreib mir doch darüber, wie auch über die Schicksale Deiner Schweizer Broschüren u. meines ‚Ça ira‘. Ich lese hier nur die Allgemeine Zeitung [Augsburger Allgemeine Zeitung; TM] u. bin also ganz im Dunkeln über diese Dinge.“[33] Offensichtlich bedeuteten Beschlagnah-

[28] Firmenarchiv Schläpfer. Brief Freiligrath an Schläpfer. 18.7.1846.

[29] Firmenarchiv Schläpfer. Brief Freiligrath an Schläpfer. 20.7.1846.

[30] Freiligrath hatte am 23.1. und 8.5.1846 bei der „Deutschen Londoner Zeitung“ zwei Stelleninserate abdrucken lassen. Vgl.: Gerhard K. Friesen: *„Trotz alledem und alledem“. Ferdinand Freiligraths Briefe an Karl Heinzen 1845-1848*. Bielefeld 1998. S. 29.

[31] Brief Freiligrath an Heinzen. 18.9.1846. zit. nach Friesen: „Trotz alledem und alledem“ (wie Anm. 30). S. 79-85.

[32] Brief Freiligrath an Karl Buchner, 24.9.1846. zit. nach Buchner: Freiligrath Bd. 2 (wie Anm. 6). S. 189.

[33] Brief Freiligrath an Heinzen, 18.9.1846. zit. nach Friesen: „Trotz alledem und alledem“ (wie Anm. 30). S. 79-85.

mungen, Massnahmen der Behörden oder sonstige Schlagzeilen für die Exilliteraten – so könnte man überspitzt formulieren – fast eine Auszeichnung oder ein ‚Gütesiegel'. Freiligrath hätte es deshalb sehr gefreut, wenn er den Bericht eines in Konstanz stationierten Geheimagenten zu Gesicht bekommen hätte. Dieser berichtete Ende Oktober 1846 nach Wien über „Ça ira": „Es ist durch und durch sozial-revolutionär; in der Form äusserst gelungen. Verglichen mit der anarchischen Glut dieser Gedichte sind jene von Herwegh eine zahme Wassersuppe."[34]

Bis April 1848 arbeitete Freiligrath als Bankangestellter und übersetzte nebenbei Werke englischer und französischer Schriftsteller. Erst mit Beginn der Revolution schrieb er wieder politische Texte. Dazu gehörte das Gedicht „Im Hochland fiel der erste Schuss", das bekannte Epos auf den Schweizer Sonderbundskrieg, der gemäss Freiligrath den Auftakt für den überfälligen politischen Umschwung in Europa bildete.[35]

Zu einer Zusammenarbeit zwischen Freiligrath und Schläpfer kam es trotz guter Erfahrungen nicht mehr. Ende März 1848 – die Revolution hatte eben ganz Europa erschüttert – traf ein weiterer Brief des Dichters bei Schläpfer ein. Freiligrath bezog sich darin auf ein älteres Schreiben Schläpfers und meinte, „dass der Rest des ‚Ça ira' sich jetzt flott verkaufen müsste".[36] Dem Brief legte er zudem einige „unter dem Einfluss der letzten grandiosen Ereignisse entstandene Lieder" bei und bot Schläpfer an, er solle diese neueren Gedichte als Zugabe zu „Ça ira" versenden. Erneut versprach Freiligrath, er werde neuere Sachen unverzüglich in die Schweiz schicken. Es blieb jedoch bei der Ankündigung. Freiligrath kehrte nach Deutschland zurück, wo er in Köln zunächst Mitarbeiter, ab Herbst 1848 Redaktionsmitglied der „Neuen Rheinischen Zeitung" war. Bis zum Verbot der Zeitung 1849 veröffentlichte er hier seine Revolu-

[34] HHSta Wien. Stk MZP. Korr., Krt. 20. Nr. 987/29.10.1846. – Vgl. auch Adler (Hg.): Geheimberichte 2 (wie Anm. 12). S. 146.

[35] Freiligrath: Gedichte (wie Anm. 6). S. 72-74. – Weitere Gedichte aus dieser Zeit tragen die Titel „Schwarz–Rot–Gold" und „Berlin". Später kamen noch die berühmten Gedichte „Trotz alledem!" und „Die Toten an die Lebenden" hinzu (Ebd. S. 79-90). – Vgl. Friesen: „Trotz alledem und alledem" (wie Anm. 30). S. 36; Gudde: Freiligraths Entwicklung (wie Anm. 6). S. 81-85.

[36] Firmenarchiv Schläpfer. Brief Freiligrath an Schläpfer. 25.3.1848. – Aus den Zeilen Freiligraths kann man herauslesen, dass sich Schläpfer in einem früheren Brief wohl erkundigte, was er mit dem Rest der „Ça ira"-Auflage anfangen solle.

tionslieder. Das Appenzellerland war endgültig in weite Ferne gerückt; zu einer Zusammenarbeit mit Schläpfer kam es nicht mehr.

Die Korrespondenz zwischen Freiligrath und Schläpfer zeigt, unter welchem Zeitdruck Autor und Drucker standen. Freiligrath wartete neben den bereits gepackten Koffern auf die Abreise nach England, während Schläpfer innert kürzester Zeit einen Gedichtband in einer grossen Auflage produzieren musste, ohne das finanzielle Risiko abschätzen zu können. Die Briefe enthalten zahlreiche Hinweise auf Faktoren, die die Zusammenarbeit zwischen Verlegern und politischen Literaten prägten. Da geht es zum einen um typografische Dinge und Terminfragen. Weiter werden geschäftliche Aspekte wie Honorar, Druckrechte, Druckkosten und Zahlungsmodalitäten erwähnt. Ein dritter Bereich betrifft die spezifischen Bedingungen der Exilliteratur-Produktion: Zeitdruck, grosse finanzielle Risiken, kurzfristige Auftrags- und jederzeit mögliche Ortswechsel der Autoren prägten das Geschäft. Und schliesslich müssen auch noch die unsicheren Absatzchancen, die Abhängigkeit von aktuellen Tagesereignissen, die Gefahren und hohen Kosten des Vertriebs sowie die Unberechenbarkeit der Grenz- und Zensurbehörden genannt werden. Die Produktion von Exilliteratur war ein Risikogeschäft.

Karl Heinzen und die „republikanische Hetzjagd"

Im Unterschied zu Freiligrath, aber auch zu andern Exiloppositionellen und Köpfen der deutschen Vormärzbewegung ist Karl Heinzen heute weitgehend unbekannt. 1846/47 war Heinzen der wichtigste Autor Schläpfers; rund ein Dutzend Schriften und Broschüren radikalen Inhalts stammten aus der (spitzen) Feder dieses Autors. Einige Schriften erreichten mit 3000 gedruckten Exemplaren vergleichsweise hohe Auflagen. Neben Freiligraths „Ça ira" sorgten vor allem Heinzens Werke dafür, dass das „Literarische Institut" zahlreiche Aufträge aus der Exilszene erhielt, als Sammelbecken für oppositionelle Flüchtlingsschriften bekannt und dadurch zu einem Dauerärgernis für die deutschen Regierungen wurde.

Karl Peter Heinzen (1809-1880) war in einer bürgerlichen Familie im Rheinland aufgewachsen. Nach einem abgebrochenen Medizinstudium war er drei Jahre lang Soldat in der preussischen Armee. 1833-44 arbeitete er zunächst als preussischer Staatsbeamter, später als Sekretär bei der rheinischen Eisenbahn in Köln. Anfangs der 1840er-Jahre begann er sei-

ne literarische Laufbahn und wurde schnell einer der radikalsten Verfasser politischer Flugschriften. In Zeitungsartikeln prangerte er die Missstände in der preussischen Verwaltung an. Seine Texte erschienen später in der Sammlung „Die preussische Bürokratie". Nach dem Erscheinen dieser Druckschrift musste er Preussen verlassen und traf im Dezember 1844 in Brüssel ein, wo er die Flugschrift „Ein Steckbrief" verfasste – eine politische Parodie, in der er die preussische Politik wegen „Verspottung der Moralgesetze" und der „Konspiration gegen den freien Geist der Menschheit" zur öffentlichen Verfolgung ausschrieb. Es folgten regelmässige Treffen mit anderen Flüchtlingen und im März 1845 – wie bereits erwähnt – die Reise mit Freiligrath in die Schweiz. In Zürich erhielt Heinzen für sich und seine Familie eine auf sechs Monate begrenzte Aufenthaltsbewilligung.[37] Heinzen verfasste beinahe unablässig politische Texte und scheint dadurch über ansehnliche Einkünfte verfügt zu haben.[38]

Nach Ablauf der ersten Bewilligung wollten die städtischen Behörden den Deutschen wegen dessen politischer Agitation nicht mehr länger dulden. Anderer Meinung war die Kantonsregierung, die Heinzen erneut eine halbjährige Aufenthaltsgenehmigung gewährte. Dieses ‚Spiel' wiederholte sich im Sommer 1846: Wieder beantragte der Statthalter die Wegweisung, wieder erhielt Heinzen von der Kantonsregierung eine zeitlich begrenzte Bewilligung. Plötzlich überstürzten sich jedoch die Ereignisse. Am 15.12.1846 wurde Heinzen von einem Landjäger aufgefor-

[37] Für die folgenden Abschnitte: StaZH. P 189.2 (H) (mit einem Signalement Heinzens, dessen Gesuchen und Stellungnahmen, Einvernahmeprotokollen sowie Beschlüssen der Behörden). – Vgl. auch: *Neue Zürcher Zeitung*. Nr. 73/15.1.1934 und Nr. 78/22.1.1934; Karl Heinzen: *Meine Ausweisung aus Zürich*. Bern 1847; Karl Heinzen: *Erlebtes. Teil 2: Nach meiner Exilierung*. Gesammelte Schriften Bd. 3/4. Boston 1864/1874. S. 110-138; Thomas Christian Müller: Vom Umgang mit dem publizistischen Meinungspluralismus. Pressepolitische Lernprozesse in der Schweiz 1798-1848. In: Andreas Ernst, Albert Tanner, Matthias Weishaupt (Hg.): *Revolution und Innovation. Die konfliktreiche Entstehung des schweizerischen Bundesstaates von 1848*. Zürich 1998. S. 233-244.

[38] Heinzen: Erlebtes. Teil 2 (wie Anm. 37). S. 103. – Friesen: „Trotz alledem und alledem" (wie Anm. 30). S. 23 zitiert einen Brief Freiligraths, wonach Heinzen für seine „enorme schriftstellerische Thätigkeit zu agitatorischen Zwecken […] splendid von den Sosiern [Buchhändlern; TM] bezahlt" worden sei.

dert, sich unverzüglich beim Präsidenten des Polizeirats zu melden. Er begab sich ins Rathaus, wo man ihm eine kleinformatige, anonyme Druckschrift mit dem Titel „Der Deutsche Tribun" vorlegte. Es folgte eine kurze Einvernahme, in deren Verlauf Polizeibeamte vergeblich von Heinzen zu erfahren versuchten, ob er der Autor bzw. wo diese Schrift gedruckt worden sei. Ja, er kenne die Schrift – so Heinzen –, wolle und könne aber nicht sagen, wer der Autor bzw. der Drucker des Werkes sei, weil er sonst anderen Personen schade. Auf einzelne Artikel angesprochen, bestätigte der Literat, die mit seinem Namen unterzeichneten Texte stammten tatsächlich von ihm. Gleichentags durchsuchte die Polizei Heinzens Wohnung und fand dabei einige Ausgaben des „Deutschen Tribun" sowie weitere Schriften. Der Flüchtling sah ein, dass ihm die Ausweisung drohte. Deshalb kündigte er in einem Brief an die Zürcher Regierung an, er werde den Kanton freiwillig verlassen.[39] Am selben Abend beschloss der Regierungsrat, Heinzen habe mit seiner politischen Tätigkeit das Asyl missbraucht und sei aus dem Kanton Zürich wegzuweisen. Neben der Mitarbeit beim „Tribun" warf ihm die Regierung vor, er habe „die Bevölkerung deutscher Staaten zu Aufruhr und Fürstenmord" aufgefordert.

Bereits am nächsten Tag verliess Heinzen Zürich und reiste zuerst in den Kanton Thurgau, dann weiter nach Liestal (Baselland). Die Zürcher Behörden kamen ihm jedoch zuvor und schickten ein Kreisschreiben an die übrigen Kantone. Darin erklärten sie den Fall Heinzen zu einer gesamtschweizerischen Angelegenheit und forderten die andern Kantone auf, den Deutschen ebenfalls sofort auszuweisen, falls er sich niederlassen wolle. Thurgau, Baselland und Bern befolgten den Aufruf, und es begann – so Heinzen – eine „republikanische Hetzjagd". Heinzen suchte einen neuen Asylort und wandte sich an seine verschiedenen Verleger, von denen er vergeblich Unterstützung erhoffte. In Bern durfte er nur so lange bleiben, bis seine Familie eintraf. Derweil klagte Heinzen in Zeitungsartikeln die Kantonsregierungen an und versuchte erfolglos die Öffentlichkeit für sich zu gewinnen.[40] In einem in Bern gedruckten Pamphlet sah sich der Verfolgte als Opfer eines Komplotts zwischen den konservativen Mächten Deutschlands und dem falschen „Republikanismus" verschiedener Kantonsregierungen, die das Asylrecht und die Pres-

[39] StaZH. P 189.2 (H). Brief Heinzens an Regierungsrat Zehnder. 15.12.1846.

[40] Berner Zeitung. Nr. 3/4.1.1847; Basellandschaftliches Volksblatt. Nr. 1/7.1.1847; Der freie Appenzeller. Nr. 12/9.2.1847.

sefreiheit unterhöhlen würden. Mit den aussenpolitischen Rücksichtnahmen lasse sich die Schweiz „eine förmliche Landjägerzensur" gegen die deutschen Exilliteraten aufdrängen.[41] Er habe sich immer für die Rechte der Schweiz und seiner Landsleute eingesetzt und sei ein unschuldiges Opfer des in der Schweiz verbreiteten „bornierten Fremdenhasses".[42]

Von Bern aus setzten der Literat und seine Familie die „politische Irrfahrt" (Heinzen) durch das verschneite Berner Oberland in Richtung Vevey–Lausanne fort. Nach einem ergebnislosen Gespräch mit dem radikalen Regierungspräsidenten des Kantons Waadt reiste man weiter nach Genf, wo die Familie eine vorübergehende Bleibe fand – unter der Bedingung, dass sich Heinzen ruhig verhalte. Dieser dachte nicht daran und verfasste weitere Pamphlete. So wurden, wie Heinzen selbst schrieb, in Deutschland im Sommer 1847 „neue und zwar verschärfte Proben jener verhassten und gefürchteten ‚Brandschriften'" entdeckt, „welche trotz allen Vorkehrungen ihren Weg über die Grenze fanden, die ganze Polizei und Zollwächterei auf den Beinen hielten und bis nach Polen und Ungarn hin die grösste Sensation erregten".[43] Darunter befand sich die „Teutsche Revolution"[44], eine Sammlung von Texten, die zum Teil bereits früher bei Schläpfer erschienen waren.

---

[41] Heinzen: Ausweisung (wie Anm. 37). S. 16. – Heinzens Ausweisung wurde nicht zuletzt auf diplomatischen Druck Bayerns, Württembergs und Badens beschlossen. In München fanden wegen der grossen Versorgungskrisen wirtschaftspolitische Verhandlungen über die Erhebung von Ausfuhrzöllen auf Getreidelieferungen statt. Die Schweiz war an diesen Verhandlungen ebenfalls beteiligt. Im Verlauf der Unterredungen wurde der Schweizer Delegation die Druckschrift „Der deutsche Tribun" übergeben, von der der badische Zoll 2.000 Stück beschlagnahmt habe. Diese sei vermutlich in der Schweiz gedruckt worden und stamme von Karl Heinzen. Der bayerische Aussenminister gab zu verstehen, dass sich die Duldung dieses „den Aufruhr predigenden Wühler[s]" in der Schweiz nicht eben günstig auf die laufenden Zollverhandlungen auswirke. – BayHSta München. Gesandtschaft Bern 323; BA Bern. Archiv der Tagsatzung 1814-1848. Nr. 1955; Müller: Schmuggel (wie Anm. 2). S. 130-138.

[42] Heinzen: Ausweisung (wie Anm. 37). S. 34.

[43] Heinzen: Erlebtes 2 (wie Anm. 37). S. 123.

[44] Heinzen hatte beschlossen, das harte „T" anstelle des „D" zu verwenden. Er zog diese Schreibweise vor, „weil die Teutschen zu der Zeit, wo sie ihren Namen mit dem kräftigeren T begannen, jedenfalls andere Leute waren, als seitdem sie ihn mit dem demütigen D beginnen". – Karl Heinzen: *Die preussische Bürokratie*. Darmstadt 1845. S. 26.

Im Sommer 1847 beschloss Heinzen aus finanziellen und politischen Gründen, in die USA auszuwandern, wo er ein Betätigungsfeld als Publizist zu finden hoffte. Seine Abreise verzögerte sich aus verschiedenen Gründen. Als er am 18.1.1848 in New York eintraf, übernahm er die Redaktion der „Deutschen Schnellpost". Kaum angekommen, erfuhr er vom Ausbruch der Revolution in Paris, worauf er sogleich nach Europa zurückkehrte.[45] Im April 1848 reiste er über London und Paris wieder nach Genf. Kurz darauf schloss sich der ehemalige preussische Landwehroffizier den Aufständischen in Baden an. Nach der Niederschlagung des ersten Aufstands floh er wie so viele nach Strassburg, bevor er erneut in der Westschweiz untertauchte. Wieder veröffentlichte der Flüchtling von der Schweiz aus Agitationsschriften und wurde deshalb im Frühjahr 1849 zum zweiten Mal „wegen Veröffentlichung und Verbreitung gefährlicher Schriften" ausgewiesen.[46] Der Literat verliess die Schweiz, beteiligte sich am dritten Aufstand in Baden und landete nach dessen Niederschlagung abermals in Genf. Der Bundesrat erneuerte den Ausweisungsbeschluss, worauf Heinzen beim eidgenössischen Parlament ein Gesuch einreichte, um die Ausweisung abzuwenden. Die Bundesversammlung ging nicht darauf ein. Hingegen fand Heinzen einmal mehr Unterstützung bei der Genfer Regierung, die vom Bundesrat eine Garantie verlangte, dass Heinzen sicher durch Frankreich reisen könne und dass der Bund die Reisekosten übernehme. Nach einigen Diskussionen bewilligte der Bundesrat die beiden Forderungen, und Heinzen setzte seine Odyssee fort, die ihn zunächst nach London, später in die USA führte. Auch dort kam er weder politisch noch persönlich zur Ruhe, sondern „schwamm" als Journalist und Herausgeber republikanischer Zeitungen und Zeitschriften ständig „gegen den Strom".[47]

---

[45] Friesen: „Trotz alledem und alledem" (wie Anm. 30). S. 40f. – Hier (S. 137-140) findet man auch einen Brief Freiligraths an Heinzen. 25.2.1848, dem das Gedicht „Im Hochland fiel der erste Schuss" beilag und den Freiligrath mit dem Ausruf beendete: „Kerl, warum bist du jetzt fort?!"

[46] StaZH. L 76.1 (2). Kreisschreiben des Bundesrates. 28.3.1849; StaSG. Protokolle Kleiner Rat. Nr. 790. 2.4.1849.

[47] So der Titel der Biographie von: Carl Wittke: *Against the Current. The Life of Karl Heinzen*. Chicago 1945.

Heinzen, das „Literarische Institut" und die Ziele der Exilliteratur

Wie bereits erwähnt, war Karl Heinzen zwischen Herbst 1846 und Januar 1847 der grösste Textlieferant für die Druckerei Schläpfers. Drei Werke werden im Folgenden kurz behandelt: „Macht euch bereit", „Mahnung an die teutschen Liberalen" und „Deutscher Tribun".[48] Bei der Lektüre fällt auf, dass Heinzen seine Forderungen praktisch in jeder Schrift wiederholt und drei Themen aufgreift: republikanische Verfassungsgebung, Pressefreiheit und Formen des politischen Umsturzes.[49]

Die drei Schriften sind im sog. Kleinoktavformat (ca. 8 x 11 cm) gedruckt und umfassen zwischen 60 und 90 Seiten. Der „Tribun" und „Macht euch bereit" erschienen in zwei Auflagen und trugen im Gegensatz zur „Mahnung an die teutschen Liberalen" keine Autorenangaben. In „Macht euch bereit" entwirft Heinzen ein Konzept für den Aufbau und die Verfassung einer „teutschen Bundesrepublik". Als Vorbild dienten ihm die USA. Um dieses staatspolitische Ziel zu erreichen, müsse das deutsche Volk seine Verzweiflung überwinden und sich seiner politischen Macht bewusst werden. Dabei spiele die Presse – insbesondere die Exilpresse – eine zentrale Rolle:

> Wir wollen ihnen [den konservativen Regierungen; TM] die freie Sprache auf eine Weise auf- und abzwingen, dass sie in Sack und Asche Busse thun werden wegen der Verstocktheit, sich dreissig Jahre lang darüber zu besinnen, ob ‚Pressefreiheit' freie Sprache heisst oder Zensur.[50]

Heinzen beschreibt eine Pressefreiheit, die höchstens im Falle einer „ungerechten oder nicht zu erweisenden Verläumdung" mit Gesetzen eingeschränkt werden dürfe. Ansonsten solle der „Pressfreiheit nicht die mindeste Schranke gezogen" werden.[51] Auch in „Mahnung an die teutschen Liberalen" richtet er sein Augenmerk auf die Presse. Angesichts der Lage des Exilliteraten erstaunt es kaum, dass er die „Wichtigkeit des auswärti-

---

[48] Firmenarchiv Schläpfer. Druckbelege 1846/200+201 bzw. 1847/95+96; 1846/164, 1846/154.

[49] Vgl. zu Heinzen als politischer Publizist: Hans Huber: *Karl Heinzen 1809-1880. Seine politische Entwicklung und publizistische Wirkamkeit*. Bern 1932; Wittke: Against the Current (wie Anm. 47). S. 33-52.

[50] Karl Heinzen: Macht euch bereit. In: Karl Heinzen: *Teutsche Revolution*. Bern 1847. S. 240.

[51] Heinzen: Macht euch bereit (wie Anm. 50). S. 271.

gen Buchhandels und der auswärtigen Presse" hervorhebt.[52] Hingegen ist bemerkenswert, dass der ansonsten sehr radikale Literat sich nicht etwa für eine völlig unbeschränkte Pressefreiheit ausspricht, sondern an eine strafrechtliche Einbindung dieses Grundrechts denkt.

Zu Beginn seiner Exilzeit glaubte Heinzen, der politische Umsturz in Deutschland komme ohne Gewalt zustande, eine Revolution liesse sich umgehen. Die Voraussetzung dafür seien die „Pressemänner", das „Schwert des Geistes" und mündige Bürger. Auf längere Sicht könne sich die „Reaktion", die sich gegen den liberalen Zeitgeist stelle, nicht halten. Heinzen plädierte für einen möglichst gewaltfreien politischen Umsturz. Wenn es trotzdem zu einer Revolution komme, sollte sie möglichst gewaltfrei ablaufen. Noch glaubte Heinzen, die monarchischen Regierungen würden auf Druck der Bevölkerung zurücktreten und einer Republik Platz machen. Die Revolution war für ihn „die naturrechtliche Selbsthülfe der Völker gegen die Hartnäckigkeit des im geschichtlichen Verlauf angesammelten, des sogenannt ‚historischen' Unrechts".[53] Blutige Revolutionen liessen sich in seinen Augen nur dadurch verhindern, dass die Mehrheit des Volks die Hindernisse des Fortschritts beseitige. Die reaktionären Regierungen und ihr Unrechtssystem sollten „durch moralische Nöthigung oder durch Stimmgebung" weggeräumt werden. Voraussetzungen dafür seien eine freie Presse, die Versammlungsfreiheit und die Volkssouveränität. Nur so könne sich das Volk „auf natürlichem Wege Luft machen".[54]

Im „Deutschen Tribun" werden die Forderungen radikaler. Unter dem vielsagenden Titel „Die Schleusen auf!" folgt ein Schlag gegen die konservativen Machthaber dem andern. Der „lächelnde Schurke" (gemeint ist Metternich) und der preussische König hätten alle politischen Reformversuche erstickt, die Presse der Zensur unterworfen und jede Opposition mit „polizeilichen Schranken" eingeengt.[55] Der deutsche Bund sei zu einem polizeistaatlichen Werkzeug dieser beiden Mächte geworden. Im „Tribun" bekennt sich Heinzen erstmals zu einer gewalttätigen Revolution. Ihm sei klar geworden, dass die Fürsten ihren Platz nicht freiwillig räumen würden; deshalb „müssen und werden [sie] jederzeit nur durch Gewalt entfernt werden".[56]

---

[52] Karl Heinzen: *Eine Mahnung an die teutschen Liberalen.* Herisau 1846. S. 30.
[53] Heinzen: Macht euch bereit (wie Anm. 50). S. 248.
[54] Heinzen: Mahnung (wie Anm. 52). S. 35.
[55] Karl Heinzen: *Der deutsche Tribun. Erstes Heft.* Herisau 1847 (2. Aufl.). S. 15.
[56] Heinzen: Tribun (wie Anm. 55). S. 29.

Dreissig Jahre später schreibt Heinzen in seiner Autobiografie mit Blick auf seine Asylzeit in Zürich:

> Ich bildete mir nicht ein, durch blosse Flugschriften eine Revolution hervorrufen zu können; auch hatte ich keine Ahnung davon, dass dieselbe schon so bald erfolgen werde. Aber ich rechnete darauf, dass die teutsche Unterthänigkeit durch den rücksichtslosen Ausdruck revolutionairer Gesinnung, wenn er beständig an ihr Ohr drang, endlich rebellisch werden müsse und mein Beispiel nicht ohne Nachahmung bleiben könne. Ich wollte die Kühnheit der Sprache so weit treiben, dass sie keinen andern Übergang mehr zulassen konnte, als zur That. Was ein Volk denken und empfinden lernt, das wird es zuletzt auch wollen und thun lernen.[57]

Der kurze Überblick über Heinzens Werk zwischen 1846 und 1849 verdeutlicht eine Radikalisierung der politischen Haltung, die bereits in Brüssel gefördert worden war und die später durch persönliche Erlebnisse, politische Erfahrungen und sich häufende Enttäuschungen vorangetrieben wurde. Nach der Niederschlagung der Märzrevolution, als Heinzen sich zusammen mit andern Exilanten erneut in Genf aufhielt, konnten in seinen Augen nur noch Gewalt und Revolution die politischen Verhältnisse in Deutschland ändern. 1846/47, d.h. in der ersten Schweizer Asylzeit, brachen offenbar die letzten Dämme; Heinzen wollte nicht mehr länger auf eine deutsche Republik mit Verfassung warten. Diese Ungeduld, die wohl typisch für exilierte und zu einer gewissen Untätigkeit verdammte Revolutionäre war/ist, vermischte sich nun mit den Erfahrungen im Exil, politischen Niederlagen sowie mit der Frustration über das Ausbleiben grösserer Unruhen. Das Resultat war ein zunehmend realitätsfremder Idealismus.[58]

Als Exilliterat verfolgte Heinzen eine politisch-literarische Doppelstrategie zwischen Information und Provokation. Einerseits wollte er der Bevölkerung Deutschlands von Aussen Informationen liefern, zu denen sie wegen Zensur und Öffentlichkeitskontrolle keinen Zugang hatte.

---

[57] Heinzen: Erlebtes 2 (wie Anm. 37). S. 108f.

[58] „Wann wird endlich, endlich der Tag anbrechen, wo diejenigen nach dem Wanderstab des Flüchtlings greifen, deren henkerische Zuchtruthe bisher so manchen Edeln in die Fremde und in die Verzweiflung jagte? Wäre mit einem Dolchstoss Gerechtigkeit zu schaffen – wir gestehen es offen, wir griffen nach dem Dolch, statt nach der Feder.“ Heinzen: Tribun (wie Anm. 55). S. 86.

Heinzen glaubte, die Gesellschaft werde durch diese Aufklärungsarbeit zur Einsicht kommen, dass eine „Erhebung" unabwendbar sei. Andererseits wollte Heinzen mit seinen Schriften die Regierungen zu noch strengeren Massnahmen provozieren. Die reaktionären Machthaber würden sich dadurch selber schaden, da jede Verschärfung der „Repressivmassregeln" der Bevölkerung die Notwendigkeit einer Umwälzung deutlich mache. Die Gesellschaft könne durch Texte nur dann direkt beeinflusst werden, wenn sie bereits über Vorwissen und kollektive Negativerfahrungen verfüge. Sei Letzteres noch nicht der Fall, komme – so Heinzen – den politischen Texten eine indirekte, vorbereitende und integrierende Rolle zu. Seine Informationsarbeit habe nichts mit „revolutionairer Konspiration und Organisation" zu tun. Vielmehr sei er der festen Überzeugung, „dass eine einzige Feder, die von einem sichern Punkte aus ein unterdrücktes Volk erreichen könnte, im Stande wäre, endlich jede Reaktion zu stürzen."[59] Hinter dieser Strategie steckte wohl auch eine gehörige Portion Selbstlegitimation, mit der sich ein ausgegrenzter Zensurflüchtling wenigstens teilweise über die Leiden des Exils hinwegzutrösten versuchte. Trotzdem verstanden die deutschen Regierungen und die Schweizer Behörden Heinzens Schriften als Angriff auf die politischen Verhältnisse in Deutschland, und auch aus heutiger Sicht sind weder der „Deutsche Tribun" noch Heinzens frühere Werke harmlos.

Vor der Märzrevolution hätte Heinzen der Feststellung Reinhart Kosellecks, für den „Worte und ihr Gebrauch für die Politik wichtiger sind als alle anderen Waffen"[60], sicher zugestimmt. Anders nach der Ausweisung aus Zürich und dem Scheitern der 1848er-Revolution, als die friedliche, auf die Gewalt der Sprache basierende Strategie Heinzens immer mehr einem wilden Gemenge fanatischer Ideen über den Umsturz mit reiner Waffengewalt und Massenmorden wich. Dabei widerspiegelt die Radikalisierung seines Revolutionskonzepts auch die Auseinandersetzungen um den Revolutionsbegriff im deutschen Vormärz[61] und die heftigen staatstheoretischen Kontroversen, die letztlich zu einer Spaltung der oppositionellen „Bewegungspartei" führten – in das Lager der Liberalen,

[59] Heinzen: Erlebtes 2 (wie Anm. 37). S. 109.

[60] Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten.* Frankfurt/Main 1984 (3. Aufl.). S. 86.

[61] Vgl. zur Geschichte des Revolutionsbegriffs: Koselleck: Vergangene Zukunft (wie Anm. 60). S. 76-86; Reinhart Koselleck: Revolution. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Bd. 5. Hg. Otto Brunner. Werner Conze. Reinhart Koselleck. Stuttgart 1984. S. 749-774.

die für Reformen eintraten, und in das Lager der Radikalen, die für Volkssouveränität und Demokratie kämpften.

Strukturanalyse des exilliterarischen Felds und „Pathologie des Exils"

Die Geschichte des politischen Exils galt lange Zeit als „lost subject", wie der amerikanische Historiker Robert C. Williams vor mehr als dreissig Jahren feststellte. Offensichtlich fänden Historiker – so Williams – keinen Gefallen an Verlierern; nur so könne man erklären, weshalb die Historiographie die Rolle von nichtnationalen oder supranationalen Gruppen, die sich aus politisch oder religiös verfolgten Minderheiten in der Emigration zusammensetzten, lange Zeit vernachlässigt habe.[62] Ähnlich beurteilt Hans Henning Hahn die Geschichte der Exilpolitik, die „meist, trotz eindrucksvoller intellektueller und politischer Leistungen und trotz mancher Zwischenerfolge, die Geschichte des politischen Scheiterns" sei.[63] Hahn entwirft ein Raster einer Strukturanalyse des politischen Exils im Vormärz, das verschiedene Faktoren und Bereiche erfasst: Gründe der Emigration, die soziale Herkunft der Emigranten, die Spielräume sowie die Handlungs- und Organisationsformen, die den politischen Flüchtlingen im Exil offen standen. Was Hahn als Kontext exilpolitischen Handelns bezeichnet, lässt sich mit Bourdieu auch als exilpolitisch-literarisches Feld definieren, in dem sich die politischen Flüchtlinge als Akteure bewegten, handelten und kommunizierten. Dieses Feld geriet nicht nur mit der restaurativen Politik im Deutschen Bund in Konflikt, sondern auch mit den traditionellen Feldern der Literatur. Hier wie dort bekämpfte und verfolgte man sie als „Häretiker" (Bourdieu), Unruhestifter und Gefahr. Hier verteidigte der Staat sein konservativ-restauratives System mit einem öffentlichkeitsfeindlichen

[62] Robert C. Williams: European Political Emigrations. A Lost Subject. In: *Comparative Studies in Society and History 12/1970*. S. 140-148. Williams bezieht sich auf Herbert Lüthi: What's the Point of History? In: *Journal of Contemperary History 2/1968*. S. 3-22, der ebenfalls von einem „verlorengegangenen Thema" spricht.

[63] Hans Henning Hahn: Möglichkeiten und Formen politischen Handelns in der Emigration. Ein historisch-systematischer Deutungsversuch am Beispiel des Exils in Europa nach 1830 und Plädoyer für eine international vergleichende Exilforschung. In: *Archiv für Sozialgeschichte 23/1983*. S. 123-161 (Zitat S. 161).

Herrschafts-, Zensur- und Polizeiapparat, dort gerieten die Exilliteraten ins Kreuzfeuer der „Hohepriester" und Verteidiger der klassischen Literatur und Poesie, weil sie neue Stil- und Textformen (politische Lyrik, journalistischer Stil, Polemik) entwickelten, eine neue (politische) und populäre Sprache verwendeten und sich mit ihren Werken am Markt orientierten.[64]

Die Lage der politischen Flüchtlinge sowie die Inhalte und Formen exilpolitischen Handelns wurden aber nicht nur durch Anfeindungen in der Literaturszene und durch staatspolizeiliche Verfolgungen und Unterdrückungsmassnahmen in den Heimatländern bestimmt. Die Exilsituation selbst hängt erstens von den asylrechtlichen Vorschriften am jeweiligen Aufenthaltsort ab. Viele westeuropäische Staaten kannten bereits vor 1848 das Recht auf politisches Asyl. Jeder Einzelstaat war in der Entscheidung frei, politischen Flüchtlingen Asyl zu gewähren bzw. zu verweigern oder sie gar auszuliefern. Die 1830/40er-Jahre und die Märzrevolution bedeuteten demnach einen „markanten Prüfstein" für die Flüchtlingspolitik in den betroffenen Ländern.[65] Die „republikanische Hetzjagd" gegen Heinzen und das Emigrantenschicksal Freiligraths bestätigen diese Feststellung.

Zweitens sind die Stimmung, das Beziehungsnetz und die Zusammensetzung der jeweiligen Exilszene zu nennen; auch diese Faktoren wirkten sich auf das politische Verhalten der Vertriebenen aus. Ähnlich wie in andern europäischen Städten (Brüssel, Paris, London) entstanden im Vormärz auch in Zürich, Bern, Lausanne und Genf eigentliche Flüchtlingszentren und Netzwerke der Exilanten, die sich in Vereinen, Organisationen und bestimmten Lokalen trafen.[66] Oft waren auch die Exilverla-

---

[64] Bourdieu: Zur Soziologie (wie Anm. 5). S. 110f. – Vgl. Udo Köster: *Literatur und Gesellschaft in Deutschland 1830-1848. Die Dichtung am Ende der Kunstperiode.* Stuttgart 1984; Reinhard Wittmann: *Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert*. Tübingen 1982. S. 156.

[65] Wolfram Siemann: Asyl, Exil und Emigration. In: Dieter Langewiesche (Hg.): *Demokratiebewegung und Revolution 1847 bis 1849. Internationale Aspekte und europäische Verbindungen.* Karlsruhe 1998. S. 77f.

[66] Vgl. Hans-Joachim Ruckhäberle: *Bildung und Organisation in den deutschen Handwerksgesellen- und Arbeitervereinen in der Schweiz. Texte und Dokumente 1834-1848*. Tübingen 1983; Wolfgang Schieder: *Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung. Die Auslandsvereine im Jahrzehnt nach der Julirevolution von 1830*. Stuttgart 1963; Klaus Urner: *Die Deutschen in der Schweiz. Von den Anfängen der Kolonienbildung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs.* Frauenfeld. Stuttgart 1976.

ge und Teile der lokalen Presse in diese Netzwerke eingebunden. Viele Flüchtlinge kannten sich, einige waren – wie Freiligrath und Heinzen – befreundet, hatten gemeinsame Fluchterfahrungen und hielten im Exil den gegenseitigen Kontakt mehr oder weniger regelmässig aufrecht. Andere zerstritten sich und lieferten sich end- und meist auch fruchtlose Polemiken, weil sie hinsichtlich der politischen Ziele und der agitatorischen Strategien entgegengesetzte Auffassungen vertraten.[67]

Drittens wurde das exilliterarische Feld durch rechtliche, soziale und kulturelle Bedingungen definiert. Diese Bedingungen beeinflussten sich aber auch gegenseitig und bestimmten „in nicht geringem Masse die Erfolgschancen bzw. (weit häufiger) die Gründe für das Scheitern der politischen Bemühungen von Emigranten".[68] Aus der Analyse dieser inneren Strukturen exilpolitischen Handelns ergeben sich wiederum Rückschlüsse auf die Kultur des politischen Exils und die Ausdrucksformen, derer sich die Flüchtlinge im Exil bedienten. Dabei stellt man eine klare „Dominanz propagandistischer und publizistischer Aktivitäten" fest.[69] Mit den zahlreichen, kurzlebigen und meist in kleinen Auflagen erscheinenden Zeitschriften, Broschüren und Pamphleten agitierten die Exilliteraten gegen die konservativen Regierungen in den deutschen Staaten. Das Asylland diente ihnen dabei als „Ersatzplattform"[70], von der aus sie ihre politischen Ideen verbreiten, neue Anhänger und Sympathisanten im Gast- und im Herkunftsland gewinnen, den eigenen Einfluss vergrössern und die politischen Ansprüche möglichst öffentlichkeitswirksam geltend machen wollten. Umso wichtiger waren die Kontakte zu Verlegern und Zeitungsredaktionen, entsprechend begehrt waren in Exilkreisen die geschäftlichen und persönlichen Verbindungen, der Einfluss, das Kapital, die Druckmaschinen und die publizistischen Produkte dieser Presseunternehmen. Freiligrath wie Heinzen waren im Exil ständig auf der Suche

---

[67] Vgl. den Bericht eines Geheimagenten aus Paris. zit. nach Adler: Geheimberichte 2 (wie Anm. 12). S. 17: „Was bleibt uns dermalen von den deutschen Emigrierten zu sagen? […] Die im Auslande Befindlichen verdienen mehr als die lateinische Sentenz: ‚Tot capita, tot sensus.' Man muss sagen: Wo drei Deutsche beisammen sind, sind fünf Meinungen unter ihnen."

[68] Hahn: Möglichkeiten (wie Anm. 63). S. 126.

[69] Ebd. S. 148.

[70] Wolfram Siemann: Exil, Asyl und Wirtschaftswanderung in Westeuropa 1789-1860. In: Jürgen Kocka. Hans-Jürgen Puhle, Klaus Tenfelde (Hg.): *Von der Arbeiterbewegung zum modernen Sozialstaat. Festschrift für Gerhard A. Ritter*. München 1994. S. 324; Ders.: Asyl, Exil und Emigration (wie Anm. 65). S. 89.

nach möglichst sicheren Publikationsmöglichkeiten, die wegen der materiellen Existenznöte der Flüchtlinge und ihrer vom Exildasein ebenfalls betroffenen Familien noch möglichst einträglich sein sollten.

Die Verleger nahmen eine zwiespältige Rolle ein. Einerseits versuchten sie aus der grossen Nachfrage nach Druckmöglichkeiten Nutzen zu ziehen. Andererseits solidarisierten sie sich aufgrund ihrer eigenen radikalliberalen Haltung mit den Exilliteraten und stellten die Druckerpressen bereitwillig zur Verfügung. Trotz dieser Solidarität hatten die meisten Verleger kein Interesse an Verlustgeschäften, denn ihre wirtschaftliche Lage war oft nicht viel besser als die ihrer exilliterarischen ‚Kunden'. Sie machten die Erfahrung, dass politische Werke ein Risikogeschäft waren und in der Regel Verluste bedeuteten, weil die Produktion und der Vertrieb der Exilpresse durch Beschlagnahmungen und Verbote in den deutschen Staaten sowie den innenpolitischen Druck in der Schweiz verteuert wurden.

Die soziale Lage Freiligraths und Heinzens unterschied sich in keiner Weise von derjenigen anderer politischer Exilanten – sie war „generell von Labilität" gekennzeichnet.[71] Das Exil bedeutete für die Flüchtlinge neben einem sozialen Abstieg oft auch die Erfahrung des Scheiterns und der Hilflosigkeit. Dazu kamen häufig Geldsorgen, die Abhängigkeit von Verlegern, von Spendern und von den Behörden des Asyllands sowie die Sorge um die eigene Familie.[72] Diese Faktoren führten in vielen Fällen zu einer Radikalisierung der politischen Position und des Selbstverständnisses. Dadurch nahm zugleich die Entfremdung von der Heimat zu, die Fronten innerhalb der Exilbewegung verhärteten sich. Von einer „Einheit" des politischen Exils konnte keine Rede sein. Zerstrittenheit, Zersplitterung und Missgunst prägten den Alltag im Exil. Schliesslich handelten sich die Exilanten durch ihre revolutionären Positionen und Agitationen, die gegen das Asyl- und Völkerrecht verstiessen, Pro-

[71] Hahn: Möglichkeiten (wie Anm. 63). S. 130.

[72] Vgl. Heinzen: Erlebtes 2 (wie Anm. 37). S. 98: „Und während ich in solcher Weise ökonomisierte und während mir zu einer gewissen Zeit, wo mir in Zürich alle Mittel ausgingen, die Sorge um meine Familie in acht Tagen den halben Schädel blosslegte, lebte ich den deutschen Zeitungen zufolge von Austern und Champagner." An anderer Stelle schrieb Heinzen (ebd. S. 137f.): „Der Mangel einiger lumpiger hundert Thaler machte auch damals, wie bei so manchen andern Gelegenheiten, einen Strich durch alle meine Bemühungen und theilte mir beim besten Willen zum Handeln nur die Rolle eines ohnmächtig Leidenden zu."

bleme im Asylland ein. Viele Flüchtlinge wurden nicht nur in ihrer Heimat, sondern auch im Exil verfolgt und/oder ausgewiesen. Andere fühlten sich zur Untätigkeit verdammt und litten unter der Distanz, unter dem Fremdsein im Asylland und unter der „Pathologie des Exils".[73] Die Flüchtlingsschicksale Freiligraths und Heinzens widerspiegeln viele dieser Faktoren des vormärzlichen Exils.

[73] Hahn: Möglichkeiten (wie Anm. 63). S. 141 zitiert Hilde Spiel: Psychologie des Exils. In: *Neue Rundschau 86/1975*. S. 424: „Das Exil ist eine Krankheit. Eine Gemütskrankheit, eine Geisteskrankheit, ja zuweilen eine körperliche Krankheit."

Wilfried Sauter (Essen)

Nord und Süd: Eine Zeitschrift „für den sozialen Demokratismus“ im Jahre 1848 zwischen Vormärz und Revolution

Zu Beginn des Jahres 1848 erscheint unter dem Titel: *Nord und Süd, Monatsblätter für Unterhaltung und Zivilisazion* eine neue Monatszeitschrift für das deutsche Publikum, verlegt von Michael Schläpfer in Herisau.[1] Bereits die zweite Nummer gerät in den Strudel der beginnenden Revolution, und nach etwa vier Monaten findet das Projekt ein Ende. Interessant ist dieses kurzlebige Blatt trotzdem aus mehreren Gründen:

- *Nord und Süd* (NuS) wird als belletristisches Exil-Periodikum mit sozialer Tendenz konzipiert und wandelt sich unter dem Eindruck des politischen Umbruchs sehr schnell zu einem Forum, in dem Konzepte der sozialen Reform und insbesondere der allgemeinen Sicherung der materiellen Existenz diskutiert werden. Der Schwerpunkt der zunächst deutlich vom Exil mitgeprägten Autorenschaft verlagert sich dabei nach Sachsen. Die Zeitschrift spiegelt den Übergang von vormärzlichen Bedingungen zur Phase revolutionärer Bewegung unmittelbar wider.
- Initiierend für die Diskussionen über Erwerbs-Sicherungssysteme tritt in *Nord und Süd* Louise Otto aus Meißen auf, eine der politisch und publizistisch aktivsten Frauen der Zeit. Ihre Beiträge geben Aufschluss über ihr politisches Denken in der frühen Revolutionszeit, wobei sie in *Nord und Süd* die soziale Frage der Frauenfrage völlig überordnet.
- Das Spektrum der meist bereits durch andere Veröffentlichungen bekannten Autorinnen und Autoren in *Nord und Süd* ist breit. Die Beiträge folgen sehr unterschiedlichen literarischen Konzepten und gesellschaftlich-politischen Leitbildern. Die erkennbaren Kongruenzen und Differenzen erlauben die Schärfung der Profile Einzelner und bestimmter Gruppen.

[1] *Nord und Süd. Monatsblätter für Unterhaltung und Zivilisazion.* Herausgegeben von mehreren deutschen Schriftstellern [NuS]. Druck und Verlag der Literarischen Verlags-Anstalt in Flawyl [d.i. Schläpfer, Herisau] 1848. Um Verwirrung zu vermeiden, erfolgt ein Zitieren aus der Zeitschrift in den Anmerkungen immer unter Bezug auf das in Anm. 2 genannte, spaltenidentische *Demokratische Album* (DA).

- Am Beispiel Louis Vogels lassen sich neben inhaltlichen Strategien eines Redakteurs auch solche der Einkommenssicherung eines vormärzlichen Literaten erkennen. Das Thema des Geldverdienens durch Schreiben wird außerdem von Louise Otto im Rahmen eines Zeitschriftenbeitrags direkt thematisiert.

Überliefert ist die Zeitschrift in der Form eines *Demokratischen Albums*.[2] Die weitgehend nicht verkaufte Auflage der drei fertiggestellten *Nord und Süd*-Nummern findet als Grundstock für dieses Album Verwendung, ergänzt um die noch in der Redaktion eingelaufenen, aber nicht mehr für die Zeitschrift verwendeten Beiträge.[3]

1. Die Konzeption der Zeitschrift *Nord und Süd*

1.1 Die „literarische Taktik" der Zeitschrift

Im Vorwort des *Demokratischen Albums* (DA) heißt es, die Herausgeber hätten beabsichtigt, „für den sozialen Demokratismus auch einmal auf dem Gebiete der höheren Belletristik in einer monatlichen Revue in die Schranken zu treten." Man habe sich dabei sehr gemäßigt und daher (vergebliche) Hoffnungen auf eine Vertriebs-Erlaubnis in Deutschland gehabt. Das Album sei Zeugnis „einer neuen literarischen Taktik […], mit welcher deutsche Schriftsteller von der Schweiz aus kämpften", diese sei aber durch die politische Entwicklung überflüssig geworden.[4]

Die Erläuterung einer solchen Taktik ist einem – aus anderem Zusammenhang stammenden – Schreiben der *Nord und Süd*-Mitarbeiterin Louise

---

[2] *Demokratisches Album* [DA]. Herausgegeben von mehreren deutschen Schriftstellern. Druck und Verlag der M. Schläpfer'schen Buchhandlung. Herisau 1848. Das Vorwort datiert vom August 1848.

[3] Siehe DA (wie Anm. 2), Vorwort. – Siehe auch die erst am 31.01.1849 in Nr. 26 der „Dresdner Zeitung" erschienene, mit „L. O." gezeichnete Rezension zum DA. Das undatierte, von Louise Ottos Hand stammende Manuskript dieser Rezension liegt im Stadtarchiv Leipzig im Nachlass des Redakteurs der Dresdner Zeitung, H. v. Lindemann. Eine Transkription der handschriftlichen Rezension (mit falsch entzifferter Verlagsangabe und dem versehentlich als „Beranger" gelesenen Namen, der eigentlich „Bernays" lautet) findet sich in: *Louise Otto-Peters, Ihr publizistisches und literarisches Werk, Katalog zur Ausstellung.* Hg. von Johanna Ludwig und Rita Jorek. Leipzig 1995, S. 34.

[4] DA (wie Anm. 2), Vorwort.

Otto zu entnehmen.[5] „Es ist das Bestreben vieler u. das meinige, durch Romane gerade diejenigen für die Zeitfragen zu interessieren, zu begeistern u. sie über vieles in unseren Verhältnissen aufzuklären, die eben erst noch einer Anregung bedürfen, um geistig daran teilzunehmen." schreibt Louise Otto. Mit – auch – unterhaltsamer Literatur solle ein zahlreiches Lesepublikum erreicht werden, nicht nur die kleine Gruppe politischer Aktivisten, die sich verbotene Schriften zu beschaffen weiß. Für die angestrebte Breitenwirkung sei zu Gunsten eines ungehinderten Verkaufs das Übel der Zensur hinzunehmen. „Also: in Romanen laßt uns wie in Zeitschriften die Wahrheit sagen wie wir [angesichts der obrigkeitlichen Zensur] dürfen – daneben aber in geharnischten 20 Bogenschriften[6] auch das, was wir dort unterdrücken mußten!"[7] Die hier geschilderte Taktik ist auf die im Vorwort des *Demokratischen Albums* ausgeführten konzeptionellen Überlegungen beziehbar, auch wenn Louise Otto – wie noch zu zeigen sein wird – erst später zu diesem Projekt stieß. Sie entspricht dem bekannten, von Gutzkow gegenüber Büchner formulierten Konzept des Schmuggels freiheitlicher Ideen im belletristischen Mantel und dürfte in den Debatten der vormärzlichen Opposition ständig reflektiert worden sein.

Nord und Süd ist mit seinen Novellen, Berichten, Reflexionen und Gedichten in diesem Sinne auf Breitenwirkung in bürgerliche Schichten hinein angelegt, indem unterhaltende und anregende Literatur mit sozialer und demokratischer „Tendenz" durchwoben wird. Der Name der Zeitschrift kann als eine programmatische Bezugnahme auf das seinerzeit

---

5 Siehe Ruth-Ellen Boetcher Joeres: *Die Anfänge der deutschen Frauenbewegung: Louise Otto-Peters*. Frankfurt a. M. 1983, S. 132f. Boetcher Joeres datiert das zitierte Manuskript „um 1849", tatsächlich muss es seinem Inhalt nach aus vormärzlicher Zeit stammen.

6 Schriften mit mehr als 20 Druckbogen (diese ergeben im Oktav-Format bei 16 Seiten pro Bogen 320 Seiten) unterlagen nicht der Vorzensur, konnten aber nach dem Erscheinen verboten und beschlagnahmt werden. Allerdings gelang die Beschlagnahme angesichts eines eingespielten Handels mit verbotenen Schriften meist nur sehr unvollständig.

7 Wiedergegeben bei *Boetcher Joeres* (wie Anm.5), S. 133. Gegen die Gültigkeit der umrissenen Strategie ließe sich Louise Otto selbst anführen, da sie diese in Nr. 21 ihrer *Frauenzeitung* vom 25.05.1850 ausdrücklich als nicht ernst gemeinte Ausflucht kennzeichnet. Jedoch ist diese Äußerung wohl eher als Versuch der Verharmlosung ihrer aktuellen Arbeit unter Reaktionsbedingungen zu sehen und weniger als präzise Analyse zurück liegenden Verhaltens.

sehr gängige Bild vom kühlen, verstandesorientierten Norddeutschen gegenüber dem eher warmherzigen, gemütsbetonten und impulsiveren Süddeutschen gesehen werden.[8] Er passt damit zur genannten Einleitung zum *Demokratischen Album* und zum dort erkennbaren Konzept.

1.2 Der Verlag von Michael Schläpfer in Herisau

Zum Konzept einer eher subtil als pointiert politisierenden, in jedem Fall aber auf legalen Verkauf im Metternich'schen Deutschland hin angelegten Zeitschrift will die Wahl des Verlages von Michael Schläpfer in Herisau im Schweizer Kanton Appenzell nicht recht passen. Zwar ist ein Ausweichen vor den letztlich kaum berechenbaren deutschen Zensurbehörden in die Schweiz verständlich, um bei Verbotsmaßnahmen nicht gleich alle Vertriebsmöglichkeiten zu verlieren. Allerdings ist, wie es im Vorwort des *Demokratischen Albums* selbst heißt, „die Ueberwachung der schweizer Presse durch den deutschen Bundestag […] noch in vollem Gange und die Firma einer Schweizer [Verlags-]Handlung konnte einem Buche als halbes Todesurtheil gelten." Dass die neue Zeitschrift sogar bei Schläpfer erscheint, der Freiligraths revolutionäre Gedichtsammlung *Ça ira!* und radikale Autoren wie Karl Heinzen und Christian Gottlieb Abt verlegte[9], ist mit dem geschilderten Konzept der Zeitschrift eigentlich nicht zu vereinbaren. Allerdings wird für *Nord und Süd* die fingierte Verlagsangabe „Flawyl, Literarische Verlagsanstalt" benutzt, die Schläpfer zuvor bereits in ähnlicher Form verwendete, um das Verbot seiner

---

[8] Auf den Zeitschriftennamen und die Erwartung einer größeren Empfänglichkeit für „Sentimentalität" im Süden wird in NuS von Gustav v. d[er] M[ühl] ausdrücklich Bezug genommen, siehe DA, Sp. 118. – Zu den unterschiedlichen Mentalitäten im Norden und im Süden siehe auch L. Ottos Ausführungen in: Louise Otto: *Der Genius der Natur, Harmonien der Natur zu dem Frauenleben der Gegenwart*. Wien, Pesdt[!] und Leipzig 1871, S. 22ff. – Vgl. z.B. aus nicht mit NuS verbundenen Zusammenhängen in gleicher Richtung: Ernst Dronke: *Berlin*. Neudruck d. Erstausgabe Frankfurt a.M. 1846. Hg. von Rainer Nitsche. Darmstadt und Neuwied 1974, S. 14.

[9] Der Schläpfer'sche Verlag steht im Mittelpunkt der Untersuchung von Thomas Christian Müller: *Der Schmuggel politischer Schriften, Bedingungen exilliterarischer Öffentlichkeit in der Schweiz und im Deutschen Bund (1830-1848)*. Tübingen 2001. Auf den Seiten 203ff. wird das Anfang 1847 verhängte Verbot der gesamten Verlagsproduktion Schläpfers für den Deutschen Bund dargestellt.

Verlagsprodukte im Deutschen Bund zu umgehen.[10] Bestehende Kontakte zwischen Schläpfer und Mitarbeitern der Zeitschrift sowie seine Bereitschaft, in das riskante politische Verlagsgeschäft zu investieren, werden zu diesem Verlag geführt haben.

1.3 Louis Vogel als Redakteur der Zeitschrift und des Albums

Vor allem wohnt der als Herausgeber des Blattes fungierende Johann Christian Vogel, der sich Louis Vogel nennt, zeitweise in Herisau.[11] Geboren wurde Vogel am 14.03.1818 in Leipzig, gestorben ist er dort am 22.02.1855. Aus einem Schreiben an die Leipziger Behörden geht hervor, dass er „die Handelsschaft in einem Annaberger Fabrikgeschäfte erlernte und im Herbst 1838 als Handlungsgehilfe nach Frankreich ging." Vogel gab den ungeliebten Beruf auf und zog nach seinen Angaben, nachdem er sich „einige weitere Jahre theils in Lyon, theils in Genf zu einer andern Carriere vorbereitet hatte, […] im Spätherbst 1843 nach Deutschland zurück. Von jener Zeit an wohnte ich, mich mit literarischen Arbei-

[10] Vgl. Hans Gustav Keller: *Die politischen Verlagsanstalten und Druckereien in der Schweiz 1840-1848*. Bern und Leipzig 1935, S. 99. Keller stellt NuS bzw. das DA auf den S. 105 und S. 231f. kurz vor, er konnte einzelne darauf bezogene Quellen ausfindig machen. – Der NuS-Mitarbeiter Carl Ludwig Bernays ließ seine Aufarbeitung eines französischen Gesellschaftsskandals bei Schläpfer im Jahr 1847 unter dem Titel: „Die Ermordung der Herzogin von Praslin" mit der Verlags-Angabe: „Flawyl, Druck und Verlag der literarischen Verlags-Anstalt" erscheinen, vgl. *Müller, Schriften* (wie Anm. 9), S. 459. Auf S. 460 findet sich bei Müller angegeben: „M[ühl], Gustav G. v. d[er]: Skizzen aus München. Flawyl, Druck und Verlag der literarischen Verlags-Anstalt". Auch dieser Autor trägt zu NuS bei, siehe Abschnitt 3.6 mit Anm. 66.

[11] Nach *Keller, Verlagsanstalten* 1935 (siehe Anm. 10), S. 231 trägt eine Teilauflage des DA auf dem Titel die Angabe: „Herausgegeben von Louis Vogel". Die Herausgeberschaft Vogels und sein Aufenthalt in Herisau wird durch zwei Briefe von ihm an Gottfried Keller aus dem Januar und Februar 1848 nachhaltig belegt. Die Briefe sind im Anhang zu diesem Aufsatz abgedruckt. – Dass sich hinter dem Namen Louis Vogel eigentlich Johann Christian Vogel verbirgt, geht aus den Akten zur polizeilichen Haussuchung 1851 bei L. Otto hervor (siehe Sächsisches Landeshauptarchiv Dresden [SHA], Kreishauptmannschaft [KH] Dresden Nr. 1050, Fol. 32). Kopien der Akten zu Vogel und andere Materialien für diese Ausarbeitung stellte mir freundlicherweise Frau Johanna Ludwig von der Louise-Otto-Peters-Gesellschaft in Leipzig zur Verfügung.

ten beschäftigend, meistens an den Ufern des Bodensees, wechselweise in Lindau, Konstanz und endlich in den schweizerischen Kantonen Thurgau, St. Gallen und Appenzell […]“.[12]

Vogel sucht also mit der neuen Zeitschrift, deren Zentralperson er ist und die er offensichtlich initiiert hat, nicht nur nach öffentlichen Wirkungsmöglichkeiten im Sinne seiner demokratisch-sozialen Überzeugungen, sondern auch nach Sicherung seiner materiellen Existenz. Daher tritt er in *Nord und Süd* in starkem, nicht sofort erkennbarem Maße auch als Autor in Erscheinung.

Um die Resonanz der Zeitschrift zu fördern und damit auch ihre wirtschaftliche Grundlage zu festigen, sind bekannte Namen förderlich. So wirbt Vogel bei dem renommierten Schriftsteller Gottfried Keller um Beiträge, indem er auf die „Mitwirkung der Herren Herwegh, Heine, Bernays, Solger, Gottschalk[13], Schloenbach u. A.“ verweist.[14] Von den berühmtesten in dieser Reihe, Herwegh und Heine, ist keine Mitarbeit bekannt, vielleicht hatte Bernays, der bedeutsame Pariser Außenposten von *Nord und Süd*, gegenüber Vogel eine entsprechende Nutzung seiner langjährigen Kontakte in den dortigen Emigrantenkreisen in Erwägung gezogen. Jedenfalls imaginiert Vogel mit dieser Autorenreihe ein literarisch hoch stehendes und entschieden demokratisches Blatt. In der programmatischen Passage seines Briefes an Keller bezeichnet Vogel die entstehende Zeitschrift als „ein belletristisches und kritisches, dem allgemeinen Fortschritt huldigendes Organ.“[15] Ausdrücklich betont er die „weiten Schranken, welche die Redaktion zieht“, um gegenüber Keller für die Akzeptanz eines auch sozialistische Tendenzen umfassenden, lediglich „finstern Kommunismus“ ausschließenden Meinungsspektrums zu werben.[16]

Eine inhaltliche Breite ist also erklärtes Programm. In gewissem Sinne findet die Taktik des Ideenschmuggels dabei auch gegenüber der Autorenschaft statt, denn das im *Demokratischen Album* nachträglich klar aus-

[12] Heiratsgesuch Vogels, Stadtarchiv Leipzig, Po A 111, Nr. 12, 287.

[13] In diese Reihe bekannter und vielfach diskutierter Schriftsteller würde Rudolf von Gottschall (1823-1909) passen, eventuell liegt hier ein Schreibfehler vor. Ein Bezug auf den Kölner Armenarzt Andreas Gottschalk (1815-1849) ist wegen geringerer Bekanntheit und fehlender literarischer Produktion weniger wahrscheinlich.

[14] Siehe den Brief Vogels an Keller vom 20.01.1848 im Anhang zu diesem Aufsatz.

[15] Ebd.

[16] Siehe den Brief Vogels an Keller vom 07.02.1848 im Anhang.

gesprochene wortwörtliche Bekenntnis zum „sozialen Demokratismus"[17] versteckt Vogel in der ersten *Nord und Süd*-Nummer noch in einer mit „Theobald" gezeichneten Korrespondenz.[18]

1.4 Die inhaltliche Struktur der Zeitschrift und ihre Erscheinungsweise

Das *Demokratische Album* enthält hinter dem Vorwort faktisch die *Nord und Süd*-Nummern 1-3 des Jahres 1848 mit jeweils 5 Bogen zu 8 Seiten im Quart-Format. Die einzelnen Monatshefte umfassen 40 Seiten mit 80 Spalten für den Januar (Sp. 1-80), Februar (Sp. 81-160), und März (Sp. 161-240), darüber hinaus (ab Spalte 241) Materialien für weitere Hefte und ein Inhaltsverzeichnis. Die durchgehende Nummerierung von 1 bis 348 zählt die Spalten einzeln.

Jede Nummer beginnt mit drei längeren Artikeln (Tendenz-Novellen, Essays zu politischen und kulturellen Fragen), teilweise in Fortsetzung. Danach folgt die Rubrik „Sängerhalle" mit etwa sechs Spalten Tendenz-Gedichten.[19] Es schließen sich etwa fünf bis zwölf Spalten „Korrespondenzen" an, die unter dem Datum des vorangehenden oder des Heft-Monats politisch-soziale Impressionen aus verschiedenen Orten bieten. Den Schluss jedes Heftes bildet die „Kritische Revue", in der über etwa fünf Spalten zwei bis drei Bücher besprochen werden. Im Material für die Nummern ab April (Spalten 241-348 des Albums) sind Korrespondenzen und Buchbesprechungen nicht mehr enthalten.

In nennenswerten Zahlen ausgeliefert wird wegen der Ende Februar einsetzenden politischen Umwälzungen in Europa wohl nur das Januar-Heft.[20] Erhaltene Briefe Louis Vogels an Gottfried Keller lassen die Fertigstellung der ersten Nummer um die Monatswende Januar/Februar 1848 erkennen.[21] Dass die Hefte jeweils sehr spät in ihrem Erscheinungsmonat erstellt werden, beweisen auch Inhalte und Datierungen einzelner Korrespondenzen. Vogel rückte in die Februar-Nummer noch

---

[17] Siehe DA, Vorwort, vgl. oben Abschnitt 1.1.

[18] Siehe DA, Spalte 75. Vgl. auch unten Abschnitt 2.2.

[19] Den Begriff der „Tendenz" erläutert z.B. Christine Otto in: *Variationen des „poetischen Tendenzromans", Das Erzählwerk der Louise Otto-Peters*. Pfaffenweiler 1995, S. 70ff. Danach ist unter „Tendenz" eine erkennbare ideologische Positionierung in der schriftstellerischen Produktion zu sehen.

[20] Es ist als einziges Heft unter dem Zeitschriften-Titel (wie Anm. 1) bibliographisch nachweisbar.

[21] Siehe die beiden Briefe im Anhang.

ein eigenes Gedicht als erste Reaktion auf die am 24.02.1848 siegreiche Pariser Revolution ein.[22]

2 Der Kreis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und ihre Schwerpunkte

In der Person des redigierenden Louis Vogel überschneiden sich verschiedene Kreise, aus denen sich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Zeitschrift vorrangig rekrutieren. Da ist zum einen die kleine Gruppe um den wichtigen Emigrantenverlag Schläpfer mit Karl Ludwig Bernays und Gustav von der Mühl. Vogel teilt Emigrationserfahrungen mit Karl Ludwig Bernays und Reinhold Solger. Daneben unterhält er Kontakte zur Gruppe sächsischer, überwiegend Leipziger Demokraten mit Emil Oskar Weller, Herman Semmig, Karl Arnold Schlönbach und nicht zuletzt Louise Otto aus Meißen, die nach und nach an *Nord und Süd* mitarbeiten. Den meisten Beteiligten ist nicht nur die politische Reform, sondern auch die soziale Frage ein wichtiges Anliegen. Die Anteile dieser Personen am *Nord und Süd*-Projekt und ihre Themen sollen nachfolgend vorgestellt werden. Die Reihenfolge der Personen ergab sich dabei aus inhaltlichen Verknüpfungsmöglichkeiten.

2.1 Karl Ludwig Bernays (1815-1879)

Der bedeutendste Vertreter der Emigration bei *Nord und Süd* ist der durch seine Mitarbeit am Pariser *Vorwärts*[23] bekannte Karl Ludwig Bernays. Er ließ bereits 1846/47 Schriften bei Schläpfer verlegen.[24] Zwei von ihm gezeichnete Beiträge finden sich in der ersten Nummer von *Nord und Süd*. Dazu gehört seine Korrespondenz aus Paris, die in Form einer Bühnenkritik eine sarkastische Darstellung der vordergründigen, überspannten Pariser Gesellschaft liefert.[25] Bernays ging bald nach der Revolution im Auftrag der neuen republikanischen französischen Re-

[22] Siehe DA, Sp. 148f.

[23] *Vorwärts!* Paris 1844-1845. Nachdruck mit einer Einleitung von Walter Schmidt. Leipzig 1975.

[24] So eine anonym erschienene Broschüre über *„Rothschild"* 1846, siehe auch Anm. 10.

[25] Siehe DA, Sp. 63-69.

gierung als Dolmetscher an die französische Botschaft in Wien.[26] Die zweite, anonyme Korrespondenz aus Paris, die die Februarrevolution und die Arbeiterfrage mit scharfem analytischen Blick thematisiert, wird auch Bernays noch geschrieben haben.[27]

Der zweite Beitrag Bernays' zur ersten *Nord und Süd*-Nummer thematisiert Armut und Verzweiflung. In einem kurzen Dialog zwischen Mann und Frau „Nach einem russischen Gedichte" schildert Bernays den durch die Armut erzwungenen Weg der jungen Ehefrau in die Prostitution, nachdem bereits ihr Kind erfroren ist.[28]

2.2 Louis Vogel (1818-1855)

Die materielle Not, die letztlich zur sexuellen Ausbeutung führt, ist ebenfalls Thema der Geschichte „Aus dem Erzgebirge" von Roland Will, die in den beiden ersten *Nord und Süd*-Heften jeweils den Aufmacher bildet.[29] Darin muss ein Annaberger Bandweber wegen des Niedergangs der Hausweberei seine Kinder schließlich in die Fabrik schicken. Geschildert wird die zunächst fast unmerkliche Lockerung traditioneller moralischer Normen an diesem modernen Produktionsort. Sie leistet der Verführung der Webertochter durch einen skrupellosen Buchhalter Vorschub, was schließlich zu deren Selbstmord führt. Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass dieser Text von Louis Vogel stammt, der das geschilderte Millieu in Annaberg im Erzgebirge genau kannte.[30]

Auch die mit „Theobald" gezeichnete Korrespondenz „Vom Bodensee" kann Louis Vogel zugeschrieben werden, weil sich darin sein

---

[26] Vgl. Helmut Hirsch: *Freund von Heine, Marx/Engels und Lincoln. Eine Karl Ludwig Bernays-Biographie*. Frankfurt a.M. [u.a.] 2002, S. 96f.

[27] Siehe DA, Sp. 230-234.

[28] Siehe DA, Sp. 47f.

[29] Siehe DA, Sp. 1-20 und 81-110.

[30] Der Namen Roland Will ist nur als Pseudonym für Ludwig Vogel (1771-1840) aufzufinden, vgl. *Eymers Pseudonymen Lexikon*, Bonn 1997. Da Johann Christian Vogel sich während seines Aufenthaltes in Frankreich den Vornamen „Louis" (Ludwig) zugelegt hatte und ihn beibehielt, erscheint auch eine Übernahme des genannten Pseudonyms plausibel. Hinzu kommt die Parallelität bestimmter Lebensumstände zwischen der Geschichte und Louis Vogels Leben (vgl. Abschnitt 2.3). Auch hätte Louis Vogel sonst an der ersten NuS-Nummer nur einen geringen schriftstellerischen Anteil, während er doch von der Schriftstellerei zu leben versuchen musste.

politischer Standort deutlich wiederfindet.[31] Hier werden Vertreter des „sozialen Demokratismus" in der Schweiz hervorgehoben und von jenen liberalen Kräften abgesetzt, die die sozialen Probleme außer Acht ließen und stattdessen „von republikanischen Floskeln und Formeln allein alles Heil erwarteten".[32] Von den Kommunisten distanziert er sich ebenfalls, diese seien früher unter den Deutschen in der Schweiz zu finden gewesen, „allein auch diese sind dermalen verschollen und es gibt nur noch soziale Demokraten."[33] Die Korrespondenz endet mit der konkreten Schilderung sozialen Elends im bayrischen Lindau. Der Verfasser erhofft und erwartet eine Nutzung der seit dem 01.01.1848 in Bayern geltenden Pressefreiheit zur Thematisierung und Bekämpfung dieses Elends.[34]

Neben einigen Kampf-Gedichten im Stil der Zeit[35] und mindestens einer Buchrezension[36] steuert Louis Vogel noch einen Grundsatzartikel zur Sozialen Frage bei, in dem er seine Vorstellungen von der „Abschaffung des Elends und der Armuth" entwickelt.[37] Dieser Artikel wird im Rahmen des Kapitels zum Konzept der Sozialen Demokratie in *Nord und Süd* bzw. im *Demokratischen Album* näher betrachtet.

Von den zehn Druckbogen der ersten beiden Nummern mit insgesamt 80 Quart-Seiten und 160 Spalten entfallen allein etwa dreieinhalb Bogen auf Louis Vogel als Autor. Mit seinem Namen zeichnet er dabei lediglich drei Gedichte, die etwas mehr als zwei Spalten füllen. Nach dem gegenüber Keller genannten Honorar von zwei Louisdor pro Bogen konnte Vogel für die entsprechende Autorentätigkeit eine Bezahlung von 35 Talern erwarten.[38] Selbst wenn noch eine Vergütung für die Re-

---

[31] Siehe DA, Sp. 74-76, vgl auch oben den Schluss des Abschnitts 1.3.

[32] Ebd.

[33] DA, Sp. 75, Hervorhebung im Original.

[34] DA, Sp. 76.

[35] DA, Sp. 147-149. Siehe auch Anm. 70.

[36] Siehe DA Sp. 237-240. Vogel kritisiert den „sozialen Roman" *Eisele und Beisele* von W. H. Riehl, da in ihm nichts zur Behebung des sozialen Übels geschehe.

[37] *„Was soll's?"* in DA, Sp. 297-308, insbes. Sp. 299, Hervorhebung wie im Original.

[38] Siehe Vogels Brief vom 20.01.1848 im Anhang. – Ein Louisdor entspricht ca. fünf Talern. Einen Taler (30 Groschen) erwarb ein Arbeiter etwa durch drei Tagelöhne, dieses Lohnniveau erlaubte lediglich eine Existenz auf unterstem Niveau. Zum Vergleich: Die als bürgerliche Grundsicherung anzusehende,

daktionstätigkeit hinzu gerechnet wird, ergibt sich daraus, auf zwei Monate gerechnet, selbst bei einem derart hohen eigenen Anteil an der Zeitschrift durchaus keine üppige Existenz.

2.3 Emil Ottokar Weller (1823-1886)

Emil Weller ist der erste Mitarbeiter, der von Sachsen aus in *Nord und Süd* deutlich in Erscheinung tritt. Er besingt in der ersten Nummer in einem Gedicht den Dienst am Vaterland mit dem Schwert, was als Aufruf zu entschlossenem Kampf für das Wohl aller zu verstehen ist.[39] Vor allem aber trägt er zu diesem Heft die Abhandlung: „Die wahre französische Revolution" bei, die die „wirklichen Volksmänner" wie Robespierre und Marat mit seinem Blatt *Der Volksfreund* als Vorbild herausstellt und andererseits einige liberale Köpfe und den in Frankreich (noch) regierenden König Louis Philippe diskreditieren soll.[40] Diese historischen Ausführungen sind durchaus als Diskussionsbeitrag zur Gestaltung einer künftigen, nach Weller möglichst radikal durchzuführenden Revolution zu verstehen.

Die anonyme Korrespondenz aus Leipzig in der ersten Nummer passt mit ihrer Kritik an den matten Liberalen und bourgeoisen Dickbäuchen und dem bramabarsierenden Aufruf zu mutigem Handeln ebenfalls gut zu Weller.[41] Zur zweiten Nummer steuerte Weller noch ein sarkastisches Gedicht über den Hochmut der Reichen gegenüber den Armen bei.[42] In der dritten *Nord und Süd*-Nummer ist eine mit seinem Namen gezeichnete, „Ende Februar 1848" datierte vorrevolutionäre Korrespondenz aus Leipzig zu finden.[43] Darin skizziert er die Not der Armen, kritisiert Kapitalspekulationen und hebt die Bildung von Arbeitervereinen „öffentlich oder im Geheimen in allen Städten Sachsens" hervor. Auch verliert er im Rahmen einer Presseschau kritische Worte über Herman Semmigs jornalistische Arbeit und den von Louise Otto sehr geschätzten Verleger Ernst Keil.[44] Positiv herausgehoben wird dagegen die Marx'sche Publizistik. Weller betont erfreut das stetige Wachstum der

ab 1842 gewährte Pension des preußischen Königs für F. Freiligrath betrug 300 Taler jährlich.

[39] Siehe DA, Sp. 62-64.

[40] Siehe DA, Sp. 19-46.

[41] Vgl. DA, Sp. 72f.

[42] Siehe DA, Sp. 149f.

[43] Siehe DA, Sp. 228-230.

sozialdemokratischen Richtung, er grenzt sich im Rahmen einer Presseschau von wenig entschiedenen sozialistischen Positionen, nicht aber in Richtung der Kommunisten ab.[45]

So ist Weller frühzeitig in das *Nord und Süd*-Projekt eingebunden gewesen. Er zieht sich mit Beginn der revolutionären Bewegung aber offensichtlich schnell davon zurück und gibt in Leipzig seinen radikalen *Volksfreund* heraus, der in die 5. Nummer die siebzehn „Forderungen der deutschen kommunistischen Partei" des Bundes der Kommunisten aufnimmt.[46]

2.4 Friedrich Herman Semmig (1820-1897)

Als zentrale Figur der sozialen Demokraten, die von radikaleren Sozialisten ironisch auch als „wahre Sozialisten" tituliert werden, kann in Sachsen Herman Semmig gelten.[47] Seine gereimte „Romanze vom Handschuh" in der zweiten *Nord und Süd*-Nummer enthält eine zurückhaltend formulierte Kampfansage an die Monarchie[48] und eröffnet Semmigs Mitarbeit an der Zeitschrift. Ein weiteres Gedicht Semmigs über „Die Weber" beschließt das *Demokratische Album*, darin wird vor wüstem Aufruhr als Folge der Not gewarnt.[49]

---

[44] Ebd. Sp. 229. Semmig und Weller waren beide beteiligt an: *Rheinische Jahrbücher zur gesellschaftlichen Reform*. Hg. von Hermann Püttmann, 1. Band Darmstadt 1845, 2. Band Belle-Vue 1846. Nachdruck: Glashütten i. Taunus 1975.

[45] Siehe DA, Sp. 229.

[46] *Der Volksfreund*. Verlag von E. O. Weller, Leipzig 1848. Nachdruck Leipzig o.J. (1947). Die „Forderungen" finden sich S. 34-37.

[47] So sieht ihn Engels in seinen sarkastischen Polemiken über die „wahren Sozialisten" in: *Karl Marx, Friedrich Engel: Werke* (MEW). Bd. 3, Berlin 1973, S. 441-472; Bd. 4, Berlin 1980, S. 248-290. – Louise Otto bezeichnet Semmig Ende Dezember 1847 als ihre wichtigste Bezugsperson in der sozialen Bewegung und grenzt sich gleichzeitig von der liberalen „Partei" ab, siehe: Johanna Ludwig: *Zu bisher unbekannten Briefen von Louise Otto-Peters an Franz Brendel, Julius Schanz, Adolf Hofmeister und Robert Schumann aus den Jahren 1847 bis 1853*, in: *Louise-Otto-Peters-Jahrbuch I/2004*. Hg. von Johanna Ludwig, Elvira Pradel und Susanne Schötz , Leipzig 2004, S. 192-204, hier S. 199f. Vgl. auch unten Abschnitt 2.5. – Die Schreibweise von Semmigs Vornamen folgt seiner eigenen Praxis, die seine Tochter in der Biografie des Vaters fortschreibt, siehe: Jeanne Berta Semmig: Die Wege eines Deutschen. München 1921.

[48] Siehe DA, Sp. 145f.

[49] Siehe DA, Sp. 347f., mit Anklängen an Heines Weberlied. Der Refrain aller Strophen lautet: „Das ist das wilde Weberheer, das sind die Communisten."

Zentraler Beitrag Semmigs ist die Schilderung eines Handwerkerlebens unter dem Titel: „Handwerk hat keinen goldenen Boden", deren erster Teil die dritte *Nord und Süd*-Nummer einleitet.[50] Detailliert legt Semmig darin Probleme und rechtliche Schwächen der Waisenversorgung, der Schulbildung, des Lehrlings-, Gesellen- und Meisterlebens dar. Sie führen zusammen mit bürokratischen und polizeilichen Gängeleien immer wieder dazu, dass trotz aller Bemühungen und allen Fleißes Talent verschwendet wird und sich keine solide Existenz gründen lässt. Semmigs Darstellung will konkreten sozialen Reformbedarf verdeutlichen, immer wieder wendet er sich außerdem gegen ein rein politisches Verständnis von Freiheit.[51] Nach seiner Überzeugung ist die soziale Reform der eigentliche „Zweck des Staates, der auf das Wohl aller gegründet ist."[52]

Nach der Platzierung seiner Beiträge scheint Semmig erst nachträglich und nicht bereits in der Vorbereitungsphase zum *Nord und Süd*-Projekt gestoßen zu sein.

2.5 Louise Otto (1819-1897)

Auch für Louise Otto dürfte gelten, dass sie nicht an der Vorbereitung von *Nord und Süd* beteiligt war. In einem Brief vom 27.12.1847 an den Studenten Julius Schanz spricht sie von verschiedenen Publikationen und von ihrer Einvernahme durch die Liberalen, obwohl sie über den politischen Fortschritt hinaus den sozialen Fortschritt wolle und sich daher Semmig sehr verbunden fühle.[53] In diesem Zusammenhang müsste das *Nord und Süd*-Projekt wenigtens indirekt Erwähnung gefunden haben, wäre Louise Otto darin bereits involviert gewesen.

---

und soll als Mahnung zur Vermeidung eines solchen Aufstands dienen. Dass Semmig den Kommunismus als unausführbares Konzept sieht, das als Gegenreaktion auf schiere Not entsteht, beschreibt er in DA, Sp. 293.

[50] Siehe DA, Sp. 161-184, die Fortsetzung findet sich Sp. 241-298. Die Schrift insgesamt wurde unter gleichem Titel „nebst einer Einleitung über die Stellung und Zukunft des Handwerkerstandes" bei Schläpfer in Herisau 1849 noch einmal separat herausgegeben, siehe *Müller Schriften* (wie Anm. 9), S. 451 u. 463.

[51] Siehe z.B. DA, Sp. 164 oder 174.

[52] Siehe DA, Sp. 293f.

[53] Siehe Ludwig Briefe in *LOP-Jahrbuch 2004* (siehe in Anm. 47), S. 200.

Ihr erster Beitrag findet sich in der dritten *Nord und Süd*-Nummer und reagiert bereits auf die Revolution in Frankreich. Es ist Louise Ottos etwa Mitte März 1848 formulierte Position „Zur Arbeiterfrage", worin sie die heftig diskutierte und weit reichende Forderung nach „Organisation der Arbeit" unterstützt[54] und dem im Rahmen des *Demokratischen Albums* eine besondere Bedeutung zukommt. Quasi als eine Fortsetzung ist Louise Ottos Artikel: „Proletariat und Kunst" zu sehen.[55] Beide Beiträge werden im 3. Kapitel genauer vorgestellt.

Ebenfalls in der dritten *Nord und Süd*-Nummer findet sich eine von Louise Otto geschriebene Rezension eines das Jahr 1847 reflektierenden Buchs.[56] Sie schreibt darüber: „Es thut wohl, unter den vielen einseitigen Parteischriften welche die sächsische Presse zu Tage fördert einem Buch zu begegnen, das die politischen Ereignisse eines Jahres nicht vom liberalen constitutionellen noch vom rein politisch-radikalen Gesichtspunkt aus betrachtet, sondern von dem weiten Gesichtskreis der socialen Demokratie."[57] Die ihr unerträgliche Einseitigkeit sieht Louise Otto also nicht in einer eindeutigen Positionierung, sondern in einer rein politischen Betrachtungsweise der Verhältnisse ohne Berücksichtigung der sozialen Probleme.

Das einzige Gedicht Louise Ottos im *Demokratischen Album* mit dem Titel „Gen Amerika" kritisiert die Auswanderung als feige Flucht vor dem politischen Kampf.[58]

Es erstaunt, dass Louise Otto in allen ihren Beiträgen die Frauenfrage nicht thematisiert. Im Gegensatz zu vorausgehenden und nachfolgenden Veröffentlichungen konzentrierte sie in diesen ersten Wochen der Revolutionszeit, in denen sie die Manuskripte an Louis Vogel schickte, ihren Blick auf die soziale Frage und blendete die spezielle Situation der Frauen dabei völlig aus.

---

[54] Siehe DA, Sp. 195-206.

[55] Siehe DA, S. 335-344. Diesen Aufsatz kennzeichnet Louise Otto als Auszug aus dem noch ungedruckten [und erst 1852 bei Haffner in Großenhain erschienenen] Buch *„Die Kunst und unsere Zeit"*. Boetcher Joeres (wie Anm. 5), s. dort S. 152ff., wählte aus einer späteren Auflage des Buches einen ähnlichen Ausschnitt wie Louise Otto für NuS.

[56] Siehe DA, Sp. 235-237. Der Titel des Buches lautet: *Politische Saat und Ernte des Jahres 1847. Historisches Taschenbuch auf das Jahr 1848*. Grimma 1848.

[57] DA, Sp. 235.

[58] Siehe DA, Sp. 343f.

2.6 Weitere Autorinnen und Autoren

Als einzige Frau neben Louise Otto tritt eine nur mit ihrem Vornamen zeichnende Marie als Autorin in Erscheinung. Sie klagt in einem längeren Gedicht zur Verteidigung der unehelichen Mütter und Kinder zugleich die Kälte und Selbstsucht reicher Frauen und der Gesellschaft insgesamt an.[59] Dabei thematisiert sie den Selbstmord mancher unverheirateten Mutter, wie ihn auch Roland Will resp. Louis Vogel am Schluss seiner Geschichte „Aus dem Erzgebirge" schildert.[60]

Mit dem Problem der Konvenienzehe und dem Versuch des ungeliebten, vor dem Bankrott stehenden Ehemanns, seine Frau als Sexualobjekt regelrecht zu verkaufen, befasst sich der Roman von Louise Aston „Aus dem Leben einer Frau". Dessen anonyme Rezension in der dritten *Nord und Süd*-Nummer kritisiert, dass die Hauptfigur Johanna nicht wirklich frei werde, da sie über die geistige Emanzipation nicht hinaus komme.[61] Der offensichtlich männliche Rezensent lobt Frau Aston als „geistreiche Verfasserin" und mahnt die Fortsetzung des Romans an.[62]

Die dort angedeutete Propagierung der „Emanzipation des Fleisches" klingt auch in der „Epistel an Frau Herwegh" an, einem längeren, gereimten Liebestaumel, der sich in der ersten *Nord und Süd*-Nummer findet.[63] Der nicht namentlich genannte Autor ist Reinhard Solger (1823-1866), der lange in England, dann in Paris lebte und dort auch mit Bernays in Kontakt stand.[64] In dieser Versdichtung manifestiert sich ein Stil, der in die Richtung einer intellektuellen Boheme weist, die sich in starkem Maße auf das subjektive Empfinden und Erleben der Welt richtet und der auch eine gewisse Großspurigkeit anhaftet. Solgers 1850 im

---

[59] Siehe DA, Sp. 222-226.

[60] Siehe DA, Sp. 223 bzw. Sp. 110.

[61] Siehe DA, Sp. 155-157.

[62] Ebd., Sp. 157. Als Verfasser der Rezension kommt O. E. Weller in Betracht, der 1850 in Leipzig Louise Astons Gedichtsammlung *Freischärler-Reminiszenzen* verlegte und Aston gelegentlich in seinem Haus zu Gast hatte (siehe auch Anm. 103).

[63] Siehe DA, Sp. 49-58. Als Autor wird der „Verfasser des ‚Hans von Katzenfingen'" genannt.

[64] Siehe hierzu: Friedrich Kapp: *Reinhold Solger*. In: Friedrich Kapp*: Aus und über Amerika*. Bd. 1. Berlin 1876, S. 356-380. – Nach anonymer Veröffentlichung der Reimsatire 1845/46 erschien *„Die Geschichte des Hanns von Katzenfingen, dem preußischen Gardelieutenant"* 1848 in Berlin unter Solgers Namen.

Rückblick auf die vergangene Revolutionsbewegung formuliertes Kredo passt sehr gut zu seinem Beitrag in *Nord und Süd*:

> [I]ch will weder Rechts noch Links noch die Mitte, ich will überhaupt keine Mechanik, wenn ich von Menschen spreche, sondern ich will Trieb, Entwicklung, Spontaneität, Initiative, oder, wie man es nennen mag – kurz ich will Kraft, Seele, Leben, ich will die Freiheit.[65]

Auf andere Weise zeigt die in einem ironischen Plauderton gehaltene, mit politischen Anspielungen durchsetzte Reisebeschreibung des Wohlstandstouristen Gustav v. d. Mühl ebenfalls einen ausgeprägten Individualismus mit elitärer Tendenz.[66]

Aus Hamburg berichtet in einer gut lesbaren, vielseitigen und informativen Korrespondenz der aus den Leipziger Kreisen stammende Carl Arnold Schloenbach (1817-1866).[67] In der zweiten *Nord und Süd*-Nummer beschreibt er „Eine Reise mit dem Luftballon" und liefert dabei eine bissige, Hohlheiten und Heucheleien aufzeigende Gesellschaftskritik, die außer den Ärmsten kaum eine gesellschaftliche Gruppe ausspart.[68] Dieser Beitrag dürfte sowohl den Ansprüchen sozialer Demokraten als auch denen schöngeistig-kritischer Literaten genügen.

Außerdem liefert noch J. Ziegler eine Abhandlung über „Die Revolution in Neapel und Sizilien".[69] Mehrere Gedichte eines „H. H.", der mit Sicherheit nicht Heinrich Heine ist[70], und einige andere kurze anonyme Beiträge zum *Demokratischen Album* lassen sich keiner Person zuordnen.

---

[65] Reinhold Solger: *Wir.* In: *Deutsche Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben.* Hg. von Adolph Kolatschek. Stuttgart 1850, Bremen 1851, hier: 2. Band des 2. Jahrgangs (Mai 1851), S. 241-254, Zitat S. 242.

[66] Gustav v. d. M.: *„Erinnerungen aus dem baierischen Hochlande."* DA Sp. 111-118 und 207-222. Vgl. auch oben Anm. 10. Nähere Aufschlüsse zur Person v. d. Mühls fehlen.

[67] Siehe DA, Sp. 69-71.

[68] Siehe DA, Sp. 119-144.

[69] Siehe DA, Sp. 183-196 und 307-334. Nähere Informationen zu J. Ziegler liegen nicht vor.

[70] Siehe DA, Sp. 57-60. Als Autor auch dieser drei wenig qualitätvollen Gedichte kommt Louis Vogel in Frage. Sie thematisieren, z.T. unter Verkehrung Herwegh'scher Motive, das Spannungsverhältnis zwischen Liebe und Pflicht zur „letzte[n] Schlacht" und zeigen damit Ähnlichkeiten zu den von Vogel gezeichneten Gedichten in DA, Sp. 147-149. Im Zusammenhang mit der Nennung Heines als Mitwirkender an NuS gegenüber Keller (vgl. Abschnitt 2.3

Von Gottfried Keller ist im ersten *Nord und Süd*-Heft ein Gedicht enthalten, in dem ein Bettler stolz genug ist, sich der Ästhetisierung seines Elends durch einen Zeichner zu widersetzen.[71] Mit dieser Kritik an schöngeistigem Hochmut, der mit sozialer Kälte verbunden ist, markiert Keller eine Scheidelinie zwischen selbstbezogen-ästhetisierender und engagierter, gesellschaftsbezogener Kunst. Beide Richtungen finden sich anfangs in *Nord und Süd.*

3 Die „Soziale Demokratie" im *Demokratischen Album*

Immer wieder wird der grundsätzliche Anspruch betont, mit *Nord und Süd* für eine soziale Demokratie einzutreten. Es stellt sich daher die Frage nach der Veränderungsstrategie, durch die sich die Lebensbedingungen der unterprivilegierten Schichten verbessern und sichern ließen. Die Beiträge zu dieser Diskussion, die nicht mehr in *Nord und Süd*-Nummern erschienen, fanden Eingang in das *Demokratische Album*.

3.1 Louise Ottos Forderung nach „Organisation der Arbeit"

Louise Otto ist die erste Autorin, die im Rahmen des *Nord und Süd*-Projekts nicht nur soziale und politische Missstände beschreibt und beklagt, sondern in ihrem Beitrag „Zur Arbeiterfrage" auch nachdrücklich Lösungen einfordert.[72] Ihr mehrfach betontes Hauptanliegen ist es, nach

mit Anm. 16) wirkt das Autorenkürzel „H. H." hochstaplerisch, zumal Kellers Gedicht (s. u.) unmittelbar auf die des H. H. folgt.

[71] *„Türkischer Brauch"*, DA Sp. 60-62. Keller nahm es in seine Sammlung *„Neuere Gedichte"* in den frühen 1850er Jahren auf, in späteren Sammlungen firmiert es, leicht verändert, unter dem Titel *„Der Schöngeist"*. Die Akquisition dieses Gedichts zeigen die Briefe Vogels an Keller im Anhang. In ihnen spiegelt sich die Besorgnis Kellers, für radikale Strömungen vereinnahmt zu werden – und seine Unzufriedenheit mit den Honorarbedingungen.

[72] Siehe DA Sp. 195-206. Überlegungen zu den Themen der staatlichen Verantwortung gegenüber Arbeit Suchenden, des angemessenen Lohns und des Organisationsrechts für Arbeiter hatte Louise Otto bereits im Jahr 1847 in „Der Leuchtthurm" aufgegriffen, wo sie auf eine Denkschrift des Grafen von Dohna einging, vgl. Ruth Götze: *Louise Ottos Beziehungen zum Proletariat im Vormärz und in der Revolution von 1848/49*. In: Sächsische Heimatblätter, 27. Jg. H. 4, S. 154-156.

dem Beispiel der durch die französische Republik mit ihren zur Arbeitsbeschaffung eingerichteten Nationalwerkstätten „die Frage der Arbeit in den Fordergrund zu schieben."[73] Die „Organisation der Arbeit" ist für Louise Otto eine Notwendigkeit: „Den Arbeitsuchenden die Gewissheit geben, dass sie Arbeit finden werden, deren Lohn groß genug ist, um dabei bestehen zu können: das ist das Hauptsächlichste bei dem, was wir unter Organisation der Arbeit verstehen."[74] Sie beklagt die ungehemmte Konkurrenz, der das Handwerk seit den Preußischen Reformen ausgesetzt ist, und stellt Modelle der genossenschaftlichen Selbstorganisation der Handwerker dagegen.[75] „Aus solchen Vereinigungen würden dann auf naturgemäßem Wege Fabriken hervorgehen können, da ja ohnehin das Fabrikwesen so überhand nimmt, daß die vereinzelten Handwerker die Concurrenz mit den Fabrikaten nicht aushalten können – d.h. aber Fabriken mit gleichmäßigem Antheil am Gewinn für jeden einzelnen Arbeiter […]."[76] Ausdrücklich macht sie keinen Unterschied zwischen Handwerkern und „Proletariern", da die kleinen Handwerker durch die Macht des Kapitals immer mehr verkämen und zu Proletariern würden.[77] Sie wendet sich im Bewusstsein der Schlichtheit ihrer Vorschläge gegen die „Tirannei" fertiger sozialistischer Theorien und Systeme: „ich denke an kein Utopien [Utopia, W.S.], ich halte mich an's Praktische, an's zunächstliegende."[78] Wichtig ist ihr, dass in der Debatte über soziale Fragen auch „die Leute aus dem Volke selbst" dabei unterstützt werden, „ihre Ansichten und Klagen" an die Öffentlichkeit zu bringen.[79]

In eigener Sache tritt Louise Otto auf, wenn sie unter dem Titel „Proletariat und Kunst" die Existenznöte künstlerisch und schriftstellerisch tätiger Menschen schildert.[80] Von Verzweiflung im Kampf um das tägli-

[73] Siehe DA, Sp. 197 und als Schlusssatz Sp. 206, Hervorhebung im Original in beiden Fällen, die originale Schreibweise wurde beibehalten.
[74] DA, Sp. 197f., Hervorhebung im Original.
[75] Siehe DA, Sp. 199ff.
[76] DA, Sp. 201f.
[77] Siehe DA, Sp. 202.
[78] Siehe DA, Sp. 198, die originale Schreibweise wurde beibehalten; ähnlich auch Sp. 204f.
[79] Siehe DA, Sp. 206.
[80] Siehe DA, Sp. 335-344, siehe auch Anm. 55.

che Brot ist da die Rede, von der Unmöglichkeit, unter bedrückten Verhältnissen kreativ tätig zu sein.[81] Sie fasst zusammen:

> Man schreibt über den Nothstand bei den arbeitenden Classen, man erschöpft sich in Vorschlägen ihn zu heben – wir wären auch berechtigt über den Nothstand bei den Künstlern zu schreiben – aber die Vorschläge die wir hier machen können sind auch hier wie dort – Palliative [Schmerzmittel, W.S.], die Nichts helfen.
>
> Es bleibt keine Rettung als eine allgemeine Reorganisation der Gesellschaft.[82]

In ihrer bekannten „Adresse eines Mädchens" an den sächsischen Innenminister Oberländer und eine von ihm berufene Arbeiterkommission vom Mai 1848 fordert Louise Otto dann wenig später ausdrücklich Arbeitsmöglichkeiten auch für Frauen, gerade unter Hinweis darauf, dass materielle Not viele Frauen in unglückliche, unmoralische Ehen und in die Prostitution drängt.[83] Hier wie dort bleibt der konkrete Weg dieser Reorganisation der Gesellschaft und der „Organisation der Arbeit" offen, die politischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Voraussetzungen werden nicht erörtert. Letztlich läuft die Forderung vorrangig auf staatliche Beschäftigungprogramme hinaus. So verteidigt Louise Otto später im Jahr 1848 auch die „verzweifelnden Arbeiterschaaren zu Paris, die im Juni aufgestanden waren, ihr Recht [auf Beibehaltung der staatlich finanzierten Nationalwerkstätten, W.S.] zu erringen und dafür – dem Unrecht unterlagen […]."[84] Unverändert betont sie dabei im Herbst 1848, das „Ende der sozialen Revolution wird die vollendete Organisation der Arbeit sein. Um näher zu diesem Ziel zu gelangen, beginnen wir mit uns

---

[81] Vgl. insbes. DA, Sp. 341f. Vieles an diesem Text ähnelt bereits sehr den Anträgen auf Unterstützung, die Louise Otto-Peters in späteren Jahren bei der Deutschen Schillerstiftung stellte, vgl. Susanne Stötz: *Bisher Unbekanntes aus dem Leben von Louise Otto-Peters*. In: LOP-Jahrbuch I/2004 (siehe Anm. 47), S. 222-232, hier S. 226ff.

[82] DA, Sp. 344.

[83] Die Adresse findet sich in: Louise Otto-Peters: *Das Recht der Frauen auf Erwerb, Blicke auf das Frauenleben der Gegenwart*. Hg. von Astrid Franzke, Johanna Ludwig und Gisela Notz. Leipzig 1997, S. 117-120.

[84] Louise Otto: *Revolution und Organisation*. In: *Die Verbrüderung, Correspondenzblatt aller deutschen Arbeiter*, redigiert von Stefan Born. Nachdruck Leipzig 1975. Siehe Nr. 16, Leipzig, den 24. November 1848, S. 62-64.

selbst, mit der Organisation aller Arbeiter – und haben wir diese einmal durchgesetzt, dann wird sich alles andere von selbst machen.“[85]

3.2 Die Diskussion der sozialen Reform im „Demokratischen Album“

Herman Semmig geht, wie bereits gezeigt, von gleichen Vorstellungen zur sozialen Reform aus wie Louise Otto, bleibt aber – abgesehen von der als „Vergesellschaftung“ angedeuteten Genossenschaftsbildung – unkonkreter.[86]

Die in Paris nach der Revolution eingeleiteten Beschäftigungsprogramme für Arbeitslose sieht der *Nord und Süd*-Korrespondent Bernays keineswegs als „eine unumschränkte Anerkennung des Prinzips, daß der Staat seine Angehörigen ernähren müsse,“ sondern lediglich als „eine unvermeidliche vom Drange des Augenblicks gebotene Klugheitsmaßregel“.[87] Er scheint von der gemäßigten Pariser „Regierungskommission für die Arbeiter“ und ihren künftigen Vorschlägen zur „Organisation der Arbeit“ kaum eine Lösung der sozialen Probleme zu erwarten, warnt aber andererseits bei einem Scheitern dieser Bemühungen vor einer „Revolution der Hungernden“ in Paris.[88] Ob die Skepsis des Autors gegenüber den Beschäftigungsprogrammen auf entschiedenen sozialistischen Auffassungen oder auf wirtschaftsliberalen Bedenken basiert, ist aus dem Text heraus nicht zu erkennen. Bernays scheint angesichts der massiv divergierenden gesellschaftlichen Kräfte und der erkennbaren Probleme eher Aufgaben als Lösungen zu sehen.

Louis Vogel schließlich lehnt in seinem Grundsatzartikel die Arbeitsbeschaffung durch den Staat ab, dabei beruft er sich ausdrücklich auf die bereits erkennbare „Fruchtlosigkeit“ der französischen Versuche, „von Staatswegen die Arbeiter zu beschäftigen“.[89] Vogel befürchtet, durch eine staatliche Garantie der Arbeit würden Arbeit und Kapital letztlich beim Staat konzentriert, der hierdurch als konkurrenzloser Großunter-

---

[85] Ebd., S. 63.

[86] Siehe DA Sp. 294, vgl. auch oben Abschnitt 2.4.

[87] Siehe DA, Sp. 230-234, insbes. Sp. 232.

[88] Ebd., Sp. 232-234. In Form des Pariser Juni-Aufstands trat diese Revolution etwa drei Monate nach dem Schreiben der Korrespondenz tatsächlich ein.

[89] Siehe DA, Sp. 297-308, insbes. Sp. 305. Der Artikel heißt: *„Was soll's?“* und muss im Frühsommer 1848 geschrieben worden sein, also bevor die Nationalwerkstätten in Frankreich schließlich aufgelöst wurden und die Juni-Revolution begann.

nehmer agiere und in dem „die Arbeit von vorneherein eine Sklaverei würde, und die Unabhängigkeit des kleinen Besizers, ja jedes Besizers verloren gehen muss".[90]

Vogel propagiert stattdessen die Vergesellschaftung der kleinen Kapitale und der Arbeitskräfte, womit er die Bildung von Produktionsgenossenschaften sowohl im gewerblichen als auch im landwirtschaftlichen Bereich meint. Damit und durch einen ebenfalls genossenschaftlich organisierten Handel will er die verderbliche Macht des großen Kapitals brechen.[91] Der Staat kann „heilsam in die Organisation der Arbeit eingreifen, wenn er sich sonst nur nicht anmaßt, dieselbe zu regeln", z.B. indem er die Genossenschaften durch günstige Kredite oder die Bereitstellung von Gebäuden unterstützt und sie durch ein unentgeltliches öffentliches Schulwesen entlastet.[92]

Hinsichtlich der staatlichen Garantie der Arbeit bestehen also sehr unterschiedliche Vorstellungen im Rahmen des *Demokratischen Albums*. Weitgehende Übereinstimmung gibt es in der Befürwortung von Genossenschaften, die auch Herman Semmig fordert und die von Louise Otto in ähnlicher Weise in Anregung gebracht werden wie von Louis Vogel.[93] Allerdings spricht Louise Otto auch die Gefahr der Lohndrückerei an, der die Genossenschaften unter Konkurrenzbedingungen unvermeidlich ausgesetzt wären und die die Erzielung eines hinreichenden Lohns in Frage stellt.[94] Dabei war ihr nicht bewusst[95], dass der Begriff der „organisation du travail" sich in Paris im Zusammenhang mit der tarifvertraglichen Regelung eines massiven Lohnkonflikts in Paris etabliert hatte. Das Problem eines ruinösen Konkurrenzkampfs der Druckereien dort, der vor allem zu Lasten ihrer Arbeiter ausgetragen wurde, konnte durch die Festschreibung gleicher, angemessener Löhne in allen

---

[90] Ebd.

[91] Ebd., insbes. Sp. 301-304.

[92] Ebd.

[93] Louise Ottos Äußerungen hierzu in DA, Sp. 201-203.

[94] Ebd., Sp. 203.

[95] Sie betont in DA, Sp. 197, den Ursprung des Schlagworts „Organisation der Arbeit" nicht zu kennen. Für Deutschland waren zu diesem Thema bereits z.T. umfangreiche Bücher erschienen, so: Franz Stromeyer: *Organisation der Arbeit*. Belle-Vue 1844, oder: Louis Blanc: *Organisation der Arbeit*. Nordhausen 1847, auch J. J. Dittrich: *Unsere Uebergangszeit, betreffend die Erlösung des Proletariats durch die Organisation der Arbeit und des Armenwesens und durch die Concentration der Hilfen des Staats, der Gemeinden, der Vereine und der Proletarier selbst.* Breslau 1847.

entsprechenden Betrieben für einige Jahre zur allseitigen Zufriedenheit gelöst werden.[96]

So wird insgesamt klar, wie tiefgreifend die Fragen sind, die eine soziale Reform der Gesellschaft aufwirft, und wie schwer es ist, akzeptable und praktikable Lösungen zu finden und durchzusetzen. Die Tragweite dieser Fragen ist allen Diskutierenden bewusst, die Schwierigkeiten ihrer Lösung und der praktischen Entwicklung einer Gesellschaft scheint vor allem Bernays in Paris zu erfassen. In jedem Fall stellt sich die Forderung nach „Organisation der Arbeit" als reformerische Perspektive zur Minderung der Existenznöte und zur Vermeidung revolutionärer Ausbrüche dar, sei es durch öffentliche Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, durch die Förderung genossenschaftlicher Strukturen oder durch tarifvertragliche Sicherungen eines angemessenen Einkommens.

4. Das Scheitern von *Nord und Süd*

Zum Scheitern der Zeitschrift *Nord und Süd* trug die Fehleinschätzung der vormärzlichen Zensurverhältnisse nur wenig bei. Die im Vorwort des *Demokratischen Albums* genannte Beantragung der „Debitserlaubnis" bei mehreren deutschen Regierungen erschwert zwar den sonst üblichen Schmuggel oppositioneller Schriften[97], da hierdurch die Polizeibehörden informiert sind und sofort Verbote ausgesprechen können.[98] Doch bereits Mitte Februar wird die Regierung in Berlin durch die Behörden im noch preußischen Neuenburg (Neuchatel) ohnehin vor dem gerade erschienenen Blatt gewarnt.[99] Wenige Wochen später sind solche Überwachungsfragen dann ohnehin bedeutungslos, da die Presse in allen deutschen Staaten in Folge der Märzereignisse frei wird.

Die radikale Veränderung des Pressewesens durch die Revolution, von der sowohl Louis Vogel als auch Louise Otto sprechen[100], führt zu einem Bedeutungsschwund belletristischer Texte in der Presse – mit

[96] Siehe hierzu: Andreas Wirsching: *Arbeiter und Arbeiterbewegung in Paris in vergleichender Perspektive*. In: *Paris und Berlin in der Revolution 1848*. Gemeinsames Kolloqium der Stadt Paris, der Historischen Kommission zu Berlin und des Deutschen Historischen Instituts (Paris, 23.-25. November 1992). Hg. von Ilja Mieck, Horst Möller, Jürgen Voss. Sigmaringen 1995, S. 161-185, insbes. S. 169f. Wirsching verweist dort auf: [A. Coutant:] *Organisation du travail. Discussion entre le Journal Le Globe et un ouvrier typographe*. Paris 1844.

[97] Vgl. zum Schriftenschmuggel *Müller, Schriften* (wie Anm. 9), insbes. S. 376ff.

Ausnahme eingängiger politischer Gedichte und Satiren – und bewirkt eine Hinwendung zum tagesaktuellen Jornalismus[101], der nur ortsnah umfassend funktionieren kann. Doch auch unter anderen historischen Umständen wäre die Etablierung der Zeitschrift angesichts zahlreicher innerer Verwerfungslinien und Schwächen wohl schwierig gewesen. *Nord und Süd* fehlt von Beginn an eine konzeptionelle und inhaltliche Geschlossenheit, auch stilistisch scheint der Bogen zwischen dorfgeschichtenartigen Novellen, Tendenz-Gedichten, revolutionsorientierten historischen Betrachtungen und einzelnen elitär-hedonistischen Beiträgen in Poesie und Prosa überspannt zu sein.

Die von Louis Vogel nach außen proklamierte gemäßigt fortschrittliche Tendenz bei gleichzeitigem Werben für inhaltliche Breite kann bei liberaleren Kräften angesichts der gleich zu Anfang angeschlagenen radikalen Töne Wellers nicht verfangen. Die literarische Qualität mancher Beiträge entfaltet gegenüber den als Mitarbeitern gewünschten „großen Namen" sicherlich keine werbende Wirkung. Die von Vogel eigentlich gewünschte sozial-demokratische Richtung des Blattes wird bereits von Bernays, seinem zentralen Ansprechpartner in Paris, keineswegs uneingeschränkt geteilt. Solger, der mit Bernays verbundene scharfsinnige bürgerliche Individualist, geht von einem völlig anderen Verständnis der Welt aus, indem er im Charakter und in der Initiative des Einzelnen die entscheidende gesellschaftliche Kraft sieht und eine „Organisation der

---

[98] Die im Vorwort des DA genannte Verbotsverfügung gegen NuS ließ sich in den Akten bisher nicht nachweisen. Im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz gibt es nach Auskünften des Archivs weder im Bestand *I. HA Rep. 101 Oberzensurkollegium und Oberzensurgericht* noch im Bestand *I. HA Rep. 77 Ministerium des Innern, Tit. CCXLIII Buchhandel, Nr. 21: Acta betr. den buchhändlerischen Verkehr des literarischen Instituts zu Herisau, besonders mit aufrührerischen und verbotenen Schriften, und das dieserhalb herbeiführende Verbot des Debits der sämtlichen Verlagsartikel desselben in den deutschen Bundesstaaten, 1846-1848* Hinweise auf NuS.

[99] Siehe *Keller, Verlagsanstalten* (wie oben Anm. 10), S. 105 mit der dortigen Anm. 54.

[100] Siehe Vorwort zum DA bzw. *Louise Otto-Peters* (wie Anm. 3), S. 34.

[101] Selbst das etablierte, seit 1845 in Bielefeld und zuletzt in Paderborn verlegte, von Otto Lüning redigierte *„Westfälische Dampfboot"* (Nachdruck Glashütten i. Taunus 1972) bekam dieses Problem zu spüren. Der daraus resultierende Versuch, ab April 1848 dieses Monatsblatt zu einer zweimal wöchentlich erscheinenden Zeitung umzubauen, scheiterte nach kuzer Zeit.

Arbeit“ verwirft.[102] Die einer solchen Haltung entspringende Literatur findet sich in *Nord und Süd* und steht entsprechend in einem erheblichen Gegensatz zum „sozialen Demokratismus“.

Ähnlich große und kaum überbrückbare Diskrepanzen bestehen hinsichtlich der innerhalb der Zeitschrift vertretenen Wahrnehmungs- und Betrachtungsweisen von Sexualität. Einerseits wird die brutale Zerstörung weiblicher Autonomie durch materielle Not und daraus resultierende sexuelle Erniedrigung thematisiert, andererseits ein durch sexuelle Freizügigkeit zu erzielender Gewinn an persönlicher Autonomie betont. Zwischen diesen Blickwinkeln besteht nicht per se ein Widerspruch, doch die in *Nord und Süd* vertretenen Sexualnormen divergieren so weit, dass bedeutende Teile der Leserschaft sich entweder in der einen oder in der anderen Richtung düpiert fühlen müssen.[103]

Es ist nur folgerichtig, wenn Strategien zur Lösung der Sozialen Frage in *Nord und Süd* und damit im *Demokratischen Album* parallel zur Revolution und zur politischen Entwicklung des Jahres 1848 eine zunehmende Rolle spielen. Dass dabei kein einheitliches Konzept propagiert wird, sondern Lösungswege auch kontrovers diskutiert werden, entspricht der Komplexität des Problems. Das nicht zu verkennende Theoriedefizit dieser Diskussion verdeutlicht einerseits, wie sehr hier die Sozial-Demokratische Bewegung noch am Anfang steht. Andererseits wird dieses Defizit von einigen politischen Autoren der Zeit durchaus gesehen und herausgestellt.

---

[102] „Wenn wir die Freiheit gewinnen wollen, so geschieht dies nicht durch die Einrichtung von Kammern, nicht durch die Einrichtung des allgemeinen Stimmrechts, nicht durch die Organisation der Arbeit und nicht durch die demokratischen Ideen; sondern durch uns selbst, durch unseren Charakter, dadurch, diese Ideen unsere eigenen sind und dadurch, dass diese gesellschaftlichen Formen aus unseren gesellschaftlichen Bedürfnissen erwachsen. [Absatz] Ich bin die Freiheit; Wir sind der Freistaat.“ So Reinhold Solger in: *Wir*. In: *Deutsche Monatschrift*. 2. Band des 2. Jahrgangs (Mai 1851), S. 245. Vgl. hierzu auch Anm. 65.

[103] Während ein Roman Louise Astons in der Zeitschrift positiv rezensiert wird (siehe oben Abschnitt 2.6), verachtete die NuS-Autorin Louise Otto diese Frau und ihr Verhalten. Louise Otto ist froh, als sie im August 1849 in der Wohnung E. O. Wellers ein Zusammentreffen mit Louise Aston vermeiden kann (siehe das im Archiv des Deutschen Staatsbürgerinnen-Verbandes e.V., Berlin, aufbewahrte Tagebuch Louise Ottos, Eintrag vom 02.08.1849; diesen Hinweis verdanke ich Frau Dr. Irina Hundt, Potsdam, die das Archiv bearbeitet).

So stehen die entsprechenden *Nord und Süd*-Autorinnen und Autoren bereits seit längerem nicht nur in der Kritik der marxistischen Schule, die ihnen eine Verschleierung des Gegensatzes zwischen Bourgeoisie und Proletariat vorwirft. Engels knüpft diese stark auf Semmig bezogene Kritik[104] an dessen Artikel „Communismus, Sozialismus, Humanismus" in den *Rheinischen Jahrbüchern*[105]. Auch Gustav Struve als nicht sozialistischer Republikaner bemängelt unter Bezug auf diese Jahrbücher, dass sowohl Semmig als auch Weller zwar die sozialen Missstände treffend beschreiben, jedoch deren Ursachen nicht angemessen und begrifflich klar analysieren und von daher auch keinen überzeugenden Weg zur Überwindung des Übels anbieten können.[106] Diese Kritik kann auf die Diskussion der Sozialen Frage im *Demokratischen Album* übertragen werden.

Die kurze Geschichte der Zeitschrift *Nord und Süd* dokumentiert Wirkungen eines historischen Umbruchs. *Nord und Süd* zeigte anfangs ein Spektrum politischer, literarischer und publizistischer Konzepte, das in seiner Breite kaum von irgend einer Zielgruppe dauerhaft akzeptiert worden wäre. Schnell dominiert nach Beginn der Revolution ein Kreis sozialer Demokraten aus Sachsen das Blatt, die Belletristik tritt damit zugunsten der Erörterung der Sozialen Frage in den Hintergrund. Mit dieser Entwicklung entsprachen dann Redakteur und Autorenschaft einer gleichen Tendenz, ohne dem Blatt angesichts der völlig veränderten Presselandschaft eine Basis geben zu können. Dem sozial-demokratischen Publikum wurden die gesammelten Inhalte seit Spätsommer 1848 als *Demokratisches Album* broschiert für knapp einen Taler angeboten, und offenbar bestand hierfür ein gewisser Markt.[107]

---

[104] Vgl. beispielhaft MEW Bd. 3 (siehe Anm. 47), S. 454-457. – Neben der Kritik an Semmig wird Louise Otto von Engels in *MEW* Bd. 4 auf S. 269 als „*Andromeda* des wahrhaft sozialistischen Sternhimmes" karikiert.

[105] Hermann Semmig: *Communismus, Sozialismus, Humanismus.* In: *Rheinische Jahrbücher* (wie Anm. 44), S. 167-173.

[106] Siehe: Gustav Struve: *Die soziale Frage.* In: Gustav und Amalie Struve: *Freiheit und Menschlichkeit. Ausgewählte Programmschriften.* Zusammengestellt und eingeführt von Peter Hank. Eggingen 2003, S. 107-140, insbes. S. 108-123. Struves Schrift erschien zuerst in: *Deutsche Zeitung ohne Zensur.* Mannheim 1846. Struve bezieht sich darin u. a. auf H. Semmig (siehe oben Anm. 105) und E. Weller: *Der allgemeine Besitz.* In: *Rheinische Jahrbücher*, Bd. 1 (wie Anm. 44), S. 175-197.

[107] Nach *Keller, Verlagsanstalten* (siehe Anm. 10), S. 105, wurde bereits im Januar 1849 im Börsenblatt des Buchhandels der Ausverkauf des wohl nicht stark

Anhang

Briefe von Louis Vogel (Herisau) an Gottfried Keller (Zürich) im Zusammenhang mit der Zeitschrift *Nord und Süd*

Die Zentralbibliothek Zürich gab freundlicherweise die Erlaubnis zum Abdruck dieser in ihrem Besitz befindlichen, bisher unveröffentlichten Briefe Louis Vogels.[108]

Die Antworten Kellers sind nicht bekannt.

Personen- und Ortsnamen sind in lateinischer Schrift; der Zeilenumbruch der Transskription entspricht nicht den Originalen.

20.01.1848: Louis Vogel an Gottfried Keller
<Zentralbibliothek Zürich: Ms. GK 79g Nr. 5>

Sehr geehrter Herr

Im Verein und unter Mitwirkung der Herren Herwegh, Heine, Bernays, Solger, Gottschalk, Schloenbach, u. A. gebe ich im Verlag des hies. lit. Instituts eine Monatsschrift «Nord und Süd, Monatsblätter für Unterhaltung und Zivilisazion» heraus, von denen das I Heft binnen Kurzem erscheinen wird.

Mit besonderm Vergnügen würde ich auch Sie unter die Mitarbeiter zählen und ich erlaube mir deshalb die Anfrage, ob Sie mir vielleicht noch einige Gedichte zur Benutzung für das I Heft zu-

aufgelegten *Demokratischen Albums* angezeigt. – Allerdings ist in *Müller, Schriften* (siehe Anm. 9) auf S. 450f. Schläpfers Verlags-Katalog zur Leipziger Ostermesse 1849 abgebildet, worin das DA (27 Neugroschen) und als Separatdruck daraus für 15 Ngr Semmigs Schrift: *Handwerk hat keinen goldenen Boden* (siehe oben Anm. 50) angeboten wird. Auch führt Müller S. 442 noch 10 Kommissionsexemplare des DA an, die 1853 in Leipzig bei einer Durchsuchung von Lagerbeständen beschlagnahmt werden. Da außerdem Keller zwei verschiedene Titelblätter des DA kennt (vgl. oben Anm. 11), kann eine Nachauflage des DA Anfang 1849 nicht ausgeschlossen werden.

[108] Den Hinweis auf die Briefe Louis Vogels an Gottfried Keller verdanke ich Herrn Dr. Walter Morgenthaler, Projektleiter der Historisch-Kritischen Gottfried Keller-Ausgabe (HKKA) in Basel.

kommen lassen mögten. «Nord und Süd» ist ein belletristisches und kritisches, dem allgemeinen Fortschritt huldigendes Organ.

Da jedoch der Druck der ersten Bogen bereits ziemlich vorgerückt ist, so müßte ich Sie bitten, mir einen etwaigen Beitrag so schnell als möglich zu schicken. Da aber nur Orig[i]nalien gebracht werden, so müßte es in jedem Sinne Ungedrucktes sein. Die Verlagshandlung zahlt,wenn kein besonderes Übereinkommen stattfindet, 2 Ld'or.[109] pr. Bogen in 4° aus der Borgis. Honorar halbjährlich zahlbar.

Um eine gef. Antwort bitte ich höflichst und empfehle mich
Hochachtungsvoll
Louis Vogel.

Herisau 20/I 48

Keller stellte daraufhin das Gedicht „Türkischer Brauch" zur Verfügung, das im ersten Heft von *Nord und Süd* in den Spalten 60-62 Platz fand (vgl. oben Abschnitt 2.6 mit Anm. 71).

07.02.1848: Louis Vogel an Gottfried Keller
<Zentralbibliothek Zürich: Ms. GK 79g Nr. 6>

Geehrter Herr.

Für Ihr freundliches Entgegenkommen auf meine Bitte besten Dank. Mitfolgend empfangen Sie das erste Heft mit dessen Inhalt sowohl als Ausstattung Sie sich gewiß befreunden werden. – Sie sehen, ich mache keinen finstern Kommunismus und werde auch keinen machen, da es sich darum handelt, einmal auf würdige Weise festen Fuß zu fassen. Auch hoffe ich, daß bei den weiten Schranken, welche die Redaktion zieht, Sie es nicht bei diesem ersten Bei-

[109] Ein Louisdor entsprach etwa 5 Talern. Kellers Gedicht (siehe die dem Brief folgende Nachbemerkung) füllt eine Quart-Seite und damit den achten Teil eines Druchbogens, es war entsprechend mit ca. 1 Taler 7 Groschen zu bezahlen. Vgl. zur Abschätzung der Bezahlung Anm. 38.

trage bewenden lassen werden und ferner nachfolgenden unter Beifügung Ihrer Honorarbedingungen entgegen sehend

grüßt Sie hochachtungsvoll

Louis Vogel

Herisau 7/2 – 48.

Inge Rippmann (Basel)

„Welch ein schönes Land und welche häßlichen Menschen“

Ludwig Börne in der vormärzlichen Schweiz

„Welch ein schönes Land und welche häßlichen Menschen“ (5/750)* – ob dieses bewußt kontrastierende Votum als repräsentativ für Ludwig Börnes Eindruck von der Schweiz gelten kann, wird zum Ende der folgenden Ausführungen deutlich werden. Es wird dann noch einmal zurückzukommen sein auf den hier zitierten Brief, den Börne im Sommer 1834 aus Paris an die aus der Schweiz zurückgekehrte junge Dichterin Eliza Sloman gerichtet hatte. (5/750)

Die Schweiz werde ich im folgenden, was im Vormärz naheläge, nicht eigentlich als Exilland ansprechen; vielmehr wird gefragt werden, wie ein Pariser Exilant in den Jahren nach 1830 die Schweiz als Tourist erlebte. In der noch immer bescheidenen Börne-Forschung ist diesem Aspekt bislang kaum Rechnung getragen worden.

Zum Exilland wird die Alpenrepublik erst im Verlauf der 30er und 40er Jahre des 19. Jahrhunderts. Besonders der grenznahe Raum Zürich wurde zum Sammelbecken deutscher Emigranten und Flüchtlinge. Ich erinnere nur an Georg Büchner, an den kämpferischen Mineralogen Julius Fröbel, an den pathetisch auftretenden August Adolf Ludwig Follen, einst Führungsfigur der Gießener „Schwarzen“, als naturalisierter Schweizer schon 1832 im Großen Rat des Kantons, an den radikalen Exburschenschafter Georg Fein, 1834 Redakteur an der „Neuen Zürcher Zeitung“, vor allem an den zum Kreis um Wilhelm und Caroline Schulz zählenden jungen Dichter und Deserteur Georg Herwegh, der in dem von Fröbel mitgegründeten „Literarischen Comptoir“ eine neue Plattform für seine politisch provokative Lyrik fand. Neben anderen an die neugegründete Zürcher Universität berufenen deutschen Dozenten ist besonders an ihren ersten Rektor, Lorenz Oken zu denken, für den nach seiner 1819 erfolgten Suspendierung vom Jenaer Lehramt der damalige Redakteur der *Zeitschwingen*, Ludwig Börne, als Zeichen der Solidarität

* Börne-Zitate werden im laufenden Text mit Band- und Seitenzahlen zitiert nach *Ludwig Börne, Sämtliche Schriften und Briefe*, hg. von Inge und Peter Rippmann. 5 Bde, Düsseldorf/Darmstadt 1964/68.

eine Sammlung ins Leben gerufen hatte. (1/1010f.) Vor allem im Umfeld des Ehepaars Schulz war in jenen Jahren Börnes Stimme noch nachhallend zu vernehmen: Herwegh wandte sich 1840 mit Empörung gegen Heines eben erschienene *Denkschrift* und band Börne in sein bekanntes Huldigungsgedicht auf Büchner ein.[1] Doch wäre der 1837 in Paris verstorbene Börne kaum den Weg der radikalisierten Junghegelianer mitgegangen, die sich nach dem Skandal um die David Friedrich Strauß treffende Verweigerung des Zürcher theologischen Lehrstuhls (den „Züriputsch" oder „Straußenhandel") auch als militante Atheisten outeten.

Nach dem kurzen Ausblick auf die Zeit um 1840 kehren wir zurück in die Jahre nach 1830, in denen die Wellen revolutionärer Unruhe von Paris aus durch Europa liefen.

> Eigentlich […] haben Sie noch niemals eine poetische Reise gemacht. Sie haben weder die Schweiz noch Italien noch England, Schottland, noch Irland gesehen. Ich denke, wenn die politischen Stürme einmal etwas nachgelassen haben werden, wird es vielen und gewiß auch Ihnen Bedürfnis sein, sich von dem weltlichen Treiben in einer schönen großartigen Natur zu erholen. (5/851)

Als Jeanette Wohl von Frankfurt aus dem Freund Börne diese Zeilen nach Paris schreibt, wird dort gerade, am 24. Dezember 1830, das Urteil im Prozeß der Minister Karls X. gesprochen, das die Stadt in höchsten Alarmzustand versetzte. Gleichzeitig hielten die revolutionären Erhebungen in Belgien wie der verzweifelte Kampf der Polen Börne wie alle Liberalen in Atem. „Ich weiß gar nicht, wohin ich mich wenden soll", schreibt Börne in den Tagen, in denen die Funken der Juli-Revolutionen nach allen Seiten überspringen und selbst die Schweiz revolutionäre Signale ins angrenzende Badische sendet. (3/86) „Gewiß gibt es keinen Minister in Europa, der so beschäftigt ist wie ich", ironisiert der manische Zeitungsleser seine eigene Erregtheit. (3/86) Das Wissen um diese seine krankhafte Reizbarkeit hatte in Jeanette, angeregt durch die Lektüre der *Briefe eines Verstorbenen*, den Wunsch nach einer „poetischen", politikfernen, oder, um mit Goethe zu sprechen, „wundersam zwecklosen" Reise auch ihres Freundes geweckt.[2]

[1] *Herweghs Werke*, Berlin/Weimar 1967, S. 90.

[2] Jeanette Wohl hielt Heine für den Autor der anonym erschienenen, von ihr hochgeschätzten *Briefe eines Verstorbenen*; mit der Bemerkung: „es wird Ihnen schwer werden, ihn zu erreichen" (5/851), suchte sie Börne zu einem neuen Reisewerk zu animieren. – Goethes Besprechung der *Briefe eines Verstorbenen*. In: *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* 59, Sept. 1830, Sp. 468-472.

Noch war Börnes wie Heines Paris-Aufenthalt nicht als Exil zu betrachten. Man wollte zunächst näher am Zentrum der weltgeschichtlichen Ereignisse sein, wollte unmittelbar gestreift werden vom Atem der neu eroberten Freiheit. Zum eigentlichen Exil wird die Stadt an der Seine für die deutschen Paris-Pilger erst durch die Frankfurter „Juli-Ordonnanzen", die restriktiven Bundestagsbeschlüsse vom Juli 1832, dem Zeitpunkt von Börnes Einreise in die Schweiz.

Hinter ihm lagen Wochen angespanntester Arbeit für die Pariser Filiale des im Februar 1832 gegründeten Zweibrücker Pressvereins, für den er sich in Flugblattaktionen, Kommissionssitzungen wie als wortmächtiger Agitator engagiert hatte. „Ich habe die größte Sehnsucht, einmal aus diesem nordischen Klima der Politik und des Verstandes zu wandern und unter einem Himmel der Natur und Kunst zu atmen" (3/334); so hatte Börne schon im November 1831 geseufzt, während er mit Ungeduld auf Erscheinen und Wirkung seiner (sofort verbotenen) Winterbriefe des letzten Jahres wartete. Ende März 1832 kann er endlich Paris verlassen, um – nicht wie der ängstlichen Freundin angegeben – via Straßburg nach Zürich zu reisen, sondern seiner gewohnten Frühjahrsresidenz Baden-Baden zuzustreben. Immer noch unbehelligt von den Bundesorganen reist er im Mai nach Hambach, läßt sich am Rande des „Nationalfests der Deutschen" als einer der führenden Initianten der deutschen Freiheitsbewegung feiern und verbringt darauf noch einige Wochen in Freiburg in engem Kontakt mit den liberalen Gesinnungsfreunden, den dortigen Professoren und badischen Abgeordneten.

Die Folgen des ersten demokratischen Volksfests in der Pfalz sind bekannt: Verfolgung und Verhaftung der Initianten, Vereins- und Versammlungsverbot, Rücknahme des liberalen badischen Pressegesetzes, Lehrverbot für die Professoren Rotteck und Welcker als Promotoren der freien Presse. Die „Juli-Ordonnanzen" lassen Börnes Freiburger Wochen zu letzten Begegnungen auf deutschem Boden werden. Mitte Juli fährt er, wie immer im eigenen Wagen und begleitet von seinem Diener Conrad, über St. Blasien und Schaffhausen nach Zürich.

Es ist aufschlußreich, Börnes Reiseerfahrungen seine theoretische Sicht und Ansicht der Eidgenossenschaft vorauszuschicken, in der sich historisches Interesse, Mythos und Kritik auf die seit Ende des 18. Jahrhunderts bekannte Weise mischen.[3] Daß Börne, selbst wiederholt eine

[3] Günter Oesterle: Die Schweiz. Mythos und Kritik. Deutsche Reisebeschreibungen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. In: *Helvetien und Deutschland.*

Reise in die Schweiz planend, sich von aktuellen Schweizer Reiseberichten angezogen fühlte, lag nahe. Während seines ersten längeren Paris-Aufenthalts zu Anfang der zwanziger Jahre wandte er sich unter doppeltem Gesichtspunkt den Reisewerken des konservativen, von ihm als Opportunist enthüllten Pariser Archäologen und Historikers Raoul-Rochette zu. Dessen breitgefächerte, Landschaft wie politische Struktur der Alpenrepublik berücksichtigende *Lettres sur la Suisse* provozierten Börnes Lob ob ihres antiromantischen Stils, wurden jedoch als raffiniertes Spiel zwischen aufklärerischem Fortschrittsdenken und traditionsverhaftetem Revolutionshaß entlarvt. Hier galt Börnes Augenmerk in erster Linie der Analyse der zwiespältigen französischen Geschichtsschreibung und erst in zweiter Linie der Schweiz selbst. Die Schilderungen der alpinen Landschaft allerdings scheinen bereits seine eigene latente Sehnsucht nach einem Ausbrechen aus bürgerlicher Enge in eine als Inbild archaischer Freiheit empfundene ungebändigte Natur geweckt zu haben.

Dieser allgemeinen Reisebeschreibung ließ der gleiche Autor, Raoul-Rochette, eine *Histoire de la Révolution Helvétique* folgen, eine Darstellung jener Periode, in der unter Mißachtung der noch in der Tagsatzung von 1792 bekräftigten eidgenössischen Neutralität schweizerisches Territorium mehr und mehr zum Kriegsschauplatz der europäischen Mächte wurde. Wie er es oft in seinen Kritiken zu tun pflegte, leitete Börne mit seiner eigenen Sicht des Themas die des vorzustellenden Autors ein. Ehe er Raoul-Rochette zu Wort kommen läßt, entwirft der Rezensent selbst eine Skizze der widerstreitenden epochalen Kräfte und Mächte, die seine Vertrautheit mit der alle Widersprüche der Zeit offenbarenden revolutionären Periode der Eidgenossenschaft verrät:

> Eine erhabene Natur, im Kampfe gegen den erhabenen Trotz der Menschen und von diesem besiegt; Krieg in Abgründen, wo Sturzbäche wüten, und Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt; einfacher Hirten kindlicher Sinn, umstrickt von den Ränken abgefeimter Diplomatie, das Netz bald zerreißend, bald sich in ihm fangend; aristokratischer Übermut dem Volke und aristokratische Feigheit dem Feinde gegenüber; Republikaner, heillose Götzendiener eines Fratzenbildes ihrer Phantasie, des Volkes Freiheit verratend, und altehrwürdige Patrizier, Macht gewohnt, die Freiheit des Volkes verteidigend; alles was die neuere Kriegskunst

Kulturelle Beziehungen zwischen der Schweiz und Deutschland in der Zeit von 1770-1830. Hg. von Helmut Thomke, Martin Bircher und Wolfgang Proß. Amsterdam/Atlanta. – GA 1994, S. 79-100.

> Ausgebildetes hat, in Verbindung mit dem, was die ältere Rohes hatte; und endlich die Freiheit der Schweiz, stark gerüttelt, sich durch ihre eigene Schwerkraft erhaltend – das ist der Stoff, der sich einem Geschichtsschreiber der schweizerischen Revolution darbietet. (2/478f.)

Börne, mit den Quellen des französischen Geschichtsschreibers nicht unbekannt, teilt dessen Meinung von Napoleons Verdienst, der Schweiz durch die Mediationsakte von 1802 den Frieden wiedergegeben zu haben; gleichzeitig nimmt er die Gelegenheit wahr, über die in seinen Augen paradigmatische Rolle der Berner Aristokratie den Stab zu brechen:

> Die Aristokratie ist überall und zu jeder Zeit die nämliche. Sie hat kein Vaterland, sie hat nur Untertanen. Jedes Volk, das von einer Aristokratie beherrscht wird […], wird in jedem Verteidigungskriege besiegt werden. Denn da stehende Heere ein Land nicht zu schützen vermögen, sondern dieses nur das Volk in Masse vermag, opfert die herrschende Aristokratie lieber das Land auf, als daß sie einen Widerstand des Volkes in Anspruch nähme […]. Weil aber der Feind […] keine bessere Herrschergehülfen finden kann als in der einheimischen Aristokratie, wird diese an Macht immer so viel gewinnen, als das Volk an Freiheit verliert. Darum hatte sich Bern gegen die andringenden Franzosen so unentschlossen und feige benommen, und darum hatte es, trotz seiner Schwäche, in dem Untergange der schweizerischen Freiheit einen Zuwachs seiner Macht gefunden. (2/483f.)

Unabhängig von seiner in diesen Rezensionen zutage tretenden Kenntnis der neueren Schweizer Geschichte kann man aus Börnes verstreuten Bemerkungen das bekannte Klischee von Treue, Frömmigkeit, Freiheitsliebe und Heimatverbundenheit des Schweizers herauslesen, das abstrakte Ideal einer unverdorbenen vorindustriellen Gebirgsbevölkerung; ausgeklammert wird in diesem Idealbild die oben angesprochene, für die Eidgenossenschaft keineswegs unproblematische oder gar rühmliche revolutionäre Periode; hier spielt ein Verdrängungsmechanismus eine Rolle, der selbst in der schweizerischen Geschichtsschreibung bis ins 20. Jahrhundert hinein die Periode der Helvetik marginalisieren ließ.[4]

[4] Kurt Jenny: Die Helvetik – Meilenstein auf dem Weg vom Ancien Régime zum modernen Bundesstaat. In: *Blicke auf die Helvetik,* hrsg. von Christian Simon. Basel 2000, bes. S. 95f.

Mit den Gründungsgeschichten der Eidgenossenschaft beschäftigt sich Börne erst im Spätsommer 1832 beim Besuch ihrer Schauplätze. In den Jahren zuvor richtet sich sein „schweizerisches" Interesse praktisch nur auf die Figur des Tell, wie Schiller sie dramatisiert hatte. Ob ihm zu dieser Zeit schon die Rolle der Tell-Gestalt im Frankreich der Revolutionsjahre bekannt war, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. 1790 wurde Tell als eigentlicher Urheber der schweizerischen Befreiungsbewegung im Jakobinerclub gefeiert, der Rütlischwur am ersten Jahrestag des Ballhaus-Schwurs mit diesem verglichen, 1792 schon wurde Tell zum Symbol der Revolution schlechthin erhoben, und bei dem Fest der Vernunft im Jahr 1793 erhielt er einen Ehrenplatz unter den neuen „Heiligen" der Revolution.[5]

Doch zurück zu Schillers *Tell*, dem in Frankreich ein gleichnamiges Schauspiel Antoine Marin Lemierres um zwanzig Jahre vorausgegangen war. Bekannt ist Börnes kritischer Essay „Über den Charakter des Wilhelm Tell in Schillers Drama", den er 1828 in der Erstausgabe seiner *Gesammelten Schriften* publizierte (1/397-403). In einer im Schlußabsatz wiederholten Captatio benevolentiae suchte Börne den Autor Schiller geradezu zu kontrastieren mit seinem „Helden", dessen Bild er ins Kleinlich-Bürgerliche, Untertänig-Bedenkliche und, wie es Hans Mayer nennt, von „betuliche[r] Eigenbrötelei" gezeichnet findet.[6] Das Unbehagen, das Börne dem Drama gegenüber zu erkennen gibt, wird auf die Hauptfigur fokussiert, ohne daß das dramaturgische Problem der doppelten Handlungsführung, die des Einzelkämpfers neben der der Volkshandlung, Erwähnung findet. Doch artikuliert Börne sein Mißbehagen in einer grundsätzlichen Überlegung zur dramatischen Bearbeitung eines historischen Stoffs:

> Der dramatische Dichter, der einen geschichtlichen Stoff behandelt, kann eine *wahre* Geschichte nach seinem Gebrauche ummodeln; denn es schadet der Geschichte nicht, man kennt sie, und sie bleibt doch geschehen, wie sie geschah. Eine geistige *Überlieferung* aber darf er niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben und wird zerstört, wenn der Glaube umgeworfen oder

[5] Ricco Labhardt: Tells revolutionäre und patriotische Maskeraden. In: *Du. Kulturelle Monatsschrift. Tell in der weiten Welt,* August 1971, S. 577-589. Vgl. auch I. R. *Börne-Index,* Art. Lemierre, Berlin/New York 1985, Bd. 1, S. 438f.

[6] Hans Mayer: Schillers Dramen – für die Gebildeten unter ihren Verächtern. In: *Schillers Werke,* Bd. 2, Frankfurt 1966, S. 487.

> anders gerichtet wird. Eine solche Überlieferung ist das Ereignis mit Tell. (1/402)

Es scheint, als sehe Börne hier im Gegensatz zu späteren Äußerungen die Tell-Sage wie Goethe als Fabel oder „Märchen“[7], in der die Gestalt des Tell als nationale Identifikationsfigur, will sie sinnstiftend bleiben, in einem moralisch überdurchschnittlichen Maß erscheinen muß. Schiller hat das seiner Ansicht nach nicht erreicht. Börnes Kritik an der Apfelschuß-Szene, mit der der menschliche Aspekt Priorität vor dem politischen bekommt, geht nun allerdings deutlich über die Kritik am Schauspiel selbst hinaus:

> Ein Vater kann alles wagen um das Leben seines Kindes, doch nicht dieses Leben selbst. Tell hätte nicht schießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden. (1/400)[8]

Mit dieser seiner sittlichen Verurteilung des Apfelschusses trifft Börne nicht Schiller, sondern den Mythos selbst, die Überlieferung also, die zu ändern er zuvor für eine dramaturgische Sünde erklärt hatte.

*

Der Augenschein von den mit den mythischen Geschichten von Tell und den Eidgenossen verbundenen Örtlichkeiten in der Region des Vierwaldstädtersees wird sich für Börne zum Höhepunkt seiner ersten Schweizerreise gestalten. Da er die Absicht, seinen Reiseimpressionen später eine literarische Form zu geben, nicht verwirklicht hat, besitzen wir mit den zum Teil saloppen bis trivialen, auf jeden Fall sehr privaten Briefen an die Freunde – Jeanette wartete gerade in diesen Wochen auf ihre Heiratserlaubnis mit Salomon Strauß – also nur das Rohmaterial sei-

---

[7] Goethe an Schiller, 14. Okt. 1797. In: *Goethe-Gedenkausgabe (GGA),* Bd. 20, S. 440. Zu diesem Zeitpunkt dachte Goethe noch daran, die „Fabel vom Tell“ episch zu behandeln: „und es würde dabei […] der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst um etwas zu leisten die Geschichte zur Fabel machen muß.“ Vgl. dazu Börnes Sicht von der möglichen Behandlung des Tell-Stoffs als einer geistigen Überlieferung, 1/402.

[8] Georg Herweghs Mythoskritik in seinem Gedicht *Tell* verdankte sich offensichtlich Börnes entsprechendem Essay von 1829; vgl. G. H. wie Anm. 1, S. 11f.

nes Schweiz-Erlebens. Mit wenigen Ausnahmen, die unschwer zu erkennen sind, fehlt nicht nur der formale Schliff, sondern auch die zweifellos zu erwartende vertiefende Reflexion über das Wahrgenommene.

Obwohl also fragmentarisch, spiegeln die Briefe dieser wie auch der zweiten Reise unterschiedliche Dimensionen seiner Schweiz-Rezeption, die wir gesondert verfolgen werden: einerseits Gesellschaft und Politik, andererseits Landschaft und Geschichte. Wirtschaft und Religion scheinen kaum in seinen Gesichtskreis getreten zu sein. Will man diese Reisenotizen in Briefform, 1832 aus dem Mittelland zwischen Zürich und Luzern sowie aus der Innerschweiz, im Herbst 1833 dann aus der Romandie, zu ergänzen suchen, muß man auf seine erst zu dieser Zeit angelegte Adressenliste greifen; erst mit ihrer Hilfe läßt sich das gesellschaftliche Personal vorstellen, dem Börne auf den verschiedenen Stationen seiner Reisen begegnete.

Die erste Kontaktnahme nach seiner Ankunft in Zürich war, so tönte es jedenfalls, ein reiner Höflichkeits- oder Pflichtbesuch. Erst in der Limmatstadt hatte ihn die genaue Kunde von den Frankfurter Bundestagsbeschlüssen erreicht, die ihn nun tatsächlich zum Exilanten machten. Gerade als solcher schien er der Familie des ihm aus Frankfurt seit langem bekannten liberalen Staatsmanns und Schriftstellers, des Grafen von Bentzel-Sternau, höchst willkommen. Er konnte sich daher der Einladung der auf dem Gut residierenden Gräfin, ihr Gast auf Mariahalden zu sein, nicht entziehen.

> Der Gräfin bin ich ganz ein Mann ihres Herzens und ihres Geistes; sie denkt und fühlt wie ich. Meine Briefe lagen im Zimmer, sie wurden im vorigen Winter unter Jubel vorgelesen. (5/276)

Entgegen seiner ursprünglichen Absicht nahm Börne nahezu zwei Monate lang die großzügige Gastfreundschaft der Gräfin in Anspruch. Seine zensurbedingte Abstinenz hinsichtlich politikverdächtiger Korrespondenzen erlaubte ihm zwar, den von den Bentzel-Sternaus erhofften Briefwechsel höflich abzulehnen, sie hinderte ihn jedoch nicht an der brieflichen Schilderung seiner täglichen Umgebung: „Ich lebe jetzt ganz das adlige Landleben, wie es Goethe in seinen Romanen beschreibt“, so sieht er selbst, nicht ohne leise Ironie, seine komfortable und gleichzeitig unbefriedigende Situation auf dem gastfreien Gut. (5/285) Ihm fehlt der Kontakt zur Außenwelt, zu Post und Zeitungen, für die er eigens den zweistündigen Weg nach Zürich unternimmt. Die fluktuierende Gesellschaft, die sich in Mariahalden versammelte, war

alles andere denn schweizerisch, wenn sich auch Arzt und Pfarrer aus der Nachbarschaft zum Tee einfanden mit den hochadligen österreichischen Verwandten und den Flüchtlingen und Emigranten aus Italien, Polen und Deutschland, denen hier Zuflucht und Zuspruch gewährt wurde. Lebhaft dazu aufgefordert, kann Börne bei abendlichen Lesungen im engeren Zirkel die Wirkung seiner in diesen Wochen redigierten neuen Pariser Winterbriefe testen. Daß ein geselliger Picknickausflug auf die Ufenau ihn nicht zu Reflexionen über den dort begrabenen kämpferischen Humanisten angeregt haben sollte, ihn, der sich selbst einmal einen „kleinen Hutten" genannt hatte, müßte überraschen, würde man solche Assoziationen nicht einem verlorenen Notizenheft anvertraut glauben. (1/589)

In der schweizerischen Öffentlichkeit vermutet man allerdings in Börnes bald bekanntem Aufenthalt in Mariahalden andere als gesellige oder geschichtslastige Absichten:

> In der letzten *Züricher Zeitung* (ein aristokratisches Blatt) wird Europa davon benachrichtigt, daß ich mich auf dem Gute des Grafen Bentzel-Sternau aufhalte. Zugleich wird erzählt: Murhard aus Kassel sei durch Zürich gereist, und Rotteck solle in der Schweiz angekommen sein. Das ist nun alles miserable Spionerie, und durch diese Zusammenstellung soll die deutsche Bundespolizei benachrichtigt werden, daß wir nach der Schweiz gekommen, eine Verschwörung anzuzetteln. (5/293)

Daß solche Vermutungen nicht immer aus der Luft gegriffen waren, dafür zeugten die zahlreichen Protestnoten ausländischer Mächte, die zwischen 1819 und 1838 die schweizerische Diplomatie beschäftigten. Auch darauf wird noch zurückzukommen sein. Es war also selbst unter dem lang ersehnten „reinen Himmel" der Schweiz nicht leicht, dem politischen Klima des Nordens, wie Börne es formuliert hatte, zu entfliehen. Das politische Klima der Schweiz allerdings scheint ihn zunächst nicht sonderlich interessiert zu haben, was um so mehr überrascht, als er bereits von Paris aus die wachsenden Spannungen zwischen restaurativen und progressiven Kräften innerhalb der Eidgenossenschaft beobachtet hatte. Schon Anfang Dezember 1830 bemerkte er in einem Brief an Jeanette Wohl: „Aber in der Schweiz geht es ernsthaft her. Das wäre ein großer Schritt für Deutschland, wenn sich die Schweizer frei machten von ihren Aristokraten, die schlimmer sind als die Könige und gefährlicher" (3/76f.), eine Anspielung auf die revolutionären Parteiungen innerhalb des regierenden Berner Patriziats, dessen nur zögerliche Aner-

kennung Louis-Philippes französische Invasionsdrohungen provoziert hatte. Die freiheitliche Opposition der ländlichen Regionen, vorab das Jura, bewirkten tatsächlich zu Anfang des Jahres 1831 den Sturz der Patriziatsregierung.[9]

Die Wochen, die Börne in der idyllischen Situation am Zürcher See verbrachte, gaben ihm zunächst weniger politische Einsichten als Einblick in Denken und Lebensart eines hocharistokratischen Kreises, der in seiner Toleranz und großzügigen Weltläufigkeit eine Meinungsvielfalt integrierte, die er als durchaus ungewöhnlich empfand. Seine differenzierten Kurzporträts der österreichischen Verwandten der Gräfin sind dafür charakteristisch. (5/326)

Mit dem Wechsel seines Standorts tauchte Börne in ein wahres soziales Wechselbad. Die Gräfin hatte ihm „mit ihrem ganzen Hause" auf seiner Fahrt nach Aarau bis Baden das Geleit gegeben, – eine Geste persönlicher Hochschätzung, wie er sie wochenlang erfahren hatte. In Aarau nun fand er sich in einen Kreis von Provinzhonoratioren aufgenommen, deren aufdringliche Zuwendung ihm anfänglich die heftigsten Briefklagen entlockte. Bereits vor der Aarauer Zeit war Börne – aufgrund welcher Erfahrungen wohl? – zu einem geradezu vernichtenden Urteil über die Eidgenossen in globo gekommen:

> Die Schweizer sind fürchterliche Menschen. Unsere deutschen Philister sind Athenienser dagegen. […] Diese Schläfrigkeit, dieser Egoismus, diese Habsucht […]. Diese Verehrung vor das Geld ist mir noch nicht vorgekommen. (5/294)

Den Wert solcher Aussagen muß man allerdings an Börnes Urteil über die Frankfurter Juden messen, denen er – abgesehen von der Schläfrigkeit – die gleichen „Tugenden" zuerkennt.

Unerachtet seiner stereotypen Klagen über Philistertum der Schweizer, über engen Kantönligeist und kleinstädtische Langeweile – sie bezogen sich auch an anderen Orten auf das mangelhafte Presseangebot, das Fehlen von Theater und öffentlichen Begegnungsmöglichkeiten –, unerachtet all dieser Defizitmeldungen begegnete Börne in Aarau erstmals einer Gesellschaft kantonaler Eliten, deren führende Köpfe, Zschokke

[9] Der von Börne wie von Jeanette Wohl gelesene Pariser *Constitutionnel* berichtete zwischen dem 28. November und dem 6. Dezember mehrfach sowohl über die Erhebungen in der Ostschweiz und im Zürcher Mittelland wie besonders, mit bernkritischem Pathos, über die Aufstände im französisch orientierten Jura.

und Troxler, ihm Einblick in Geist und Problematik der politischen Landschaft der Schweiz eröffneten. Vorerst schien der Ungeduldige wenig Verständnis aufzubringen für die Schwierigkeiten, die die Eidgenossenschaft nach der Periode fremder Besatzung und dreimaliger schmerzhafter Umgestaltung ihres keineswegs homogenen Staatswesens zu bewältigen hatte.

1832 stand die Schweiz erst am Beginn der Entwicklung zur modernen Demokratie, vom Staatenbund zum Bundesstaat. Was Börne als „erbärmliche[…] kleinliche[…] Kantonsinteressen" qualifizierte (5/333), waren tatsächlich „die Versuchslaboratorien der Demokratie", wie es ein heutiger Schweizer Historiker nennt.[10] Gerade die von Börne aus der Nähe mitverfolgten Tagsatzungsverhandlungen, in denen die gesamteidgenössischen Angelegenheiten beraten und beschlossen wurden, stellten die ersten Etappen auf diesem Wege dar.

Wie immer in seiner Korrespondenz blieben die Personen seines Umfelds anonym. Der Blick in das Adressenverzeichnis jedoch gibt Aufschluß über den Aarauer Bekanntenkreis, den er rückblickend offenbar freundlicher sah, vor allem wenn die gesellschaftlichen Zusammenkünfte auch die Damen einschlossen. Es handelte sich dort alles in allem um die typische Hautevolee einer kleinen Stadt, repräsentiert durch Lehrer, Juristen und Buchhändler, auch durch einen Kupferstecher, dem Börne zu einer Porträtskizze saß. Auffallend an der Aarauer Gesellschaft war allerdings ihr enger Zusammenhang mit dem deutschen Nachbarland. Nicht nur Heinrich Zschokke war, wie es der Schweizer Historiker Edgar Bonjour nennt, „Neuschweizer"[11]; wer unter den dortigen Akademikern nicht selbst deutscher Herkunft war, hatte zum mindesten in Deutschland studiert, zum Teil der Burschenschaft angehört und/oder eine Deutsche zur Frau. Dennoch schienen die meisten, soweit es sich aus Börnes Mitteilungen schließen läßt, die aktuellen Schweizer Interessen mitzuvertreten.

Zschokke, seit 1795 zuerst in Graubünden im Schuldienst tätig, 1804 bereits Bürger des neuen Kantons Aargau, war als kantonaler Politiker und Publizist einer der geistigen Wegbereiter der Regeneration, der Periode, die dem deutschen Vormärz entspricht. Die größte und anhaltend-

[10] *Geschichte der Schweiz und der Schweizer,* Bd. 2, Kap. 6. Georges Andrey: Auf der Suche nach dem neuen Staat (1798-1848). Basel 1983, S. 266. (G.A. zitiert Rolland Ruffieux).

[11] Edgar Bonjour: Geschichte der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert. In: *Geschichte der Schweiz.* Zürich 1938, S. 374.

ste Wirkung des Vielschreibers ging aus von den zunächst in seinem eigenen Periodicum, dem *Schweizer Boten*, publizierten, populär geschriebenen „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft", in denen er – nach eigener Aussage – das „Schicksalsgemälde der Schweiz" entwarf.[12] In seinem Aarauer Haus verkehrte über Jahrzehnte internationale Prominenz politischer wie literarischer Richtung. Der Sommer 1832 führte auch Ludwig Börne, den er schon Jahre zuvor in einem Taunusbad kennengelernt hatte, in seine Gesellschaft. In Zschokkes Selbstbiographie gibt der Aarauer eines ihrer den deutschen und schweizerischen Literaturbetrieb kritisch thematisierenden Gespräche wieder.[13]

Der andere Mittelpunkt der Aarauer Liberalen, der Arzt und Naturphilosoph Ignaz Paul Vital Troxler, war gerade nach einjähriger Lehrtätigkeit seines Basler philosophischen Lehrstuhls enthoben worden. Als Sympathisant der aufständischen Landschäftler war er bei den „Herren" in der Stadt obsolet geworden. 1834 an die neue Universität Bern berufen, setzte er sich sowohl für die Revision des Bundesvertrages von 1815 wie für die Erneuerung der Kantonsverfassungen und die Reformierung des schweizerischen Erziehungs- und Hochschulwesens ein. Der Austausch zwischen dem ebenfalls der Naturphilosophie zugeneigten Börne (3/281) und dem mit dem Berliner Varnhagen-Kreis durch seine Frau verbundenen Troxler muß von gegenseitiger Sympathie und Hochachtung geprägt gewesen sein; dafür zeugt nicht zuletzt ein Brief Börnes aus dem Jahr 1835, in dem er den Schweizer Philosophen zur Mitarbeit an seiner geplanten Zeitschrift *La Balance* einlud. (5/770ff.)

Nicht nur in Aarau war Börne nach wenigen Wochen eine stadtbekannte Persönlichkeit: „In ganz Aarau bin ich so bekannt, als wäre ich Bürgermeister." (5/342) Auch andernorts öffneten sich dem Verfasser der allgemein gelesenen *Briefe aus Paris* die Türen der politischen Klasse der Eidgenossenschaft. In Luzern traf er während der dortigen Versammlung der Tagsatzung in einer Abendgesellschaft bei seinem Pariser Bekannten, dem Lausanner Deputierten Monnard, nicht nur Troxler wieder; in dem freundschaftlich gelockerten Kreis der Abgeordneten aller Kantone wurde er mit Anliegen und Arbeit der Tagsatzung bekannt, da, wie er betonte, dort keinerlei „Geheimniskrämerei" stattfand. Beeindruckend jedenfalls empfand der Frankfurter aus der Nachbarschaft der dortigen Bundesversammlung den Kontrast zwischen der unkonventio-

[12] Heinrich Zschokke: *Eine Selbstschau.* Aarau 1842, S. 282.
[13] Ebd., S. 279.

nellen Geselligkeit schweizerischer Politiker und dem elitären Diplomatenstil des Deutschen Bundestages. (5/360f.)

Neben der regen politisch bestimmten Gesellschaft Luzerns scheint die Stadt ihn auch sonst nicht enttäuscht zu haben. So fand er es unerachtet der ihn zunächst abstoßenden Rauheit ihres Dialekts amüsant, in der Lebhaftigkeit und den südlichen Gesichtszügen der schönen Luzernerinnen eine vertraute Ähnlichkeit mit Sprache und Physiognomie der Jüdinnen zu erkennen. (5/364)

Trotz vielfältiger Annehmlichkeiten und Attraktionen – von der wichtigsten wird noch zu sprechen sein – brach Börne seine Schweizer Erkundungsfahrten Mitte Oktober ab, um die inzwischen auch legal verbundenen Freunde in Straßburg zu treffen. Mit ihnen plante er den nächsten Sommer wieder in der Schweiz zu verbringen.

„Unter einem Himmel der Natur und Kunst" sich von dem politikgesättigten Winterklima in Paris zu erholen, das war die eigentliche Motivation für Börnes erste Schweizer Reise gewesen. Zu der Politik, deren unheilvolle Signale aus Deutschland ihn immer wieder erreichten, waren schließlich auch die politischen Bewegungen und Probleme in seinem Gastland getreten, die er anfänglich für unbedeutend hielt, bis er sie vor Ort aus einer neuen Perspektive sehen lernte. Kunstgenuß, wie er sich ihn von dem unerreichbaren Italien versprochen hatte, bot sich ihm, soweit es aus seinen Briefen zu schließen ist, in der Schweiz kaum. Die Natur hingegen hatte ihm bereits auf dieser das Dreieck Zürich-Aarau-Luzern umfassenden Reise neue unerwartete Erlebnisräume eröffnet. Es soll versucht werden, einen Eindruck von den wichtigsten Stationen zu vermitteln, mit denen er in großen Zügen immer wieder Goethes einstige Pfade kreuzte; das erscheint deshalb erwähnenswert, weil der Goethe-Leser und Goethe-Kritiker nirgends auch nur ahnen läßt, daß er sich dieses Umstandes bewußt gewesen wäre. Ganz im Gegensatz dazu weiß er sich auf Schillers, des imaginären Schweiz-Reisenden, Wege.

Wie kontrastreich Goethes und Börnes schweizerisches Initialerlebnis am Schaffhauser Rheinfall war, lohnt sich nachzulesen. Allerdings hat Goethes späte Erinnerung an seine erste Schweizerreise in *Dichtung und Wahrheit* hier nahezu versagt, und wir sind auf die ausführliche Beschreibung seines letzten, mit dem „Kunschtmeyer" im Jahr 1797 unternommenen Besuchs der Schweiz angewiesen. Goethe kam von der „richtigen" Seite auf dem Weg über Schloß Laufen, wie es der „Ebel", der

berühmte Schweizer Reiseführer empfahl.[14] Sich dem Fall von oben nähernd, konnte er, auch bei ebenfalls empfohlener unterschiedlicher Tagesbeleuchtung, Gewalt, Bewegung und wechselnde Farbe der Wassermassen wahrnehmen. Wenn er dabei feststellte: „Beschränkung der Mühlen drüben, durch einen Vorbau hüben. Ja, es war möglich, die schönste Ansicht dieses herrlichen Naturphänomens wirklich zu verschließen“[15], so nahm er damit Börnes „falschen Weg“ geradezu voraus. Doch nicht nur die einer Inszenierung gleichkommende „rechte“ Wahl der Annäherung verfehlte Börne, er vermißte die Erschütterung durch den Überraschungseffekt, der ihm durch die bekannten Kupferstiche genommen sei. Das Bewußtsein, daß die reale Präsenz der außerordentlichen Naturerscheinung ein grundsätzlich anderes Empfinden als das durch die künstlerische Reproduktion vermittelte auslösen müßte, – die Problematik des Kunst- oder Naturerlebnisses aus zweiter Hand, wie Walter Benjamin sie im Blick auf das reproduzierte Kunstwerk anspricht[16] – blieb Börne hier verschlossen:

> ich aber […] kam von der rechten Seite, sah ihn schon aus dem Wagen und dann, vom Führer begleitet, von verschiedenen Standpunkten, so daß er endlich, wie immer, wenn man ein Wunder wachsen sieht, die Bewegung nicht in mir hervorbrachte, die er nach Vorschrift des Buches in einem wohlerzogenen Menschen hervorbringen soll. (5/272)

Sein wort- und geistreich artikuliertes Mißvergnügen an dem fremdgesteuerten Naturerlebnis verdankte sich, wie er selbst gesteht, im Grunde dem Einbruch der harten politischen Wirklichkeit in seine Bereitschaft zu sehen und zu genießen: „Der Bundestag hat mir 20 Eimer Wasser über den Kopf gegossen“, so beginnt Börne seine Rheinfall-Schilderung.

---

[14] J. G. Ebel: *Anleitung auf die nützlichste und genußreichste Art die Schweiz zu bereisen,* Bd. 4, Zürich 1810[3]. – Der Rheinfall, S. 182-187.

[15] J. W. v. Goethe: *Reise in die Schweiz 1797.* Aus dem Nachlaß bearbeitet von Joh. Peter Eckermann: Schaffhausen und der Rheinfall. *GGA* Bd. 12, S. 172-180. Zitat S. 174. – Seltsamerweise fand Börne die Stadt Schaffhausen ebenso wenig bemerkenswert wie zuvor Goethe.(5/272)

[16] Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit. In: W.B. *Illuminationen.* Ausgewählte Schriften, Frankfurt 1977, S. 139: „Noch bei der höchstvollendeten Reproduktion fällt eines aus: das Hier und Jetzt des Kunstwerks – sein einmaliges Dasein an dem Orte, an dem es sich befindet“. Ich wage es, in unserem Fall „Kunstwerk“ dem Naturphänomen gleichzusetzen.

Es sollte nicht bei dieser unglücklichen Disposition bleiben: Schon der erste Bootsausflug auf dem Zürchersee weckt seine Empfindungsfähigkeit:

> Da ward ich eingelullt von alten Liedern in die schönsten frühesten Tage, zurück in die Wiegenzeit meines Herzens, ich bekam Tränenwehen, konnte aber lange nicht weinen. […] Was Schiller im Wilhelm Tell singt: Es *lächelt der See* – das lernt man erst verstehen, wenn man ihn gesehen. (5/275)

Ein seltsames Statement von einem, der wußte, Schiller habe ihn nie gesehen. Keine Assoziation hingegen von Goethes „Auf dem See", was doch weit nähergelegen hätte. Und nach einer Schilderung der friedvollen Uferlandschaft:

> Ich lehnte mich über den Bord des Schiffes, sah, träumte in den See hinab, und es war mir, als sollte ich alle meine Sorgen darin versenken. (5/275)

Unerachtet der für ihn nicht unproblematischen Situation auf Mariahalden hatte Börne die Sommerwochen am See als eine im Grunde unwirkliche Idylle erfahren. „Könnte ich Ihnen nur eine lebhafte Vorstellung von der herrlichen Lage des Gutes geben", beginnt er eine Beschreibung der Gegend und des in die romantische Landschaft eigebetteten Hauses, die ihm gradezu den südlichen Charme einer Isola Bella vermittelten.

Bald darauf wurde Luzern zum Ausgangspunkt eines für Börne wahrhaft herzerhebenden Ausflugs in die Welt des schweizerischen Gründungsmythos. Landschaft und Geschichte erscheinen ihm, wie es schon mit dem Alpenkult des 18. Jahrhunderts vorgegeben war[17], aufs Engste miteinander verflochten; der See, zunächst noch „glatt wie ein Spiegel", wird zum magischen Verbindungselement der „heiligen Geburtsorte" republikanischer Freiheit. Wieder, wie auf dem Zürchersee, stimmt sich Börne auf einer Kahnfahrt ein auf das, was ihn erwartet, auf die „Herrlichkeit dieser Gebirgswelt, an deren Eingang ich doch erst stehe". (5/346) Hier nun ergeht es ihm anders als am Rheinfall:

[17] Dazu auch Rainer Gruenter: Der Mythos der Schweiz im 18. Jahrhundert. Ein Landschaftsbild. In: *Helvetien und Deutschland* (Anm. 2), S. 8: „Alpen und Freiheit, Landschaft und Geschichte der Schweiz schlossen sich in diesem Jahrhundert zu einer besonderen Einheit zusammen".

> Es übertrifft die Erwartung, und es schauerte mich als etwas Fremdes an, was ich doch so oft im Bilde gesehen, was ich mir alle seit vielen Jahren vorgestellt.

Der klare nebellose Herbstnachmittag verführt ihn zum weiteren Vordringen in die alpine Szenerie:

> Und wenn man so weiter schifft, treten die Berge und Gletscher immer näher heran, einer über dem andern, immer einer höher als der vorige. Es schien mir, als kämen sie mir entgegen, als sähen sie sich einander über Schultern und Köpfe, mich vorüberfahren zu sehen. […] Da hörte ich doch ein neues Lied; aber weil Sie mir fehlten, war es eine Melodie ohne Text.

Die in Melancholie umschlagende Stimmung begleitet ihn auf der Rückfahrt:

> Nach Sonnenuntergang; bei immer steigender Dämmerung, kehrte ich zurück. Vor mir über der Stadt brannte hell das Abendrot; wie ich nun zurücksah, wo zwischen den Bergen schon Nacht war, war es wie ein Schrecken, was ich fühlte. Es war, als ginge dort die Welt unter und als wäre es die ewige Nacht, die immer näher, alles verschlingend, der Stadt zuflutete, die noch im Lichte des Lebens glänzte. Und das ist erst der Anfang. (5/347)

Tatsächlich gestaltete sich die „herrliche Reise", deren Route er zunächst nur im Telegrammstil mitteilt, zur eigentlichen Erfüllung dessen, was er von seiner Schweizerreise erwartet hatte: Aus sinnlicher Nähe die in einer verlockend-bedrohlichen Gebirgswelt angesiedelten Geburtsorte der eidgenössischen Gründungsgeschichte, für ihn die Frühgeschichte republikanischer Freiheit überhaupt, zu erleben. Börne besaß weder die physische Kapazität noch die geologische Neugier Goethes, um den Gotthard selbst bezwingen zu wollen. Sein Interesse konzentrierte sich auf die Schauplätze der Tellenlegende und der Rütli-Verschwörung. Vergessen schien dabei seine herbe Kritik am Apfelschuß-Motiv, kein Anflug von Legendenkritik störte jetzt seine Begeisterung. Zum Führer hatte er in diesen Tagen den Schaffhauser Johannes von Müller, den „Schweizer Tacitus" gewählt, der Rütli-Schwur, Apfelschuß und Gessler-Attentat ohne quellenkritisches Zögern gleich wie den historisch belegten Mord an Albrecht von Habsburg in seine *Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft* integriert hatte.[18] Im Wechsel von Wagenfahrt, Fußreise und Was-

[18] Johannes von Müller: *Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft,* neu bearbeitet von Dr. H. E. Wechlin. 3 Bde., Zürich 1942, Bd. 1, bes. S. 172-196. – Die

serfahrt umkreist Börne den See. Er pflückt – eine übliche Andenkensammlung – auf dem Grütli, wie die Rütli-Wiese im 19. Jahrhundert allgemein hieß, für das Freundespaar daheim Blumen, die er mit einem provokativen Text begleitet:

> Verwahren Sie die Blumen gut. Sie können noch einmal neben Schwert und Dolch auf einem Kriminaltisch prangen, wenn früher oder später unsere demagogischen Umtriebe zur Untersuchung kommen und wir, weil wir die bestehenden Dinge umstürzen wollten, geköpft werden. Dann werden die Blümchen von dem revolutionären Grütli gegen uns zeugen. (5/360)

Solche sanglanten Scherze, mit denen Börne auch Heines Pariser Mittagstisch zu würzen pflegte, dürften in den Empfängern einen leichten Schauder erzeugt haben; zugleich zeigen sie auch, unter welchen Vorzeichen Börne die Reise um den symbolträchtigen Waldstättersee angetreten hatte.

Eng verquickt sind in seinem inhaltsreichen Kurzbericht Mythos, Landschaftsgenuß, Selbstironie und, im Geist dem Weg über den Gotthard folgend, Italiensehnsucht:.

> Wie beneidete ich die Kühe, die ich vor Altdorf […] in großen Herden kommen sah. Sie werden über dem Gotthard zum großen Viehmarkte in *Locarno* getrieben. Das sah sehr reizend aus. Einer der Treiber, ein Schwyzer, jodelte herrlich, daß es zwischen den Bergen widerhallte.[…] Als ich nach Flüelen kam,[…] fand ich die ganze Dorfjugend, eine Schar kleiner Tells, mit Bogen bewaffnet und mit Pfeilen nach der Scheibe schießend. Ich zahlte einen Batzen für einen Schuß und traf so glücklich, daß, wenn der

magische Ausstrahlung der legendenumwobenen Örtlichkeiten bezeugt auch ein Reisebericht Victor Hugos, bei dem die Kulisse der Hohlen Gasse zur diaphanen Projektionsfläche für einen Höhepunkt des dramatischen Geschehens der Tellensage, den Geßlermord, wird. Vgl. Yvonne Boerlin-Brodbeck, Das Bild der Alpen. Katalog zur Ausstellung des „Musée Suisse" Schweizerisches Landesmuseum Zürich 1988, *Die Erfindung der Schweiz 1848-1948. Bildentwürfe einer Nation,* S. 86 : „Peu à peu le spectre des choses passées se superposait dans mon esprit aux réalités presentes et les effacait, comme une vieille écriture qui réparait sur une page mal blanchie au milieu d'un texte nouveau; je croyais voir le bailli Gessler couché sanglant dans le chemin creux, sur les cailloux diluviens tombés du mont Rigi, et j'entendais son chien aboyer à travers les arbres après l'ombre gigantesque de Guillaume Tell debout dans le taillis."

> Apfel auf dem Kopf des kleinen Tell so groß gewesen wäre als die Scheibe, die drei Schuh im Durchmesser hatte, ich zwar den Apfel nicht getroffen hätte, aber den Knaben auch nicht; denn ich hätte ihn gerade unter die Beine weggeschossen. […] Ich wurde von allen Buben ausgelacht und ging beschämt fort. (5/352f.)

Ein Ausflug nach Küsnacht und in die Hohle Gasse gibt Börne, wieder von der Lektüre Müllers unterstützt, Gelegenheit, seiner anderen Leidenschaft, der Kehrseite der Freiheitsliebe im Haß gegen Österreich, zu frönen:

> Was mir in der Schweiz wohltut, deren Geschichte ich jetzt lese, in Büchern und in Felsenschrift an den Bergen, ist der Schweiz uralter Hass gegen Österreich.

Und, nach Zitierung einer entsprechenden Anekdote bei Müller: „Ja so muß man Österreich hassen oder noch besser – wie ich." (5/358f.) Dennoch: mit einer Leseempfehlung an Jeanette gesteht er:

> Die alte[n] Heldengeschichten der Schweiz und der Schauplatz ihrer schönsten Taten […] lernen Sie am besten aus Schillers Wilhelm Tell kennen. […] Ich sah wieder, daß mehr der Dichter als der Geschichtsschreiber Heldentaten verewigt; denn mehr aus Schillers Tell als aus der Geschichte kannte ich der Schweizer Großtaten. […] Wäre die unleidliche Aufklärung nicht, zu welcher schönen Mythologie wäre nicht die alte Schweizergeschichte in diesen fünf Jahrhunderten ausgeschmückt worden […]. Zum Glück fiel die schönste Schweizergeschichte vor der Reformation und in Ländern, die bis heute noch katholisch geblieben. Tell wird wie ein Gott verehrt. (5/359)

Hier plädiert Börne sogar für eine Mythologisierung, die Geschichte in den Rang der Dichtung erhebt, um sie im quasireligiösen Ritual zum unverrückbaren Nationalgut werden zu lassen.

Aber auch ohne die mythische Verklärung der Alpenregion wird Börne, der Pariser Flaneur, zum leidenschaftlichen Spaziergänger. Am Vierwaldstättersee hatte er das stetig sich wandelnde Alpenpanorama beobachtet, das Spiel der Wolken, die bedrohlich auf ihn wirkende Föhnstimmung wie den raschen Wechsel von Seeoberfläche und Wasserfarbe wahrgenommen. (5/353f., 5/364) Im grünen Mittelland Luzerns, dessen sanfte Hügel ihn einzuladen schienen wie „ein Sofa aus grüner Seide" (5/365), genießt er die vielbesungene Schweizer Hirtenidylle, dies aber als erklärter Antitourist:

> So reisen, wie es gewöhnlich geschieht in der Schweiz, möchte ich nicht. Wochen, monatelang von einem Ort zum andern jagen, nichts voll genießen, alles nur kosten – ist das nicht töricht? Wenn uns ein Berg, ein Tal entzückt, warum wegeilen nach einem andern Tale, einem andern Berge, bloß um zu Hause erzählen zu können, daß man dort gewesen? (5/365)

Kurze Zeit nach dieser seiner recht aktuell anmutenden Tourismuskritik kehrte Börne, wie schon oben gesagt, für diesmal in seine Exilheimat Paris zurück.

*

Während er im April 1833 in Straßburg das Ehepaar Strauß zur gemeinsamen Weiterreise in die Schweiz erwartet, trifft Börne, kaum ganz zufällig, mit den geflüchteten Aktivisten des Frankfurter Attentats zusammen, das, dilettantisch vorbereitet und vorzeitig verraten, dem Sitz des Bundestags gegolten hatte.[19]

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Börne über die in ganz Süddeutschland vernetzte Verschwörung vorinformiert war, da er schon seit Ende März die Freunde in verschlüsselter Form zur Abreise gedrängt hatte. (5/504f.) Die dramatischen Geschehnisse von Frankfurt kommentierte er lediglich mit der zynischen Äußerung, es werde sich wohl um das „commencement de la fin" (5/514) handeln, setzte dann seine Reise wie geplant fort und trat schon im Mai von Aarau aus mit Campe in Verbindung. Wie im Vorjahr ging dann die Manuskriptsendung für die dritte Lieferung der *Briefe aus Paris* im August von Zürich ab.[20] Die Schlußredaktion der Briefe war also in der Schweiz, in Aarau oder Zürich, vorgenommen worden.

Nach einem gemeinsamen Aufenthalt im Berner Oberland hatten sich die Freunde bereits Ende August wieder getrennt; über die davor liegenden Sommermonate Börnes wissen wir so gut wie nichts Konkretes. Die Vermutungen stützen sich weitgehend auf das Adressenverzeichnis und die allgemeine politische Lage der Zeit. Mit Sicherheit hatte er an die Begegnungen des Vorjahres anknüpfen können, wird die Freunde in seinen Aarauer Kreis eingeführt und an die erinnerungsbesetzten Orte der letzten Reise begleitet haben. In Zürich war er aller Wahrscheinlichkeit

[19] Hierzu *Börne-Index* (Anm. 4), Bd. 1, S. 82f., Art. Frankfurter Attentat.

[20] *Börne-Index* (Anm. 4), Bd. 1, S. 90f., Art. Julius Campe. Chronologische Rekonstruktion des Briefwechsels Julius Campe/Ludwig Börne.

nach Beobachter der wenig ermutigenden Tagsatzungsverhandlungen geworden; wenig ermutigend, denn die gesamteidgenössische Verfassungsreform konnte erst 1848 nach herben Rückschlägen gelingen. Die Polarisierung der politischen Gegensätze sollte ihre bürgerkriegsähnliche Zuspitzung sogar erst 1847 im Sonderbundskrieg erreichen.

Auch in Bern scheint Börne offene Türen gefunden zu haben, so im Haus des liberalen Politikers und Naturwissenschaftlers Schnell, wo er andere Berner Persönlichkeiten der gleichen politischen Couleur traf. Johann und sein Bruder Karl Schnell, den Börne in Zürich kennengelernt hatte, gehörten zu den führenden Köpfen der fortschrittlich orientierten Regeneration, denen gerade in Bern die konservativen Aristokraten entgegenstanden.

Inzwischen hatten die vom Hambacher Fest und im Jahr darauf vom Frankfurter Attentat ausgelösten Maßnahmen der deutschen Bundesversammlung eine erste größere Flüchtlingswelle in die Schweiz gespült. Es waren zumeist Intellektuelle, Publizisten und Juristen, die im Raum Zürich und in der Nordwestschweiz auftauchten, einige davon, wie der Berufsrevoluzzer Rauschenplat, nicht unbekannt mit Börne. In die Zeit seines zweiten Aufenthalts in der Schweiz fielen die letzten blutigen Auseinandersetzungen zwischen der Stadt und der Landschaft Basel, die schließlich mit der Anerkennung der Kantonstrennung durch die Tagsatzung am 26. August beendet wurden. Wir besitzen aus dieser Periode weder briefliche noch diarische Zeugnisse von Börnes Reaktion auf die aktuellen Vorkommnisse; seine Genugtuung über die Kantonstrennung läßt sich jedoch unschwer vorstellen, wenn man in einem Januar-Brief noch aus Paris lesen konnte:

> In Basel sind sie jetzt eingesperrt, die hochmütigen Ellenritter. Sie wollen allein regieren, das Landvolk soll gehorchen. Aber das Landvolk kennt seine Rechte und will sie geltend machen und belagert die Stadt. (3/123)

Da der junge, nun selbständig gewordene Kanton Basellandschaft gezwungen war, einen neuen Kader aufzubauen, fanden dort wie auch in Zürich und Bern einige der deutschen Flüchtlinge einen ihnen angemessenen Wirkungskreis[21]; einige, keineswegs alle. Börne, bekannt für seine

[21] Von den intellektuellen deutschen Flüchtlingen, vorwiegend Journalisten und Juristen, wurde z.B. der ehemalige Redakteur des *Wächter am Rhein*, Franz Strohmeyer, Herausgeber des Tagsatzungs-Bulletins in Zürich; ebenso machte der Frankfurter Joh. Caspar Herold, mitbeteiligt an der von dem Göttinger

großzügige Hilfsbereitschaft, notiert, daß er bereits um Geld angegangen worden sei. Im allgemeinen muß er sich von den deutschen Flüchtlingskreisen hier wie in Paris zunehmend zurückgezogen haben, da Spitzel gerade in dieser Gesellschaft ihrem trüben, oft durch Not verursachten Geschäft nachgingen.

Weniger noch als auf die allem Anschein nach gesellige und anregende Zeit in Zürich, Aarau und Bern läßt sich auf die eigentlichen Bergferien der drei Freunde schließen. Auf die Landschaft des Berner Oberlandes hatte sich besonders Jeanette gefreut, – und gerade sie vertrug offenbar das alpine Klima nicht. (5/519) Nach dem Abschied vom Ehepaar Strauß berichtet Börne von seiner Weiterfahrt nach Lausanne:

> Der Weg von Bern hierher hat mich entzückt. Sanfte Hügel, junge Wälder […] Die kleine häusliche Natur ist für uns Alte besser als die große, – so sucht er die Freundin über ihre Nervenschwäche zu trösten – hohe Berge und Gletscher, das ist gut für die Jugend, ihren Übermut zu dämpfen, oder für Eisenfresser wie Strauß […] diese sanfte Landschaft hätte Sie gewiß heiterer gestimmt. (5/520)

Ihn jedenfalls stimmte sie, wenn nicht heiter, so doch erwartungsvoll. Denn mit dieser Reise in die Westschweiz verband er einen neuen literarischen Plan.

PD Rauschenplat inszenierten Diepflinger „Revolution" im Kanton Basellandschaft, in der neuen Kantonshauptstadt Liestal zuerst als Laienprediger, dann als Advokat und Redakteur des freisinnigen „Unerschrockenen Rauracher", schließlich als Staatsanwalt Karriere. Ein weiterer Frankfurter, Franz Carl Gärth, den Börne im August 1833 in Bern kennenlernte, wurde dort 1834 zum zweiten Staatsanwalt berufen, bei Ausbruch der sogenannten „Flüchtlingshatz" jedoch ausgewiesen. – Börne selbst notierte neben den eben erwähnten Flüchtlingen noch folgende Namen: Prof. Weissgerber aus Freiburg; Dr. Bunsen aus Frankfurt; Dr. Edmund Manso aus Preßburg; den schon erwähnten, zum professionellen Revolutionär mutierten Juristen Hermann Rauschenplat, nach dem unglücklichen Diepflinger Abenteuer Dozent für Kriminalrecht (!) in Bern, später in führender Stellung in den deutschen Arbeitervereinen in Zürich (vgl. *Börne-Index II,* Anm. 4, S. 627ff.); Prof. Dr. med. Schönlein aus Würzburg; einen Historiker Schrader aus Hildesheim; die hessischen Brüder Wilhelm und Ludwig Snell, später Professoren in Basel und Bern, sowie den rheinischen Journalisten Christian August Traxel, den Börne, als er ihn im Sommer 1833 in Zürich als Korrespondenten für den Pariser *Temps* antraf, für politisch undurchsichtig hielt.

> Ich will aber diesen Sommer in der Schweiz, besonders in der Landschaft von Genf, Stoff zu einem Buche sammeln, das ein Prachtwerk, ein deutsches Nationalwerk werden soll: Liebe, Natur, Politik […], Voltaire, Rousseau, die Staël, alles untereinander. (5/449)

So hatte er im Januar 1833, nicht ohne Selbstironie, aus Paris geschrieben. Da er keineswegs sicher war, ob er auch den Winter 1833/1834 in der Seine-Stadt verbringen könne, sollte das Schweizer Reisejournal gewissermaßen als Fortsetzung der Pariser Briefe erscheinen. Der Markt für Reiseliteratur, dieser formal offenen Verbindung von Unterhaltung, Information und Gesellschaftskritik, war nach wie vor günstig, wie der Erfolg Heines, Pücklers und Börnes eigene Erfahrungen zeigten.

Der Weg von Bern nach Lausanne hatte Börne über Avenches und Payerne geführt. (5/517f.) „Zwei neue Seen habe ich heute gesehen, den von Neuchâtel und den von Murten", berichtet er. Daß er der Versuchung, auf der Nordseite des Sees die Kantonshauptstadt zu besuchen, widerstand, hatte keinen touristischen, vielmehr einen politischen Grund, vergleichbar seiner Resignation gegenüber dem habsburgischen Oberitalien: Neuenburg, seit 1717 preußisches Souveränitätsgebiet und zugleich „Zugewandter Ort" der Eidgenossenschaft, stellte in Börnes Sicht den „Wassersack der Schweiz" dar, in dem sich aller politische Unrat der Alpenrepublik sammeln konnte. Grundsätzlich mied Börne wie österreichisches so auch preußisches Territorium.

Im ganzen gesehen lassen sich seine Erkundungsfahrten und Aufenthalte in der Schweiz drei unterschiedlichen Schwerpunkten zuordnen: Im Mittelland, das heißt in Zürich, Aarau, Luzern und Bern, sind es die persönlichen Kontakte und damit verbunden die eidgenössische politische und gesellschaftliche Gegenwart. Die Fahrt in die Innerschweizer Urkantone wurde zu einer Reise in die legendäre Geburtswelt der Alpenrepublik; die Westschweiz war für Börne, wie schon in seinem Winterplan vorgesehen, erinnerungsgesättigt von der Kultur des 18. Jahrhunderts. Auffallend bleibt, daß für ihn in allen drei Regionen als landschaftliches Zentrum die großen Seen – Zürchersee, Vierwaldstädtersee und Lac Léman – eine nahezu magische Ausstrahlung besaßen.

Die gesellschaftliche Situation am Genfersee gestaltete sich keineswegs so anregend wie diejenige in der deutschen Schweiz. Touristisch stark von den Engländern bestimmt, gab sich die Stadt Calvins kühl und spröde. Als Fremder wurde man in die dortige Gesellschaft durch seine Pension eingeführt, deren steifes und ambitiöses Zeremoniell Börne als

lästig und lächerlich empfand. Er, der seinen Individualismus einmal mit der Wendung umschrieb, er trinke „wie der blondgelockte Felix im Wilhelm Meister am liebsten aus der Flasche“ (3/429), mokiert sich über die französisierende Maniriertheit der (deutschstämmigen) Wirtin und seiner vorwiegend englischen Mitgäste. Eine elegante musikalische Soiree im Landhaus des ihm von Paris her bekannten Ministerresidenten der Freien Städte, Rumpff, bestätigte seinen Eindruck von der Genfer Gesellschaft:

> Es ist sehr viel hohe und feine Bildung unter den Leuten, aber mir zu hoch und zu fein. Die Franzosen sind mir lieber, die nicht besser drucken als sie sprechen; hier aber sprechen die Gebildeten wie gedruckt. (5/531f.)
>
> Für Künste und schöne Wissenschaften hat man hier gar keinen Sinn, nur für Geld und Gelehrsamkeit. Das wären also meine Leute nicht. Lesen Sie Rousseaus Héloïse 6me partie, lettre 5, Madame d'Orbe à Mad. de Wolmar, wie er die Genfer schildert. Das scheint heute noch zu passen. (5/545)[22]

Was ihm das Personal seiner Umgebung nicht bietet, kompensiert Börne durch seine mit der Örtlichkeit und Region verbundene Lektüre. Vier Wochen bringt er so lesend und mit alten Engländerinnen Schach spielend zu, einzig unterbrochen von einem Ausflug nach Fernay-Voltaire, dessen Aura, Park und Reliquien ihn stärker bewegen, als er es hier schon ausdrücken will (5/544); seine Briefe füllt er mit Parisplänen, Postproblemen und Sorgen um das Wohlbefinden der Freundin. Endlich, Mitte Oktober, entschließt er sich, via Lausanne an den Ort zu reisen, von dem er im Rückblick sagen wird:

[22] Börnes Bild der Genfer Gesellschaft war weitgehend vorgeformt von dem 70 Jahre früher erschienenen Roman Rousseaus; er eignete sich gewisse Wendungen des von ihm zitierten fünften Briefes des sechsten Kapitels an, ohne jedoch die Differenzierungen, mit denen Rousseau die Genfer in ein positives Licht stellte, zu berücksichtigen, – was möglicherweise der vorgesehenen Druckfassung vorbehalten bleiben sollte. Zu 5/531 „die Franzosen sind mir lieber“ etc.: „Au lieu que le Français écrit comme il parle, ceux-ci parlent comme ils écrivent.“ – Zu 5/545 „Für Künste und schöne Wissenschaften“ etc.: „il (le Genevois) a de la générosité, du sens, de la pénétration; il aime trop l'argent: défaut que j'attribue à sa situation qui le lui rend nécessaire; car le territoire ne suffirait pas pour nourrir les habitants.“

> Montreux habe ich mit wahrer Wehmut verlassen. Ich kann nicht sagen, wie mich diese Gegend anlächelte, als liebte sie mich. Es gibt wohl schönere Gegenden, und vielleicht haben wir den Sommer schönere gesehen, aber so reizend keine. (5/587)

Hier auch trifft er noch einmal eine herausragende schweizerische Persönlichkeit, in Generation und politischer Bedeutung für die eidgenössische Geschichte vergleichbar mit Lafayette für Paris. Mit Frédéric César de Laharpe, den kennenzulernen er eigentlich nach Montreux gefahren war, begegnet Börne einem legendären, wenn auch nicht unangefochtenen Zeugen der revolutionären Epoche, einem führenden Politiker der Helvetik. Als Erzieher des späteren Zaren Alexander hatte Laharpe schon 1790 von St. Petersburg aus publizistisch für die Befreiung der heimischen Waadt von der Majorisierung durch Bern gekämpft und erreichte aus dem Pariser Exil heraus 1815 deren kantonale Eigenständigkeit. Von den Gesprächen allerdings, die Börne mit dem ihn durch seine Vitalität beeindruckenden „charmanten alten Mann" führte, erfahren die Leser seiner Briefe, wie gewohnt, nichts. Um so wortreicher schildert er die topographische Lage in dem heiteren kleinen Weindorf.

> Mein Pult, vor dem ich jetzt stehe, […] steht am Fenster […]Und ohne mich einen Schritt zu entfernen, sehe ich den Berg hinunter […] bis an den See, der hier seinen Ausgang hat. […] Links stürzt ein wilder Bach, von den hinter gelegenen Bergen kommend, unter einer alten Brücke durch brausend dem See zu. Er muß wissen, daß ich harthörig bin, denn er spricht sehr laut. Gegenüber liegen die herrlichen Berge von Savoyen, über die soeben die letzten Wolken zogen, jetzt liegt die Sonne auf den Gipfeln. Trete ich ans Fenster, sehe ich links das alte Schloß Chillon im See, eine Viertelstunde von hier. […] Hinter dem Dorfe erheben sich himmelhohe Berge, aber bis zur höchsten Spitze mit Reben und Nussbäumen bedeckt. Und jetzt ist gerade Weinlese. (5/570)

Der Zauber der Gegend läßt ihn seine Jugend zurückwünschen; er unternimmt einen Spaziergang zu dem von Byron besungenen Schloß Chillon:

> Ich komme eben davon zurück. Man hat doch ¾ Stunden zu gehen. Aber welch ein Weg! Man möchte nur immer so fortwandern bis an den Simplon, dann hinaus, hinüber nach Rom. In Chillon möchte ich eine Geliebte haben, aber eine, die gut kochen kann, und hier in Montreux wohnen, dann jeden Mittag zu ihr und abends im Mondschein zurück. (5/572)

Die Langeweile jedoch begleitet Börne, wie man es auch von Čechov kennt, nahezu an jeden Ort. Mangel an Zeitungen und an Damengesellschaft entlockt ihm verzweifelte Klagen selbst in der schönsten Gegend und verführt ihn in Montreux zu einem bezeichnenden kleinen Abenteuer:

> Ich hörte am Tage, im Orte sei ein „Cercle", wo man Journale läse. Wie ein ausgehungerter Geier stürzte ich dem Aase zu. Mein Barbier erbot sich am Mittage, mich zum Präsidenten des Cercle zu führen. […] Der Präsident wies mich an meinen Wirt. […] Mein Wirt ist ein ausgezeichneter großer schöner Mann, und jetzt, über und über mit Weinhefe besudelt, gleicht er ganz einem Bacchus. Beschäftigt wie alle Welt, konnte er mich nicht ins Casino begleiten. (5/576f.)

Weitergewiesen an zwei Dorfhonoratioren, stolpert der begierige Zeitungsleser des Abends, die Laterne in der Hand, auf holpriger Straße einem kleinen Hause zu, um festzustellen:

> O Jammer, es waren nur Blätter des Kantons, mehrere Tage alt, die ich schon gelesen hatte. […] Das ist das Casino von Montreux. (5/577)

In Montreux gewinnen Börnes Briefe wieder die eigentümliche Mischung aus Humor, Romantik und Melancholie. Byron, dessen Biographie von Moore er liest, begleitet ihn in Rousseaus Landschaft; und gerade die liebliche Schönheit dieser Landschaft ist es, die ihn an das Erbübel seiner Geburt gemahnt:

> Gestern habe ich einen herrlichen Spaziergang nach Châtelard gemacht, einem Schlosse von altertümlicher Bauart […] Unten ist Clarens, wo Rousseau seine Julie hingedichtet. Das Schloß liegt von Wiesen, Weinbergen, Baumgruppen umgeben, ein Paradies – für einen, der es mitbringt. Ich setzte mich in jede Laube, auf jede Bank, ich versuchte es auf alle Art, vergebens; mein Herz ist so ausgetrocknet, daß eine Fliege durchkriechen könnte, ohne die Füße nass zu machen. […] Als ich die Kinder des Gutsbesitzers sich auf der Wiese herumwälzen sah, und dann ins Kelterhaus gehen und aus den breiten Fässern zerquetschte Trauben naschen, […] vor mir der See und die ernsten erhabenen Savoyer Gebirge, rückwärts die sanften Hügel, mit Wäldern, Weinbergen, Sennhäusern, Dörfern bedeckt – da wünschte ich, was ich immer wünschte an solchem Ort: hier möchte ich geboren worden sein. Und dann die Brust gefüllt mit dieser himmlischen Luft, immerhin hinaus in das dürre Leben. Die Erinnerung meines Kinderpara-

> dieses hinge mir wie eine Feldflasche an der Seite, aus der ich trinke, so oft mich dürstet. O ich weinte vor Gram und Zorn. Wenn ich jetzt mein Kinderparadies öffne, stinkt es! (5/575f.)

Die Wetterverschlechterung vertreibt ihn schließlich nach manch anderen kleinen Abenteuern von Montreux. Als Winterquartier scheint sich ihm Lausanne anzubieten. Auch hier kann er schwärmen:

> Diese Aussicht aus seiner Wohnung hat höchstens der König von Neapel und Donna Maria, kein Dritter in Europa außer ich. (5/588)

Doch der immer wieder erwogene Plan, die Schweiz zu seinem Daueraufenthalt zu machen, gewissermaßen zu seiner zweiten Exilheimat, zerschlug sich in dem Augenblick, als ihm die unentbehrliche Freundin ihre Übersiedlung nach Paris in Aussicht stellt.

*

Die oft auffallende politische Abstinenz in Börnes Schweizer Briefen lassen, wie schon erwähnt, auf zeitgleiche Notizen schließen, die sich zu einem neuen Reisewerk runden sollten. Seine geradezu manische Jagd nach aktuellen Zeitungen unterstützt diese Vermutung, die sich jedoch nur durch wenige erhaltene Blätter belegen läßt. Die Notate unter dem Titel „Die Polen in der Schweiz" können während Börnes scheinbar so idyllisch verlaufenem Westschweizer Aufenthalt im Herbst 1833 begonnen und im Frühjahr 1834 in Paris weitergeführt worden sein. In fragmentarischen, z.T. sentenzenhaften Absätzen setzt er sich mit der eidgenössischen Asylpolitik auseinander, die sich durch den Übertritt einer Gruppe polnischer Flüchtlinge aus Frankreich in die Schweiz krisenhaft zugespitzt hatte. Als sich dann polnische Offiziere zu Anfang des Jahres 1834 an dem gescheiterten Savoyerzug des republikanischen Verschwörers Mazzini beteiligt hatten, verstärkte sich der empörte Notenregen Österreichs, Sardiniens und der süddeutschen Regierungen, die die Ausweisung der Ruhestörer aus der Schweiz verlangten. Obwohl der Vorort, die Geschäftsführung der Tagsatzung, die österreichische Drohung als Einmischung in die schweizerische Asylpolitik zurückwies, sprachen selbst liberale Blätter wie Zschokkes *Schweizer Bote* zu Börnes Entrüstung von Mißbrauch des Asylrechts durch die Polen. Leidenschaftlicher Polenfreund, klagte Börne nun die Schweiz mit moralisierendem Pathos der Mißachtung der Menschenrechte an und warnte tatsächlich vor

Österreichs nie erloschenen Rachegelüsten im Gedenken an den Geßlermord. (2/1001-1008)

Aus solcher Stimmung heraus war der eingangs angesprochene Brief an die von einer Schweizerreise zurückgekehrte Lyrikerin Eliza Sloman, der späteren Frau François Willes, geschrieben, die Börne nach ihren Reiseeindrücken fragte: „Welch ein schönes Land und welche häßlichen Menschen! Haben Sie sie auch kennengelernt, diese Gastwirts-Seelen, welchen alles feil ist? Wie haben sie sich wieder gezeigt in dieser letzten Zeit!“ ruft er aus und klagt die Eidgenossen an, ihren „alten Ruhm und ihre Freiheit“ (5/750) zu verkaufen. Diese letzte Auseinandersetzung Börnes mit der eidgenössischen Politik läßt noch einmal ahnen, mit welch widersprüchlichen Empfindungen er die Schweiz erlebte und verließ. Natur und Geschichte erfüllten, aufs Engste miteinander verflochten, seine lange gehegten Erwartungen; Mythos und gesellschaftliche wie politische Wirklichkeit hingegen erfuhr er als widerstreitende Elemente.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Landschaft, in welcher Region auch immer, uneingeschränkt in seiner Erinnerung aufgehoben war als Ideal ursprünglicher und unverrückbarer Schönheit. Diese Landschaft, ob in heroischer Gebirgskulisse oder in der unschuldigen Lieblichkeit der Täler und Weindörfer, zu der auch die Tierwelt, die Hirten und Kinder zu zählen waren, empfand und betrachtete Börne wie eine Geßnersche Idylle, der Zeitveränderung und Alltagswirklichkeit nahezu enthoben. Unterlegt und überhöht wird das bukolische Bild für ihn durch den legendengeschmückten Mythos der schweizerischen Freiheit, in der ihm Alpenwelt, archaisches Heldentum und uralter Österreichhaß zusammenfließen. Schon die Reiseschriftsteller des 18. Jahrhunderts hatten kritisch und z.T. parodistisch die Übereinstimmung alltäglicher Wirklichkeit mit dem überlieferten Idealbild heroischer Simplizität, frommer Biederkeit und unverbrüchlichem Unabhängigkeits- und Freiheitswillen in Frage gestellt.[23] Auch Goethe gehörte ja zu den kritischen Schweizreisenden, die in der sozialen Hierarchie den untertänigen Charakter der Schweizer erkannt haben wollten.[24]

[23] Günter Oesterle (Anm. 3); im selben Sinn auch Gonthier-Louis Fink: Die Schweiz im Spiegel deutscher Zeitschriften (1772-1789). Bild und Wirklichkeit. (Anm. 2), S. 57-59.

[24] J. W. von Goethe: *Briefe aus der Schweiz*, 1. Abt. „Frei wären die Schweizer? Frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man den Menschen nicht alles weißmachen kann!“ Zit. nach Günter Oesterle (Anm. 3), S. 91.

Inzwischen war ein halbes Jahrhundert durch die Eidgenossenschaft gegangen, mit seinen revolutionären Stürmen kaum dazu angetan, das Bewußtsein friedlicher Einigkeit zu fördern:

„Die Feindschaft zwischen Aristokraten und Demokraten ist unmenschlich. Man kann durchaus mit beiden Parteien nicht zugleich umgehen, wie ich es möchte" (5/331), hatte Börne schon kurz nach seiner Ankunft in Aarau im September 1832 in gewohnter Übertreibung geschrieben. Er, der sich den einengenden deutschen Verhältnissen nach Frankreich entzogen hatte und dort ein wohlgelittener Fremder blieb, er dachte die vielgerühmte reine Luft der Schweiz auch im sozialen Bereich von Freiheit und Gleichheit atmen zu können; die polarisierte Gesellschaft, die er vorfand, schien ihn eines Besseren belehrt zu haben: „schlimmere Philister als die Deutschen", feiner, aber steifer als die Franzosen, Staatsmänner im Kleinstadtformat, geldgierige Gastwirte: Sein Maßstab liegt deutlich jenseits der Schweizer Grenzen. Zuletzt hat die eidgenössische Asylpolitik das Idealbild der Schweiz für ihn zur unerreichbaren Utopie werden lassen.

Frank Mehring (Berlin)

Deutsch-Amerikanisch-Afrikanische Allianzen: Aktivisten des Vormärz und der amerikanische Abolitionismus

> Alle Revolutionen sind von der utopischen Menschlichkeit des Intellektuellen entfacht worden.
> *Hermann Broch, 1950*

Einleitung

Als bevölkerungsstärkste Einwanderungsgruppe des 19. Jahrhunderts stellten deutsche Immigranten und Exilanten die Frage nach den Kennzeichen des amerikanischen Wertesystems besonders deutlich. Die eigene kulturelle Prägung diente bei der Suche nach Antworten als sowohl negative als auch positive Bezugsfläche. Nicht selten kam es bei der interkulturellen Begegnung zu Enttäuschungen, deren Ursachen in falschen Vorstellungen über die Realitäten des amerikanischen Wirtschafts-, Politik- und Gesellschaftssystems lagen. Bei der Wahl zwischen resignierender Anpassung an die neuen Verhältnisse oder aktiver Mitgestaltung der Wertegemeinschaft entschieden sich vor allem die Freiheitskämpfer des politischen Vormärz zugunsten einer reformerischen Haltung. Im Folgenden sollen daher nicht die ethnischen Kommunen untersucht werden, die sich um den Preis isolationistischer Vereinsmeierei der Bewahrung deutscher Traditionen, Gebräuche und Sprache verpflichteten, sondern jene Aktivisten, die in den USA ihre Vorstellung einer besseren, vorbildlichen Welt zu verwirklichen suchten. Die deutsch-amerikanische Geschichtsschreibung hat sich traditionell mit der Frage befasst, welche Beiträge deutsche Immigranten zur amerikanischen Kultur leisteten.[1]

[1] Eine erste deutschsprachige Gesamtschau legte Gustav Philipp Körner in den USA vor: *Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten 1818-1848*. Cincinnati: Wilde, 1880. Seine Arbeit führte Albert Bernhardt Faust, nun in Englisch, weiter: *The German Element in the United States*. 2 Bde. New York: The Steuben Society of America, 1909. Zu den bis heute maßgeblichen Arbeiten zum kulturellen Erbe Deutschlands in den USA gehört Henry A. Pochmanns *German Culture in America. Philosophical and Literary Influences 1600-1900*. Madison: The University of Wisconsin Press, 1957. Die Geschichte der Contributionismus-

Dabei ließen in der Vergangenheit viele Arbeiten einen wissenschaftlich analytischen Ansatz vermissen.[2] Neue Zugänge zur von zwei Weltkriegen überschatteten deutsch-amerikanischen Einwanderungsgeschichte können, wie Werner Sollors betont, Analysen der internationalen, polyethnischen und multilingualen Kontexte eröffnen?[3]

Wie Kathleen Neils Conzen zu Recht betont, gab es viele deutsch-amerikanische Gruppen, die bewusst ein spezifisches ethnisches Gemeinschaftsgefühl entwickelten, bzw. in den USA erst erfanden.[4] Die eigene Wahrnehmung basierte auf der Annahme, dass deutsche Immigranten zu den vorbildlichsten Vertretern der amerikanischen Ideale gehörten und sich im Unterschied zu anderen Volksgruppen am besten in die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Strukturen einbanden.[5] Der vorliegende Artikel versucht anhand zweier prominenter Vertreter und deren Aktivitäten im gesellschaftlichen Umfeld verschiedener Emanzipationsbewegungen Konfliktpotentialen in der deutsch-amerikanischen Begegnung nachzuspüren. Die Analyse verfolgt dabei zwei Fragestellungen: Erstens, welche Kontinuitäten und Wandlungen unterlief das im politischen Vor-

---

Studien führte in jüngster Zeit Don Heinrich Tolzmann fort: *The German-American Experience*. Amherst: Humanity Books, 2000.

2 Eine wichtige Darstellung der Forschungsergebnisse, die das Feld der deutsch-amerikanischen Tradition für neue Fragestellungen erschloss, war Kathleen Neils Conzen, „Die Assimilierung der Deutschen in Amerika: zum Stand der Forschung in den Vereinigen Staaten". *Die deutschsprachige Auswanderung in die Vereinigen Staaten. Bericht über Forschungsstand und Quellenbestände*. Willi Paul Adams (Hg.). Berlin: John F. Kennedy Institut für Nordamerikastudien, 1980. (33-64).

3 Vgl. Werner Sollors, „The German American Tradition Reconsidered". *German? American? Literature? New Directions in German-American Studies*. Winfrid Fluck und Werner Sollors (Hg.). New York et. al.: Peter Lang, 2002. (3-5). S. 4.

4 Vgl. Kathleen Neils Conzen, „German-Americans and the Invention of Ethnicity". *America an the Germans. An Assessment of a Three-Hundred-Year History. Volume 2: The Relationship in the Twentieth Century*. Frank Trommler und Joseph McVeigh (Hg.). Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 1985. (131-147). S. 131ff.

5 Vgl. die von Conzen interpretierte Zeichnung „Ein Familienfest – der 200. Geburtstag des gesündesten Jungen unter Onkel Sam's Adoptiv-Kindern", die am 3. Oktober 1883 in der deutschen Zeitschrift *Puck* erschien. Mit dem Hinweis auf den „gesündesten Jungen" waren symbolisch die deutschen Immigranten gemeint.

märz geschärfte Verständnis der zentralen Begriffe Freiheit, Menschenrechte und Patriotismus im amerikanischen Exil? Zweitens, wie beeinflussten die Aktivisten aus Deutschland den amerikanischen Diskurs um die Sklavenbefreiung und Frauenemanzipation.

Das Jahr 1683 markiert den Beginn deutscher Emigration in das sogenannte „Asyl der Menschheit", wie es Thomas Paine später im Gründungsjahr der Nation 1776 treffend formulieren sollte.[6] Die zweite Welle der deutschen Auswanderer in die Vereinigten Staaten fällt mit der Erntekatastrophe nach den Napoleonischen Befreiungskriegen 1816-17 und den politischen Verfolgungen der Karlsbader Beschlüsse zusammen. Die dritte, wesentlich stärkere Welle erreichte die amerikanische Ostküste nach der gescheiterten deutschen Revolution 1848/49.[7] Auch hier gaben für die Mehrheit der Auswanderer die katastrophalen Getreideausfälle den Ausschlag, so dass die deutschen Revolutionäre letztendlich nur einen Bruchteil der Emigranten bildeten.[8] Nichtsdestotrotz deuten die politischen Wegmarken darauf hin, dass eine bestimmte Gruppe von Intellektuellen die gesellschaftspolitischen Realitäten der USA mit ihrem radikal-demokratischen Verständnis hinterfragen sollten. Für die Analyse der ersten burschenschaftlichen Reformbewegung von den Befreiungskriegen bis zum Attentat auf August von Kotzebue richtet sich die Aufmerksamkeit auf den Gießener Revolutionär Karl Follen, der als intellektuelle Führungspersönlichkeit maßgeblich an der politischen Entwicklung vor 1819 mitwirkte und in den USA eine bemerkenswerte Karriere anstrebte. Seine Kontakte und konfliktreichen Aktivitäten im amerikanischen Abolitionismus sollen mit den Ideen der „weissen Ikone" der Sklavenbefreier, William Lloyd Garrison und dem frühen schwarzen Widerstandskämpfer David Walker rückgekoppelt werden. Besondere Verdienste in

---

[6] Vgl. Willi Paul Adams, *The German-Americans. An Ethnic Experience*. Indianapolis: Max Kade German-American Center, 1993. S. 4.

[7] Don Heinrich Tolzmann, „Appendix 6: Census Data, German Immigration b Decade." *The German-American Experience*. Amherst: Humanity Books, 2000. S. 447.

[8] Die absoluten Zahlen der deutschen Einwanderer dürfen allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Großteil aus wirtschaftlichen Interessen nach Amerika aufbrach. Von den etwa 700 000 Deutschen, die in der Zeit von 1846 bis 1856 emigrierten, gehörten nur 3000 bis 4000 der Gruppe von politischen Flüchtlingen an, die unter dem Begriff der „48er" historische Bedeutung erlangten. Vgl. Christine M. Totten, *Deutschland – Soll und Haben. Amerikas Deutschlandbild*. München: Rütten und Loening Verlag, 1964. S. 46.

der Vermittlung deutschen Gedankengutes in den USA und dem transatlantischen Kulturtransfer kommt der Journalistin Ottilie Assing zu. Ihre engen Verbindungen zum amerikanischen Abolitionismus und zu Frederick Douglass, dem intellektuellen Sprachrohr der Afroamerikaner, geben Aufschluss über die ideengeschichtlichen Querverbindungen der deutsch-amerikanisch-afrikanischen Allianzen. Neben ihrer atheistischen Haltung und der Kampfbereitschaft für die Frauenemanzipation könnte vor allem Assings kontroverse Darstellung von John Browns Überfall auf das Waffenarsenal Harpers Ferry und dessen Folgen für die Abolitionismusbewegung Auskunft über ihre Suche nach freiheitlichen Idealen in den USA geben.

I. Karl Follen, William Lloyd Garrison und David Walker

Karl Follen (1796-1840) gehört zu den umstrittensten Figuren des politischen Vormärz in Deutschland. Die verkürzte Wahrnehmung der Entwicklung seiner Ideen hängt zu einem Großteil mit der Flucht ins amerikanische Exil zusammen. Kritiker nennen ihn einen Revolutionär ohne Revolution, warnen vor einem gefährlichen Demagogen, radikalen Burschenschaftler und fanatischen Freiheitskämpfer; andere erkennen in ihm den wegweisenden deutsch-amerikanischen Kulturbotschafter und repräsentativen Widerstandskämpfer.[9] Follen engagierte sich nach den Befreiungskriegen (1813-15) als Idealist, Christ und Patriot für die deutsche Einheit und politische Reformen. Ihn prägten die pathetisch-ag-

[9] Vgl. Heinrich von Treitschke, *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.* 3 Bde. Leipzig: Hirzel, 1879-1897. Neue Ausgabe 1927. II, S. 522. Hermann Haupt, *Karl Follen und die Giessener Schwarzen.* Gießen: Töpelmann, 1907. Richard Pregizer, *Die politischen Ideen des Karl Follen.* Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft, 1912. Julia Wüst, „Karl Follen". *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins.* 33 (1936): 5-139. Charles Follen, *The Works of Charles Follen with a Memoir of His Life.* Eliza Lee Cabot Follen (Hg.). 5 Bde. Boston: Hilliard, Gray, and Company, 1842. Harriet Martineau, *Autobiography with Memorials by Maria Weston Chapman.* 3 Bde. Boston: Houghton Mifflin, [7]1877. I, S. 279. George Washington Spindler, *Karl Follen; A Biographical Study.* Chicago: Chicago University Press, 1917. S. 38. Günter Steiger, *Urburschenschaft und Wartburgfest. Aufbruch nach Deutschland.* Zweite bearbeitete und erweiterte Auflage. Jena und Berlin: Urania-Verlag, 1991. S. 186. Edmund Spevack, *Charles Follen's Search for Nationality and Freedom. Germany and America 1796-1840.* Cambridge, MA: Harvard University Press, 1997. S. 71.

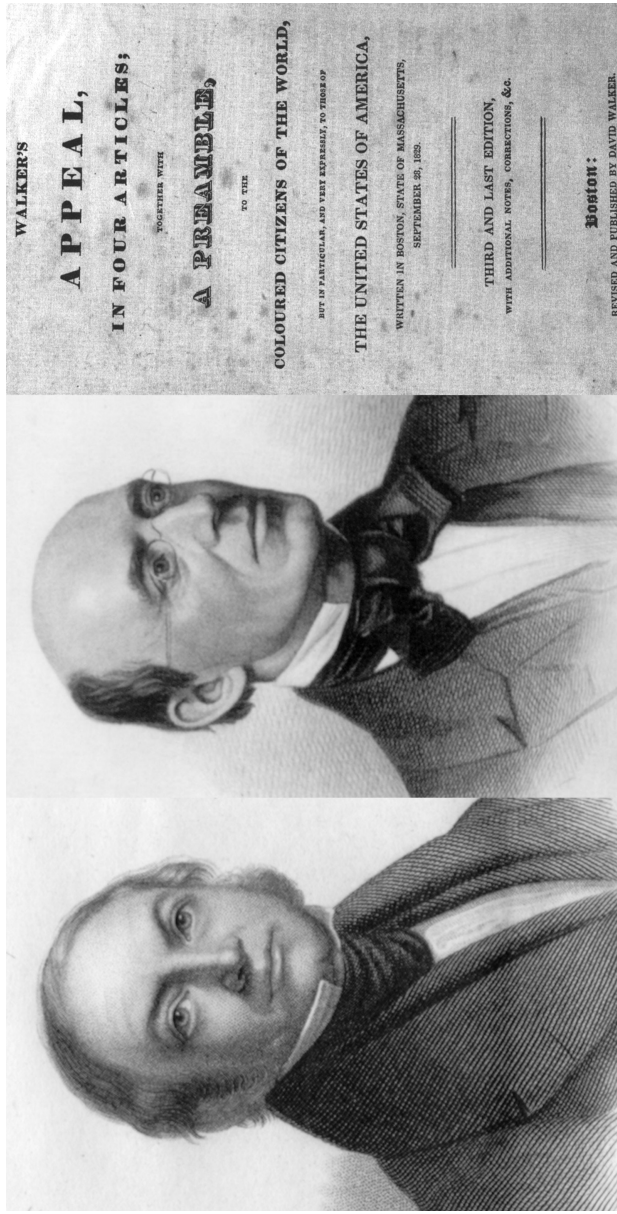

Abb. 1: Karl Follen, William Lloyd Garrison, David Walker (*Appeal*)

gressive Kriegslyrik eines Theodor Körner und die religiös verbrämten Aufrufe zum Kampf für einen unabhängigen deutschen Nationalstaat von Ernst Moritz Arndt (1749-1860). Wie viele andere folgte er seinem Gießener Geschichtsdozenten Welcker als Freiwilliger in den „heiligen Krieg". Nach den für die meisten studentischen Mitstreiter enttäuschenden Ergebnissen des Wiener Kongresses verlagerte Follen seine reformerischen Bemühungen auf das diskursive Feld der Universität. In der Nachfolge von Jakob Friedrich Fries (1773-1743) setzt Follen das reine Gewissen zum absoluten Maßstab seines Handelns. Den Sinn des Lebens sieht er im Streben nach moralischer Vollkommenheit. Follens Vorstellung der Selbstkultivierung ist geleitet vom philosophischen Idealismus Kants, Fichtes und Schleiermachers. Sein Menschenbild orientiert sich an den literarischen Vorgaben Friedrich Schillers (1759-1805). Zur Verwirklichung der Menschenrechte und persönlichen Freiheit ohne tyrannische Herrschaftsformen dachte er offen über den politischen Mord und Opfertod nach. Entscheidend für die Wahrnehmung Follens blieb das Persönlichkeitsbild, das der konservative Historiker Heinrich von Treitschke 1882 zeichnete. Follen sei ein gefährlicher, sittenloser Brandstifter, der mit seinem Subjektivismus alle Grenzen der Moral überschreite und mit Parolen wie „Nieder mit Kronen, Thronen, Frohnen, Drohnen und Baronen! Sturm!" zu Gewalttaten aufrief.[10] Karl Sands Attentat auf August von Kotzebue am 23. März 1819 zwang Follen zur Flucht, auch wenn eine konspirative Mitwisserschaft nicht gerichtlich nachgewiesen werden konnte. Er ging zunächst in die Schweiz, 1824 nach Amerika.[11]

Follen blieb in den USA seiner Freiheitsliebe, dem Gedanken der Gleichheit und der Verpflichtung gegenüber den Menschenrechten treu. Neue Akzente setzte er jedoch in der Frage der Gewaltanwendung in ungerechten Gesellschaftsformen. Während seiner Tätigkeit als Deutschlehrer am Harvard College fällt auf, dass er Stellungnahmen zu politischen Fragen vermied. Ihm kommen große Verdienste in der Einführung des Turnens in den Vereinigten Staaten zu. Allerdings bleiben auch hier die ursprünglichen politisch-agitativen Komponenten im Hintergrund. Follen setzt hingegen auf das gemeinschaftsstiftende Element

[10] Treitschke, *Deutsche Geschichte*. Bd. 2. S. 339-340.

[11] Für eine kritische Bewertung der möglichen Verbindung zwischen Sands Attentat und Follens Rolle als vermeintlicher Stratege vgl. Frank Mehring, *Karl/Charles Follen: Deutsch-amerikanischer Freiheitskämpfer. Studia Giessensia*. Peter Moraw, Heiner Schnelling und Eva-Marie-Felschow (Hg.). Gießen: Verlag der Ferber'schen Universitäts-Buchhandlung, 2004. S. 82ff.

des Turnens als sozialer Impulsgeber.[12] Die in Schillers Dramen dargestellten Helden wie Wilhelm Tell oder der Räuber Karl Moor hatten eine starke Sogwirkung auf den Studenten Follen in Deutschland. Der selbstlose Kampf für Freiheit und Vaterland gehörte zu den zentralen Diskussionspunkten in den von Follen ins Leben gerufenen Lesezirkeln während seiner Ausbildungszeit an der Gießener Universität Ludoviciana. Die Vermittlung von Schillers Werk blieb auch in den USA ein wichtiges Anliegen.[13] Allerdings fällt in seinen Vorlesungen auf, dass er vorwiegend inhaltlich arbeitete, um die stilistische und sprachliche Größe des Autors darzustellen. Rückschlüsse auf konkretes politisches Handeln zieht er nicht.

Ausgangspunkt für erneute politische Aktivitäten bildete für Follen der seit 1831 verstärkte öffentliche Diskurs um die Abschaffung der Sklaverei in der sogenannten Abolitionismus-Bewegung. Über den Anstoß für die Mitgestaltung der abolitionistischen Forderungen äußert sich Follens Frau in ihren Memoiren. Die zufällige Begegnung mit einem älteren ehemaligen Sklaven im Jahr 1831, also sieben Jahre nach Follens Ankunft in den USA, habe den Charakter einer Offenbarung besessen.[14] Er wies Follen auf die Antisklavenbewegung hin und machte ihn auf das Pamphlet des schwarzen Abolitionisten David Walker (1796-1830) aufmerksam. Walkers *Appeal to the Colored Citizens of the World* erschien in Boston im Herbst 1829. Follens flüchtige Bekanntschaft erklärte ihm, dass aufgrund des aufrührerischen Inhalts der Autor unlängst verstorben sei. Der Hinweis, dass er vermutlich vergiftet worden sei, versetzte Follen in große Unruhe. Es gibt keine Aussagen darüber, ob Follen den „Aufruf an die farbigen Bürger der Welt" tatsächlich gelesen hat. Auf jeden Fall hat die Begegnung mit einem politisch Verfolgten und unter-

[12] Die Entpolitisierung des Turnens, die bei Follens Aktivitäten an der Harvard Universität deutlich wird, war keine Ausnahme. Auch die zahlreichen Turnverbindungen, die deutsche Emigranten im Mittleren Westen etablierten, setzten inhaltlich andere Akzente, die nicht mehr vom revolutionären Geist der Befreiungskriege geprägt waren. Vgl. Totten, *Deutschland. Soll und Haben*. S. 55.

[13] Vgl. Frank Mehring, „‚American German Mania': Kritische Anmerkungen zur Goethe-Kontroverse aus deutsch-amerikanischer Perspektive 1815-1850". *Goethe im Vormärz. Forum Vormärz Forschung Jahrbuch 2003*. Detlev Kopp und Hans-Martin Kruckis (Hg.): Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2004. (171-2003). S. 182ff.

[14] Follen, *Works*. I, S. 304.

drückten Mitmenschen eine Neuorientierung in Follens amerikanischer Lebensphase ausgelöst. Die Vermutung liegt nahe, dass die Aktivierung seiner reformerisch-kämpferischen Attitüde weniger auf das von Eliza Lee Cabot Follen angesprochene Gespräch mit dem Afroamerikaner in Boston, sondern auf agitatorische Pamphlete wie das eines David Walker zurückgeht. Denn Follen konnte kaum die rechtliche Benachteiligung und öffentliche Diffamierung der Schwarzen in den USA entgangen sein.

Im nördlichen Stadtteil Bostons lebten in den späten 1820er Jahren etwa 10 000 Afroamerikaner.[15] Sie besaßen nahezu keine Bürgerrechte und wurden von den Staatsbeamten nur als Diener in weißen Haushalten geduldet. In Laden- und Kneipenfenstern konnte der Vorbeigehende unzählige satirische Darstellungen sehen, die mit den Klischees afroamerikanischer Statur, Mimik und Kultur in vulgärster Weise die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchten. David Walker besaß in der Bostoner Brattle Street ein Geschäft für gebrauchte Kleidung. Des Öfteren kam es zu hinterlistigen Attacken seitens weißer Geschäftsleute. Schon am 12. Februar 1828 erschien Walkers Name im Bostoner *Daily Courier*, in dem eine Anklage gegen ihn und zwei weitere Schwarze verhandelt wurde. Allerdings zeugt der Artikel vom Gegenteil der angestrebten Verleumdungen. Während des Gerichtsprozesses wurden alle drei Angeklagten freigesprochen und ihnen wurde eine ehrenwerte Integrität zuerkannt.[16] Die Rhetorik des beklagenswerten Unrechts, der dogmatischen Hierarchie und das Vokabular afroamerikanischer Redner mussten Follen an seine eigenen Schriften aus der Zeit des politischen Vormärz erinnern. Darüber hinaus gibt es weitere Gemeinsamkeiten, die auf die Geistesverwandtschaft deuten.

Walker wurde wie Follen 1796 geboren. Beide Biographien stehen früh im Zeichen des Freiheitskampfes: Follen setzte sich in den Befreiungskriegen gegen die französische Unterdrückung zur Wehr und propagierte nach den als Rückschritt empfundenen Beschlüssen des Wiener Kongresses revolutionäre Aufstände. Diese sollten von den Intellektuellen der Universitäten ausgehen, um anschließend die breite Bevölkerung für die Idee eines geeinten deutschen Vaterlandes zu begeistern. Auf der anderen Seiten des Atlantiks kämpfte Walker als Kind einer freien

[15] Peter P. Hinks, *Walker's Appeal*. S. XII.

[16] „Document I, David Walker in Boston Municipal Court". Abgedruckt in Peter Hinks, *Walker's Appeal*. (83-84).

schwarzen Frau und eines Sklaven gegen das Unrecht der Rassendiskriminierung, der Unterdrückung und der Sklaverei in Amerika. Nach Aufenthalten in verschiedenen Staaten wie North Carolina, South Carolina, Kentucky, Georgia und Ohio ließ er sich etwa zur gleichen Zeit wie Follen in Boston/Massachusetts nieder.[17] Sowohl Follen als auch Walker kennzeichnete ein ausgesprochenes Organisationstalent, ein unbedingter Wille zu gesellschaftlichen Veränderungen, Redegewandtheit und die Fähigkeit, Gemeinschaft zu erzeugen. Follen belegte diese Eigenschaften in Deutschland mit seiner „Teutschen Lesegemeinschaft" zur Diskussion politischer Schriften, seinem Engagement in der Gießener Burschenschaft „Die Schwarzen", seinem studentischen Gründungsmanifest „Der Ehrenspiegel" und der revolutionären Gruppe „Die Unbedingten". Walker gilt neben zahlreichen anderen Aktivitäten als einer der maßgeblichen Initiatoren der ersten schwarzen politischen Organisation in Amerika, der Massachusetts General Colored Association (MGCA). Es ist unwahrscheinlich, dass Follen nicht schon vor 1831 auf Walker aufmerksam geworden war. Denn der aufrührerische Afroamerikaner gehörte zu den wichtigsten Aktivisten in der schwarzen Gemeinde Boston. Als Mitbegründer der ersten schwarzen Zeitung in den Vereinigten Staaten, dem *Freedom's Journal*, erregte er einiges Aufsehen. Walkers publikumswirksame Werbekampagnen in der zweiten Hälfte der 1820er Jahre, die von ihm organisierten Paraden und „afrikanischen Feierlichkeiten" auf dem traditionsreichen Beacon Hill in Boston dürften Follen kaum entgangen sein.

Ein Vergleich von Follens Schriften des Vormärz mit Walkers Text kann Aufschluss darüber geben, weshalb der Deutschamerikaner aus seiner politischen Passivität erwachte. Welche Freiheitsideale proklamiert Walker, welche Rhetorik setzt er ein, welche Ziele stehen hinter seinem Aufruf zur Revolution?

Walker wagt eine Standortbestimmung zur Situation der Schwarzen in den Vereinigten Staaten, die das Ideal der Freiheit kritisch auf die Reali-

[17] Über David Walkers Biographie gibt es nur wenige Anhaltspunkte. Auch die Aufenthalte in den verschiedenen angesprochenen Staaten lassen sich nicht mit absoluter Sicherheit belegen. Einen Überblick liefert Peter P. Hinks als Herausgeber in *David Walker's Appeal to the Colored Citizens of the World.* University Park: Pennsylvania State University Press, 2000. (XI-LI) S. XIV-XXIII. Vgl. ebenso Peter P. Hinks, *To Awaken My Afflicted Brethren. David Walker and the Problem of Antebellum Slave Resistance.* University Park: Pennsylvania State University Press, 1997.

täten hinterfragt. In dem in vier Artikel und eine Präambel unterteilten Pamphlet stellt er gleich zu Beginn das Leitmotiv als Leidensgeschichte vor. „[…] we, (colored people of these United States,) are the most degraded, wretched, and abject set of beings that ever lived since the world began."[18] Der Grund für diesen unerträglichen Zustand ist für Walker evident: Thomas Jefferson habe zwar in der Unabhängigkeitserklärung das Fundament für eine freiheitliche Verfassung geschaffen, in der Realität allerdings die Ideale mit Füssen getreten und die Situation der Afroamerikaner verschlimmert. Dafür führt Walker im Wesentlichen zwei Gründe an: Erstens, Jefferson habe die Geschichte der Sklaverei als Sklavenhalter selbst fortgeschrieben. Zweitens, seine Schrift *Notes on the State of Virginia* habe die vermeintliche Minderwertigkeit afroamerikanischer Sklaven im Bewusstsein der amerikanischen Bevölkerung besonders stark verankert. Hierfür zitiert er immer wieder Stellen aus Jeffersons Schrift, um die Absurdität im Gedankengebäude der Gründerväter vor Augen zu führen. Zu den markantesten Beispielen zählt Walker die Beschreibungen Jeffersons zur körperlichen und geistigen Verfassung der Afroamerikaner, die er bereits im ersten Artikel zitiert. Jefferson erklärt darin, dass die rassischen Unterschiede einer vollständigen Emanzipation im Wege stünden.[19] Walker zieht aus solchen Überlegungen den Umkehrschluss, dass gerade durch die Diffamierung Jeffersons die Afroamerikaner nicht als gleichberechtigte Menschen akzeptiert würden. „This very verse, brethren, having emanated from Mr. Jefferson, a much greater philosopher the world never afforded, has in truth injured us more, and has been as great a barrier to our emancipation as any thing that has ever been advanced against us."[20]

Zur Beurteilung von Walkers rhetorischen Techniken ist zu berücksichtigen, dass er einen oralen Vortrag im Hinterkopf hatte. Da der Großteil seiner Adressaten nicht lesen konnte, gestaltete er seine Sätze wie eine Predigt mit revolutionärer Gesinnung. Den Auftrag an diejenigen, die des Lesens mächtig waren, formulierte er in aller Deutlichkeit:

> Men of colour, who are also of sense, for you particularly is my APPEAL designed. Our more ignorant brethren are not able to penetrate its value. I call upon you therefore to cast your eyes

[18] Hinks, *Walker's Appeal*. S. 2.

[19] Thomas Jefferson, *Notes on the State of Virginia*. William Peden (Hg.). Chapel Hill: University of North Carolina, 1955. S. 137-43.

[20] Hinks, *Walker's Appeal*. S. 29.

> upon the wretchedness of your brethren, and to do your utmost to enlighten them – *go to work and enlighten your brethren!*[21]

Dieser politische Missionsauftrag verbindet religiöse und rechtliche Belange. Die Technik der Wiederholung von Signalwörtern oder zentralen Botschaften findet sich im gesamten Text. Die Missionsarbeit, nämlich das Verkünden von Walkers Aufruf zum Nonkonformismus und der Gleichberechtigung aller Menschen, müssten die gebildeten Schwarzen leisten. Gleichzeitig durfte die Sprache nicht jene Zielgruppe überfordern, welche als große Mehrheit den Gedanken der Freiheit aufnehmen und aktiv umsetzen sollte.

Walker macht keinen Hehl daraus, dass sein Befreiungsplan, mit dem die neuen Lebensverhältnisse für Afroamerikaner erreicht werden sollen, keineswegs frei von Gewalt ist. Er pocht auf die Gleichberechtigungsklausel der Unabhängigkeitserklärung, die allen Menschen zuteil werde. Gleichzeitig versichert er seinen Adressaten, dass sie mehr Macht ausüben müssten, und zwar durch ein ausgeprägteres Selbstbewusstsein, über das Mittel der Gewalt, notfalls den Totschlag.

> Eight white men can frighten fifty of them [black men]; whereas, if you can only get courage into the blacks, I do declare it, that one good black man can put to death six white men; and I give it as a fact, let twelve black men get well armed for battle, and they will kill and put to flight fifty whites.[22]

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen spitzt Walker die Sachlage auf die rhetorische Frage zu, ob man sich lieber zum Sklaven eines Tyrannen macht, der Mutter, Frau und Kinder getötet habe, oder ob man nicht besser selbst zum Mörder werde.[23] Am Ende beschwört Walker die Gerechtigkeit Gottes, welche die selbsternannten amerikanischen Christen dafür strafen wird, dass sie in ihrer Ignoranz glaubten, die Afroamerikaner seien als ihre Sklaven von Gott geschaffen worden. „Oh! My God, have mercy on Christian Americans!!!"[24] Walker lässt auch keinen Zweifel daran, dass die Veränderung der Zustände weniger durch göttliche Intervention herbeigeführt würde, sondern durch eine Erhebung der Schwarzen im Bewusstsein, dass sie Gott auf ihrer Seite hätten. Seine

[21] Ebd., S. 30.
[22] Ebd., S. 27.
[23] Ebd., S. 28.
[24] Ebd., S. 36.

Sprache ist kompromisslos, aggressiv, manipulativ und besitzt eine eschatologische Komponente. „Will the Lord suffer this people to go on much longer, taking his holy name in vain? […] O Americans! Americans !! I call God – I call angels – I call men, to witness, that your DESTRUCTION *is at hand*, and will be speedily consummated unless you REPENT.“[25] Der Aufruf zum Widerstand und zu Aufständen sollte in der Entwicklung bis zum Bürgerkrieg seine Wirkung nicht verfehlen.[26]

Mit ähnlichen Appellen mit pseudoreligiösem Gestus zur gewaltsamen Veränderung ungerechter Zustände hatte auch Follen versucht, die deutsche Studentenschaft aus ihrer lähmenden Enttäuschung nach dem Wiener Kongress auf die Barrikaden zu treiben. In den USA fiel Follen jedoch keineswegs in jene alten Denkmuster zurück, in denen der Zweck die Mittel rechtfertigte. Gerade die Frage der Gewaltanwendung stellt einen Brennpunkt in der Entwicklung Follens vom deutschnationalen Befreiungskämpfer zum liberalen amerikanischen Reformer dar.[27] Das Gespräch mit dem ehemaligen Sklaven in Boston veranlasste Follen nichtsdestotrotz, dem aggressiven Abolitionisten William Lloyd Garrison (1805-1879) einen Besuch abzustatten. Zu diesem Zeitpunkt beschäftigte sich Garrison mit der Idee, eine Zeitschrift unter dem Titel *The Liberator* zur publizieren, die sich ausschließlich mit der Abschaffung der Sklaverei befassen sollte. Noch im gleichen Jahr, am 23. April 1831, erschien die erste Ausgabe und markierte damit einen Wendepunkt in der Wahrnehmung der Sklaverei, nicht nur in Neuengland, sondern in

---

[25] Ebd., S. 45.

[26] Leonard Harris verfolgt die Signalwirkung von Walkers Pamphlet. Er sieht in der darin zum Ausdruck gebrachten Haltung einen Geist, der noch heute zum Vorbild für die Befreiung von jeglichen Formen tyrannischer Herrschaftsausübung seine Gültigkeit besitze. Vgl. Leonard Harris, „Honor and Insurrection or A Short Story about why John Brown (with David Walker's Spirit) was Right and Frederick Douglass (with Benjamin Banneker's Spirit) was Wrong“. *Frederick Doulgass: A Critical Reader*. Bill E. Lawson and Frank M. Kirkland (Hrsg.). Malden, MA: Blackwell Publishers, 1999. (227-241). S. 240f.

[27] Der amerikanische Historiker Edmund Spevack impliziert in seiner Biographie, dass Follen die Werte des Vormärz eins zu eins auf den Abolitionismus übertrug. Er versteigt sich zu der Äußerung, dass wie eh und je Follens Sinn für die moralische Pflicht und die vollkommene Hingabe für eine aus seiner Perspektive gerechte Sache vor allen anderen Dingen kam. Vgl. Edmund Spevack, *Charles Follen's Search for Nationality and Freedom. Germany and America 1796-1840*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 1997. S. 206.

den gesamten Nordstaaten. Die Begegnung mit dem ehemaligen Sklaven markiert einen Wendepunkt in Follens Wirken in den USA. Sie kennzeichnet den endgültigen Übergang vom kulturellen Vermittler deutschen Gedankenguts zum politischen Aktivisten.

Follens Engagement innerhalb der Abolitionismusbewegung korrespondiert mit der Zuspitzung seines Selbst- und Fremdverständnisses als amerikanischer Staatsbürger deutscher Prägung. Im gleichen Jahr, in dem er die amerikanische Staatsbürgerschaft erhielt, äußerte er sich in einer Vorlesung an der Harvard Universität zum Thema Rassendiskriminierung. Bereits 1830 prangerte er die problematische Behandlung von Afroamerikanern und Indianern in den Vereinigten Staaten an. In seinen Vorlesungen zu „Moral Philosophy" problematisierte er den Freiheitsbegriff in Bezug auf die Unterdrückung von Mitmenschen. In der 13. Vorlesung brandmarkte Follen die Sklaverei als institutionalisierte Beschränkung von Freiheitsrechten. Die Gesellschaft missbrauche die grundsätzlich guten Bürgerrechte, indem „Menschen unterdrückt würden, nur weil Mutter Natur sie mit schwarzer und roter Hautfarbe ausgestattet habe."[28] Seine fundierten Auslegungen gehören in ihrer Grundsätzlichkeit zu den ersten öffentlichen Stellungnahmen in Boston vor 1830.[29] Den Sklavenhaltern gesteht Follen zu, dass sie die Rechte von freien Menschen unter strikter Einhaltung der Gesetze unter sich selbst regeln mögen. Gleichzeitig räumt er ein:

> But I confess, that when I hear the great principles of liberty and equality proclaimed by slave-holders and advocates of slavery, I know not whether to rejoice at this meritorious inconsistency, or to mourn to see liberty thus wounded in the house of her friends.[30]

Noch scheute Follen jedoch vor den Konsequenzen seiner Ausführungen zurück, da er sich auf die Ebene philosophischer Überlegungen beschränkte. „I shall not enter into all the reasons for and against the pretended right of slavery, on the ground of color, birth, or capture, simply because, on this subject, there is no room for argument, in a moral point of view."[31] Follens Auseinandersetzung mit den offensichtlichen Widersprüchen der Sklaverei sollte erst mit der Beschäfti-

[28] Follen, *Works*. III, S. 265. Übersetzung Frank Mehring.
[29] Vgl. Spindler, *Follen*. S. 191.
[30] Follen, *Works*. III, S. 265.
[31] Follen, „Lectures on Moral Philosophy. Lecture XIII". *Works*. III, S. 264.

gung mit der Persönlichkeit David Walkers und dessen Streitschrift konkrete Formen annehmen.

Damit nährt er die Vorurteile, deren vermutlich auch die Leitung in Harvard aufsässig wurde, als sie Follens Vertrag als Professor für deutsche Literatur nicht verlängerte. Es schien nicht nur unopportun, einen Lehrer aus dem Lager der Abolitionisten durch eine Anstellung gesellschaftlich aufzuwerten. Sie ängstigte auch die aus Jenaer Zeiten bekannte Symbolkraft idealistisch gesinnter Agitatoren an den Universitäten.[32] Aus den überlieferten Quellen und Berichten lässt sich allerdings kein vergleichbares Engagement an der Harvard University feststellen.[33] Seine politischen Aktivitäten unterschieden sich nachhaltig von denen Garrisons, dessen öffentliche Wahrnehmung angesichts seiner Radikalität nicht unumstritten war. Follen wurde 1834 Vizepräsident der Massachusetts Anti-Slavery Society und Gründungsmitglied der Cambridge Anti-Slavery Society. In seinen Reden und Publikationen lassen sich deutliche Unterschiede zu Garrison herausarbeiten.

1. Garrison lehnte die Verfassung der Vereinigten Staaten rigoros ab, da er in ihr die Legalisierung der Sklaverei verankert sah. Ihr Inhalt verletze zentrale Prinzipen, die in der Amerikanischen Revolution erkämpft wurden. Als Zeichen seiner Ablehnung verbrannte er in Anlehnung an Luthers trotzige Reaktion auf die päpstliche Bannbulle öffentlich die amerikanische Verfassung.[34]

2. Garrison gehörte zu den frühen „Sezessionisten", die den Bruch der Vereinigten Staaten in einen sklavenfreien Norden und „ausbeuterischen Süden" in Kauf nahmen, bzw. ihn propagierten. Die Abschaffung

---

[32] Spevack sieht hingegen Tendenzen in Follens Wirken, die auf beiden Seiten des Atlantiks von Radikalität geprägt sind. Dass Follen sämtliche Lebensumstände bedingungslos unter die Grundsätze der Menschenrechte sowie der Gleichheit und Freiheit stellte, wertet Spevack als verantwortungsloses Verhalten gegenüber sich selbst und seiner Familie. „Er kümmerte sich kaum um ein vorteilhaftes persönliches Fortkommen; auch das Wohlbefinden und die finanzielle Absicherung seiner Frau und seines Kindes waren zweitrangig, wenn es um die aktive Beteiligung an einem moralischen Kreuzzug ging." Spevack, *Follen*. S. 207. Übersetzung Frank Mehring. Ein genaues Studium von Follens Briefen, Reden und Memoiren seiner Frau offenbart hingegen ein wesentlich differenzierteres Persönlichkeitsbild.

[33] Vgl. die persönlichen Hintergründe des Harvard-Präsidenten Josiah Quincys in Mehring, *Karl/Charles Follen*. S. 172-3.

[34] Vgl. Mayer, *All On Fire*. S. 445.

der Sklaverei lasse sich nicht gewaltfrei verwirklichen. Bereits 1829 zeigte er sich von einem zwangsläufigen Zusammenstoß unvereinbarer Interessen überzeugt: „No; we must expect a collision, full of sharp asperities and bitterness."[35] Damit bewegt sich Garrison ganz auf der Linie eines David Walker.

3. Garrison sprach sich ausdrücklich gegen die Kolonisationsbewegung aus und monierte das schleichende Fortschreiten der Sklaverei, das durch die Versuche einer wirkungslosen moralischen Überzeugungsarbeit verursacht würde. Stattdessen müsse es zu politischen Aufständen und einer Polarisierung der öffentlichen Debatte kommen.

Als studentischer Revolutionär suchte Follen die bewusste Konfrontation und zeigte sich unter bestimmten Konditionen gewaltbereit. Im Gegensatz zu seiner Führungsrolle in der Burschenschaftsbewegung agierte Follen in den USA innerhalb eines demokratisch-republikanischen Systems, das er in Deutschland vergeblich zu etablieren suchte. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass seine Argumentation auf die Nutzung des legalen Instrumentariums und eine Neuinterpretation der Verfassung setzte. Bezeichnend ist auch der neue Umgang mit der Poesie eines Theodor Körner. Für eine englische Übersetzung wählte er gerade solche Gedichte aus, die sich philosophisch mit dem Aspekt der Freiheit auseinandersetzten und nicht in blutrünstiger Gewalt versinken. Strophen, in denen der leichtfertige Opfertod und der Griff zur Waffe gefordert werden, lässt Follen einfach fallen. Die folgenden Zeilen aus Körners „Letzter Trost" erscheinen beispielsweise nicht in Follens englischer Übersetzung „The Last Hope": „Die Freiheit retten, das Vaterland,/ Oder freudig sterben, das Schwert in der Hand,/ Und Knechtschaft und Wütriche hassen".[36] Follen selektiert stark, um das zentrale Anliegen Körners in den Vordergrund zu stellen. Er hebt dessen religiöse Sentimentalität hervor. Bezüge zu Deutschland werden gekappt. In „Körner's Funeral Song" („Körners Totenlied") eliminiert der Übersetzer die Verbindungen zum leichtfertigen Blutvergießen für das Vaterland. „Deutschland, dem du treu verbunden,/ Fühlt, o Bruder, deine Wunden,/ Blutet mit und – freuet sich!"[37] Dass Follens Frau in der englischen Fassung des „Grossen Liedes" („The Great Song") besonders

[35] William Lloyd Garrsion, „An Address to the American Colonization Society (1829)". *Against Slavery. An Abolitionist Reader.* Mason Lowance (Hg.). New York: Penguin Books, 2000. (93-103). S. 100.

[36] Theodor Körner, *Werke.* Leipzig: Philipp Reclam jun., 1959. S. 48.

[37] Follen, *Works.* I, S. 610.

maßlose Ausdrücke und Passagen entweder durch geschickte Übersetzung abschwächte oder ganz fallen ließ, mag mit dem Bedürfnis zusammenhängen, Follens Charakter nach seinem Tod weniger radikal erscheinen zu lassen. Die moderate Ansicht dürfte auch ihrer eigenen Überzeugung entsprochen haben. Ob Follen mit derartigen Modifikationen einverstanden war, bleibt dahingestellt, wenngleich die innige Beziehung zu seiner Frau darauf hinweist, dass er die Übersetzungen autorisierte. In „Nacht und kein Stern" lässt eine Kürzung den Aufruf zum Tyrannenmord in einem vollkommen anderen Licht erscheinen.

Drum stehn wir hier,	For this we stand here,
Dir soll dies Leben gehören,	Murdered Freedom, to thee
Freiheitstod! Vater wir schwören	Give our lives! Father, we swear,
Kniend bei dir:[38]	Kneeling to thee.

Aus Eliza Lee Cabots Perspektive musste die radikale Vergangenheit des als liebevoll charakterisierten Menschen befremdlich erscheinen. Sie ersetzt den Doppelpunkt mit einem satzabschließenden Punkt und unterdrückt die von Gewalt durchsetzten Zeilen der letzten Strophe. Erst darin kommt die mordlustige Gesinnung des Autors voll zum Tragen und verleiht dem Gedicht seinen tieferen Sinn.

Nie ruht dies Schwert,
Bis jene Fürsten und Väter,
Zwingherrn und Knecht und Verräter
Deckt Nacht und Erd![39]

Als die erste New England Anti-Slavery Convention in Bosten vom 27. bis 29. Mai 1834 tagte, übernahm Follen die Position des Vorsitzenden. Seine hier gehaltene Rede „Address to the People of the United States" forcierte in klaren Worten die sofortige Abschaffung der Sklaverei, indem er die Frage von politischer, moralischer und ökonomischer Seite beleuchtete und bewertete. Follen hob die demokratischen Prinzipen der Unabhängigkeitserklärung hervor und leitete davon jene Rechte ab, die bis dato Afroamerikanern vorenthalten wurden. Follen ging es nicht um eine Spaltung des Landes oder die Änderung der Konstitution. Vielmehr propagierte er eine Neuinterpretation, die eine Überarbeitung oder gar eine Abschaffung erübrigte. Als negatives Vergleichsbeispiel diente die

[38] Ebd., S. 590 und S. 597.

[39] Die Originalversion druckte Johannes Wit in seinen *Fragmenten* (S. 430-448) ab. Auf die fragwürdige Edition in Cabots *Works* wies bereits Pregizer hin. Vgl. Pregizer, *Die politischen Ideen des Karl Follen*. S. 86-90.

europäische Tradition des Ständesystems, das in Amerika dank der Revolution zugunsten einer demokratischen Verfassung überwunden werden konnte. Gleichzeitig mahnte er, dass sich mit der Sklaverei eine Praxis eingeschlichen habe, die gerade die verhassten europäischen Traditionen quasi durch die Hintertür wieder einführte.

In der Anrede seines Publikums stellt sich Follen in die Reihe der amerikanischen Bürger, indem er an das Einheitsgefühl der Abolitionisten appelliert: „*we*, the humble and devoted advocates of the oppressed“.[40] Charakteristisch ist die Selbstbefragung, um schließlich Lösungen für die angesprochenen Probleme zu liefern. Er beginnt damit, die schwerwiegenden Vorwürfe seitens der Südstaaten zu erörtern. Diese wähnten in der Antisklavengesellschaft eine Agitation zum Krieg, eine Provokation zur Spaltung des Landes und eine gegenseitige Aufhetzung der amerikanischen Bürger. Solchen Befürchtungen wirkt Follen unverzüglich entgegen: „No, it is none of these.“[41] Er kommt anhand zahlreicher Beispiele zu dem Umkehrschluss, dass gerade die Sanktion der Sklaverei die Gefahr eines Aufstandes beschwöre und forciere. Denn die Betonung der Unterschiede innerhalb eines Landes, in der allen Menschen gleiche Grundrechte zustünden, führe zur Destabilisierung des sozialen Klimas.

> Slavery is the true and lasting source of insurrection; it is the avowed or secret cause of all the serious differences between the members of this Union. Those, therefore, who directly or indirectly strive to secure the existence of slavery in this country, are nourishing the seeds of a servile and civil war.[42]

Follen beabsichtigt mit seiner Rede, einem Grundsatz der Aufklärung Geltung zu verschaffen. Es geht ihm um die Darlegung der Natur- und Menschenrechte, um innerhalb eines freiheitlichen Amerika Bruchstellen zu reparieren. Den Ausgangspunkt bilden die Feierlichkeiten des Unabhängigkeitstages und die dahinter stehenden Ideale, die auch Garrison nicht müde wird, in ihren Widersprüchen zu thematisieren. „Every Fourth of July is to us a day of exultation for what we have done, and a day of humiliation for what we have left undone.“[43]

---

[40] Follen, *Works*. V, S. 189. Hervorhebung durch den Autor.

[41] Ebd., S. 190.

[42] Ebd., S. 217.

[43] Follen, *Works*. V, S. 190. Er nimmt damit eine Haltung vorweg, die später Frederick Douglass popularisierte. In seiner Rede „What to the slave is the 4th of July?“, die er 1852 bezeichnenderweise einen Tag nach den Feierlich-

Beim Versuch einer Definition stellt Follen heraus, dass es sich bei der Anti-Slavery-Gesellschaft weder um eine politische Partei, noch eine neue Sekte handelt. Seine Rede zielt darauf ab, Reformvorstellungen zu konkretisieren und Gerüchten entgegenzuwirken.

> [The Anti-Slavery Society] is intended to engage the friends of justice in every party; and it is actually composed of men of almost all the different religious and political denominations in our country. Its sole object, is to bring about, by all lawful and moral means, the immediate abolition of slavery in our land; to raise the colored man to that equality of rights with the white man, which the Declaration of Independence secures to all. Without objecting to any transient legal restraints and encouragements, which the influence of past servitude may render necessary, we claim for the colored man the immediate possession of personal independence and safety, the right to hold property, to be protected in all his family connections, to choose his own employment, to give valid testimony in any court of justice; we claim for him the free exercise of religion, the free expression of his sentiments, the use of every means of education by which he may fit himself as soon as possible for the exercise of every right enjoyed by the white man. This is what we mean by *immediate abolition*.[44]

Der Argumentation Walkers folgend, bezieht sich auch Follen auf die Schöpfungsgeschichte, um die prinzipielle Gleichheit aller Menschen seinen Zuhörern ins Gedächtnis zu rufen. Die moralische Grundlage der Anti-Sklaven-Bewegung bilde die Liebe zum Menschen. Die gegenwärtigen Verletzungen solcher Grundsätze seien für einen Philanthropen und Christen unerträglich. Daher bringt er seine „Überzeugung" pointiert in der biblischen Metapher des göttlichen Ebenbildes zum Ausdruck:

> Our whole creed is summed up on this single position, that the slave is a man, created by God in his own image, and, therefore, by divine right, a freeman. The slave is a man, and we are men; this is the only needful and all-sufficient title, from which every

keiten hielt, prangert er die heuchlerischen Wahrnehmungsmechanismen der weißen amerikanischen Öffentlichkeit gegenüber ihren eigenen Idealen an. „This Fourth of July is yours, not mine. You may rejoice, I must mourn." Frederick Douglass, „What to the Slave is the 4th of July?". *Frederick Douglass, the Orator*. James M. Gregory (Ed.). Springfield, MA: Willey and Co., 1893. (103-06). S. 104.

[44] Follen, *Works*. V, S. 224.

> Anti-slavery society, and every Abolitionist, derive their duties and their rights. Every human being, whether colored or white, foreigner or citizen, man or woman, is, in virtue of a common nature, a rightful and responsible defender of the natural rights of all. These are the sentiments of every Abolitionist: these the principles of the Declaration of Independence, which was intended to make this whole nation one great Anti-slavery society.[45]

Tatsächlich hat Follen für sich in der Sklavenbefreiung eine neue Berufung, eine wie er es nennt „heilige Sache" gefunden.[46] Seine Anklage gilt nicht nur den christlichen Kirchen, die sich mit der Anerkennung der Afroamerikaner als Menschen schwer tun. Während er in seinem Gießener Ehrenkodex bestimmte Ausschlusskriterien für die Zugehörigkeit der Burschenschaften formulierte, richtet sich sein Augenmerk nun auf möglichst breitgefächerte Einschlusskriterien. Als besonders heuchlerischen Umstand bezeichnet er die Vorurteile der vermeintlichen Sklavenbefreier. Follen spricht Tacheles.

> And, on the other hand, is not the prejudice, which would have us exclude colored people from our meetings and societies here, the same which, in the Southern States, dooms them to perpetual bondage? It needs no long argument, then, to prove, that, by excluding the colored people from our anti-slavery proceedings, we should not only deprive ourselves of many faithful fellow-laborers, but, by complying with that inhuman prejudice, we should sanction and support the first principles of slavery, as well as give the lie to our own most solemn professions. In his private intercourse, in his personal and domestic relations, let every one choose his company according to his own principles, or his own whims. But, as for any meetings and associations designed for the establishment of *human rights*, – how can we have the effrontery to expect the white slave-holder of the South to live on terms of civil equality with his colored slave, if we, the white Abolitionists of the North, will not admit colored freemen as members of our anti-slavery societies?[47]

Doch Follen wollte nicht in der theoretischen Diskussion verharren. Vielmehr forderte er dazu auf, dass aus der oben genannten Erkenntnis ein gemeinschaftliches Handeln hervorgehen müsse. Follen transformiert sei-

[45] Ebd., S. 627.
[46] Ebd., S. 628.
[47] Ebd., S. 628.

ne revolutionären Gedanken, die ihn als Burschenschaftler, Freiheitskämpfer und Dozenten in Deutschland prägten, auf die kulturellen Befindlichkeiten in den USA. Die politischen Realitäten sind hier anders gelagert. Die einstigen Ziele der persönlichen Freiheit, der gesetzlich verankerten Demokratie und nationalen Einigkeit sind bereits theoretisch verwirklicht. Follen präsentiert sich daher stolz als neuer amerikanischer Staatsbürger, nicht als Revolutionär. Als vollständiges staatsrechtliches Mitglied sieht er es als seine Pflicht an, gesellschaftliche Missstände, die mit den Grundsätzen der Unabhängigkeitserklärung und Verfassung nicht konform gehen, zu beseitigen. Der Vergleich mit den Argumentationen David Walkers und William Lloyd Garrisons zeigen Follen als leidenschaftlichen Denker, dessen Argumentation weniger auf emotionale Manipulation, sondern auf Erkenntnis und Logik setzt. Follen ist damit eine bemerkenswerte Wende vom radikalen Revolutionär zum liberalen neuenglischen Reformer gelungen.

II. Ottilie Assing, John Brown und Frederick Douglass

Ottilie Assing (1819-1884) gehört wie Karl Follen zu jenen Exilanten bzw. Emigranten, deren amerikanischer Teil ihrer Karriere kaum in Deutschland rezipiert wird. Als Grenzgängerin zwischen Europa und Amerika repräsentiert sie eine „Weltbürgerin", die sensibel auf ihr sozio-kulturelles Umfeld reagierte und es mitgestaltete. Assing wandte ihrem Heimatland 1852, also vier Jahre nach den revolutionären Umbrüchen, den Rücken zu, um ihren unkonventionellen Vorstellungen der gesellschaftlichen Rolle der Frau und ihrem Interesse an der amerikanischen Sklavenbefreiung in den USA breiteren Raum zu widmen. Der Grund für ihren Aufbruch in die Neue Welt lag zum einen in ihrer sozialen, politischen und journalistischen Isolation in Deutschland begründet, zum anderen in der Anziehungskraft jenes Landes, das in der deutschen Reiseliteratur als „Asyl der Freiheit" gefeiert wurde.[48] Assing war keine typi-

[48] Die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzende Reise- und Abenteuerliteratur über die Vereinigten Staaten vermittelte im Gefolge der Massenauswanderungen ein exotisches und zumeist positiv überzeichnetes Amerikabild. Vor allem die Dichter des „Vormärz" besaßen ein ausgesprochenes Interesse an den sozio-politischen Gegebenheiten in Amerika. Von den Ratgebern für Auswanderer hat Gottfried Dudens romantisches Amerikabild

Abb. 2: Ottilie Assing, John Brown, Frederick Douglass

sche Vertreterin der sogenannten deutsch-amerikanischen „forty-eighters" in den USA. Diese hatten sich bald von der Hoffnung verabschiedet, aus dem Exil auf die Revolution in Deutschland und Europa einwirken zu können. Stattdessen wandten sie sich den politischen Aufgaben in ihrer neuen Heimat zu. Als Politiker und Schriftsteller mobilisierten sie die ethnische Gemeinschaft deutsch-amerikanischer Einwanderer und machten sie zu einer einflussreichen Volksgruppe.[49]

Assing entstammte einer Familie, deren intellektueller, religiöser und politischer Hintergrund nachhaltige Spuren in ihrer Persönlichkeit hinterliess. Ihr Vater David Assur (später Umbenennung in Assing) konvertierte vom Judentum zum Christentum, um Rosa Maria Varnhagen, die Schwester des Journalisten und Diplomaten Karl August Varnhagen van Ense, heiraten zu können.[50] Ottilie Assing wurde am 11. Februar 1819 zu einem Zeitpunkt geboren, als die Metternich'sche Restaurationspolitik die liberalen Tendenzen an den Universitäten mit den Karlsbader Beschlüssen in ihre engen Schranken verwies. Sie erhielt eine erstklassige erzieherische Ausbildung. Ottilies Eltern standen in der Tradition jener romantischen Denker, die sich für die Vision eines geeinten Deutschland einsetzten und sich in der Nationalbewegung engagierten. Sie führten ihre Tochter in die gesellschaftlichen Kreise der angesehenen Varnhagen-Familie in Berlin ein, besuchten gemeinsam Straßburg und Paris, wo Ottilie ihre Liebe zur Poesie entdeckte. Schriftsteller wie Ludwig

in seinem „Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerika's" (1829) unerfüllbare Hoffnungen geweckt. Auch die Romanliteratur weckte die Neugierde unter jenen, die Ernst Willkomm mit dem Buchtitel „Die Europamüden" 1838 auf den Punkt brachte. Zu den wichtigsten Impulsgebern gehören neben den Ausreiseempfehlungen eines Gottfried Duden die Romane Charles Sealsfields, Friedrich Gerstäckers oder Balduin Möllhausens. Vgl. Peter Brenner, *Reisen in die Neue Welt. Die Erfahrung Nordamerikas in deutschen Reise- und Auswanderungsberichten des 19. Jahrhunderts*. Tübingen: Niemeyer, 1991. S. 58ff.

[49] Vgl. James M. Bergquist, „The Forty-Eighters. Catalysts of German-American Politics". *The German-American Encounter*. Conflict and Cooperation between Two Cultures, 1800-2000. New York and Oxford: Berghahn Books, 2001. (22-36). S. 23.

[50] Vgl. Britta Brehmer, „From German Cultural Criticism to Abolitionism. Ottilie Assing: ‚Zealous to give vent to her gall'". *German? American? Literature? New Directions in German-American Studies*. Winfried Fluck & Werner Sollors. New York, Washington, D.C./Baltimore, et. al.: Peter Lang, 2002. (145-171). S. 149.

Uhland, Adalbert von Chamisso, Gustav Schwab, Achim von Arnim, Clemens Brentano und Ludwig Tieck prägten ihre jugendliche Vorstellungswelt.[51] Schnell entwickelte sich Ottilie zu einer Freidenkerin, die gesellschaftliche Grenzen übertrat und einer heuchlerischen Gesellschaft den Spiegel vorhielt. Der Umstand, dass sie bereits in Deutschland zweisprachig aufwuchs, erleichterte ihr später, in den USA schnell mit führenden Intellektuellen in Kontakt zu treten. In Verbindung mit ihren journalistischen Ambitionen wurde sie zu einem wichtigen Bindeglied zwischen der amerikanischen Abolitionismusbewegung und der Rezeption dieser Entwicklungen in Deutschland. Aufgewachsen im Bewusstsein kosmopolitischer Offenheit prägte sie schon früh der Eindruck, als gebildete aktive Frau mit jüdischer Vergangenheit einer gesellschaftlich wenig akzeptierten Minderheit anzugehören. Konservative Kreise verwehrten ihr die Identifizierung mit deutschen Kulturwerten; orthodoxe Juden grenzten Ottilie ebenfalls aus. Mangelnde öffentliche Anerkennung, die Frustration einer männlich orientierten beruflichen Sphäre und das Interesse an Extravaganz und Exotik trugen schließlich zu ihrem Entschluss bei, in einem anderen Land einen Neubeginn zu wagen.[52] In welcher Weise prägten sie die Jahre des politischen Vormärz?

In Hamburg schlug sie eine journalistische Laufbahn ein. Sie berichtet über das kulturelle Leben ihrer Heimatstadt für den *Telegraph* und den *Hamburger Korrespondenten*. Obwohl zahlreiche ihrer Bekannten aktive Mitstreiter des politischen Vormärz waren, beschränkte sich Assings Aktionsbereitschaft auf die Rolle einer kritischen Beobachterin des *Jungen Deutschland*.[53] In der Zeit vor der großen Revolution zeigte sich Assing weniger politisch interessiert, sondern widmete ihre Aufmerksamkeit zusammen mit ihrem Liebhaber, dem Schauspieler Jean Baptiste Baison, dem sogenannten „Theaterkrieg": die Auseinandersetzung um die Frage, ob Hamburg zwei Theater unterhalten könne und überhaupt benötige. Den frühen Tod Baisons versuchte sie durch die Arbeit an seiner Biographie zu verarbeiten. *Jean Baptiste Baison: Ein Lebensbild* musste 1851 wegen Assings Ruf als soziale und berufliche Außenseiterin ohne Autorenangabe erscheinen. Auch in der Folgezeit konnte sie nur unter Verweis auf ein männliches Pseudonym ihrer feministischen Haltung und

[51] Vgl. Maria Diedrich, *Love Across Color Lines. Ottilie Assing and Frederick Douglass*. New York: Hill and Wang, 1999. S. 28ff.

[52] Vgl. Brehmer, „From German Cultural Criticism to Abolitionism." S. 151.

[53] Ebd., S. 157.

Kritik an den sozialen Verhältnissen Ausdruck verleihen. So entwickelte sich Assing bereits in Deutschland zur maskierten Exilantin, indem sie in die innere Emigration ging. Nach dem Scheitern der Revolution und zunehmender Isolation in Hamburg entschied sich Assing, den Versprechungen einer Neuen Welt zu folgen.

Wie Follen suchte sie dabei weniger Kontakt zu gleichgesinnten deutschen Emigranten. Genauso wenig flüchtete sie in deutschtümelnde Vereinsmeierei. Vielmehr distanzierte sich Assing von ihrer nationalen Identität. Anstatt sich einem durchaus verbreiteten Nationalchauvinismus zu ergeben, richtete sie ihr ganzes Augenmerk auf die kulturellen Besonderheiten der Vereinigten Staaten. Inwiefern die Überquerung des Atlantiks einen Befreiungsschlag und den Beginn eines neuen Lebens bedeutete, zeigt ihr Eintrag in das Namensregister des Passagierschiffs „Indian Queen". Assing lässt ihre bisherige Identität unbestimmt und dreht die Lebensuhr um einige Jahre zurück. Sie stellt sich als 25jährige Malerin aus einem nicht weiter spezifizierten deutschen Dorf vor.[54] Nur das Ziel ist konkret: New York, USA.

Assing entschied sich schon bald, die amerikanische Staatsbürgerschaft anzunehmen. Ihrem Antrag wurde 1860 stattgegeben. Ihre Artikel aus Amerika, die sie im *Morgenblatt für Gebildete Leser* publizierte, geben nicht nur Auskunft über politische Entwicklungen, sondern adressieren pointiert die Reibepunkte kultureller Unterschiede zwischen Deutschland und den USA. Cottas einflussreiche liberale Zeitung war aufgeschlossen gegenüber Assings z.T. radikalen Haltungen, wenngleich Cotta nicht alle ihre Zusendungen aus der Neuen Welt als druckwürdig bzw. als zu riskant einstufte.[55] Als Schwerpunkt kristallisieren sich in Assings Berichten drei Themenbereiche heraus, die miteinander in enger Beziehung stehen: die atheistisch-humanistische Selbstermächtigung, die Emanzipation der Frauen und die politische Aufwertung der entrechteten Sklaven. Assings kritische Einschätzung der beiden Aspekte war bereits vor ihrer Abreise

[54] Hervorhebung von Frank Mehring.

[55] Dennoch archivierte Cotta auch jene Artikel, die er nicht publizierte. Durch diese umsichtige Vorgehensweise sind der Nachwelt einige von Assings aufschlussreichsten Texten zum Themenbereich der Sklaverei und der Rezeption von John Brown im Deutschen Literaturarchiv Marbach erhalten geblieben. Für eine zeitgenössische Einschätzung der Bedeutung des *Morgenblatts für gebildete Leser* vgl. Christoph Lohmann (Hrsg.), „Introduction". *Radical Passion. Ottilie Assing's Reports from America and Letters to Frederick Douglass*. New York et al.: Peter Lang, 1999. S. xvi.

in die Vereinigten Staaten von fiktionalen Werken geprägt, mit denen sie sich auseinander gesetzt hatte. Dazu gehörten vor allem Heinrich von Kleists Novelle *Die Verlobung in St. Domingo* (1811), Clara Mundts *Aphra Behn* (1949) und Harriet Beecher Stowes *Uncle Tom's Cabin* (1851). Diese Literatur bestärkte Sie in dem Eindruck, wie Maria Diedrich erklärt, dass die emanzipatorischen Probleme in den Vereinigten Staaten vor allem von radikalen Freiheitskämpfern gelöst werden müssten.[56] Assing selbst hielt sich für solch eine Persönlichkeit.

1. Assing sah es als ihr Verdienst an, dass sie den einflussreichen Abolitionisten Frederick Douglass von dem Irrweg einer christlichen Argumentation überzeugt hatte. Religion sei, so Assing, nicht die Lösung für das Problem der Sklavenbefreiung. Als überzeugte Atheistin glaubte sie, dass sich durch die Vermittlung des Gedankengutes von Ludwig Feuerbach die Abolitionismusbewegung auf eine festere, konkretere Grundlage berufen könne als die vagen Implikationen der christlichen Religion. In ihrem in Englisch gehaltenen Vortrag bei der Zusammenkunft der Hoboken Association of Freethinkers am 11. Dezember 1870 erklärte sie nicht ohne deutschen Nationalstolz:

> [The great free ideas of our century] struck [Frederick Douglass] like a ray of light, and accomplished a complete revolution in his opinions. He was then over forty years old, but he was too true, too much open to every truth, to resist it, no matter how many cherished illusions were destroyed. I add with gratification that it was German radicalism, that worked that revolution, and that to our great, venerated Feuerbach above all others, our thanks are due for having pointed out the path to intellectual liberty to the distinguished man, after he had freed himself of the fetters of slavery.[57]

Assing ermächtigt sich damit selbst zur Agentin, die nach der physischen Befreiung auch die intellektuelle Lösung alter Fesseln in die Wege leitete. Der Umstand, dass Douglass letztlich den Schritt vom Christentum zum Atheisten nicht nachvollziehen konnte, verdeutlicht, dass Assing ihren intellektuellen (und emotionalen) Einfluss auf Douglass überschätzte. Nichtsdestotrotz kommt ihr das Verdienst zu, das liberale Gedankengut des deutschen Vormärz im Umfeld der amerikanischen Frauenemanzipation und Sklaverei nachhaltig mitgestaltet zu haben. Die Rolle der Kul-

[56] Vgl. Diedrich, *Love Across Color Lines*. S. 8.
[57] Zitiert nach Lohmann, *Radical Passion*. S. xxxi.

turvermittlerin zwischen Deutschland und Amerika war jedoch nicht einseitig, sondern strahlte durch ihre Berichterstattung in verschiedenen deutschen Publikationsorganen auch auf die Wahrnehmung der Vereinigten Staaten nach der gescheiterten Revolution ab.

2. Vor allem die Frage der gesellschaftspolitischen Stellung der Frau ermöglichte Assing, direkte Vergleiche zwischen der Entwicklung in den USA und Europa – und hier vor allem in Deutschland – vorzunehmen. Es ist auffällig, dass die Frauenemanzipation in den USA in größerem Maße von weiblichen deutschen Immigrantinnen beobachtet und vorangetrieben wurde als von amerikanischen *nativists*.[58] Die meisten der Frauen in deutsch-amerikanischen Siedlungen zeigten wenig Engagement im Kampf um die Emanzipation, da sie in eine traditionelle patriarchalische Wertegemeinschaft eingebunden waren. Die am 19. Juli 1848 verfasste „Declaration of Sentiments" stellt die Unabhängigkeitserklärung der Frauen dar, an der neben 68 Frauen und 28 Männern auch der prominente afroamerikanische Abolitionist Frederick Douglass teilnahm. Das erweiterte Zitat der *Declaration of Independence* verdeutlicht die Stoßrichtung ihrer Anstrengungen um Gleichberechtigung und das Wahlrecht für Frauen. „We hold these truths to be self-evident that all men *and women* are created equal."[59] Grundlage für die Beurteilung von Assings Haltung zur Emanzipation bilden ihre Artikel zu herausragenden Vertreterinnen der Frauenrechte für die *Augsburger Allgemeine Zeitung* und über die Frauenrechtsbewegung im *Morgenblatt für gebildete Leser*. Sie beschreibt die Unterschiede der Frauenrechtler auf beiden Seiten des Atlantiks. Sie erkennt in Deutschland das Problem, dass zumeist junge und unerfahrene Frauen aktiv politische Mitgestaltung einklagen. Weil in der Alten Welt die beiden großen christlichen Religionsfraktionen wenig Unterstützung anbieten, drifte die Emanzipationsbewegung in den Randbereich extremer Freidenker ab. In den Vereinigten Staaten zeichnet Assing ein vollkommen anderes Bild. Hier würden Orthodoxe, Atheisten, Quäker und Methodisten gemeinsam gegen die grassierenden Ungerechtigkeiten, gegen die Unmündigkeit der Frauen vorgehen. Auch

[58] Vgl. Patricia Herminghouse, „‚Sisters, Arise!' The Intersections of Nineteenth-Century German and American Feminist Movements". *Conflict and Cooperation between Two Cultures, 1800-2000*. New York and Oxford: Berghahn Books, 2001. (49-60). S. 49.

[59] Zitiert nach Elisabeth Griffith, *In Her Own Right. The Life of Elizabeth Cady Stanton*. New York Oxford University Press, 1984. S. 53.

sei die Unterstützung von namhaften Intellektuellen auf einer breiteren Basis gesichert.

> However, the big difference between the European and the American propagandists for emancipation is that over there the concept is represented almost entirely by dreamy – albeit smart – men and women of exceeding youth, guaranteeing failure from the start, whereas here many eminent, experienced, and widely respected men have rallied to the cause of female emancipation.[60]

Zu den herausragenden und zugleich angesehenen Repräsentanten der amerikanischen Bewegung zählte sie unter anderem Wendell Phillips, Horace Greeley und Horace Mann. Den radikalen Propagandisten William Lloyd Garrison sowie Frederick Douglass nannte sie bezeichnenderweise nicht. Ihnen hatte Assing einen anderen Schwerpunkt ihrer Berichterstattung zugedacht.

3. Ihr Sinn für benachteiligte Gesellschaftsgruppen musste früher oder später auch zu einer Beschäftigung mit der Sklavenfrage führen. Waren ihre frühen Reportagen über das kulturelle Leben in New York noch vornehmlich aus der Perspektive der wachsamen Beobachterin bestimmt, änderte sich ihr Ton nachhaltig im Zuge ihres Umgangs mit den Abolitionisten und hier vor allem mit der politischen Leitperson der Afroamerikaner: Frederick Douglass. Als unabhängige, berufstätige Frau jüdischer Abstammung kannte sie die Problematik des Außenseitertums in Deutschland und Amerika. Themen wie Intoleranz, Heuchelei und soziale Grausamkeit durchziehen ihre harschen, subjektiven Attacken. Die Abolitionismusbewegung ermöglichte Assing, das Thema der sozio-politischen Gleichberechtigung aller Menschen innerhalb eines demokratischen Staates zu thematisieren und den deutschen Lesern jenes Thema nahe zu bringen, das im politischen Vormärz so kontrovers diskutiert wurde. Ihre Strategie ist dabei von zwei scheinbar entgegengesetzten Kräften bestimmt: In einem Zug der Selbstermächtigung nimmt Assing die kulturelle Vermittlerrolle an, um Klischees deutscher Vorstellungen über Afroamerikaner zu demontieren. Gleichzeitig nutzt sie ihre Position, um über die amerikanische Berichterstattung die politische Entwicklung in Deutschland nach 1848 zu kritisieren.

Wie Follen demaskiert sie die oberflächliche Haltung vieler Intellektueller, die zwar die Sklavenbefreiung befürworten, aber beispielsweise in

[60] Ottilie Assing, *Morgenblatt* 51:2:46-48. Zitiert in der englischen Übersetzung nach Lohmann, *Radical Passion.* S. 81.

einem Theater unter keinen Umständen neben einem Afroamerikaner Platz nehmen möchten.[61] Assing gehörte zu jenen deutschen Emigranten, die eine besonders enge Beziehung zu der benachteiligten Gesellschaftsgruppe der Afroamerikaner aufbauen sollten. Als Schlüsselperson fungiert Frederick Douglass, zu dem sie sich sowohl intellektuell als auch emotional hingezogen fühlt. Fasziniert von seiner Biographie *My Bondage and My Freedom* aus dem Jahr 1855 beschloss sie, ihn zu interviewen, um einen Artikel über das Werk zu verfassen. Assing wurde schließlich nicht nur seine Vertraute, sondern auch seine Geliebte. Sie verbrachte jedes Jahr mehrere Monate im Haus von Douglass' Familie, so dass sie wie kaum eine andere deutsche Immigrantin die Kultur und das Miteinander der Afroamerikaner kennen lernte. 1860 erschien in Hamburg ihre Übersetzung unter dem Titel *Sclaverei und Freiheit*. In ihren Reportagen zeichnet sich eine Entwicklung ab, die von der Perspektive der interessierten Beobachterin zur aktiven Mitstreiterin des Abolitionismus reichte.[62] Assing vermittelte Kontakte und Ideen aus Deutschland und ermöglichte deutschen Lesern bemerkenswerte Einblicke in die zeitgenössischen Tendenzen im Kampf um die amerikanische Sklavenbefreiung.

Ottilie Assing betont in ihrer Vorrede den authentischen Gehalt der Publikation. Dadurch hebt sie sich auch von der Welle jener Bücher ab, die nach dem Erscheinen von *Onkel Toms Hütte* einen eigenen Literaturzweig begründet hatten. In ausladenden Satzkonstruktionen macht sie die Bedeutung der Autobiographie für die Diskussion der Sklaverei deutlich und führt den deutschen Lesern die Prominenz des afroamerikanischen Schriftstellers vor Augen:

> Keine erfundene Gestalt bildet den Mittelpunkt der mitgeteilten Ereignisse; der Verfasser, welcher sie erlebte, lebt unter uns, er ist Einer von Amerikas berühmten Männern, obgleich er jener unterdrückten Rasse, den Parias der amerikanischen Gesellschaft angehört, die nach der im vorigen Jahre erfolgten Entscheidung des höchsten Gerichts der Vereinigten Staaten in ihrem eigenen Vaterland niemals Bürger werden können und keine Rechte besitzen, welche die Weissen anzuerkennen verpflichtet wären, und der ganze Mensch mit seinem edlen Selbst, der feurige, geistreiche, begabte und energische Mann mit der glühenden Freiheitsliebe und der Virtuosität des unversöhnlichen Hasses gegen Sklaverei

[61] Vgl. Ottilie Assing, *Morgenblatt*. März, 1856: 431.
[62] Vgl. Diedrich, *Love Across Color Lines*. S. 206.

> und Sklavenhalter ist es, welcher dem Leser darin unwiderstehlich anziehend und bedeutend entgegentritt.[63]

Assing wird nicht müde, das bemerkenswerte Redetalent, seinen Kenntnisreichtum um den Gegenstand der Sklaverei, die logische Argumentationskraft und sein abwägendes Kalkül hervorzuheben. Deutlich lässt sich Assings Bewunderung und emotionale Hingabe erkennen, wenn sie seine Stimme als „weich, wohlklingend, biegsam und zum Herzen sprechend" charakterisiert.[64] Sie versucht den Lesern eine Vorstellung von Douglass' Popularität zu vermitteln, indem sie auf die spürbare Begeisterung während seiner Vorträge verweist. Sie stilisiert ihn zum klassischen Rhetoriker *par excellence*, der mit Wissen, Leidenschaft und Humor die Zuhörer in ihren Bann zieht. Gleichzeitig knüpft sie Parallelen zur Bibel, indem sie ihn als „neuen Apostel" apostrophiert, dem amerikanische Zuhörer wie Jünger zu Füßen liegen, um die bis dato unausgesprochenen Wahrheiten zu vernehmen. Wo sieht Assing Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu anderen Abolitionisten im politischen Umfeld von Douglass?

Zu den radikalsten Freiheitskämpfern im amerikanischen Abolitionsimus gehörte John Brown. Im Geiste von David Walkers *Appeal to the Coloured Citizens of the World* folgte er seinem persönlichen Gerechtigkeitssinn, um die Menschenwürde der Afroamerikaner und die Prinzipien der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung zu verteidigen.[65] Seine Ideen zur Notwendigkeit der militanten Gruppenbildung und Durchführung von Aufständen lösten eine Kontroverse um die Frage nach der Legitimation von Gewalt im Menschenrechtsdiskurs aus. Die von Brown organisierte Attacke auf das staatliche Waffenlager Harpers Ferry und der darauf folgende Gerichtsprozess mit Browns Verurteilung bildet das Zentrum dieser Auseinandersetzungen, die auch in Assings und Douglass' Haltung zur Sklavenfrage einen Wendpunkt markiert. Mit seinen 18 Mitkämpfern nahm Brown am 16. Oktober 1859 Harpers Ferry ein. Die Truppen von Colonel Robert E. Lee kesselten die Aufständischen ein. Bei der Rückeroberung des Lagers kamen zehn von Browns Männern ums Leben. Zu ihnen zählten auch seine beiden Söhne.

---

[63] Assing, *Sclaverei und Freiheit*. S. IX-X.

[64] Ebd., S. XI.

[65] Vgl. Joseph C. Carroll, *Slave Insurrections in the United States, 1800-1865*. New York: Negro Universities Press, 1938.

Brown war zu diesem Zeitpunk kein Unbekannter für Douglass und Assing. Der Freiheitskämpfer aus Kansas konfrontierte Douglass bereits 1847 mit der Tatsache, dass die moralische Überzeugungsstrategie und der Weg des gewaltlosen Widerstandes nicht die erwünschten rechtlichen Veränderungen bewirkt hätten. Seither gab es einen regelmäßigen Austausch zwischen dem Revolutionär und dem Reformer. Brown eröffnete Douglass seine Vorstellung von Sklaverei als „Krieg gegen das schwarze Volk".[66] Als Gegenstrategie entwarf er einen militanten Plan, der den Wert der Sklaven für die Besitzer zerstören sollte. Er sah vor, mit einer Gruppe von bewaffneten Kämpfern in den Bergen geflüchtete Sklaven zu verteidigen. Douglass erkannte zwar die Chance, dass dadurch eine gewisse Resignation seitens der Besitzer einsetzen könnte. Gleichzeitig könnte die Entwicklung zu einer Gewalteskalation paramilitärischer Natur und noch größerer Unterdrückung führen.[67]

Browns Sohn, John Brown Jr., kontaktierte Frederick Douglass persönlich, um Unterstützung für einen Überfall auf das Waffenarsenal Harpers Ferry zu erhalten. Der junge Mann war durch den Freiheitskampf von einem ähnlichen selbstaufopfernden Enthusiasmus beseelt wie die studentischen Eiferer während und nach den Napoleonischen Befreiungskriegen in Deutschland. Die Attacke auf Harpers Ferry besaß für Brown eine große Symbolkraft. Das Waffenlager stand unter staatlicher Aufsicht. Eine Attacke war somit auch ein Angriff auf den Staat, der mit Waffengewalt die Ungerechtigkeit der Sklaverei aufrecht hielt. Brown übte auf diese Weise Kritik an einem System, dessen Widersprüche sich in Harpers Ferry verdichteten. Assing erkannte in Brown einen Helden der Sklavenbefreiung. In ihrem ersten von drei an Cotta gesandten Berichten stilisiert sie den „Alten von Kansas" zu einer mythologischen Führungsperson. Überwältigt von seinem unvergleichlichen Mut, seiner kaltblütigen Willenskraft, Entscheidungsstärke und Ehrenhaftigkeit erscheint ihr Brown als der Befreier der Afroamerikaner par excellence.[68] Assing aktiviert in ihrer Berichterstattung für Deutschland Assoziationen, die mit der politischen Verfolgung der Freiheitskämpfer des Vor-

[66] Vgl. David B. Chesebrough, *Frederick Douglass. Oratory from Slavery*. Westport, CT and London: Greenwood Press, 1998. S. 50.

[67] Leonard Harris, „Honor and Insurrection or A Short Story about why John Brown (with David Walker's Spirit) was Right and Frederick Douglass (with Benjamin Banneker's Spirit) was Wrong". S. 237.

[68] Vgl. Assing, „The Insrurrection at Harpers Ferry". *Radical Passion.* (165-169). S. 166.

märz in Verbindung stehen. Dadurch gelingt ihr zum einen, dass die Leserschaft die Situation der Aufständigen besser nachvollziehen konnte; zum anderen erhalten die deutschen Rezipienten ein Rollenmodell aus einem anderen kulturellen Kontext. Brown erscheint als Widerstandskämpfer, der geradezu Unmenschliches erleiden musste: Er verlor auf dramatische Weise zwei seiner Söhne im Kampf gegen die rassistische Unterdrückung; Brandstifter zündeten sein Haus an; seine Frau wurde zum Ziel von Misshandlungen; neben der politischen Verfolgung Browns wurde zusätzlich ein Kopfgeld ausgesetzt. Angesichts der schier unerträglichen und entwürdigenden Umstände blieb Brown seinen Prinzipien treu. Die selbstlose Aufopferung für das Ideal der Freiheit besitzt in Assings Darstellung Züge, die der Literatur der Romantik nahe stehen: „Stern and implacable like death itself, if necessary, he was never guilty of needless cruelty; to the contrary, he often proved his innate kindness and humanity."[69]

Entgegen Assings Heldenverehrung konnte Douglass allerdings in Browns Aktivitäten nur jene Form von eskalierender Gewalt erkennen, die er lange als Barbarei an den Sklaven diskreditiert hatte. Eine aktive Unterstützung der Mordlustigen hätte seine jahrelange Arbeit der moralischen Aufbauarbeit zu Makulatur erklärt. Nichtsdestotrotz verteidigte er nach Bekanntwerden von Browns Scheitern dessen Anliegen als gerechtfertigte Reaktion auf das Unrecht der Sklaverei. Da man bei Brown unter anderem einen „konspirativen Brief" von Douglass fand, wurde er strafrechtlich gesucht. Es ist Ottilie Assing und ihren Verbindungen nach Europa zu verdanken, dass Douglass die Flucht aus den Vereinigten Staaten gelang, zuerst nach Kanada, von dort nach England, wo er sechs Monate ausharrte.[70] In Garrisons abolitionistischer Zeitung *The Liberator* publizierte Douglass im Sommer 1860 einem Artikel, in dem er sich uneingeschränkt für die Integrität von Browns Charakter aussprach. Diese Haltung war umstritten, da viele Abolitionisten in den Nordstaaten zwar Browns Anliegen, nicht aber seine Methoden befürworteten. Brown hatte Douglass die Legitimation von Gewalt in Extremfällen verdeutlicht.

> [The slaveholders] have neither ears nor hearts for the appeals of justice and humanity. While the slave will tamely submit his neck to the yoke, his back to the lash, and his ankle to the fetter and chain, the Bible will be quoted, and learning invoked to

[69] Ebd., S. 157.

[70] Vgl. Maria Diedrich, *Love Across Color Lines.* S. 217ff.

> justify slavery. The only penetrable point of a tyrant is the fear of death.[71]

Kurze Zeit später erklärte er in einer Rede vom 1. August, dass Brown den Afroamerikanern seine Würde zurückgegeben habe. Er charakterisierte ihn als „tapferen und glorreichen Menschen", der dem Kampf für die Freiheit ein Beispiel und ein Fanal für die Zukunft gegeben habe.[72] In seiner Rede zum Gedächtnis von John Brown erkennt er auch 30 Jahre nach dem Vorfall die revolutionäre und weitreichende Aktion an.

> I propose to make the raid made by him upon Harper's Ferry the most prominent feature of my discourse, for it was the crowning act of his life, aside from the late tremendous war, I know of no event in all the thirty years conflict with slavery which will be remembered longer, or which will make a more thrilling chapter in American History than the Harper's Ferry raid.[73]

Aus dem Gerichtsprozess ging hervor, dass Brown weniger daran interessiert war, ein Beispiel zu geben, dem aufständische Sklaven sich anschließen sollten. Vielmehr lag ihm daran, die Emanzipation voranzutreiben. Douglass stellt die rhetorische Frage, ob Browns Leben durch die Verhaftung und die vom Gericht verhängte Todesstrafe umsonst war. Er lässt keinen Zweifel an der Heldenhaftigkeit der Tat. Bereits am 31. Oktober 1859 charakterisiert er Brown in einem Brief an den *Rochester Democrat and Observer* als „ehrenhaften Helden". Gleichzeitig macht er deutlich, dass er die Aufständischen zu keinem Zeitpunkt in ihrem Vorhaben ermutigt habe, sondern auf friedvollere Mittel insistierte. Seine Argumentation im drei Jahrzehnte später gehaltenen Vortrag erinnert an die im politischen Vormärz popularisierte Vorstellung der Überzeugungstat als höchster Form der Verbindung von freiem Denken und moralischem Handeln.

> Did John Brown draw his sword against slavery, and lose his life in vain? […] Ten thousand times NO! No man fails or can fail who gives his life for a righteous cause. No man, who on his way to the gallows, can stop to kiss a child of the hatred race for which he gives his life, can be truly said to fail.[74]

---

[71] Douglass, *The Liberator*. July 27, 1869. S. 67.

[72] Vgl. John W. Blassingame and John R. McKiviga, *The Frederick Douglass Papers*. 5 Vols. New Haven: Yale University Press, 1979-1992. Bd. 3. S. 386-87.

[73] Frederick Douglass, „John Brown". S. 1.

[74] Frederick Douglass, „John Brown". S. 34 (Ende des Aufsatzes).

Douglass' Haltung zur Frage des aktiven Beitrags der Sklavenbefreiung, im Zusammenhang mit Brown, wird in der Forschung kontrovers diskutiert. Leonard Harris spricht sich beispielsweise in „Honor and Insurrection or A Short Story about why John Brown (with David Walker's Spirit) was Right and Frederick Douglass (with Benjamin Banneker's Spirit) was Wrong" nachhaltig dafür aus, dass das Mittel des Aufstands nicht genügend gewürdigt und von Douglass in seiner Notwendigkeit nicht erkannt wurde.[75]

Ottilie Assing hat ihre Einschätzung der Vorgänge in einem ausführlichen Artikel unter der Überschrift „Der Aufstand bei Harpers Ferry" festgehalten, den sie im Oktober 1859 schrieb.[76] Sie gehörte zweifellos zum engen Kreis der Eingeweihten, die bereits im Vorfeld mit der Planung und Durchführung des Unternehmens vertraut waren. Bezeichnend sind die Ausführungen zu Browns Intentionen, die sich von Douglass' später Ehrerbietung unterscheiden. Sie charakterisiert Brown als Funke am Pulverfass einer Revolution, die im ganzen Land auf seine heroische Tat folgen sollte. Assing zeichnet Brown in den grellen Farben des Märtyrers für das Ideal der Freiheit und Gleichberechtigung. Trotz seiner blutigen Gewalttaten bleibe der Held der Revolution moralisch unbefleckt. Kurz nach seinem Tod orakelt sie im ersten ihrer insgesamt drei Artikel über die Vorfälle von Harpers Ferry, dass Browns Freiheitskampf in die Geschichtsbücher eingehen werde. „The slaveholders will rejoice in the execution of John Brown and his companions, but history will record their names among the noblest and most unselfish martyrs who have given their lives for the cause of freedom."[77] In gleicher Weise bekräftigt sie in ihrem Folgeartikel über die Gerichtsverhandlung und deren politische Konsequenzen die Rolle, die Frederick Douglass in dem Komplott spielen sollte. In ihrer Darstellung erscheint er als Drahtzieher und geistiger Ziehvater der Vorgänge. Während Kongressmitglieder und angesehene Intellektuelle unter den Abolitionisten wie John Parker Hale (1806-1873), Horace Greeley (1811-1872) und Joshua R. Giddings (1795-1864) sich von der Mitwisserschaft öffentlich loszusprechen versuchen,

---

[75] Vgl. Leonard Harris, „Honor and Insurrection or A Short Story about why John Brown (with David Walker's Spirit) was Right and Frederick Douglass (with Benjamin Banneker's Spirit) was Wrong". S. 237-9.

[76] Cotta erhielt zwar das Manuskript, entschied sich allerdings vermutlich wegen des kompromisslosen und agitativen Gestus, den Artikel nicht zu drucken.

[77] Assing, „Insurrection on Harpers Ferry". *Radical Passion*. S. 169.

zeige Douglass durch sein vermeintliches Bekenntnis bemerkenswerte Courage und Ehrlichkeit.

> […] One man stood up to acknowledge frankly his participation in the conspiracy, even though the consequences for him are more dangerous and pernicious than for most others. It is the famous orator Frederick Douglass. Immediately following the events at Harpers Ferry he was identified as one of the secret leaders of the conspiracy, and only by his hasty flight to Canada did he escape the clutches of the United States marshals, those henchmen of [the] government.[78]

Der Artikel verdeutlicht, inwiefern Assing ihrer Fantasie über den Freiheitskämpfer für die Befreiung der Unterdrückten freien Lauf lässt. Während nicht wenige afroamerikanische Zeitungen und Pamphlete Douglass' Flucht nach Europa kritisierten, überzeichnet Assing die Situation als Befreiungsschlag, der Grundzüge eines griechischen Heldenepos besitzt. Dafür weicht sie wissentlich von der Wahrheit ab, denn Douglass war von Anfang an gegen die von Brown auf Harpers Ferry festgelegte Gewalteskalation. Maria Diedrich argumentiert, dass Assing sich von Clara Mundts melodramatischem Roman *Aphra Behn* (1849) leiten ließ. Demenstprechend verarbeitete sie ihre leidenschaftliche Verehrung für Douglass dahingehend, dass sie sein Wirken zu einem modernen Oroonoko, dem Protagonisten von *Aphra Behn*, stilisiert.[79] Jenseits der berechtigten Kritik an Assings Repräsentation von Douglass und Brown darf nicht vergessen werden, dass auch finanzielle Aspekte sowie ein kultureller Auftrag den Ton des Artikels bestimmt haben dürften. Gleichzeitig versuchte Sie die Aufmerksamkeit durch eine emotionale Reportage über John Browns letzte Stunden vor der Hinrichtung zu erhöhen. Ihr Ausblick auf die weitere Entwicklung der Auseinandersetzung um die Sklaverei in Amerika hat geradezu sensationalistischen Charakter.

> These events also clearly show the rottenness and hollowness of the bonds connecting the North to the South. The same man who was hanged in the South as a traitor and murderer we in the North honour as a martyr and a saint. […] This conflict can and

[78] Assing, „The Aftermath of John Brown's Trial". *Radical Passion*. S. 173.
[79] Vgl. Zitiert nach Diedrich, *Love Across Color Lines*. S. 213.

> must end in splitting the Union, and only such a split will bring about more natural and harmonious conditions.[80]

Assing plante eine Veröffentlichung ihrer Artikel über Browns Überfall auf Harpers Ferry für die Monate Oktober, November und Dezember 1859. Kurze Zeit später sollte ihre deutsche Übersetzung von Douglass' Autobiographie *Sklaverei und Freiheit* erscheinen. Die zum Teil sensationalistisch angelegten Artikel sollten den Weg für eine positive Rezeption des afroamerikanischen Freiheitskämpfers bereiten.[81] Die Einleitung, die sie ihrer Übersetzung voranschickte, knüpft nahtlos an die Heldenverehrung Browns an und überträgt die Superlative nun auf Douglass:

> In diesem an grossen Rednern so reichen Land ist Frederick Douglass einer der grössten. Vollkommene Beherrschung des Gegenstandes, Schärfe, glänzende Dialektik und richtiges Mass bei aller Leidenschaft sind ihm in hohem Grade eigen. Oft erhebt er sich zu einer tragischen Höhe, und dann beleuchtet er den Gegenstand wieder mit brillanten Schlaglichtern des Witzes und Humors, spricht zum Herzen des Zuhörers, oder unterhält ihn zur Abwechslung mit leichtem Scherz. Alles ist frisch, ursprünglich und anziehend.[82]

Die Einschätzung von Douglass als einer der herausragendsten und zugleich verkanntesten Persönlichkeiten seiner Zeit besitzt einen gewissen Missionscharakter in Assings Schriften. „Wäre Frederick Douglass zufällig ein Weisser, so hätte er, wenn auch im niedrigsten Stande geboren, bei seinem Talent, seiner Ausdauer und Energie sicher eine glänzende Laufbahn zurückgelegt und irgend eine hervorragende Stellung erreicht."[83] Mit ihren glorifizierenden Reportagen für deutsche Zeitschriften und ihrer

---

[80] Assing, „John Brown's Execution and its Consequences". *Radical Passion*. (175-180). S. 179.

[81] Assing, „Insurrection on Harpers Ferry". *Radical Passion*. S. 169. Cotta entschied sich jedoch, die Artikel nicht zu drucken. Über die Gründe lässt sich nur spekulieren. Assing macht sich über die Armee lustig, die ihren Sieg gegen 19 Aufständige mit der Tapferkeit von mehreren hundert Soldaten errungen habe. Aus Furcht vor einer nationalen Revolution der Afroamerikaner habe man das Rechtssystem zur schnellen Verurteilung Browns gedehnt. Um die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten, wurde zusätzlich eine Zensur eingeführt, die in Virginia die Berichterstattung einschränkte.

[82] Assing, *Sclaverei und Freiheit*. S. Xf.

[83] Ebd., S. XIIIf.

Übersetzung von *Sclaverei und Freiheit* schickt sie sich an, in Deutschland eine solch „glänzende Laufbahn" vorzubereiten.

Frederick Douglass bezeichnete sich selbst als „treue[n] Schüler" von William Lloyd Garrison, indem er in den Jahren nach seiner Flucht aus der Sklaverei die Notwendigkeit des Bruchs der Nordstaaten mit den Südstaaten proklamierte.[84] Diese Position sollte sich in der Folgezeit nachhaltig zugunsten einer Harmonisierung der beiden Staatengemeinschaften wandeln. Er gelangte zu der Überzeugung, dass „die Konstitution der Vereinigten Staaten nicht alleine keine Sanktion der Sklaverei enthielte, sondern im Gegenteil dem Buchstaben wie dem Geist nach der Sklaverei widerspräche und deren Abschaffung als die Bedingung ihres eigenen Bestehens als höchstes Gesetz des Landes verlange."[85] Douglass endet seine Autobiographie mit dem Willen, die Abschaffung der Sklaverei nicht mit Mitteln der Gewalt durchzusetzen, sondern eine „moralische, soziale und intellektuelle Erhebung" voranzutreiben.[86] Solche reformerischen Ansprüche zeigen, dass Assing zwar eine romantisch verklärte Stilisierung von Douglass' Rolle in der Sklavenbefreiung vornimmt. Die Notwendigkeit einer von militärischer Gewalt bestimmten Auseinandersetzung zwischen den Nord- und Südstaaten erkannte sie jedoch bereits zu einem Zeitpunkt, als Douglass noch an seinen friedlichen Reformbestrebungen festhielt.

Bilanz

In vergangenen und zeitgenössischen Abhandlungen über die deutsch-amerikanische Tradition betonen Autoren vor allem die Leistungen der Immigranten zum amerikanischen Kulturleben. Dabei kommen kritische Auseinandersetzungen mit Dissidenten zu kurz. So entsteht der Eindruck einer perfekten Assimilation, die erst im 20. Jahrhundert im Gefolge zweier Weltkriege unter Beschuss geriet. Das damit ausgelöste Trauma angesichts des deutsch-amerikanischen Traditionsbewusstseins verstärkte noch den Trend, die Integrationsfähigkeit der sogenannten „Bindestrichamerikaner" in den Vordergrund zu rücken. Während Karl Follen und Ottilie Assing mit bemerkenswertem Enthusiasmus die amerikani-

[84] Ebd., S. 355ff.
[85] Ebd., S. 356.
[86] Ebd., S. 366.

schen Werte der Freiheit und Demokratie verinnerlichten, führte die Assimilation der Werte keineswegs zu einer konfliktfreien Amerikanisierung. Vielmehr reagierten sie mit besonderer Sensibilität auf Gefahren, die durch den Fortbestand der Sklaverei und die Rolle der Frauen als „Unfreie" in einer repräsentativen Demokratie lauerten. Im Gegensatz zu anderen Freiheitskämpfern, die ihre deutsche Prägung in Abgrenzung zur vermeintlichen amerikanischen Heuchelei und dem maßlosen Materialismus wiederentdeckten[87], lässt sich aus Follens und Assings Freiheitskampf eine andere Attitüde ablesen: Beide nahmen die amerikanische Staatsbürgerschaft an, um aktiv an der Umgestaltung der amerikanischen Verhältnisse im Sinne der Verfassung und Unabhängigkeitserklärung teilnehmen zu können. Von einem latenten deutschen Kulturchauvinismus kann dabei keine Rede sein. Ihre Prägung durch die freiheitlichen Gedanken des politischen Vormärz in Deutschland und die Begeisterung für die Ideen eines geeinten Vaterlandes hielt sie nicht davon ab, sich in den USA von oft retrospektiven deutsch-amerikanischen Kommunen zu lösen, um sich auf die neuen nationalen Herausforderungen zu konzentrieren. Die Kontextualisierung der Ideen deutscher Freiheitskämpfer mit ihrem Wirken im Exil zeigt, dass pauschale Urteile über „gefährliche Radikale" überdacht werden müssen. So konnte James J. Sheehan in seinem wegweisenden Beitrag zur Propyläen Geschichte Deutschlands noch 1994 konstatieren, dass Karl Follen „vermutlich längst vergessen [wäre], hätte nicht ein Mitläufer seiner Gruppierung, Karl Sand, im März 1819 August von Kotzebue erstochen".[88] Die Analyse der politischen Aktivitäten von Exilanten wie Karl Follen und Ottilie Assing rückt solche bisher gängigen Urteile in ein neues Licht.

[87] Vgl. Conzen, „German-Americans and the Invention of Ethnicity". S. 135.

[88] James J. Sheehan, *Der Ausklang des alten Reiches. Deutschland seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges bis zur gescheiterten Revolution 1763 bis 1850. Propyläen Geschichte Deutschlands*. Bd. 6. Berlin: Propyläen Verlag, 1994. S. 372.

Ulrich Klemke (Sankt Augustin)

Vormärzemigration und das deutsch-amerikanische Pressewesen

Mit den von Metternich initiierten und vom Deutschen Bundestag gebilligten sogenannten Karlsbader Beschlüssen von 1819 wurde die liberale und nationale Opposition in ihren Entfaltungsmöglichkeiten empfindlich getroffen, was auch für das Pressewesen in den einzelnen Bundesstaaten massive Einschränkungen und Veränderungen zur Folge hatte. Im Pressegesetz, das Teil der Karlsbader Vereinbarungen war, wurde für alle Zeitungen, Zeitschriften und Flugschriften eine Zensur eingeführt (Paragraph 1) und für Redakteure einer von der Bundesversammlung verbotenen Zeitung oder Zeitschrift ein 5-jähriges Berufsverbot erlassen (Paragraph 7).[1] Diese Beschlüsse waren zwar zunächst auf fünf Jahre befristet, wurden aber 1824 auf unbestimmte Zeit verlängert, was im Endeffekt dazu führte, daß sie bis zur Revolution von 1848 in Kraft blieben.

Aufgrund der getroffenen Maßnahmen war einer unabhängigen und kritischen Presse jegliche Existenzgrundlage entzogen, zumal die Umsetzung der Karlsbader Beschlüsse von den einzelnen Bundesstaaten in der Regel in äußerst repressiver Weise gehandhabt wurde. Erst die französische Juli-Revolution von 1830, die auch auf Deutschland massive Rückwirkungen hatte, führte zu einer kurzfristigen Liberalisierung. Besonders in den süd- und südwestdeutschen Staaten, wie etwa in Baden, wurde die Zensur gelockert, worauf eine Flut von Zeitungen und Flugschriften erschienen. Im November 1831 mußte deshalb der Bund die Regierungen der Einzelstaaten an die konsequente Durchführung der Pressebestimmungen von 1819 erinnern.

Das Verbot mehrerer liberaler Zeitungen auf Bundesebene kam daher nicht überraschend. Den Anfang machte im Herbst 1831 das in Straßburg erscheinende Blatt „Das Konstitutionelle Deutschland", im März 1832 die zuletzt in Zweibrücken erscheinende „Deutsche Tribüne" von Johann Georg August Wirth, Siebenpfeiffers „Westbote" (Zweibrücken) sowie die in Hanau von Georg Stein herausgegebenen „Neue Zeitschwin-

[1] Vgl. Ernst Rudolf Huber (Hg.). Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte. Bd. 1: Deutsche Verfassungsdokumente 1803-1850. 3. Aufl. Stuttgart, 1978, S. 102f.

gen".[2] Bereits im Januar 1832 hatte die liberale und demokratische Opposition als Reaktion hierauf den „Press- und Vaterlandsverein" gegründet, der für den Erhalt einer unabhängigen Presse kämpfte, jedoch ebenfalls kurz darauf verboten wurde und seine Tätigkeit in der Illegalität fortsetzen mußte. Der entscheidende Schlag gegen die oppositionelle Presse gelang dem Bund schließlich mit dem Beschluß vom 5.7.1832 (sog. „10 Artikel"), wodurch zusätzliche Vorschriften zur Einschränkung von Presse-, Versammlungs- und Vereinsfreiheit erlassen wurden.[3] Weitere Zeitungen wurden verboten – so u.a. „Der Freisinnige" von Rotteck und Welcker, der in Mannheim von Franz Stromeyer herausgegebene „Wächter am Rhein" und die in Augsburg erscheinende „Allgemeine Zeitung". Darüber hinaus durften die betroffenen Herausgeber für fünf Jahre keine weitere Zeitung leiten.[4]

Die im Pressewesen Tätigen gingen nun entweder in den Untergrund oder ins Exil. Aufgrund der liberalen Asylgesetze und -praxis boten sich hier in erster Linie die Schweiz und Frankreich an, von wo aus weiter auf das Geschehen in Deutschland leicht Einfluß genommen werden konnte und auch eine eventuelle Rückkehr unter günstigeren Bedingungen jederzeit möglich war. Daneben spielten in der Vormärzzeit die Vereinigten Staaten als Emigrationsziel für Verfolgte oder mit den politischen Verhältnissen in Deutschland Unzufriedene trotz der größeren Entfernung eine immer wichtigere Rolle.

Einer der ersten Auswanderer aus dem weiteren Bereich des Journalismus war der in Gmünd als Drucker und Buchhändler tätige Johann Georg Ritter, der bereits zur Zeit der napoleonischen Herrschaft oppositionelle Schriften verlegt hatte und 1824 aufgrund der Unterdrückung von Meinungs- und Redefreiheit nach Amerika ging. In Philadelphia betrieb er eine Druckerei sowie eine deutsch-europäische Buch- und Kunsthandlung und gründete die deutschsprachige Zeitung „Amerikanischer Correspondent für das In- und Ausland". Wie der Titel andeutet, hatte diese Zeitung die Vermittlung von Nachrichten sowohl aus Nordamerika als auch aus Deutschland zum Ziel.[5]

---

[2] Vgl. Ernst Rudolf Huber. Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Bd. 2: Der Kampf um Einheit und Freiheit 1830 bis 1850. 3. Aufl. Stuttgart, 1988, S. 153.

[3] Vgl. Huber. Dokumente. Bd. 1, S. 134f.

[4] Vgl. Huber. Deutsche Verfassungsgeschichte. Bd. 2, S. 163.

[5] Vgl. Karl J. R. Arndt/May E. Olson. Die deutschsprachige Presse der Amerikas. The German Language Press of the Americas. 3. Aufl. Bd. 1. München,

Eine weitere bedeutende Figur des deutsch-amerikanischen Pressewesens war der aus Mayenburg bei Bremen stammende Johann Georg Wesselhöft, der als gelernter Buchdrucker nach einem längeren Wanderleben sich vergeblich um den Aufbau eines eigenen Betriebs bemüht hatte und schließlich 1832 auch aufgrund seiner liberalen Ansichten nach Amerika emigrierte, wo er wie Ritter in Philadelphia eine Druckerei sowie eine Buchhandlung mit weitreichenden Geschäftsbeziehungen eröffnete. Hier rief er im Jahre 1834 die bedeutende deutschsprachige Wochenzeitung „Die Alte und Neue Welt" ins Leben, die bis 1843 von ihm herausgegeben wurde.[6]

Ebenfalls in Philadelphia erschien „Der Freisinnige", 1837 von Ludwig August Wollenweber herausgegeben, der in Deutschland und der Schweiz als Buchdrucker tätig gewesen war – so u.a. für Siebenpfeiffers Blatt „Der Westbote". Wollenweber hatte als Redner auf mehreren Volksversammlungen für die Opposition Stellung bezogen und entging seiner Verhaftung nur durch die Flucht über den Atlantik. „Der Freisinnige" hatte keine lange Lebensdauer. Wesentlich erfolgreicher war die 1838 von ihm gegründete Zeitung „Der Demokrat", die er bis 1852 leitete.[7]

Ein relativ kurzlebiges Unternehmen war die 1838 von den beiden Emigranten August Hermann Burkhardt, Nadlergeselle aus Altenburg in Thüringen, und Georg Rottenstein, Kaufmann aus Frankfurt/M., aus der Taufe gehobene Zeitung „Philadelphia Demokrat". Beide hatten als Flüchtlinge in der Schweiz gelebt, wurden von dort ausgewiesen und gelangten über Frankreich und England nach Nordamerika.[8]

Von Bedeutung für den deutsch-amerikanischen Journalismus im Bundesstaat Pennsylvania war sicherlich auch der aufgrund politischer Verfolgung in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts nach Amerika aus-

---

1976, S. 550; Heinrich Arnim Rattermann. Deutsch-Amerikanisches Biographikon und Dichter-Album der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Teil 1. Cincinnati (Ohio), 1911, S. 171ff.; Robert E. Cazden. A Social History of the German Book Trade in America to the Civil War. Columbia (S.C.), 1984, S. 51ff. u. 80ff.

6 Vgl. Gustav Körner. Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1818-1848. Cincinnati (Ohio), 1880, S. 32ff.; Carl Friedrich Huch. „Deutsche Zeitungen in Philadelphia während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts". Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter 9 (1909), Heft 1, S. 25ff.; Arndt/Olson. Bd. 1, S. 549; Cazden, S. 82ff.

7 Vgl. Rattermann. Teil 2, S. 474ff.; Arndt/Olson. Bd. 1, S. 553 u. 558.

8 Vgl. Huch, S. 27; Arndt/Olson. Bd. 1, S. 553; Cazden, S. 588f.

gewanderte Jakob Schmidt (auch Jakob Smith). Nachdem er für kurze Zeit als Herausgeber und Redakteur des „Ohio Adler“ in Lancaster (Ohio) tätig gewesen war, kam er 1835 nach Pittsburgh und gehörte hier als Mitherausgeber dem „Adler des Westens“ an.[9]

Untrennbar verbunden mit der heute ältesten deutschsprachigen Zeitung in den USA ist der 1833/34 u.a. aus politischen Gründen nach Amerika ausgewanderte, aus Görlitz stammende Gustav Adolf Neumann, der in New York als erster Redakteur für die „New Yorker Staatszeitung“ tätig war. 1837 ging sie in seinen Besitz über, bis er sie 1845 an Jakob Uhl verkaufte, einen Buchdrucker aus Würzburg, der wegen seiner Beteiligung am Frankfurter Wachensturm (1833) verhaftet worden war, kurz darauf aber nach Amerika entkam. Unter Uhl entwickelte sich die „Staatszeitung“ zum führenden deutschsprachigen Organ in der Stadt New York.[10]

Was Neumann und Uhl für die deutsche Presse in New York Bedeutendes geleistet hatten, fand in Buffalo (N.Y.) eine Entsprechung in Georg Zahm und Franz Brunck. Zahm, Buchdrucker und Schullehrer aus Zweibrücken, hatte aus politischen Gründen seine Heimat verlassen und gründete 1837 den „Weltbürger“, der zuerst wöchentlich erschien und nach Zahms Tod 1845 von Brunck übernommen wurde. Als Medizinstudent hatte dieser in Deutschland der Burschenschaftsbewegung angehört und war 1834 aus Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen nach Amerika ausgewandert. In den 30 Jahren, in denen Brunck für den „Weltbürger“ Verantwortung trug, fand die Zeitung große Verbreitung im Nordwesten von New York, in Nord-Ohio und Nord-Indiana.[11]

In Cincinnati, einer Hochburg der deutschen Einwanderung in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts, gehörte das 1836 gegründete „Cincinnati Volksblatt“, das bis Ende des Ersten Weltkriegs erschien, zu den wichtigsten Zeitungen nicht nur der Stadt, sondern auch des Umlandes. Es wurde bis 1840 von dem ehemaligen Studenten der Rechtswissenschaft und Teilnehmer am Hambacher Fest Heinrich Roedter herausgegeben, der es dann an Stephan Molitor – ebenfalls Student und wegen seiner liberalen Ansichten 1836 nach Amerika emigriert – verkaufte. Mo-

[9] Vgl. Rattermann. Teil 1, S. 425ff.; Arndt/Olson. Bd. 1, S. 484 u. 579; Cazden, S. 123.

[10] Vgl. Rattermann. Teil 2, S. 493ff.; Arndt/Olson. Bd. 1, S. 399f.; Arndt/Olson. Bd. 2, S. 470ff.; Cazden, S. 98.

[11] Vgl. Körner, S. 139 u. 144ff.; Rattermann. Teil 3, S. 330ff.; Arndt/Olson. Bd. 1, S. 322f.

litor machte das „Volksblatt“ zu einem der erfolgreichsten und bekanntesten Organe in der deutsch-amerikanischen Presselandschaft, auch wenn dies zeitweise mit fragwürdigen Mitteln geschah. Roedter selbst erwarb 1850 die „Ohio Staatszeitung“, die dann in „Demokratisches Tageblatt“ umbenannt wurde und bis 1855 fortbestand.[12]

Ebenfalls in Cincinnati erschien die 1840 von Eduard Mühl ins Leben gerufene Zeitung „Der Lichtfreund“. Mühl, Theologe aus der Nähe von Zittau in der Oberlausitz, hatte wegen seiner radikalen Predigten sechs Monate im Zuchthaus verbracht und entschloß sich daraufhin 1836, nach Amerika zu emigrieren. Der „Lichtfreund“ besaß einen intellektuellen und aufklärerischen Einschlag, existierte aber nur drei Jahre, da Mühl nach Hermann (Missouri) ging, einer deutschen Ansiedlungskolonie, wo er das „Hermanner Wochenblatt“ veröffentlichte, das besonders für seine abolitionistischen Tendenzen bekannt war.[13]

Für die deutschen Bewohner von St. Louis, das sich zum führenden Verkehrs- und Handelszentrum des Mittelwestens entwickelte, besaß der 1835 gegründete „Anzeiger des Westens“ den gleichen Stellenwert wie etwa das „Volksblatt“ für Cincinnati. Der „Anzeiger“ wurde 14 Jahre lang von Wilhelm Weber geleitet – einem Studenten, der als Burschenschafter politisch verfolgt worden war und nach seiner Flucht aus dem Stadtgefängnis in Leipzig 1834 nach Amerika auswanderte. Unter den deutschsprachigen Presseorganen in den USA gehörte diese Zeitung sicherlich zu denjenigen, die ein relativ hohes Niveau über einen längeren Zeitraum aufrechterhalten konnten, was Weber mit zu verdanken war.[14]

Ebenfalls in St. Louis erschien der „Antipfaff“, 1843 von Heinrich Koch, Uhrmacher aus Bayreuth, gegründet, der als Teilnehmer am Hambacher Fest verhaftet worden war, jedoch in die Neue Welt fliehen konnte. Koch hatte in Amerika bereits zahlreiche Erfahrungen im journalistischen Bereich gesammelt – so u.a. beim „Anzeiger des Westens“, doch erst der „Antipfaff“ begründete seine Bedeutung als Publizist. Das Blatt galt als eines der polemischsten, radikalsten und antiklerikalsten des Landes, erschien aber nur bis 1845. Es wurde dann unter verschiedenen Titeln wie „Vorwärts“ (1845-46), „Der Communist“ (1845-46) und „Der

[12] Vgl. Körner, S. 182ff. u. 202f.; Rattermann. Teil 3, S. 225ff.; Arndt/Olson. Bd. 1, S. 439, 449 u. 454f.; Cazden, S. 589ff.

[13] Vgl. Körner, S. 314f.; Rattermann. Teil 3, S. 351ff.; Arndt/Olson. Bd. 1, S. 241 u. 448.

[14] Vgl. Körner, S. 317ff.; Rattermann. Teil 3, S. 300ff.; Arndt/Olson. Bd 1, S. 250f.

Reformer“ (1847) fortgeführt, wodurch Koch seine kommunistischen Gesellschaftsvorstellungen weiter propagieren konnte, wenn auch langfristig ohne spürbaren Erfolg. Eine Zeitlang galt Koch in St. Louis als der unumstrittene Arbeiterführer, der die Massen durch seine Rednergabe begeistern konnte.[15]

Sieht man einmal von einigen kurzlebigeren Blättern ab, so können die von Vormärzemigranten ins Leben gerufenen oder geleiteten Zeitungen als recht erfolgreiche Unternehmungen gewertet werden. Dies gilt vor allem für die „New Yorker Staatszeitung“, die „Alte und Neue Welt“, den „Anzeiger des Westens“ und das „Cincinnati Volksblatt“. Voraussetzung hierfür war eine große deutschsprachige Leserschaft, die vor allem in den Ballungsgebieten des Ostens und des Mittleren Westens der Vereinigten Staaten lebte. Wenn man bedenkt, daß New York im Jahre 1840 24.000 deutschsprachige Einwohner hatte, im gleichen Jahr von den 5.000 Bewohnern der Stadt St. Louis 1.515 Personen deutscher Herkunft waren und von den 45.000 Einwohnern Cincinnatis 14.000 aus Deutschland stammten, dann läßt sich ermessen, welches Potential einer möglichen Leserschaft erschlossen werden konnte.[16] So erlangte vor allem die „Alte und Neue Welt“ eine sehr weite geographische Verbreitung wie keine andere deutschsprachige Zeitung, mit Agenten in 15 Bundesstaaten, in Washington D.C., der Republik Texas sowie im kanadischen Montreal – das heißt, ihr Einfluß auf „Gesinnung und Gesittung des deutschen Elementes kann kaum überschätzt werden“.[17] Ähnliches gilt für den „Anzeiger“, der im damaligen Westen der USA vor allem in Missouri, Illinois, Iowa und Wisconsin gelesen wurde.

Die größeren deutschsprachigen Zeitungen enthielten in der Regel recht umfangreiche Nachrichten über deutsche und europäische Ereignisse und Entwicklungen, was offensichtlich einem starken Interesse der Leserschaft entsprach, Neuigkeiten über die alte Heimat und den europäischen Kontinent zu erfahren. Gleichzeitig spiegelte es auch ein Bedürfnis der eingewanderten Vormärzemigranten wider, den Lesern Informationen

[15] Vgl. Rattermann. Teil 2, S. 208ff.; Arndt/Olson. Bd. 1, S. 250; Cazden, S. 139ff.

[16] Vgl. Kenneth T. Jackson (Hg.). The Encyclopedia of New York City. New Haven (Conn.), 1995, S. 463; Cazden, S. 139; Ruth Roebke. „Die Akkulturationsproblematik im Spiegel der deutsch-amerikanischen Vereinspresse. Befunde aus dem ‚Deutschen Pionier‘ von Cincinnati“. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung N. F. 17 (1985), S. 174.

[17] Körner, S. 40.

über die neuesten politischen Vorgänge in Europa zu vermitteln, um sie gegebenenfalls für eine Unterstützung demokratischer Bewegungen in der alten Heimat zu gewinnen, was auch materielle Zuwendungen einschließen konnte. Die deutschsprachigen Zeitungen in den USA besaßen zwar keine eigenen Korrespondenten in Europa – lediglich die „Alte und Neue Welt" hatte einen Mitarbeiter in Frankfurt/M., doch die in New York und Philadelphia erscheinenden Blätter erhielten größere Sendungen von europäischen Journalen, aus denen sie Auszüge abdruckten. Die Zeitungen des Binnenlandes wiederum kopierten dann diese Auszüge. Eine weitere Informationsquelle waren die vielfachen brieflichen Kontakte zwischen Deutschen in Amerika und Verwandten oder Freunden in der alten Heimat. Die Briefe wurden häufig ganz oder in Auszügen in verschiedenen Zeitungen abgedruckt, wenn sie im Hinblick auf einen interessanten Nachrichtenwert von öffentlichem Interesse waren.

Daneben – und das lag ja auf der Hand – nahmen Informationen und Nachrichten über amerikanische Belange einen beträchtlichen Teil dieser Zeitungen ein, wie etwa Botschaften des Präsidenten oder des Gouverneurs, Auszüge aus Debatten des Kongresses, Reden von Politikern, Übersetzungen von Gesetzen und öffentlichen Dokumenten, weitere tagespolitische Ereignisse sowie Nachrichten von regionaler oder lokaler Bedeutung.[18]

Sinn und Zweck deutscher Zeitungen in Amerika brachte Wilhelm Weber auf den Punkt, wenn er meinte, daß sie das wichtigste Mittel seien, „die Deutschen nicht blos in die hiesigen innern Verhältnisse einzuweihen, sondern sie auch unter sich, und mit dem alten Vaterland in regem Gedankenverkehr zu erhalten".[19] Dies hieß aber keineswegs, daß man alle Aspekte des „American way of life" kritiklos guthieß. Diese kritische Einstellung gegenüber amerikanischen Mentalitäten und Gepflogenheiten fand besonders in Wesselhöfts „Alte und Neue Welt" Eingang, was bissige Kommentare im „Anzeiger des Westens" und der „New Yorker Staatszeitung" auslöste. Wesselhöfts Zeitung reagierte darauf mit dem Hinweis, daß man lediglich das Selbstbewußtsein der Deutschen stärken wolle, um so ihr Ansehen im Land zu erhöhen.[20]

[18] Vgl. Körner, S. 38f.; Wilhelm Weber. „Die Zeitungen in den Vereinigten Staaten; mit besonderer Berücksichtigung der in deutscher Sprache erscheinenden Blätter". In: Arndt/Olson. Bd. 3, S. 508f.

[19] Weber, S. 506.

[20] Vgl. Carl Wittke. The German-Language Press in America. Lexington (Ky.), 1957, S. 43.

Wesselhöft und die „Alte und Neue Welt“ waren es denn auch, die intensiv im Namen der 1836 in Philadelphia von ihm mitgegründeten Deutschen Ansiedlungsgesellschaft für die Einrichtung einer Kolonie auf dem Territorium der Vereinigten Staaten warben, die dann auch kurz darauf im Gasconade County in Missouri entstand, wo sich die Stadt Hermann als Zentrum für deutsche Siedler gut entwickeln konnte. Die Intention, die man damit verfolgte, war die Errichtung eines neuen deutschen Vaterlandes auf demokratischer und freiheitlicher Grundlage, also eines deutschen Staates auf amerikanischem Boden, was gleichzeitig sicherlich auch eine gewisse Abwehrhaltung gegenüber der Aufnahmegesellschaft dokumentierte.

Doch Wesselhöfts Position war innerhalb der deutschen Gemeinde Amerikas nicht mehrheitsfähig. Viele Blätter lehnten deutsche Kolonien oder Staaten auf amerikanischem Boden rundum ab. Vor allem Wilhelm Webers „Anzeiger des Westens“ sowie die „New Yorker Staatszeitung“ hielten solche Projekte erstens für undurchführbar und zweitens – was sicher noch wichtiger war – für nicht wünschenswert, da sie die Integration der Deutschen in die amerikanische Gesellschaft erschweren mußten.[21]

Fast alle Zeitungen der Vormärzemigranten unterstützten mehr oder weniger die Politik der Demokratischen Partei.[22] Dies lag nahe, denn die Demokraten setzten sich für gesellschaftliche Gleichstellung sowie gegen jede Art von Privilegien ein und verfolgten eine Einwanderer-freundliche Politik, ganz im Gegensatz zur konservativen Whig-Partei, die stark von der Finanz- und Industriewelt beherrscht wurde und in der nativistische Strömungen über großen Einfluß verfügten. Besonders Gustav Adolf Neumanns „New Yorker Staatszeitung“ setzte sich vehement für die Demokraten ein, speziell für die Politik des Präsidenten Andrew Jackson (1829-37), ohne sich jedoch als Sprachrohr der Partei mißbrauchen zu lassen. Den mit der Masseneinwanderung aus Europa aufkommenden Nativismus, der sich dann später vor allem in der American Party manifestierte, bekämpfte die Zeitung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln. In dieser Auseinandersetzung wurde sie von vielen deutschen Zeitungen in den USA – besonders von Wilhelm Webers „Anzeiger des Westens“ – unterstützt.[23]

[21] Vgl. Weber, S. 504f.; Körner, S. 39f.

[22] Lediglich Wollenwebers kurzlebige, der Whig-Partei nahestehende Zeitung „Der Freisinnige“ machte hierin eine Ausnahme.

[23] Vgl. Weber, S. 510; Körner, S. 39 u. 320; Arndt/Olson. Bd. 1, S. 322; Arndt/Olson. Bd. 2, S. 472ff.

In diesem Zusammenhang ist sicher auch die Anregung und Förderung von sozialen und kulturellen Aktivitäten der in Amerika ansässigen Deutschen durch die deutschsprachigen Presseorgane zu sehen. Man rief auf zur Unterstützung von Kranken, Witwen und Waisen, durch Naturkatastrophen Geschädigten oder auch von in Deutschland inhaftierten Oppositionellen. Es wurden deutsche Gesang- und Musikvereine, Bildungsvereine, Volks- und Elementarschulen sowie Bibliotheksgesellschaften in ihrer Gründungs- oder Entwicklungsphase journalistisch begleitet. Kurzum, die von den Vormärzemigranten geprägten Zeitungen förderten in hohem Maße Kultur- und Bildungseinrichtungen unter den in Amerika lebenden Deutschen.

Der hohe Stellenwert, den man generell dem kulturellen Schaffen der Deutschen in Amerika beimaß, fand seinen Ausdruck in einem umfangreichen belletristischen Teil dieser Zeitungen. So enthielt die „Alte und Neue Welt" auf der ersten Seite kleine Novellen deutscher und französischer Schriftsteller, biographische Abhandlungen, naturkundliche und kulturhistorische Aufsätze sowie Gedichte von deutsch-amerikanischen Autoren, bei denen, wie Gustav Körner – selbst Vormärzemigrant – schreibt, „meist der gute Wille und die edle Gesinnung die Poesie entschuldigen mußten".[24]

Unter diesen Schriftstellern finden sich auch mehrere Vormärzemigranten, die in den deutsch-amerikanischen Presseorganen ihre literarischen Produkte veröffentlichen konnten. Der bereits genannte Jakob Schmidt war neben seinen journalistischen Aufgaben auch auf literarischem Gebiet tätig, wobei seine ersten Gedichte im „Ohio Adler" (Lancaster), die späteren im „Adler des Westens" (Pittsburgh) erschienen.[25] In den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts aus politischen Gründen nach Amerika ausgewandert war Ludwig Bosecker, der in verschiedenen Zeitungen Philadelphias, so u.a. auch in Wesselhöfts „Die Alte und Neue

[24] Körner, S. 38f.

[25] Vgl. Gustav Adolf Zimmermann. Deutsch in Amerika. Beiträge zur Geschichte der deutsch-amerikanischen Literatur. Bd. 1: Episch-lyrische Poesie. 2. Aufl. Chicago, 1894, S. 17; Rattermann. Teil 1, S. 425ff.; B. A. Uhlendorf. „German-American Poetry. A Contribution to Colonial Literature". Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter 22/23 (1924), S. 240f.; Karl Goedeke. Grundriss zur Geschichte der Deutschen Dichtung aus den Quellen, herausg. von Herbert Jacob. Bd. 15. Berlin, 1966, S. 656f.; Robert E. Ward. A Bio-Bibliography of German-American Writers from 1670-1970. New York, 1985, S. 263f.

Welt“ seine Gedichte veröffentlichte. Das bedeutendste ist sicherlich die „Kantate an die Polen“, in dem er 1831 den Freiheitskampf der Polen gegen die russische Fremdherrschaft preist.[26]

Wegen politischer Verfolgung ebenfalls in der Zeit der 20er Jahre nach Amerika emigriert war Viktor Scriba. Dieser gab ab 1834 in Chambersburg (Pa.) die deutschsprachige Zeitung „Der Freiheitsfreund“ heraus, die dann in seinen Besitz überging und ab 1836 in Pittsburgh erschien. Seine Gedichte wurden im „Freiheitsfreund“ abgedruckt.[27] Christian Daniel Lehmus aus Rothenburg o.T., Student der Theologie in Erlangen, dann Pfarrer, mußte wegen „demagogischer Umtriebe“ in die Schweiz fliehen, von wo er 1824 nach Amerika auswanderte. In Germantown (Ohio) übernahm er die Redaktion der „Nationalzeitung der Deutschen“, gab aber noch weitere Zeitungen heraus, wie etwa „Der Westliche Beobachter“ in Canton (Ohio). Später lebte er als Prediger in Indiana (Pa.), wo er auch starb. In Wesselhöfts „Die Alte und Neue Welt“, für die er als Redakteur arbeitete, finden sich seine Gedichte sowie ein unvollendet gebliebener Roman *Die Emigranten* (1840).[28]

Franz Gräter, Student der Theologie und Medizin in Tübingen, war wegen seiner Beteiligung an der Burschenschaft zu 4 Jahren Festungsstrafe verurteilt worden. Nach seiner vorzeitigen Entlassung 1826 wanderte er sofort nach Amerika aus und stieg hier zum Dozenten an der Harvard Universität, später zum Professor an der Akademie in Allentown (Pa.) auf. Darüber hinaus war er Herausgeber der Zeitschrift „Der Lecha Patriot“ sowie Mitinhaber des „Friedensbote und Lecha County Anzeiger“, die beide in Allentown erschienen und in denen auch seine Gedichte veröffentlicht wurden.[29]

Paul Schmidt aus Altenschlirf in Hessen war 1831 wegen Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen in seiner Heimat in die USA emigriert. Nachdem die Gründung einer deutschsprachigen Zeitung fehlgeschlagen war, ließ er sich als Farmer in Dutzow im Warren County

---

[26] Vgl. Rattermann. Teil 1, S. 437ff.; Goedeke. Bd. 15, S. 548; Ward, S. 42.

[27] Vgl. Rattermann. Teil 1, S. 433ff.; Arndt/Olson. Bd. 1, S. 512 u. 581; Ward, S. 276.

[28] Vgl. Rattermann. Teil 1, S. 421ff.; Goedeke. Bd. 15, S. 581ff.; Ward, S. 171.

[29] Vgl. Rattermann. Teil 1, S. 443ff.; Herman Haupt. Zur Geschichte des Jugendbundes. Friedrich List und Albert Schott im Briefwechsel über die Auswanderungspläne Tübinger Jugendbündler 1825. Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung. Bd. 14. Heidelberg, 1934, S. 138; Ward, S. 102.

(Missouri) nieder, wo sich noch weitere Vormärzemigranten angesiedelt hatten. In der Zeitung „Die Alte und Neue Welt", dem „Anzeiger des Westens" und in Eduard Mühls „Lichtfreund" finden sich seine Gedichte, die dann 1878 noch einmal von seinem Sohn in einem Sammelband neu herausgegeben wurden.[30]

Ebenfalls nach Amerika emigriert war Friedrich Lüdeking, der in Göttingen studiert hatte und wegen seiner Teilnahme am Hambacher Fest politisch verfolgt worden war. Ab 1834 unterrichtete er an einer Privatschule in Philadelphia, war an der dortigen Michaelskirche Organist und wechselte später dann an die Zionsschule in Baltimore. Seine Gedichte, die er zum Teil musikalisch unterlegte, wurden u.a. in der Zeitung „Die Alte und Neue Welt" veröffentlicht.[31] Karl Backhaus – wie Lüdeking Student der Medizin in Göttingen – war 1833 aus Unzufriedenheit mit den politischen Zuständen in Deutschland nach Amerika ausgewandert. Er lebte als Apotheker in Cincinnati und schrieb Gedichte, Satiren und Komödien, zum Teil anonym oder unter dem Pseudonym Peter von York, die in verschiedenen deutschsprachigen Zeitungen erschienen, so beispielsweise im „Hermanner Wochenblatt". In Cincinnati war er Mitglied der deutschen literarischen Gesellschaft „Tugendbund".[32]

Ludwig Hub, stud. phil. in Würzburg, hatte 1830 an Studentenunruhen in München teilgenommen, wurde verhaftet, konnte sein Studium dann aber in Göttingen fortsetzen. Etwa 1837 emigrierte er nach Amerika, vermutlich aus politischen Gründen. Hier arbeitete er als Schriftsetzer für die „Alte und Neue Welt" sowie für den „Lecha Patriot" in Allentown. In diesen Zeitungen erschienen auch seine Gedichte.[33]

Als letzter sollte noch Friedrich Wilhelm Sturm genannt werden, der nach seiner Teilnahme an den napoleonischen Kriegen an der Universität Halle Philosophie und später in Leipzig Medizin studierte. 1837 kam er nach Amerika, weil die deutschen Behörden ihm die Ausübung des Arztberufes wegen seiner angeblichen demagogischen Vergangenheit verweigerten. Zuerst lebte er in Cincinnati, dann in Lawrenceburg (Ind.),

---

[30] Vgl. Zimmermann. S. 22f.; Rattermann. Teil 2, S. 465ff.; Franz Brümmer. Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Bd. 6. Leipzig, 1913, S. 236; Herman Haupt (Hg.). Hessische Biographien. Bd. 2. Darmstadt, 1927, S. 371f.; Ward, S. 264.

[31] Vgl. Zimmermann. S. 29; Rattermann. Teil 3, S. 497f.; Ward, S. 183.

[32] Vgl. Zimmermann. S. 26; Rattermann. Teil 2, S. 478ff.; Ward, S. 14f.

[33] Vgl. Rattermann. Teil 3, S. 491ff.; Ward, S. 138.

wo er als Arzt praktizierte. Im „Cincinnati Volksblatt" wurden einige seiner Gedichte veröffentlicht.[34]

Auch wenn viele dieser Autoren über ein gewisses Mittelmaß nicht hinauskamen – Gustav Körner sprach es schon an – so profitierten sie doch alle von der Bereitschaft deutsch-amerikanischer Zeitungen, ihnen eine Plattform für die Vorstellung ihrer literarischen Produkte einzuräumen, womit es ihnen gelang, eine breite Leserschaft für ihre Werke zu gewinnen. Auf jeden Fall muß anerkannt werden, daß der belletristische Teil der von Vormärzemigranten geleiteten deutsch-amerikanischen Zeitungen im Vergleich zu den älteren deutschsprachigen Presseorganen insgesamt ein wesentlich höheres Niveau erreichte. So konnte Wilhelm Weber über den Feuilletonteil der älteren Presse wenig Vorteilhaftes berichten, indem er meinte, daß sie ihre Leser lediglich „mit Erzählungen und Schwänken nach Art derer, welche sich in den deutschen Hauskalendern finden", unterhielten.[35]

Einen intellektuell ansprechenden Standard erlangten die von Emigranten der Vormärzzeit redigierten Zeitungen ganz generell, was vielleicht auch damit zusammenhängen mag, daß ein großer Teil dieser Personengruppe in Deutschland eine akademische Ausbildung genossen hatte, also der Bildungsschicht zuzurechnen war. Doch welche gravierenden Veränderungen erfuhr die deutsch-amerikanische Presselandschaft durch die Einwanderung der Vormärzemigranten, wenn man einmal von einem besseren Informationsgehalt der Nachrichten und einem höheren Niveau, welches diese Zeitungen ganz allgemein anstrebten, absieht?

William F. Kamman schrieb 1917: „The press now became the vehicle for the thoughts and sentiments of these impetuous and energetic fugitives who were bubbling over with rage at the arbitrary censorship placed on German journalism."[36] Was die journalistischen Erzeugnisse dieser Emigrantengeneration vor allem auszeichnete, war eine tiefe Sehnsucht nach Freiheit, Demokratie und Fortschritt. In der alten Heimat hatten sie sich vergeblich gegen einen repressiven Staat aufgelehnt oder ihre Unzufriedenheit über die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse geäußert. War es da nicht allzu verständlich, wenn sie nun ihre Ideen

[34] Vgl. Rattermann. Teil 3, S. 518ff.; Ward, S. 298.

[35] Weber, S. 496.

[36] William F. Kamman. Socialism and the German American Press. In: Arndt/ Olson. Bd. 3, S. 546.

und Pläne in dem Umfeld einer offenen und demokratischen Gesellschaft propagierten? Die von ihnen vertretenen Leitvorstellungen finden sich bereits im Namen der deutsch-amerikanischen Zeitungen, mit denen die Vormärzler verbunden waren: „Der Freisinnige", „Der Demokrat", „Der Weltbürger", „Der Lichtfreund", „Der Reformer", „Die Alte und Neue Welt" usw. Das deutsch-amerikanische Pressewesen bot also den Vormärzemigranten die Möglichkeit, sowohl politisch als auch im sozialen und gesellschaftlichen Bereich etwas zu bewegen, zumal eine recht große Zielgruppe in der amerikanischen Gesellschaft, nämlich die deutschsprachige Leserschaft, erreicht werden konnte. Dies mag erklären, warum so viele Vormärzler im Verhältnis zur Gesamtemigration dieser Personengruppe im Bereich des deutschen Pressewesens in den USA tätig waren, obwohl sie – sieht man einmal von Ritter, Wesselhöft und Wollenweber ab – wenig Erfahrung auf diesem Feld aus Deutschland mitbrachten.

Inwieweit die deutschsprachige Presse in den USA im allgemeinen und die von Emigranten geleiteten Zeitungen im besonderen Einfluß auf den Akkulturationsprozeß der Deutsch-Amerikaner hatte, ist eine nur schwer zu beantwortende Frage. Deutsche Vereine, Medien, Kultur- und Bildungseinrichtungen konnten den Prozeß der Assimilierung verlangsamen, indem sie in gewisser Weise zu einer Inselbildung deutscher Sprachgemeinschaften beitrugen. Andererseits schützten diese Gemeinschaften auch wieder die Einwanderer vor größeren Schwierigkeiten und Gefahren bei der Eingliederung in die Aufnahmegesellschaft, das heißt sie besaßen sozusagen eine Pufferfunktion. Im Endeffekt lag es dann an jedem einzelnen, wie schnell er sich in die amerikanische Gesellschaft integrieren wollte, auch wenn dabei externe Faktoren – wie beispielsweise die allgemeine Wirtschaftslage, die Einfluß auf Existenzsicherung und sozialen Aufstieg hatte – eine wichtige Rolle spielten.

Das deutsch-amerikanische Pressewesen konnte diesen Assimilationsprozeß begleiten und beeinflussen, solange Einwanderer aus Deutschland in die Vereinigten Staaten einströmten. Die für dieses Medium tätigen Vormärzemigranten nahmen selbst daran – quasi in einer Doppelrolle – einen wichtigen Anteil, sowohl aktiv gestaltend als Redakteur oder Herausgeber eines deutschsprachigen Presseorgans, als auch passiv, indem sie sich selbst als Neueinwanderer dem Assimilationsdruck der Aufnahmegesellschaft zu stellen hatten.

II.
Weitere Beiträge

Burghard Dedner (Marburg)

Zur Entwurfhaftigkeit von Büchners „Lenz“. Eine Replik

Im letzten Jahrbuch des Forum Vormärz Forschung veröffentlichte Werner Weiland einen Aufsatz[1], in dem er zwei Veröffentlichungen von mir kritisierte.[2] In beiden Veröffentlichungen, die ich zunächst allein, dann gemeinsam mit Hubert Gersch und übrigens beide Male unter redaktioneller Beteiligung von Werner Weiland publizierte, ging es um den Versuch, den handschriftlich und fragmentarisch überlieferten „Lenz“-Text zu rekonstruieren. Weiland erklärt sich jetzt (2004) „zum Anwalt von Büchners Autorenehre sowie der artifiziell und literaturpolitisch vortrefflichen Komposition“[3] des „Lenz“, die ich verletzt und mißachtet hätte. Er beklagt meine „herausgeberische Eitelkeit, die sich ohne einen soliden Beweis lediglich hypothetisch auf Kosten des Autors zu profilieren sucht“, und er meint, „[d]ie neuerliche Entpolitisierung des Büchnerbilds, die den Aufbruch von 1968 auf sich beruhen läßt und im neoliberalen Trend liegt“, erreiche mit meinem Rekonstruktionsversuch „einen Höhepunkt“.[4] Im letzten Abschnitt setzte er mir die Pistole auf die Brust: „Ich erwarte von Dedner eine Replik“.[5] So muß ich denn wohl replizieren.

---

1 Werner Weiland: Kritik der neuen Textanordnung von Büchners ‚Lenz‘. Eine konstruktive Entgegnung mit *Werther*-Parallelen. In: Forum Vormärz Forschung 2004, S. 203-243.

2 Burghard Dedner: Büchners *Lenz*: Rekonstruktion der Textgenese. In: Georg Büchner Jahrbuch 8 (1990-94), 1995, S. 3-68. – Georg Büchner: Sämtliche Werke und Schriften. Historisch-kritische Ausgabe mit Quellendokumentation und Kommentar (Marburger Ausgabe). Hrsg. v. Burghard Dedner u. Thomas Michael Mayer. Darmstadt 2000ff.; Bd. V: „Lenz“. Hrsg. v. Burghard Dedner und Hubert Gersch unter Mitarbeit von Eva-Maria Vering und Werner Weiland. Darmstadt 2001 (im folgenden: MBA V), vor allem S. 5-27 und Editionsbericht.

3 Weiland 2004, S. 241.

4 Ebd., S. 242 und 238.

5 Ebd., S. 242.

I. Textgenetische Hypothesen zu Büchners „Lenz“ und deren Aufnahme in der Kritik

Mit wenigen Ausnahmen sind diejenigen, die sich zu Büchner äußern, seit 1837 darüber einig, daß Büchner den „Lenz“-Text nicht fertig geschrieben, sondern als Fragment hinterlassen hat. Anders als bei „Woyzeck“, wo die Handschriften erhalten sind, ist bei „Lenz“ nicht mehr ersichtlich, welche Form dieses Fragment bei Büchners Tod hatte. Der einzige Textzeuge, der von Gutzkow hergestellte Erstdruck von 1839, präsentiert einen narrativen Zusammenhang, der mit Lenz' Gang „durchs Gebirg“ nach Waldersbach beginnt und mit seinem Rücktransport nach Straßburg endet. Zwei ganz offensichtliche Bruchstellen in dieser Narration lassen zumindest erkennen – so jedenfalls die communis opinio der Forschung –, daß Büchner die Absicht hatte, den Text zu ergänzen. Außerdem ist denkbar und angesichts des „Woyzeck“-Manuskripts und der davon abgeleiteten Bühnenfassungen sogar naheliegend, daß auch von „Lenz“ ein Konvolut überliefert war, aus dem die Abschreiberin Wilhelmine Jaeglé oder aber der erste Herausgeber Karl Gutzkow den textus receptus des Erstdrucks von 1839 herstellte. Dieser überliefert „ein Gemisch von ausformuliertem und entwurfhaftem, zudem lückenhaften Text“, hatte Hubert Gersch 1981 festgestellt[6], und Jan-Christoph Hauschild stellte die Frage, ob nicht der Erstdruck, analog zu den „Woyzeck“-Editionen, eine „Kontamination von mehreren, sich überlagernden Handschriften“ sei.[7] Ich bin dieser Frage 1995 in einem Aufsatz nachgegangen und habe versucht, eine Vielzahl von Indizien in dem Sinne zu bündeln, daß eine zusammenhängende Hypothese zur Entstehungsgeschichte und zur Art der „Bruchstücke“ des „Lenz“-Textes, die Büchner bei seinem Tod hinterließ, entstand. Meine Hypothese besagt, daß das verlorene „Lenz“-Konvolut Ähnlichkeiten mit dem überlieferten „Woyzeck“-Konvolut aufwies, und sie kehrt zugleich eine von Bergemann aufgestellte Beobachtung um. Dieser hatte von seiner „Erkenntnis“ ge-

[6] Hubert Gersch: Georg Büchner. Lenz. Textkritik, Editionskritik, Kritische Edition. Diskussionsvorlage für das „Internationale Georg Büchner Symposium“ Darmstadt 25. – 28. Juni 1981. (Als Manuskript vervielfältigt.) Münster 1981, S. 108.

[7] Jan-Christoph Hauschild: Georg Büchner. Studien und neue Quellen zu Leben, Werk und Wirkung. Mit zwei unbekannten Büchner-Briefen. Königstein/Ts. 1985 (= Büchner-Studien 2), S. 65.

schrieben, daß „im weiteren Verlauf hingegen die Erzählung sich immer mehr in einen den Oberlinschen Bericht referierenden Ton verliert".[8] Ich hatte dagegen vermutet, daß dieser stärker ‚referierende' Teil nicht ein Nachlassen von Büchners Erfindungskraft anzeige, sondern daß Büchner ihn im Gegenteil auf einer frühen Entwurfsstufe konzipiert habe.

Ich hoffe, daß es nicht nur an dem von Werner Weiland hierfür verantwortlich gemachten „neoliberalen Trend"[9] lag, daß einzelne Büchnerforscher – so Hubert Gersch, Thomas Michael Mayer, Reinhard Pabst – und der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingesetzte und für die Büchner-Ausgabe verantwortliche Beirat der Marburger Büchnerausgabe meiner Hypothese zustimmten. Andere verhielten sich zurückhaltender. Georg Reuchlein erklärte in einem gründlichen und perspektivenreichen Aufsatz, er sei „weitaus skeptischer" als ich, „ob es wirklich möglich ist, […] ohne Rückgriff auf die Handschrift(en), die Textgenese zu rekonstruieren". Er suchte aber dennoch, „ausgehend von Dedners Überlegungen, das Heterogene und Disparate an Büchners Wahnsinnsdarstellung sichtbar zu machen"[10], und er war auch – um eine Einzelheit zu nennen – bereit, meiner These zu „folgen", daß mit „Oberlins Rückkehr nach Waldbach […] eine neue Textschicht" beginne.[11] Im Rahmen einer Debatte, die er mit mir zu diesem Thema führte, erklärte Herbert Wender, der auch zu anderen Themen als dezidierter Kritiker Marburger Arbeiten hervortritt[12], er betreibe eigene „Untersuchungen zu Problemen der Textdelimitation im Feld der Büchneredition", Untersuchungen, die leider noch nicht „publikationsfähig" seien[13], und er halte meinen Re-

---

[8] Georg Büchners Sämtliche Werke und Briefe. Hrsg. v. Fritz Bergemann. Leipzig 1922, S. 783.

[9] Weiland 2004, S. 238.

[10] Georg Reuchlein: „…als jage der Wahnsinn auf Rossen hinter ihm". Zur Geschichtlichkeit von Georg Büchners Modernität: Eine Archäologie der Darstellung seelischen Leidens im „Lenz". In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 28 (1996), Heft 1, S. 59-111, hier S. 92, Anm. 124.

[11] Ebd., S. 93f.

[12] S. u. Fußnote 69.

[13] Herbert Wender: Zur Genese des *Lenz*-Fragments. Eine Kritik an Burghard Dedners Rekonstruktionsversuch. In: Georg Büchner Jahrbuch 9 (1995-99), 2000, S. 350-370, hier S. 350f., Anm. 1; dazu dann: Burghard Dedner: Zur Genese des *Lenz*-Fragments. Aus Anlaß von Herbert Wenders Kritik. In: Ebd., S. 371-377. Meines Wissens hat Wender seine „Untersuchungen zu Problemen der Textdelimitation" noch nicht abgeschlossen.

konstruktionsversuch „für vollständig gescheitert."[14] Michael Will reagierte zwar prinzipiell ablehnend, aber dennoch in einzelnen Punkten zustimmend.[15] So sei – um wiederum ein Beispiel anzuführen – meine „editorische Überlegung", die „‚Berichtpassage'", also bestimmte zusammenhängende Abschnitte des „Lenz"-Textes, „in die Paralipomena zu verbannen", zwar „abwegig"; „[u]nabhängig davon" sei meine These, „daß die ‚Berichtpassage' in einem eigenen kohärenten Arbeitsgang entstanden ist, sicherlich richtig."[16]

In der Vorbereitung zur Drucklegung des Bandes „Lenz" der Marburger Büchner-Ausgabe diskutierten die Mitglieder der zuständigen Kommission der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur noch einmal die auch von dem Mitherausgeber Hubert Gersch vorbehaltlos unterstützte und inzwischen im Editionsbericht durch weitere Argumente bekräftigte These und erklärten sie für so überzeugend, daß sie diese These nicht nur im Editionsbericht diskutiert wissen wollten, sondern auch einer editorischen Präsentation zustimmten. In dem „Lenz"-Band edieren wir deshalb eingangs den Text in genetischer Form, das heißt in der Abfolge, in der Büchner die Fragmente nach unserer Hypothese vermutlich geschrieben hat. Danach folgt eine Edition in der durch Karl Gutzkow überlieferten Form, also der textus receptus, und schließlich eine quellenbezogene Darstellung, die wiederum dem textus receptus folgt. Wer die These ablehnt, wird die ersten 27 Seiten des Bandes übergehen; wer sich mit ihr beschäftigen will, wird dankbar sein.

Die Kritiken zu dieser Art der Präsentation scheinen mir bisher eher ermutigend. Roberto Rizzo, ein führender italienischer „Lenz"-Spezialist, erklärte, der „Lenz"-Band sei nicht nur „una magistrale lezione di alta filologia büchneriana", sondern auch „un fondamentale contributo *critico-interpretativo*", und er hob dabei besonders die Thesen zur Textentstehung und den entsprechenden editorischen Teil hervor.[17] Für Alexander Košenina, den Rezensenten der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung",

[14] Herbert Wender: Gegründete Vermutungen? Eine Erwiderung auf Burghard Dedners Erwiderung. In: Georg Büchner Jahrbuch 9 (1995-99), 2000, S. 378-381, hier S. 378.

[15] Michael Will: „Autopsie" und „reproduktive Phantasie". Quellenstudien zu Georg Büchners Erzählung ‚Lenz'. Würzburg 2000.

[16] Ebd., S. 330.

[17] Roberto Rizzo: Georg Büchner, *Lenz*. In: Studi germanici, Anno XL,1, 2002, S. 193-197, hier S. 196.

war mein Beitrag als „Entstehungshypothese zum ‚Lenz' […] ein interessanter Diskussionsvorschlag". Auch sei es die „eigentliche Kühnheit" der Ausgabe, daß „diese mit Scharfsinn und Kombinationskunst aus dem überlieferten Drucktext präparierten Fragmente als rekonstruierte Handschriften ausgegeben und an den Anfang des Bandes gerückt werden." Zugleich hob Košenina unsere Art der Quellenverzeichnung hervor[18], die es erlaubt, „auf einen Blick" zu sehen, „wo Büchner ganz sicher und wo er möglicherweise von einer Quelle abgeschrieben hat". Dies darzustellen sei nicht nur „ein editorisches Experiment"; vielmehr gehe es um „die ästhetische Wertschätzung des ‚Lenz'", die – wie bei realistischer Literatur üblich – „an der schwer auszumachenden Schnittstelle zwischen Dokumentation und Dichtung" beginne, also dort, „wo Material und Wirklichkeit beseelt werden." Völlig zu Recht bemerkte der Kritiker weiterhin, daß unser Versuch, „den verschollenen Urtext zu gewinnen" uns nötige, „auf Interpretation oder gar Spekulation zurückzugreifen".[19] Ich selbst habe bei Vorträgen unsere Editionsmethoden und gerade unseren Rekonstruktionsversuch, den der Redakteur des „Darmstädter Echo" „[s]pannender noch" als die anderen Teile der Ausgabe fand, „mit der strengen Beweisaufnahme in einem Strafprozess" verglichen[20], denn auch hier kommt man bei der Rekonstruktion eines Hergangs gelegentlich nicht ohne „Interpretation oder gar Spekulation" aus.

Wir haben unsere rekonstruierte Fassung wohlweislich nur als begründete Hypothese, nicht als ein den textus receptus verdrängendes Faktum ediert. Bis sich die den Handschriften entsprechende „Woyzeck"-Fassung Bergemanns von 1922 in der Neufassung von Lehmann durchsetzte, vergingen fast 50 Jahre. Ob und wann sich unsere Hypothese durchsetzt, wird sich zeigen, und wenn es eben so lange dauert, erlebe ich es nicht mehr. Bestätigt fühle ich mich in unserem Vorgehen durch Dick van Vlieth, der in seiner Rezension unserer „Danton"- und „Lenz"-Bände mit dem Titel „New Standards in German Editing" über unseren „Lenz" schreibt:

> The genetic text is especially interesting. It is a reconstruction by the editors of what they see as the originally chronological order of the three fragments. It is the result of a thorough and detailed

[18] Hier wie auch in den übrigen Bänden bearbeitet von Eva-Maria Vering.

[19] Alexander Košenina, „Schreib das ab, Wilhelmine! Quellenforschung: Die historisch-kritische Edition des ‚Lenz'". In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.3.2003, S. 32.

[20] pts: „Ermittlung bei Büchner". In: Darmstädter Echo, 7.3.2002.

> study of the text of the 1838-edition: the structure of the story, the contradictory indications of time, the use of sources, the different degrees of exactness in details, etcetera. Thus, in this again innovative edition, the genetic text has a different order of the *Lenz*-fragments from that of the critical text and that of the text presentation focussed on the sources used by Büchner. In Germany the reconstruction is highly controversial. There are even scholars who claim that *Lenz* is not a fragmentary story, but a complete and finished one. In my opinion, the genetic text of *Lenz* is a very valuable achievement, made by a group of highly qualified editors who, in addition, rightly want to present the results of their interpretative research. A scholarly edition should not be only a collection of data, but also a presentation of interpretative research by the editor(s).[21]

II. Weilands Kritik an der „Fragmentlegende"

Kurz vor Abschluß der Setzereiarbeiten zu dem „Lenz"-Band publizierte Werner Weiland ein Buch, in dem sich ein übergreifender Abschnitt zu Büchners Erzählung mit dem Titel: „‚Lenz': situationsgemäß fertiges *Wally*-Pendant mit *Werther*" befindet.[22] Dieser Abschnitt enthält Einzelkapitel mit sprechenden Überschriften wie „Hamlet ohne Hinterlist und Wallys Tränenerguß" oder „Egmont und Danton außer Werther als irrende mittlere Helden im ‚Lenz'-Mittelteil", in denen Weiland unterschiedliche Thesen zu dieser Erzählung exponiert. Für uns wichtig sind die Kapitel „Fragment, Bruchstück oder authentisch fertig" sowie „Mitte und Schlußteil auf dem Prüfstand der Erzählzeitmessung". In ihnen argumentierte Weiland zum einen, daß Büchner „als der Autor der Zusammensetzung des im Erstdruck des ‚Lenz' Erschienenen […] zu erachten" sei[23], und er behauptete zum andern – und dies im deutlichen Wider-

[21] H. T. M. van Vliet: New Standards in German editing. In: Text 15 (2002-2003), S. 385-393, hier. S. 393f.

[22] Werner Weiland: Büchners Spiel mit Goethemustern. Zeitstücke zwischen der Kunstperiode und Brecht. Würzburg 2001, S. 90-142.

[23] Weiland 2001, S. 122; vgl. auch ebd., S. 105 mit der Feststellung, daß „das im Erstdruck des ‚Lenz' Erschienene" „von Büchner selbst komponiert" sei. – In seinem Aufsatz von 2004, S. 209 führt Weiland den Nachweis, daß Büchner die „kompositorische Leistung" gebühre, folgendermaßen: „Handelt es sich bei dem im Erstdruck erschienenen Text um eine Zusammenstellung

spruch zum Konsens der Büchnerforschung –, daß der vorliegende Text frei von Lücken sei und daß Büchner keine weiteren Zusätze zu seiner Erzählung geplant habe.

Das wichtigste von Weiland hierfür ins Feld geführte Argument ist in der Büchnerforschung neu und verdient, daß man es wiedergibt. Weiland beginnt mit der – wie er schreibt – „logisch einfache[n]“, für Mathematiker freilich nicht unproblematischen „Aussage“: „Die Mitte der Erzählzeit besteht, insoweit nur mit anderen Worten gesagt, im engeren

sinnvollerweise zusammengehöriger Textteile, so ist Büchner die kompositorische Leistung schwerlich abzusprechen. Ein bloßes Konvolut hingegen, ein Sammelsurium von unzusammengehörig Verschiedenem, ginge leichter auf das Konto von Jaeglé/Gutzkow.“ Ich versuche das aufzudröseln: Beim Erstdruck von „Lenz“ handelt es sich um „Textteile“ (meine These), und zwar um „sinnvollerweise zusammengehörige“ (das wird jeder zugeben), und also keineswegs um „ein Sammelsurium von unzusammengehörig Verschiedenem“ (das ist noch nie behauptet worden). Die Frage ist: wer hat die „Textteile“ zusammengestellt? Wenn Weiland dann meint, zusammengehörige Textteile hätte nur Büchner zusammenstellen können, ein „Sammelsurium“ dagegen gehe „leichter auf das Konto von Jaeglé/Gutzkow“, so bin ich mit meiner Logik am Ende. 1. Wenn das „Lenz“-Konvolut ein „Sammelsurium“ enthielt, so geht das mit Sicherheit nicht auf das Konto von Gutzkow, der dieses Konvolut nie gesehen hat. 2. Die „Woyzeck“-Handschriften sind zweifellos ein „Konvolut“, jedoch kein „Sammelsurium von unzusammengehörig Verschiedenem“. Dennoch liegt „die kompositorische Leistung“, die „Textteile“ zu einer Lesefassung zu vereinen, zweifellos nicht bei Büchner, sondern bei den Herausgebern Franzos, Bergemann, Lehmann oder Poschmann. 3. Wie kommt die implizite Gleichsetzung von „Konvolut“ und „Sammelsurium“ zustande? Dadurch, daß Weiland argumentiert, ich hätte nicht (MBA V, S. 145) vom „Konvolut des ‚Lenz‘“ sprechen dürfen, sondern – wie Weiland gern hätte – vom „Aggregat“. Konvolut nämlich bezeichne ein „Bündel verschiedener bzw. heterogener Schriftstücke“, ein Aggregat dagegen die „‚Anhäufung‘ (Bündel) zusammengehöriger Teile“ (Weiland 2004, S. 209). Weiland versucht dies mit Hilfe eines Lexikons „in acht Bänden“ zu belegen, aber es stimmt hinten und vorn nicht. Ein Aggregat ist natürlich kein „Bündel“, sondern eine „Anhäufung“, und der Begriff wird – jeder weiß das und die Lexika weisen es aus – für mathematische und naturwissenschaftliche Phänomene gebraucht. Ein Konvolut ist dagegen zwar ein „Bündel“, aber daß darin ‚Heterogenes‘ oder ‚Sammelsurien‘ gebündelt seien, ist in dem Begriff nicht enthalten. Will Weiland denn ernsthaft, daß wir in Zukunft vom „Aggregat“ des „Woyzeck“ sprechen, oder hält er die „Woyzeck“-Handschriften für ein „Sammelsurium“, das dann gar „auf das Konto“ der Herausgeber geht?

Sinn exakt in der Hälfte der gesamten Erzählzeit".[24] Er argumentiert dann weiter, daß die – auch in der Marburger Ausgabe hervorgehobene – Abhängigkeit des „Lenz" von Goethes „Werther" Auswirkungen auf die Gesamtstruktur des „Lenz" habe und sich an auffälligen Korrespondenzen in der Mitte beider Texte ablesen lasse. Die Mitte des „Werther" liege auf S. 59. Um diese Mitte herum, „auf den Seiten 57 bis 64", hat Werther „Umgang mit dem Fräulein von B.. zuzüglich deren alter Tante und der verschrobenen Adelsgesellschaft."[25] Und „Lenz"? Die „exakte Hälfte der Erzählzeit des ‚Lenz'" liege „in Zeile 471". Sie „zeigt den Helden am Fenster vor der Berghütte und das Lampenlicht, das auf das Gesicht des kranken Mädchens fällt."[26]

Ja und? fragte ich mich bei der Lektüre und las weiter:

> Das kranke Mädchen bei dem alten Weib in der Berghütte dürfte auf den ersten Blick befremden. Man mag in der Unmittelbarkeit zögern, es als Äquivalent des bei der alten Tante wohnenden Fräuleins zu betrachten. Indes relativiert der in mehrfacher Hinsicht erhebliche Anspielungszusammenhang, was isoliert lediglich seltsam erscheint.[27]

Wenn Weilands Vermutung zuträfe, hätte das erhebliche Auswirkungen auf unser Bild von Büchners poetischem Schaffen. Büchner hätte nachgemessen oder intuitiv gewußt, wo die Mitte des „Werther" liegt, und seinen Text so arrangiert, daß das, was Weiland für die dazu passende Parallele hält, also „das kranke Mädchen bei der alten Frau in der Berghütte", die Textmitte auch seiner Erzählung bildet. Falls er etwa für die zweite Hälfte nicht genug Erzählstoff hatte, mußte er in der ersten Hälfte wohl kürzen und umgekehrt. Deshalb – und dies war Weilands Schlußfolgerung – habe er zu dem jetzt vorliegenden Text auch dort nichts mehr hinzufügen können, wo jetzt Lücken zu sein scheinen, denn jede Hinzufügung hätte die Mittelposition gefährdet.

Zwingend ist das wohl nicht, denn natürlich hätte ein so geschickter Autor wie Büchner, um die Mitte zu retten, ja bequem vorne ebenso viel hinzufügen können wie hinten. Vor allem aber gestehe ich, daß ich auch außerhalb „der Unmittelbarkeit" unfähig bin, „das kranke Mädchen bei dem alten Weib in der Berghütte […] als Äquivalent des bei der alten

[24] Ebd., S. 116.
[25] Ebd., S. 122.
[26] Ebd., S. 121f.
[27] Ebd., S. 122.

Tante wohnenden Fräuleins zu betrachten“ oder sonstwie diesem Argument editorische Meriten abzugewinnen. Ich gebe es hier nur deswegen wieder, weil ich eine Replik schreiben muß.

In seinem Aufsatz von 2004, also der „konstruktive[n] Entgegnung mit *Werther*-Parallelen“, wiederholt Weiland zwar vieles von den Inhalten seiner Buchkapitel, jedoch nicht mehr das eben vorgebrachte und für die Buchfassung zentrale Argument der in „Lenz“ und „Werther“ übereinstimmenden Textmitte. Stattdessen bevorzugt er ein ästhetisch wertendes Argument, das sich auf folgende Stelle gegen Ende des „Lenz“-Textes bezieht:

> Einen Augenblick darauf platzte etwas im Hof mit so starkem Schall, daß es Oberlin unmöglich von dem Falle eines Menschen herkommen zu können schien. Die Kindsmagd kam todtblaß und ganz zitternd.
>
> ———————
>
> Er saß mit kalter Resignation im Wagen, wie sie das Thal hervor nach Westen fuhren. Es war ihm einerlei, wohin man ihn führte […].[28]

Werner Weiland urteilt, diese Stelle gehöre, „plakativ gesagt, zum Ungeheuerlichsten der deutschen Literatur“, und er ist deshalb überzeugt, sie sei „von Büchner selbst angeordnet“.[29]

Da de gustibus non disputandum est, mag ich nicht streiten, ob die deutsche Literatur nicht noch „Ungeheuerlicheres“ aufweist, gebe aber zu bedenken, daß „Ungeheuerlichstes“ auch durch einen Überlieferungszufall entstehen kann und als Argument gegen die Feststellung des „Textabbruchs“ nicht recht zählt. Wir stünden schlecht da, wenn wir editorische Entscheidungen auf solche Werturteile gründen wollten. Im übrigen weiß ich nicht, warum Weiland sein Argument gegen die Marburger Ausgabe wendet, die sich in Beurteilung dieser Stelle, soweit ich weiß, mit allen einig ist. Diese Textstelle galt bisher allgemein als sicheres Indiz für den fragmentarischen Charakter des „Lenz“, wie folgende beliebig herbeigeholte Sätze der Editoren zeigen können: „Ob die so bezeichnete L ü c k e schon im Original vorlag oder erst durch Verlust eines

[28] Büchner, Georg: Lenz. Eine Reliquie. In: Telegraph für Deutschland. <Redigiert von Karl Gutzkow,> Nr. 5, Januar 1839 – Nr. 14, Januar 1839, S. 34-40, 52-56, 59-62, 69-72, 77f., 84-87, 100-104, 108-111; hier S. 109f.

[29] Weiland 2004, S. 221.

Manuskriptteils entstanden ist, läßt sich nicht mehr entscheiden“.[30] „Evident ist die Lücke nach S. 250,8 [also die hier diskutierte Stelle], die aber nicht unbedingt eine ‚Arbeitslücke‘ sein muß, sondern möglicherweise ein Überlieferungsdefekt sein könnte.“[31] Der „stilistisch gewiß nicht beabsichtigte Anakoluth“ sei „ein deutliches Indiz dafür, daß der Text an dieser Stelle ursprünglich noch weitergeführt worden war.“[32]

Daß die Marburger Ausgabe in Weilands Kritik nur der Sack ist, der für einen Esel, nämlich für die Büchnerforschung, herhalten muß, gilt nicht nur hier, sondern durchweg. Weiland wirft Dedner – also mir – nicht nur vor, daß er „sein Publikum nach Kräften vor der heillosen Wallfahrt“ „schützt“[33] – ich fürchte, das haben auch viele vor mir getan –, sondern er kritisiert auch und vor allem, daß ich „die vielfach geläufige Tradierung der alten Fragmentlegende […] forciert“ hätte.[34] Nun ist völlig klar: Meine spezielle Frage, in welchen Entstehungsstufen das Fragment entstanden ist und ob sich diese Brüche noch dem heutigen Text ansehen lassen, die gesamte Diskussion also, die ich in Gang gesetzt habe, muß jedem als gegenstandslos, gespenstisch und empörend erscheinen, der wie Weiland fest davon überzeugt ist, daß „Lenz“ als abgeschlossenes Werk von Büchner hinterlassen und das Sprechen vom „Fragment“ nicht mehr als eine „Legende“ sei.

Freilich habe ich diese „Legende“ nicht erfunden, sondern sie existiert – wie Weiland weiß und zeigt – seit der ersten öffentlichen Rede über „Lenz“, nämlich seit Wilhelm Schulz 1837. Die „Legende“ wurde wiederholt durch Karl Gutzkow 1838 und 1839, durch August Stöber 1839 und durch Ludwig Büchner 1850, und sie setzte sich fort über Bergemann bis zu allen Vertretern der derzeitigen Büchnerphilologie. Wie geht

---

30 Bergemann 1922, S. 681.

31 Georg Büchner: Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente in zwei Bänden. Hrsg. v. Henri Poschmann unter Mitarb. v. Rosemarie Poschmann. Bd I: Dichtungen; Bd. II: Schriften, Briefe, Dokumente. Frankfurt a. M. 1992 u. 1999 (= Bibliothek deutscher Klassiker 84 u. 169); hier Bd. I, S. 795.

32 Will, S. 331. Will scheint demnach nicht mit einem „Textabbruch“ beim Schreiben, sondern mit einer in der Überlieferung entstandenen Lücke zu rechnen, eine Frage, die Bergemann noch offen ließ.

33 Weiland 2004, S. 242.

34 „Dedner“, so schreibt er weiter, „verschiebt […] die Abschirmungsfunktion der alten Fragmentlegende zu einer Abschwächungsfunktion und Schutzverkehrung: Bei der garantierten Meinungsfreiheit erübrigt sich längst, ‚Lenz‘ wie einst mit Fragmentannoncen zu verharmlosen […]“ (ebd.).

Weiland mit diesen Zeugen um? Er hat bereits in seiner Buchveröffentlichung argumentiert, es sei als ein inhaltliches „Mißverständnis" zu erklären, wenn Schulz bei seiner Beschreibung von Büchners Nachlaß „Lenz" ein „Fragment" nenne[35], und daß Gutzkow von „Bruchstücken" spreche, liege an dem „dürftigen Marktwert, nicht der Manuskriptform".[36] Das Gegenteil trifft zu: Gutzkow schätzte, wie seine Nachrede zum Erstdruck zeigt, den „Lenz" als Beweis dafür, daß er Büchners geniale dichterische Gaben zu Recht hervorgehoben hatte.[37]

Editorisch, aber auch literarhistorisch scheinen mir Weilands je nach Jahrgang unterschiedliche Ausführungen darüber, warum Schulz und Gutzkow „Fragment" oder „Bruchstücke" zwar gesagt, aber nicht gemeint hätten, wenig verwendbar, und ich bleibe deshalb bei der schlichteren und üblichen Annahme, Schulz und Gutzkow hätten den Bruchstücks- und Fragment-Begriff in jener Bedeutung gebraucht, die damals wie heute üblich war und die Weiland ja selbst schon aus dem Eintrag in Campes Wörterbuch hervorholt. Ein „Bruchstück" ist demnach „der abgebrochene, ausgehobene oder übriggebliebene Theil irgend eines Ganzen".[38] So ist es! Bruchstücke entstehen – wenn man die mittlere, hier nicht zutreffende Bedeutung einmal wegläßt – auf zwei Arten: entweder dadurch, daß der Autor seine Arbeit abbricht oder dadurch, daß von

[35] Weiland 2001, S. 91.

[36] Weiland 2004, S. 231. Im Jahre 2001 hatte Weiland noch folgendermaßen argumentiert: „Ich interpretiere Gutzkows Gebrauch der Namen Bruchstücke und Fragment – öffentlich nannte er Büchners ‚Lenz' Fragment – mit Gutzkows damals zentralem Literaturbegriff des unvollendet Neuen sowie Jungen, mit dem er sich und dann auch Büchner vermarktete. Noch vor jeder empirischen Verbindung mit Büchner hatte Gutzkow in seinem Literaturprogramm vom Januar 1835 im Widerspruch zur abgelebten Restaurationsliteratur die Kindsymbolik in der Bedeutung der neuen Zeit aufgegriffen. Es ging Gutzkow damals, bezeichnenderweise mit etwas ekstatischer Diktion, ‚um Ahnungen und Seherblicke in die Zukunft, um den Jubel einer neuen Zeit, die uns mit blauen Kinderaugen aus der Wiege anlächelt.' Ungefähr gleichbedeutend versah Gutzkow seinen im Juni 1837 erschienenen Büchnernachruf mit dem Titel *Ein Kind der neuen Zeit*. Als das erwünschte Kind mutet Büchner ähnlich wie ein Fragment unfertig und unausgeführt an." (Weiland 2001, S. 92.)

[37] „In Betreff Georg Büchners aber wird man einräumen, daß diese Probe seines Genies aufs neue bestätigt, was wir mit seinem Tode an ihm verloren haben. Welche Naturschilderungen; welche Seelenmalerei!" (Gutzkow 1839, S. 110.)

[38] Zit. nach Weiland 2004, S. 230.

dem Ganzen nur ein Teil übrigbleibt. Daß das „Lenz"-Fragment auf Abbruch, nicht auf Verlusten in der Überlieferung beruhte, wußte Wilhelm Schulz per Autopsie, und Gutzkow hatte allen Grund, es ebenfalls anzunehmen. Erst später – zum Beispiel bei Bergemann – wurde unter anderem unter dem Eindruck des gelegentlich mehr Text enthaltenden Drukkes d3 von 1850 auch die andere These vom Textverlust in der Überlieferung diskutiert.[39] Seit Hubert Gersch gezeigt hat, daß d3 tatsächlich nur ein Nachdruck von d1 und daß „Lenz" als ‚work in progress' überliefert ist[40], ist sicher die Mehrzahl der Forscher der Ansicht, „Lenz" sei ein „Fragment", nicht weil nur Teile eines Ganzen „übriggeblieben" sind, sondern weil die Arbeit „abgebrochen" wurde.

Betrachten wir noch kurz, was Weiland zu dem zweiten deutlichen Indiz für die Bruchstückhaftigkeit des Textes, also zu folgender Stelle, sagt:

> Er setzte sich und schrieb einige Briefe, gab sie sodann Oberlin mit der Bitte, einige Zeilen dazu zu setzen. Siehe die Briefe.*)
>
> Sein Zustand war indessen immer trostloser geworden, alles was er an Ruhe aus der Nähe Oberlins und aus der Stille des Thals geschöpft hatte, war weg […].[41]

Gutzkow kommentierte die Stelle per Fußnote: „Büchner scheint hier ächte, nicht gedichtete, zu verstehen", und die folgenden Editoren schrieben unter anderem: „Büchner wird jenen Hinweis auf Lenzens Briefe nur sich selbst gemacht haben, um vielleicht noch Stellen daraus einzufügen, so daß also dieser Regievermerk aus der Erzählung wegbleiben muß".[42] „Unzweifelhaft handelt es sich um eine Arbeitsnotiz Büchners, nicht um einen Bestandteil des Textes".[43] Die Stelle „signalisiert, daß Büchner eine erzählerische Ausgestaltung […] zumindest erwog."[44] „Erklärbar ist sie aus dem Charakter eines Entwurfs, in dem die

---

[39] Vgl. Bergemann 1922, S. 678.

[40] S. o. Anm. 6 sowie Hubert Gersch (Hrsg.): Georg Büchner: „Lenz". Studienausgabe. Stuttgart 1984, S. 59: Büchner habe den Text hinterlassen „in einem fortgeschrittenen Entwurfstadium, doch unvollendet, teils skizzenhaft, teils ausformuliert, voller formaler Unregelmäßigkeiten, mit Arbeitslücken unterschiedlicher Art, mit stilistischen und darstellerischen Unfertigkeiten."

[41] Gutzkow 1839, S. 102.

[42] Bergemann 1922, S. 680f.

[43] Poschmann I, S. 862.

[44] Will, S. 330f.

Erzählung überliefert ist."[45] „[Arbeitsnotiz; danach vmtl. Arbeitslücke]".[46] Die Editoren sind sich also einig. Und Werner Weiland? Er zitiert ebendiese Stelle und erläutert dazu, die „Konvention, Quellen zu signalisieren", finde sich auch schon in Goethes „Werther".[47] Das stimmt zweifellos – denn diese Konvention ist überhaupt ein Charakteristikum der Briefromane. Wie verhält sich aber diese Stelle zu der These, „Lenz" sei „authentisch fertig", und zu der Behauptung, die Rede vom „Fragment" sei eine „Legende". Hierzu sagt Weiland leider nichts.

So halte ich es denn also, was die „Fragmentlegende" angeht, gegen Weiland mit dem Rest der Forschung, das heißt: mit der überwiegenden Mehrzahl aller lebenden und toten Büchnerforscher. Einzelne Büchnerforscher widersprechen, wie schon gesagt, meinem Rekonstruktionsversuch; daß aber – außer Weiland – einer von ihnen bestritte, daß „Lenz" ein fragmentarisches Werk sei, ist mir nicht bekannt.

III. Fragmentcharakter und „künstlerische Vollwertigkeit" des „Lenz"

Ich habe, so wirft Weiland mir vor, Büchners „Autorenehre" verletzt. Das ist ein schlimmer Vorwurf, für den Weiland, wenn ich ihn denn richtig verstehe, zwei Gründe vorbringt. Zum einen habe Büchner mit dem „Lenz"-Text Gutzkow in seinem Kampf gegen Wolfgang Menzel beistehen wollen, und in diesem Zusammenhang wäre es „illoyal gegenüber Gutzkow und zumindest recht zweideutig gewesen, wenn Büchner gerade in den Wochen der […] Kampagne gegen den Autor der glaubenszweiflerischen *Wally* dem gläubigen Oberlin übermäßig Respekt erwiesen hätte"[48], etwa indem er den Text umgeschrieben hätte. Ich gebe lieber gleich zu, daß ich Mühe habe, Weilands Argument zu verstehen. Falls Weiland meint, daß ich annehme, Büchner habe „Lenz" in einem prochristlichen oder gar prokirchlichen, Wolfgang Menzel entgegenkommenden Sinne umschreiben wollen, so meint Weiland etwas ganz und gar Abwegiges. Im Gegenteil: Der Editionsbericht der Marburger Ausga-

[45] So die Erläuterung in Georg Büchner: Gesammelte Werke. Hrsg. v. Gerhard P. Knapp und Herbert Wender. München 2002, S. 428.

[46] MBA V, S. 46.

[47] Weiland 2004, S. 221.

[48] Weiland 2004, S. 228.

be argumentiert, daß Büchner – und zwar gerade in den zuletzt geschriebenen Teilen der Erzählung – mit der Lenz-Figur einen Fall religiöser Melancholie darstelle und daß die Darstellung dieses Krankheitsbildes um 1835 dezidiert pfarrer- und religionskritisch ist.[49] Genau gesagt habe ich geschrieben:

> Oberlin führte Lenz' Versündigungswahn und religiöse Ängste nicht hinreichend auf allgemeinere seelische, geschweige somatische Störungen zurück, sondern nahm an, Lenz erleide Gottes Strafe für „gethane <…> Sünde" […], er zeigte also in seelsorgerischer Absicht Züge jenes Verhaltens, das die liberale Psychiatrie als krankmachende Fehlleistung der Geistlichen beklagte. In seiner Erzählung ersann Büchner über Oberlins Bericht hinaus Einzelheiten der Angstzustände der ersten Nächte, ließ im Zusammenhang von Lenz' Predigt eine deutlicher markierte Beruhigungsphase folgen und erfand dann als weitere zu dem ersten eindeutigen monomanischen Anfall führende Faktoren die Lektüre der Apokalypse mit nachfolgenden unruhigen Träumen, einen Aufenthalt in der von sektiererischer Frömmigkeit geprägten Umgebung des Steintals und tagelange, mit Fasten verbundene *religiöse Quälereien*. Nach dem gescheiterten Erweckungsversuch – so die weitere rekonstruierende Erfindung Büchners – wird Lenz zum Gegner und Lästerer Gottes, leidet unter der dominierenden Vorstellung religiöser Melancholiker, er könne *die Sünde in den heiligen Geist* begangen haben. Nach Oberlins Rückkehr hält er sich deshalb für *abgefallen, verdammt in Ewigkeit* und versteht sich als *der ewige Jude*. […] Indem Büchner Lenz' monomanisch geprägter Melancholie eine Phase inhaltlich unbestimmter Ängste vorausgehen läßt, knüpft er an Esquirols oder – abgesehen von den nicht thematisierten somatischen Ursachen – an Birds Phasenmodell melancholischer Erkrankungen an.[50]

Daß Büchner mit seinem „Lenz"-Projekt dem kirchenkritischen Gutzkow nicht in den Rücken fallen und auch nicht „dem gläubigen Oberlin übermäßig Respekt" erweisen wollte, darüber können Weiland und ich uns also schnell einigen. Vielleicht entlastet mich ja diese Versicherung ein wenig von Weilands Verdacht, ich läge „im neoliberalen Trend" und wolle etwa gar „den Aufbruch von 1968 auf sich beruhen" lassen.[51]

[49] Vgl. MBA V, S. 135f.

[50] Ebd., unter Verzicht auf interne und externe Literaturnachweise.

[51] Das ist aus gleich aus mehreren Gründen eine kuriose Kategorienmischung. Weiland bringt mich als den Verfechter einer sehr speziellen philologischen

Wichtiger scheint mir, ein anderes, übrigens verbreitetes Mißverständnis zu diskutieren. Büchner-Forscher scheinen gelegentlich der Meinung, man werte den „Lenz"-Text ab, wenn man ihn als fragmentarisch beurteilt. Dieses Urteil ist insofern erstaunlich, weil bei „Woyzeck", obwohl er ebenfalls nur als Fragment vorliegt, von niemandem der hohe Rang dieses Dramas bestritten wird. Als Ausgangspunkt für einen Klärungsversuch nutze ich eine in dieser Hinsicht hilfreiche, weil dezidierte Fragestellung von Henri Poschmann:

> Hat man es dem eingeführten Formbegriff und der Intention des Autors nach mit einer ‚Novelle' zu tun, ‚die leider nur Fragment geblieben ist' (August Stöber), oder ist das fragmentarisch Anmutende nicht so sehr die Folge des Steckengebliebenseins im Stadium des Entwurfs als vielmehr der Ausdruck einer antizipatorischen (den Expressionismus oder andere Gestaltungsmuster der Prosa späterer Zeit vorwegnehmenden) Modernität?[52]

Daß man die Erzählung am „Formbegriff" der Novelle messen solle, um dann festzustellen, sie sei „leider nur Fragment" geblieben: dieses Vorgehen scheint mir – und offenbar auch Poschmann – so unangebracht, als wenn man „Woyzeck" als mehraktiges Drama im konventionellen Sinne

---

Hypothese zu „Lenz" mit denjenigen in Verbindung, die den Namen des Freihandels mißbrauchen, um den Armen die Unterstützung zu streichen oder um Entwicklungsländer besser auszubeuten. So werde ich denn mein Bewußtsein auf etwaige verborgene neoliberale Vorlieben hin erforschen müssen, erwarte aber von Weiland, daß er sein Bewußtsein daraufhin überprüft, ob er bei seinem „Aufbruch von 1968" nicht etwa noch Gedankengut von akademischen Lehrern im Rucksack hatte, die einmal Parteibücher der NSDAP in der Tasche trugen. Den für ihn wichtigen Vergleich von „Lenz" mit Gutzkows „Wally" fand Weiland bei Friedrich Sengle, und die Ansicht, daß „Lenz" trotz seines fragmentarischen Äußern eine formvollendete Dichtung sei, hat zuletzt Benno von Wiese mit seiner gewohnten, von keinem textgeschichtlichen Sachverstand getrübten Selbstgewißheit vertreten. Auch hat sich Hubert Gersch, der erste konsequente Verfechter der „Work in progress"-These für „Lenz", in den 70er Jahren sicher nicht als Neoliberaler, sondern als Opponent gegen das von Benno von Wiese geprägte akademische Establishment der Adenauerzeit verstanden.

[52] Poschmann I, S. 811. Vgl. auch den ebd., S. 794 vorgebrachten Vorwurf gegen Gersch: dieser nehme „erneut eine Abwertung der künstlerischen Gültigkeit" des „Lenz" vor.

deuten wollte.[53] Jedoch reagiere ich skeptisch auf die angebotene Alternative und auf die Formulierung, „das fragmentarisch Anmutende [sei] nicht so sehr die Folge des Steckengebliebenseins im Stadium des Entwurfs als Ausdruck einer antizipatorischen (den Expressionismus oder andere Gestaltungsmuster der Prosa späterer Zeit vorwegnehmenden) Modernität". Das Verhältnis von intentionaler und biographisch-zufälliger Fragmenthaftigkeit, das ja hier zur Debatte steht, läßt sich meines Erachtens nicht generalisierend festlegen, sondern es ist an jedem Einzelfall zu klären, ob „das fragmentarisch Anmutende" auf die Intention des Autors oder aber auf das „Steckengebliebensein" zurückgeht. Das eine vom andern zu sondern gehört zu den Aufgaben der Textkritik, und zwar im Falle des „Lenz" ebenso wie im Falle des „Woyzeck". Und aus der Sicht der Textkritik ist es günstiger, das „Fragmentarische" nicht nur als Ausdruck „antizipatorischer […] Modernität" zu deuten. Ohnehin gilt ja in der Wissenschaft, daß die Kausalketten immer nur in einer Richtung verlaufen, so daß sich mit historischer Kausalität gut, mit teleologischer oder antizipatorischer Kausalität schlecht argumentieren läßt. Und so ist man auch editorisch nur dann auf der sicheren Seite, wenn man Vorbilder oder vorangegangene Beispiele für ein poetisches Verfahren findet. So wissen wir zum Beispiel, daß manche Werke von Jacob Michael Reinhold Lenz, auf die auch Büchner zurückgriff, den „Modernen" nach 1890 als „antizipatorisch modern" galten, so daß an dieser Stelle das um 1830 bereits Veraltete und das Antizipatorische ununterscheidbar sind. Ebenso wissen wir, daß Ludwig Büchner an den Schriften seines Bruders die eine oder andere Spracheigentümlichkeit korrigierte, nicht weil sie ihm als übermäßig ‚modern', sondern weil sie ihm als veraltet erschien. Im kleinstrukturellen Bereich müssen wir also damit rechnen, daß manches von dem, was uns heute als „fragmentarisch" erscheint, diesen Anschein erst durch die Regulierungsprinzipien des 19. Jahrhunderts erhalten hat. Diese Barriere vor allem müssen wir durchbrechen.

So wenig wie der Alternative in Poschmanns Fragesätzen würde ich mich daher auch der in seinem abschließenden Resümee anvertrauen wollen:

> Letztlich hängt die interpretatorische Inanspruchnahme des Textes davon ab, ob ihm der Status eines künstlerisch vollwertigen,

[53] Interessanterweise präsentieren Knapp/Wender „Woyzeck" als Dreiakter; s. S. 169, 185 u. 193.

> wenn auch vom Autor nicht bis zur Druckvorlage fertiggestellten Werks zuerkannt wird – wie es überwiegend der Fall ist –, oder ob man sich, wie Gutzkows Benennung als ‚Reliquie' es anzeigt, auf eine Rezeption beschränkt, die vom ästhetischen Aspekt des Textes absieht.[54]

Ich konzentriere mich auf die Formulierung „Status eines künstlerisch vollwertigen […] Werks".[55] Hat „Woyzeck" diesen Status? Oder wäre es nicht besser, man fragte, ob bestimmte Szenen im „Woyzeck" „künstlerisch vollwertig" sind. Manche von ihnen sind nicht mehr als eine Ansammlung erster Notizen, andere sind das vorläufige oder sogar endgültige Ergebnis längerer Arbeit. Auch die Notiz nötigt mich übrigens nicht, von ihrem „ästhetischen Aspekt " abzusehen, aber ich werde sie in dieser Hinsicht anders beurteilen, als die ausgearbeitete und vielleicht als endgültig intendierte Szene. So ist es bei „Woyzeck", und diejenigen Büchnerforscher, die Wilhelm Schulz, Karl Gutzkow, August Stöber und Ludwig Büchner glauben, daß „Lenz" als „Fragment" überliefert wurde, werden die Mühe nicht scheuen, sich auch bei der Beurteilung dieser Erzählung um die nötigen Differenzierungen zu bemühen.

IV. Beispiele einer differenzierenden textkritischen Analyse des „Lenz"

Was folgt aus dem eben Gesagten für die Aufgaben und Verfahren der editorischen Kritik? Da wir durch Wilhelm Schulz und Gutzkow darüber informiert sind, daß „Lenz" als „Fragment" oder in Form von „Bruchstücken" überliefert wurde, und da eine textinterne Lektüre diese Überlieferung bestätigt, wird die Kritik alle „fragmentarisch anmutenden" oder sonst auffälligen Stellen auf die von Poschmann angedeutete Fragestellung hin untersuchen und also klären, ob die Auffälligkeit vom Autor beabsichtigt war oder ob sie durch den Abbruch der Arbeit zu begründen ist. Dies zu leisten ist der Editor besonders gut vorbereitet, denn er

---

[54] Poschmann I, S. 811.

[55] Es wäre anzumerken, daß die Formulierung „nicht bis zur Druckvorlage fertiggestellt" ein weites Spektrum unfertiger Texte umfassen kann und daß zum Beispiel Gutzkow auch das Manuskript von „Danton's Tod" als nicht bis zur Druckvorlage fertiggestellt beurteilte und es deshalb noch einmal abschreiben ließ.

kennt die Arbeits- und Schreibgewohnheiten des Autors und kann im Vergleich mit anderen Manuskripten Gründe dafür anführen, ob eine Auffälligkeit entwurfsbedingt ist oder den stilistischen Gewohnheiten und vermutlichen Intentionen des Autors entspricht. Herausgeber kommentierender Ausgaben werden außerdem in besonderem Maße darauf achten, ob eine Auffälligkeit sich auch bei anderen ihrem Autor besonders nahe stehenden Autoren findet, ob sie also als „angeregt durch" oder auch nur als Ausdruck zeitgenössischen Sprachstandes erklärt werden kann. Einige Beispiele mögen dies illustrieren helfen:

1.) In d1 von „Lenz" findet sich der Satz:

> So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewisse Licht dehnte sich hinunter, wo die weißen Steinmassen, und der Himmel war ein dummes blaues Aug, und der Mond stand ganz lächerlich drin, einfältig.[56]

Ludwig Büchner (gefolgt von Bergemann und Lehmann) emendierte zu „wo die weißen Steinmassen lagen"; bei Knapp/Wender liest man mit Emendationszeichen „wo die weißen Steinmassen [leuchteten …]"; Gersch, Poschmann und die MBA folgen dem Erstdruck. Der Ausfall des Hilfsverbs ist für das frühe 19. Jahrhundert keineswegs so ungewöhnlich, daß sich ein Eingriff rechtfertigen ließe. Der Text ist hier auf einem älteren Sprachstand, den Ludwig Büchner vermutlich bereits als anstößig empfand.

2.) Der im Erstdruck nach Lenz' ‚Atheismusanfall' überlieferte Text „die Sünde und der heilige Geist stand vor ihm"[57] ist syntaktisch anstößig und semantisch unsinnig. Ludwig Büchner verbesserte zu der syntaktisch korrekten, aber immer noch sinnlosen Wendung „standen vor ihm"[58]; Bergemann (gefolgt von Lehmann und Knapp/Wender) emendierte zu „wider den Heiligen Geist"[59], Gersch (gefolgt von der MBA) zu „in den heiligen Geist".[60] Die Emendation von Gersch dürfte für denje-

[56] MBA V, S. 43.
[57] Gutzkow 1839, S. 85; vgl. MBA V, S. 26.
[58] Georg Büchner: Lenz. Ein Novellenfragment. In: Nachgelassene Schriften von Georg Büchner. <Hrsg. v. Ludwig Büchner.> Frankfurt a.M. 1850, S. 224.
[59] Bergemann 1922, S. 100.
[60] MBA V, S. 26.

nigen wahrscheinlicher sein, der mit Büchners Schreibgewohnheiten, den daraus resultierenden Leseunsicherheiten sowie der Sprachgeschichte vertraut ist. Im Editionsbericht der Marburger Ausgabe heißt es dazu: „Büchner hatte hier vermutlich *die Sünde in den heiligen Geist*, eine zeitgenössisch noch geläufige Nebenform zu ‚Sünde wider den heiligen Geist' […] intendiert, dabei *den* und *heiligen* abgekürzt oder verschliffen und also etwa geschrieben ‚die Sünde in d. hl. Geist stand vor ihm' oder auch ‚die Sünde in d. heiligen Geist stand vor ihm'. Jaeglé verlas vermutlich flüchtig geschriebenes ‚in' als ‚u' für ‚und' und konstruierte so den sinnlosen und grammatikalisch falschen Satz, der jedoch von Gutzkow und dem Setzer akzeptiert wurde."[61] Eine umfangreiche Erläuterung orientiert dann den Leser über die Wortgeschichte und die theologische Diskussion zu dieser Sünde.[62] Der sinnlose Text – so jedenfalls unsere Vermutung – kam durch Zeichenambiguität in der Handschrift zustande. Die Abschreiberin kannte die ältere Sprachform nicht mehr und wurde so veranlaßt, die ambiguen handschriftlichen Zeichen falsch zu deuten.

3.) In „Lenz" findet sich der Satz:

> Lenz rannte durch den Hof, rief mit hohler, harter Stimme den Namen Friederike mit äußerster Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgesprochen, er stürzte sich dann in den Brunnentrog […].[63]

In seiner Vorlage, in Oberlins Bericht „Herr L……", hatte Büchner gefunden:

> er rannte durch den Hof, rief mit harter etwas hohler Stimme einige Sylben, die ich nicht verstund; seitdem ich aber weiß daß seine Geliebte Friedericke hieß, kommt mirs vor als ob es dieser Name gewesen wäre, mit äußerster Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgesprochen. Er stürzte sich, wie gewöhnlich, in den Brunnentrog […].[64]

In Büchners Satz ist das nachklappende „ausgesprochen" syntaktisch auffällig, vielleicht sogar anstößig. Wer die Quelle kennt, kann sich diese Auffälligkeit gut aus dem Vorgang des verkürzenden Abschreibens erklären, und er wird gut daran tun, dieser Auffälligkeit keine besondere Be-

[61] Ebd., S. 165.
[62] Vgl. ebd., S. 457-459.
[63] MBA V, S. 68.
[64] Ebd., S. 234.

deutung beizumessen, wenn es etwa um die Frage nach Büchners stilistischen Vorlieben und Eigenheiten geht. Die Textstelle ist zweifellos authentisch; als „künstlerisch vollwertig" würde ich sie dennoch nur mit der angegebenen Einschränkung beurteilen.

4.) Im Erstdruck von „Lenz" wird der Gemeindegesang in der Kirche von Waldersbach so wiedergegeben:

> Laß in mir die heil'gen Schmerzen,
> Tiefe Bronnen ganz aufbrechen;
> Leiden sey all' mein Gewinnst,
> Leiden sey mein Gottesdienst.[65]

Auffällig daran ist zweierlei. Zum einen begegnet zwar häufig, daß eine von Büchners Dramenfiguren vier oder noch mehr Verse hintereinander singt; diese Verse entstammen dann jedoch immer demselben Lied. Das ist hier nicht der Fall. Das zweite, mit „Leiden" beginnende Verspaar stammt aus einem pietistischen Kirchenlied von 1737[66]; der Ursprung des ersten Verspaares ist unbekannt. Zum andern begegnet das zweite Verspaar auch in „Woyzeck", also in einem Werk, das Büchner vermutlich etwa gleichzeitig mit „Lenz" veröffentlicht hätte. Dort heißt es nach Auskunft fast aller Druckfassungen:

> Leiden sey all mein Gewinst,
> Leiden sey mein Gottesdienst,
> Herr wie dein Leib war roth und wund
> So laß mein Herz seyn aller Stund.[67]

Tatsächlich findet sich hierfür in der Handschrift folgender Eintrag (rechtes Feld = Grundschicht; linkes Feld = Randeintrag):

{war}	
Herr wie dein Leib [gewesen] roth u. wund	Leiden sey all mein Gewinst,
So laß mein Herz seyn aller Stund.	Leiden sey mein Gottesdienst,

Das zweite Verspaar („Herr" bis „Stund") wurde von Büchner als Alternative zum ersten notiert, und der Autor war offenbar unschlüssig, welches von beiden er nehmen wollte. Dafür, daß er beide hintereinander

[65] Gutzkow 1839, S. 53.

[66] Vgl. MBA V, S. 405f.

[67] Georg Büchner: Woyzeck. Studienausgabe. Nach der Edition von Thomas Michael Mayer hrsg. v. Burghard Dedner. Stuttgart 1999, S. 105.

setzen wollte, gibt es keinen Hinweis. Ein Editor des „Lenz“, der den handschriftlichen Befund in „Woyzeck“ und die dazu gehörige Druckgeschichte kennt, muß die Frage stellen, ob nicht in „Lenz“ ein ähnlicher handschriftlicher Befund wie in „Woyzeck“ vorlag, ob also nicht notiert war:

Leiden sey all' mein Gewinnst, Leiden sey mein Gottesdienst.	Laß in mir die heil'gen Schmerzen, Tiefe Bronnen ganz aufbrechen;

was dann bereits die Abschreiberin – wie später die Editoren des „Woyzeck“ – zu einer Folge von vier Versen aufgelöst hätte. Vermutlich hatte Büchner – so eine naheliegende Schlußfolgerung – in „Lenz“ zunächst den Vers „Laß“ bis „aufbrechen“ und im „Woyzeck“-Manuskript zunächst den Vers „Leiden“ bis „Gottesdienst“ niedergeschrieben, zu dem er dann die Alternativvariante „Herr“ bis „aller Stund“ notierte. Dadurch wurde, wenn die Hypothese zutrifft, der grundschichtliche Vers des „Woyzeck“ frei zur Weiterverwendung, und Büchner notierte ihn als Alternativvariante in das „Lenz“-Manuskript.

Beweisen kann ich meine These nicht, und sie zu edieren, schiene mir aus verschiedenen Gründen nicht angebracht. Aber ich muß sie als Editor zur Diskussion stellen, um zu erklären, wie die Auffälligkeit in „Lenz“ vermutlich zustande kam. Dem Interpreten steht es frei, diese Hypothese zu akzeptieren oder zu verwerfen, oder er kann sich ihr auch entziehen, zum Beispiel indem er bekundet, für ihn sei der textus receptus, also die durch Gutzkow überlieferte Form des Werkes, maßgeblich. Falls ihn aber Autorintentionen interessieren, wird er gut daran tun, bei einer Ausdeutung dieser Stelle die angegebene Möglichkeit ihres Ursprungs aus dem Fragmentarischen mitzubedenken.

So oder so ähnlich sollten wir die Alternative „Steckengebliebenseins im Stadium des Entwurfs“ versus „Ausdruck künstlerischer Intention“ für die Textkritik praktikabel machen. Und was hier für die Mikrostruktur gilt, trifft nicht weniger auf die Makrostruktur zu. Wenn Werner Weiland gegen die übrige Forschung meint, die Stelle

> Die Kindsmagd kam todtblaß und ganz zitternd.
>
> ———————
>
> Er saß mit kalter Resignation im Wagen […][68]

[68] Gutzkow 1839, S. 109f.

sei so eindrucksvoll, daß sie von Büchner stammen müsse, so sollten wir dies Argument zur Kenntnis nehmen und gegen die anderen Argumente, die hier seit je Textverlust oder Textabbruch vermuten, abwägen. Und auch mit dem Kriterium des „künstlerisch Vollwertigen" sollten wir gelassen und vor allem differenzierend umgehen. Auch wenn der „Lenz"-Text, wie bereits Hauschild vermutete und wie die Marburger Ausgabe im einzelnen zu zeigen sucht, eine „Kontamination von mehreren, sich überlagernden Handschriften" ist[69], so wird damit die künstlerische Leistung des Autors in keiner Weise geschmälert. Diese Leistung zeigt sich weniger in der Großstruktur, weniger also darin, daß Büchner dem „Formbegriff" der Novelle Genüge tat, oder darin, daß er sich – wie Weiland meint – bei der Gestaltung der Textmitte an „Werther" orientierte, sondern sie zeigt sich mehr in den einzelnen, von ihm verfaßten und im Erstdruck überlieferten Sätzen, in Sätzen, die die Marburger Ausgabe fast durchweg für authentisch, wenn auch an bestimmten Stellen für entwurfhaft hält. In diesen Sätzen demonstriert Büchner eine bis dahin unbekannte Einsicht in einen Krankheitsverlauf und die Erfindung bis dahin unbekannter Darstellungsmittel zum Beispiel syntaktischer und erzähltechnischer Art, Einsichten und Erfindungen, zu denen er offenbar im Verlauf der Textgenese gelangte. Diese Sätze gehören in der Tat – wie übrigens auch die Sätze des „Woyzeck" oder die Sätze von Kafkas „Prozeß" – zum Größten, was Autoren der deutschsprachigen Literatur hervorgebracht haben.

Daß die drei eben genannten Werke sämtlich „im Stadium des Entwurfs" steckengeblieben sind, tut ihrem Wert keinen Abbruch, und ich hoffe im Gegenteil für „Lenz" gezeigt zu haben, daß der Nachweis der Entwurfhaftigkeit die Wertschätzung erhöhen kann. Wenn ich weiß, daß die letzten Szenen des „Woyzeck" ein erster Entwurf sind, kann ich darüber nachdenken, ob man dieses frühe Entwurfsstadium und das Heranschreiben des Autors an seinen Gegenstand diesen Szenen noch anmerkt. Dort, wo uns ein früherer und ein späterer Entwurf zur gleichen Szene vorliegen, ist ein solcher Vergleich und die Frage nach den Fortschritten, die der Autor von Stufe zu Stufe macht, ohnehin naheliegend. Wenn Büchner in „Woyzeck" H2,8 die Titelfigur sagen läßt: „Jeder Mensch ist ein Abgrund, es schwindelt einem, wenn man hinabsieht"[70], so ist das ein großartiger Satz. Wenn er auf der nächsten Textstufe die-

[69] Hauschild 1985, S. 65.

[70] Georg Büchner: Woyzeck 1999, S. 78.

sen Satz in der entsprechenden Szene nicht wiederholt, so wird er gute Gründe für die Streichung gehabt haben, etwa den Grund, daß der Satz nicht zu Woyzeck paßt. So kann man auch nachvollziehen, wie der Autor beim Schreiben lernt.

In diesem Sinne habe ich, wo immer ich mich zu „Lenz" geäußert habe, stets die einzigartigen formalen und inhaltlichen Neuerungen der Erzählung hervorgehoben. Ich finde sie am stärksten ausgeprägt in den ersten zwei Dritteln des überlieferten Textes und dann wieder im Schlußabschnitt, in Teilen der Erzählung, in denen Büchner meines Erachtens eine epochemachende Darstellungsform erfand. Einige der dazwischen liegenden Passagen scheinen mir in dieser Hinsicht darstellungstechnisch weniger avanciert. Und da sie zu ca. 70% mit Oberlins Bericht textidentisch sind, kann das ja nicht verwundern. Auf unsere editorischen Überlegungen aber haben solche Werturteile keinen Einfluß.

III.
Rezensionen

Romantik und Vormärz. Zur Archäologie literarischer Kommunikation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. *Herausgegeben von Wolfgang Bunzel, Peter Stein und Florian Vaßen, Bielefeld: Aisthesis, 2003.*

Der Zugang zur Öffentlichkeit unterliegt bestimmten Regeln und Normen, die sich im Laufe der Zeit ändern. Neue Techniken prägen die Art und Weise, in welcher öffentliche Themen produziert werden. Die Verbreitung der mechanischen Presse seit den 1820er Jahren erhöhte den finanziellen Druck auf die Verleger. Sie mussten die Produktionszyklen ihrer Waren verkürzen, die Auflagen erhöhen, aggressivere Verkaufsmethoden durchsetzen und neue Inhalte anbieten. Nach den napoleonischen Kriegen bildeten demobilisierte Offiziere, verfolgte ehemalige Burschenschaftler, unentgeltlich lehrende Privatdozenten und wegen ihrer politischer Gesinnung entlassene Beamte ein Kontingent von Literaten mit neuen Erfahrungshorizonten, aus dem Verleger reichlich schöpfen konnten. Die Suche nach geeigneten Formen des öffentlichen Wirkens war ein fortlaufender kollektiver Prozess. Die konkurrierenden literarischen Paradigmen befruchteten sich gegenseitig, und neue dominierende Tendenzen bildeten sich ungefähr alle fünf Jahre. Die politische Broschürenliteratur der Nachkriegszeit, der Witz der 1820er Jahre, die Mode der Briefliteratur um 1830, die Skandalbücher des jungen Deutschland in den 1830er Jahren, der Durchbruch der Junghegelianer am Ende des Jahrzehnts, die politische Lyrik um 1840 sind Zeichen dieses Suchprozesses. Die Autoren des von Wolfgang Bunzel, Peter Stein und Florian Vaßen herausgegebenen Sammelbandes versuchen ihn aufzufangen, indem sie die Wechselwirkungen, Konfliktlinien und Überlappungen zwischen den literarischen Normen der Romantik und des Vormärz herausfiltern, mit dem Ziel, eine Archäologie der öffentlichen Diskurskonstruktion anzubieten. Man kann sich fragen, ob diese literaturwissenschaftliche Dualität alle Schichten des Forschungsfeldes aufdecken kann. Oft kommt es aber weniger auf das Ziel als auf die angewandten Mittel an. Und diese sind gegeben. In ihrem Einführungsbeitrag plädieren die Herausgeber für die Verbindung von Foucaultschen diskursanalytischen, Bourdieuschen feldanalytischen, Luhmannschen systemtheoretischen und neuen medientheoretischen Ansätzen, die im weitesten Sinne in einen sozialtheoretischen Rahmen eingebettet werden sollen. Ist die Umsetzung dieses Konzeptes aufgegangen?

Das Inhaltsverzeichnis macht auf Anhieb eine Schwierigkeit sichtbar. Die aus der Systemtheorie abgeleitete Verselbstständigung des literari-

schen Systems, das die Autoren besonders im Blick halten wollen, lässt die Wechselwirkungen mit dem Umfeld außer Acht. Aber literarische Konzepte wurden oft auf andere Bereiche übertragen. Händler und Fabrikanten, die im Comptoir-Stil ihre Geschäfte abwickelten, entwickelten wegen der verstärkten Externalisierungseffekte ihres Handelns einen wirtschaftspolitischen Argumentationsstil. Dieser Übergang wurde durch das Zusammenspiel von Geschäftsleuten, Beamten und Literaten ermöglicht. Erhellend ist die Publikationsliste des seit dem Winter 1844 an der Berliner Universität lehrenden Privatdozenten und späteren Königsberger und Marburger Professors Johann Glaser: *Die Metaphysik des Aristoteles*, Berlin 1841; *Die Differenz der Schellingschen und Hegelschen Philosophie*, Leipzig 1842; *Die Philosophie und die Wirklichkeit*, Berlin 1843; *Der Gewerbefleiß, der Handel des Deutschen Zollvereins und die Mittel, sie zu heben*, Leipzig 1846; *Die englische Tarifreform nach ihrer Bedeutung, ihrer Entstehung und ihren Folgen, besonders mit Rücksicht auf den deutschen Zollverein*, Leipzig 1846; *Schutzzölle und Konsumentenbesteuerung mit spezieller Berechnung des Nationaltributs an die Eisenhüttenbesitzer*, Berlin 1847. Gehören diese Schriften nicht zur literarischen Kommunikation des Vormärz? Eine sorgfältige Archäologie setzt die Beantwortung dieser Quellenfrage voraus, was unterlassen wurde. Diese Bemerkungen stellen jedoch die Fokussierung auf das literarische System nicht in Frage. Sie ist berechtigt, weil dieses System oft als Experimentierzone für die Kommunikation in anderen politisch relevanteren Teilsystemen fungierte. Diese Vorreiterrolle hing mit der sich besonders früh und tiefgreifend vollziehenden Restrukturierung der deutschen Presseindustrie während der 1820er Jahre zusammen. Zum literarischen System gehören allerdings nicht nur Literaten, sondern mindestens auch Verleger, Buchhändler, Zensoren, Kritiker und Leser. Dass ihnen kein Beitrag gewidmet ist, kann im Hinblick auf den angekündigten sozialtheoretischen Rahmen verwundern.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen soll auf die neunzehn Beiträge eingegangen werden, wobei aufgrund der zahlreichen Querverbindungen auf scharf getrennte Einzelbesprechungen verzichtet wird. Der Sammelband ist in zwei Teile gegliedert: „Konzepte im Wandel" und „Rezeption und Umschriften". Der erste Teil liefert eine anregende Lektüre über den Wandel von politischen Konzepten, von anthropologischen Auffassungen, vom Verhältnis zur Natur und von Zeitvorstellungen. Die Vormärzautoren versuchten, die Fachdisziplinen und die Institutionen der Gesellschaft in neuen Zusammenhängen erscheinen zu lassen, um einen realitätsgreifenden Diskurs zu entwickeln. Ulrike Landfester (Konstanz)

liefert einen besonders wichtigen Beitrag über die unterschiedlichen Auffassungen vom „Volk". Dieses Konzept diente der Legitimierung von interessengeleiteten Diskursen unterschiedlicher Akteursgruppen. Aber seine Abstraktheit öffnete keine Wege zum praktischen Handeln zugunsten der tatsächlichen Bevölkerung. Vielleicht hätten der Ursprung und der Ausgang dieses Widerspruchs auch im Verhältnis zum Staat erörtert werden sollen. Andere Forschungen zeigen, dass das Konzept „Volk" politisiert wurde, um gegenüber dem Staat, der sich das Diskursmonopol über das Allgemeinwesen vorbehielt, einen Hebel zu entwickeln, der das nicht staatliche öffentliche kollektive Handeln legitimieren sollte. Die wahren Handlungsmöglichkeiten wurden aber erst im Zuge der funktionalen Differenzierung der Gesellschaftsteilsysteme erkannt. Die Industrialisierung der Kommunikation führte zu einer dichteren Beschreibung sozialer Phänomene. Dabei wurden neue kollektive Handlungsmuster und neue identitätsstiftende Kollektive wahrgenommen. Es handelte sich um Konsumenten, Gläubiger, Aktionäre, Steuerzahler, Produzenten, Arbeiter. Das waren Größen, die politisch steuerbar waren: Sie reflektierten geldliche Schuldbeziehungen, die von den Akteuren nach und nach standardisiert wurden. Die Kommunikation zwischen diesen neuen Kollektiven gestaltet zu haben, war die Leistung der Rechtshegelianer. Die Erfassung dieses Kommunikationsprozesses setzt Untersuchungen über das Geldsystem und das Rechtssystem voraus. Von dieser Systemanalyse hätte auch Christine Weckwerths (Berlin) interessanter Beitrag über die Anthropologie profitieren können. Denn in den 1840er Jahren wurde wahrgenommen, dass durch die Verbreitung der stände- und regionalübergreifenden Geld- und Personenrechtssysteme der Mensch über seine privaten Schuldbeziehungen den Anschluss an sein Umfeld wiederfinden konnte. Steckte hier nicht eine Möglichkeit, die herbeigewünschte Harmonie des Subjekts mit seiner Außenwelt theoretisch und praktisch zu untermauern?

Wie Norbert Otto Eke (Paderborn) hervorhebt, spielte in diesem Zusammenhang das neue Verhältnis zur Zeit und besonders zur Gegenwart eine bedeutende Rolle. Der Vormärz verankerte den Menschen in das materielle und politische „Jetzt", allerdings indem er die Systeme, in denen er handelte, dynamisierte. Günter Oesterle (Gießen) unterstreicht, dass dies ein neues Verhältnis zur Geschichte voraussetzte, was aufgrund der Reflektierung über die Französische Revolution und die kollektive Erfahrung der napoleonischen Kriege erfolgte. Sollte sich nach Adam Müllers Auffassung die Gesellschaft oder nach Hegels Sicht die Ge-

schichte im Staat offenbaren, dann könnte dieser als moralisch angesehen werden; denn er wäre imstande, die Auflösung der traditionellen existenzsichernden Gemeinschaften aufzufangen. Diese Utopie hielt aber den Tatsachen nicht stand, vor allem nicht, als der Polizeistaat sich verfestigte und die Armut sich verbreitete. Nun ist verblüffend festzustellen, wie Novalis Worte: „die wahrhafte Anarchie ist das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Positiven hebt sie ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor", an Börnes religiöse Auffassung der Revolution in den 1830er Jahren erinnern. Genau hier musste die Kritik an der Religion durch die Junghegelianer ansetzen: Sie löste den Gesellschaftswandel von religiösen Kategorien ab und zwang, neue Veränderungsfaktoren zu suchen. Dies erfolgte jedoch nicht nur über neue Diskurskonstruktionen, sondern auch durch neue Formen des kollektiven Handelns, auch innerhalb des literarischen Systems, ein Thema, das vielleicht einen Beitrag verdient hätte. Nicht zuletzt muss auf Peter Steins Bemerkung über die konservative Moderne hingewiesen werden, die die Gegenwart als zukünftige Vergangenheit auffasste. Schließlich setzte sich dieses Modell nach der Revolution von 1848 durch. Mit den modernen Mitteln der Wirtschaftssystemsteuerung gelang es Friedrich Wilhelm IV. und den Kreisen um ihn, Restauration, Fortschrittsglaube und Industrialisierung zu verbinden.

Der zweite Teil erörtert die Rolle von Sprechorten wie Salons und Journale und von Genres wie die Poesie, die Publizistik und die Brief- und Romanliteratur. Er zeigt im Einzelnen, wie sich der Suchprozess nach geeigneten Formen und der Wettbewerb zwischen Literaten auf die ästhetische Produktion auswirkte. Dirk Göttsche (Nottingham) verfolgt die Vorformen des Zeitromans bis in das 18. Jahrhundert zurück und relativiert damit die jungdeutsche Auffassung, nach der der zeitgeschichtliche Sittenroman um 1830 erschien. Im Hinblick auf die widersprüchlichen Äußerungen in Briefen und Erinnerungen von Vormärzakteuren in Bezug auf die Frauen- und Judenemanzipation, hinterfragt Marjanne E. Goozé (Athens/Georgia) den Mythos des Salons als Keimzelle progressiver Ideen. Sie zeigt, dass auch diese Interpretation eine Konstruktion der 1830er Jahre ist. In seinem Beitrag schildert Wolfgang Bunzel (Dresden), wie und warum die Junghegelianer zu Romantikkritikern geworden sind. Er kommt zu dem Schluss, dass sich „in historischer Perspektive die junghegelianische Romantikrezeption als großangelegter und systematisch betriebener Versuch, Geschichte umzudeuten", darstellt. Christian Liedtke (Köln) und Gerhard Höhn (Paris) zeigen ihrerseits, wie sich die

ändernden Auffassungen von Romantik und Zeit in der ästhetischen Produktion von Heine widerspiegeln. Allgemeiner weist Wulf Wülfing (Bochum) auf die jungdeutschen Schlagworte und Kollektivsymbole hin. Sabine Bierwirth (Berlin) bietet eine deutsch-französische vergleichende Perspektive zwischen Heine und Hugo und Florian Vaßen (Hannover) untersucht die Wirkung von Georg Weerths englischen Erfahrungen auf sein Verhältnis zur Romantik. Als einziger erwähnt Michael Perraudin (Sheffield) den Realismus, genauer den Anti-Realismus, am Beispiel des Romantikers Eichendorff. Vielleicht hätte ein ergänzender Blick über den Zusammenhang zwischen Konservatismus und Realismus, z.B. in der Ethnologie, das Bild abrunden können. Schließlich fragt Jochen Strobel (Weimar), wie die romantischen Autoren auf Veränderungen des Literatursystems reagiert haben. Dabei geht er auf das neue Selbstverständnis der Literaten in Bezug auf die Autonomie-Ästhetik, die Zweckästhetik, den Übergang zum literarischen Brotberuf und die Erneuerung der Literaturkritik ein. Insgesamt vermittelt der Sammelband ein aktualisiertes und vielschichtiges Verständnis der Prozesse der literarischen Kommunikation im Vormärz.

Rachid L'Aoufir (Berlin)

***Frank Stern/Maria Gierlinger (Hgg.): Ludwig Börne. Deutscher, Jude, Demokrat**. Berlin: Aufbau-Verlag, 2003.*

Mit dem 2003 erschienenen Börne-Band legt der Aufbau-Verlag die Ergebnisse einer 2001 an der Ben-Gurion-Universität des Negev/Israel durchgeführten internationalen Konferenz vor. Es handelt sich m.W. um die erste ausschließlich dem demokratischen deutsch-jüdischen Schriftsteller Ludwig Börne (1786-1837) gewidmete Tagung, ein bereits hocherfreulicher Umstand, der Hoffnung auf eine lang erwartete Börne-Renaissance wecken könnte.

Ein erster Blick auf die dreizehn z.T. prominenten Beiträger aus fünf verschiedenen Nationen schränkt diese Erwartung zum mindesten ein: Die wenigsten der beteiligten (zum größeren Teil Englisch oder Iwrit schreibenden) Wissenschaftler sind im engeren Sinn Spezialisten im Bereich Börne/Vormärz/Junges Deutschland. Ein zweiter, vornehmlich den Anmerkungen geltender Augenschein läßt erkennen, daß den meisten der Untersuchungen eine zuverlässige Textgrundlage fehlt. Übereinstimmend sind, bei unterschiedlichen Forschungsschwerpunkten, die

Autoren im Feld deutsch-jüdischer Literatur- und Geistesgeschichte beheimatet.

Daß damit wie auch durch den Ort des Kolloquiums in Beer Sheva eine besondere Perspektive und Interessenrichtung vorgegeben war, spricht Mark H. Gelber in seinem dem Theater-Kritiker Börne geltenden Beitrag aus: „Eine Diskussion über Börne, die in Israel stattfindet, sollte auf das Bestreben und die Möglichkeit eingehen, ihm in diesem Lande gerecht zu werden." (S. 159) Dieser einsichtigen Zielsetzung und Wirkungsabsicht der Konferenz scheint allerdings der ambitiöse Klappentext zu widersprechen: Dort wird für die vorgelegte Anthologie der Rang gleichsam „einer zweiten Denkschrift" in Anspruch genommen, „die Börne seinen wahren Platz in der deutschen und europäischen Kulturgeschichte zuweist."

Dem Hauptherausgeber und Tagungsveranstalter Frank Stern ist zuzustimmen, daß es mehr als wünschenswert ist, Ludwig Börne für den aktuellen Diskurs auch des 21. Jahrhunderts zurückzugewinnen. Ob allerdings der ganze Börne angesprochen ist mit dem „wohltuend gebildeten Theater-Kritiker" und „antiideologischen Publizisten par excellence", den Stern hier, „weg von der politischen, geschichtswissenschaftlichen und germanistischen Fixierung hin zu einer kulturellen und kulturwissenschaftlichen Öffnung" ins Zentrum rücken will (S. 13), ist m.E. in Zweifel zu ziehen.

Diese historisch-politische Unverbindlichkeit läßt sich im Forschungsansatz auch der in vier Gruppen gegliederten Beiträge von unterschiedlichem Gewicht erkennen. Daß hier nur summarisch auf sie eingegangen werden kann, versteht sich von selbst. Mit Jugend- und Sexualpsychologie, Geschlechterkonflikt und Akkulturationsproblemen beschäftigen sich die Studien von Lilian Weissberg (orientiert an Karl Philipp Moritz' Erfahrungsseelenkunde) und Deborah Hertz („Für uns sind die Geschmacklosigkeiten von Interesse", S. 84), auf die noch zurückzukommen ist. Dieter Lamping stellt die nicht unbekannte Börne-Lektüre Sigmund Freuds mit ihrem Einfluß auf die psychoanalytische Einfallsverwertung vor.

Börne im Kontext seiner Pariser Lebenswelt wird von Mark Anderson aus der Sicht der Medien- und Kommunikationsforschung, von Dominique Bourel aus dem Blickwinkel der Bevölkerungsstatistik, von Norbert Waszek mit dem speziellen Interesse am deutsch-französischen Kulturtransfer thematisiert. Der Literatur- und Theaterkritiker Börne interessiert aus israelischer Perspektive den schon erwähnten, in Beer She-

va lehrenden Mark Gelber, der zu Recht den Mangel an Textmaterial für eine zu erneuernde Börne-Forschung beklagt, sowie den Tübinger Germanisten Bernhard Greiner, der sich auf sprachphilosophischem Weg Börnes schriftstellerischem Selbstverständnis in der Diskussion um Witz und Urteilskraft nähert. Die von Börne „gesuchte Mitte oder Verknüpfung von empirisch determinierter und ideeller Welt", die „Doppelperspektive" seines Schreibens überhaupt, erinnert an den lebenslangen Einfluß Schleiermacherscher Philosophie auf Börnes Denken eher als an den von Frank Stern angesprochenen „Autor der kritischen Mitte", der verdächtig in die Nähe zum Juste-milieu rückt. – Ruth Eitan sucht die positiven Spuren der Kotzebue-Kritiken Börnes herauszuheben und die aufklärerische Position beider Autoren gegenüber der romantischen Zeitbewegung zu betonen.

Als einziger der hier versammelten Autoren ist Willi Jasper ein ausgewiesener Börne-Kenner. Jasper geht kritisch auf das bis ins 20. Jahrhundert hineinspielende problematische Verhältnis des deutsch-jüdischen Bildungsbürgertums zu den Protagonisten der deutschen Klassik ein. In diesem weitgespannten, der tragischen Schatten nicht entbehrenden Horizont verfolgt Jasper Börnes vom geheimen „Judenschmerz" getrübten Blick auf Goethe und Hegel, die „deutschen Mandarine". Daß diese seine (L.Bs., I.R.) Blickrichtung sich deutlich unterschied von derjenigen im christlich-jüdischen Umfeld des Varnhagen-Kreises, wie sie in den *Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik* zum Ausdruck kommt, gehört bereits zur Vorgeschichte der deutsch-jüdischen Tragödie. Der Beitrag von Willi Jasper wird, mag man auch in Detailfragen unterschiedlicher Meinung sein, allein dem Anspruch einer „kritischen Integration" von Ludwig Börne in Wissenschaft und Publizistik gerecht, wie sie Frank Stern fordert.

Ehe hier von der letzten, den Heine/Börne-Diskurs betreffenden Gruppe der heterogenen Sammlung zu sprechen ist, können, mag es auch beckmesserisch erscheinen, die auffallend zahlreichen, den wissenschaftlichen Wert des Bandes mindernden philologischen Unzulänglichkeiten nicht unerwähnt bleiben. Sachirrtümer, Fehlinformationen, unkorrekte Zitierweise und unverständliche Formulierungen, die sich z.T. wohl der Inkompetenz der Übersetzer verdanken, stellen den hohen Anspruch des Bandes weitgehend in Frage. Dazu einige Beispiele: Frank Stern nennt Börne den Autor „liebestoller Beziehungen" und gleichzeitig einen Kollegen „mit ironischer Beherrschung und kulturellem Selbstverständnis" (S. 18). Das möge er uns belegen! – Der breit angelegte Artikel der amerikanischen Dozentin Deborah Hertz, die sich ausführlich mit

der Einschätzung von Börnes und Heines Konversion durch Heinrich Graetz (1895!) auseinandersetzt, weist die seit Jahrzehnten mit deutschen Quellen bestens vertraute Autorin als unbekümmert im Umgang mit politischer Zeit- und Mentalitätsgeschichte, in der Wahl ihrer Ausdrücke als salopp aus: Jeanette Wohl wird zur Zeit ihres Bekanntwerdens mit Ludwig Börne (vor 1818) bereits eine „bekennende radikale Demokratin" genannt, Henriette Herz die „erste Geliebte Börnes", der Deutsche Bund heißt „neue Deutsche Konföderation"; zwischen Taufe und Namenswechsel Börnes wird nicht unterschieden; seine ihm lebenslang ausbezahlte Staatspension gewährt ihm Hertz nur noch ein Jahr nach 1815; Jeanette Wohl läßt sie ihren Mann überleben. Auf einem Lesefehler muß die Meinung beruhen, Börne habe die Familie Rothschild gehaßt. Im 58. Brief aus Paris betont der Frankfurter, sein Haß gelte nicht den Personen des Rothschild-Clans, sondern der die restaurativen Mächte stützenden Finanzinstitution des Hauses Rothschild. Was soll man in diesem Zusammenhang unter „konservativen Fürsten" verstehen? Eine geistreiche Überlegung hingegen bildet Deborah Hertz' Feststellung, daß im Pistolenduell von Heine und Salomon Strauss im Jahr 1840 zwei Männer jüdischer Herkunft um Börnes Ehre stritten, indem sie sich eines feudalen, aristokratischen Rituals bedienten.

Erstaunen muß es, daß ein Sorbonne-Absolvent wie Dominique Bourel Charles X noch im Jahr 1831 auf Frankreichs Thron glaubt. Derselbe Forscher vertritt die irrige Meinung, Börne wie Heine seien französisch naturalisiert gewesen. Von Börne stammt im übrigen nicht *die*, sondern nur eine von sieben deutschen Fassungen der *Paroles d'un croyant* von Lamennais (hier: Lamenais!). Die in diesem Zusammenhang als ungeklärt bezeichnete Identität eines der Verbindungsmänner Börnes zum „Bund der Geächteten", J. (Jules) Goldschmidt, hat schon vor Jahrzehnten ihre Aufklärung gefunden (s. Börne-Index 1, S. 225). Bourels Aufsatz mündet – bezeichnend für die Sorgfalt seiner Lektüre – in ein angebliches Bonmot Börnes, der an dieser Stelle jedoch nur eine Lesefrucht aus Heines eben erschienenen *Englischen Fragmenten* weitergibt.

Mark M. Anderson sieht den Zeitungsleser Ludwig Börne als einen der ersten modernen Journalisten, der eine allgemein verbindliche überregionale deutsche Sprache schreibt und mit dem Anspruch des Sprachpuristen aristokratisch wie jüdisch verderbtes Deutsch ablehnt. Der New Yorker Komparatist versteht Börne als akkulturierten Juden, der eine neue Identität in der deutschen Sprachheimat findet; hier wäre ein Seitenblick auf Heines ambivalentes Verhältnis zur deutschen Sprache als

„Lebenselement" erlaubt gewesen. Eine interessante Abschweifung Andersons gilt den deutsch-nationalen Antisemiten von Wolfgang Menzel zu Richard Wagner, die Juden und Franzosen als gemeinsame Kritiker und Negierer des Deutschtums verstanden. In diesem Zusammenhang läßt Anderson die Tatsache unerwähnt, daß Wagner gerade Börne von seinem antisemitischen Verdikt ausnimmt.

Mit dem Pariser Exilanten Börne als einem Exponenten deutsch-französischen Kulturtransfers beschäftigt sich die Untersuchung des in Rouen lehrenden Norbert Waszek. Der besonders von Vertretern der Pariser Heine-Forschung vertiefte Modebegriff des Kulturtransfers scheint Waszek derart fasziniert zu haben, daß er ihn auf den ersten zwei Seiten achtmal verwendet. Im Zentrum seines Interesses steht Börnes von ihm als defizitär gerügtes Verhältnis zum Saint-Simonismus. Der Eduard-Gans-Forscher ist zweifellos mit der frühsozialistischen Bewegung des Saint-Simonismus vertraut, hingegen basieren seine Börne-Kenntnisse weitgehend auf Sekundärliteratur und Auswahl-Ausgaben. Börnes bewußt untertreibende Selbstbezichtigungen werden nicht hinterfragt, die private Korrespondenz, mangels Quellenkenntnis, nicht zu Rate gezogen. Daß Börne selbst, wenn auch auf Umwegen, Beiträge in den *Globe*, das „Apostelblatt der Bewegung", einrücken ließ, ignoriert er ebenso wie Börnes Verkehr im Elternhaus von Gustav Eichthal. Auf der gleichen Lesart beruht auch die Zuschreibung der bekannten Formel vom „Krieg der Armen gegen die Reichen"; nicht Börne hatte sie geprägt, sondern Casimir Périer, aus dessen Kammerrede von Ende November 1831 der Pariser Briefschreiber zitiert.

Die Studie von Waszek läßt vermuten, daß zu diesem Kolloquium zum Teil hervorragende Wissenschaftler eingeladen wurden, für die das Thema Börne jedoch nur am Rande ihres eigenen Forschungsinteresses liegt. Wie eine Bestätigung dieser Überlegung erscheint auch der offensichtlich unkorrigierte Anmerkungsteil des differenzierten Beitrags von Berhard Greiner: Hier wird die Herausgeberin Ulla Hofstaetter zu Ulrich Hofstaetter, der Titel der Börne-Studien von 1988, *Die Kunst – eine Tochter der Zeit*, zur *Kunst, eine Torheit der Zeit*, eine Fehlleistung, über die nachzudenken wäre. – Der kurze Beitrag von Ruth Eitan entbehrt neben Sachfehlern nicht der unfreiwilligen Komik. Hier hält praktisch kein Zitat der Überprüfung stand, nicht einmal Goethe wird diese Gunst zuteil. Die Quellenlage ist durchwegs uneinheitlich und zufällig. Nur offensichtliche Mißverständnisse zwischen Autorin und Übersetzerin können

Formulierungen wie die folgenden erklären: Börnes Schriften „repräsentieren einen neuen Typ Autor, der die Fähigkeit besaß, gleichzeitig Philosoph und Geistesmensch zu sein"…, oder, von Kotzebue gesagt, er sei ein „bekannter und durchaus renommierter Opportunist" gewesen, der „auf der Bühne des Nationalismus ermordet" wurde. Dies wohl eine bewußt doppelsinnige Formulierung der Autorin, die im übrigen auch ihre Referenzliteratur falsch zitiert und flüchtig liest (z.B. Walter Hinderer).

Eine Sonderstellung nehmen die beiden unter dem Titel „Ludwig Börne und Heinrich Heine. Ein literarisches Duell?" gruppierten Beiträge von Zvi Tauber und Klaus Briegleb ein, ein Duell jedenfalls mit ungleichen Waffen; denn es geht bei Zvi Tauber um Heines ambipolares oder dialektisches Spiel zwischen Gerechtigkeit und Schönheit, Gleichheit und Autonomie der Kunst. Der originale Börne kann lediglich durch Heines Zitate sprechen, ein, wie ich meine, in einem Börne-Kolloquium nicht adäquater Ansatz: Seit Jahrzehnten dient Ludwig Börne wie hier bestenfalls als Projektionsfläche für Heines ästhetische Philosophie, als Folie und Kontrastmittel für Heines überlegenes Selbstverständnis als Künstler.

Klaus Briegleb nimmt in seiner den vorgegebenen Rahmen in jeder Weise sprengenden Studie eine Dekonstruktion von Heines Börne-Denkschrift, besonders des ersten Buches, vor. Er liest den Text als einen vom kollektiven jüdischen Gedächtnis gespeisten Subtext, der die Wurzeln offenlegen soll für eine solidarische Sicht von Börne und Heine. Es ist die Heines Texten unterlegte Schreibweise des Marannen, mit dem der Artikel-Autor letztlich ein Zwiegespräch führt, weit ab von dem historisch nachvollziehbaren Salondiskurs über die beiden in den 20er Jahren noch als Dioskuren geltenden jüdischen Autoren. Briegleb verteidigt seine Vorgehensweise gegenüber der Zielsetzung des Kolloquiums: „Welchen Zweck hat es, Ludwig Börnes Wirken in der politischen Literaturgeschichte einer Renaissance zuführen zu wollen und ihn dabei aus einer zeitgenössischen Kritik von der Komplexität und Gewichtigkeit der Heineschen herauszuhalten?" (S. 223) Dem ist durchaus zuzustimmen; nur ist dieser Integrations- und Solidaritätsgedanke seit den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts von Seiten auch der Börne-Forschung (so auch von der Schreibenden) mehrfach aufgenommen und thematisiert worden.

Die Einseitigkeit allerdings, mit der Briegleb und Zvi Tauber nur Heine sprechen lassen, scheint dieser Absicht diametral entgegenzustehen. Wir hören also keinen Dialog, vielmehr wird an diesem ersten, Ludwig Börne gewidmeten Kolloquium „Börnes Stimme in Heines Worten"

(S. 234) zur eigentlichen Erkenntnisquelle. Damit löst Klaus Briegleb die kühne Ambition der Herausgeber ein, „diese Anthologie gleichsam zu einer zweiten Denkschrift zu machen", d.h. im Klartext: zu einem Börne in Heines Sicht.

Inge Rippmann (Basel)

Rachid L'Aoufir: Ludwig Börne (1786-1837). Un Parisien pas comme les autres. *Verlag L'Harmattan, Paris 2004.*

Zu einer Zeit allgemein beklagter Sprachverderbnis und Politikverdrossenheit müsste sich im deutschen Sprach- und Kulturraum die Beschäftigung mit Ludwig Börne, dem brillanten, erstaunlich modern anmutenden Stilisten und unbestechlichen Demokraten, geradezu aufdrängen. Seit Jahrzehnten jedoch bietet der Buchmarkt keine Ausgabe seiner Schriften mehr an; die wenigen in den Jubiläumsjahren 1986/87 erschienenen Einzelausgaben und Publikationen sind längst vergriffen oder eingestampft. So bleiben Arbeiten über den Literaturkritiker, Essayisten und politischen Publizisten Börne, einen der wichtigsten Ideengeber des deutschen Vormärz, von berechtigter Resignation grundiert. Als literaturpolitischer Widersinn muss es in diesem Zusammenhang erscheinen, wenn einer der hochdotiertesten literarischen Preise regelmäßig an einen Schriftsteller erinnert, dessen Texte durch keinen Sponsor wieder zum Leben, das heißt zum Lesen erweckt werden.

Umso dankenswerter erscheint es, dass ein französischsprachiger Wisssenschaftler und ein Pariser Verlag sich des marginalisierten deutschen Autors annehmen und ihn, wie der Titel verrät, gleichsam zu adoptieren suchen. Steht dementsprechend im Zentrum der Untersuchung von Rachid L'Aoufir die Rolle, die Paris in Leben und Schreiben Börnes spielt, so wird hier durch den Deutschland und Frankreich gleich umfassenden Horizont der Studie doch der Anspruch einer eigentlichen Monographie erhoben. Sie reiht sich damit den wenigen neueren Börne-Biographien von Ludwig Marcuse (1929/1971), Helmut Bock (1962) und Willi Jasper (1989/2003) an, lehnt dabei aber eine chronologische Darstellung explizit ab (S. 18) und verweist entsprechende Daten in eine Synopse des reich dotierten Annex.

Durch die vom Verfasser gewählte „phänomenologische" Methode mit einer Gliederung in drei Hauptteile, deren jeder wieder in einem Dreischritt chronologisch neu ansetzt, werden die großen Linien schwer

erkennbar; damit, wie durch den ausdrücklichen Verzicht auf den zeitgeschichtlichen Kontext (S. 18) fehlt dem Autorenporträt der Relief gebende Hintergrund. Seltsam mutet Rachid L'Aoufirs französischer Stil an, befremdend oft die Wahl wenig gebräuchlicher Worte. Der Verfasser übersetzt nicht nur Börnes deutsche Texte für den französischen Leser, er hat sich der Mühe unterzogen, sämtliche Periodica-Titel ins Französische zu übertragen (*Feuille matinale pour les états cultivés* = *Morgenblatt für die gebildeten Stände* !), eine vollkommen unübliche Praxis, die selbst auf Ortsnamen und Institutionen ausgedehnt wird; so erscheint zum Beispiel Deux Ponts für Zweibrücken, les guildes d'étudiants unionistes stehen für Burschenschaft (p. 91 u. passim). Ob mit dieser „Dienstleistung" dem besseren Verständnis gedient ist, muss dahingestellt bleiben.

Der Verfasser sucht sich aus soziopsychologischer, literarischer und politischer Perspektive dem Menschen, dem Schriftsteller und dem homme politique Börne zu nähern, jeweils zunächst in dessen deutschem, später im französischen Erfahrungskreis. Die psychologische Studie, in der das Persönlichkeitsprofil des erwachsenen Mannes von dem problematischen Verhalten des durch soziale Isolation und Liebesentzug zu exzentrischer Ostentation pervertierten Jünglings her aufgebaut wird, lässt den Eindruck eines bequemen, zu Luxus, Egozentrik, ja Voyeurismus mehr als zu ernsthafter Aktivität neigenden Menschen entstehen. Wäre z.B. Louis Baruchs Brief vom 26. Juli 1806 an Henriette Herz wahrgenommen worden, hätte sich leicht eine andere, vorausweisende Akzentsetzung ergeben können. Börne, gesehen als „Produkt" zweier Frauen und Verleger (p. 17), erscheint in seinem Hang zur Ungebundenheit, in der Wahl seines Umgangs wie in der Nachlässigkeit gegenüber seinen Verlagsverpflichtungen, sogar in seinen schriftstellerischen Strategien als wenig sympathischer Nutznießer der Gesellschaft. Seine in den verschiedensten Zusammenhängen betonte Passivität bringt L'Aoufir auf die Formel: „L'état qu'il préférait était de végéter" (p. 34), was immer man darunter verstehen mag.

Es scheint dem Verfasser erwähnenswert, dass Börne – für ihn auffallend vielseitig in seinem literarischen Genre (eine Feststellung, die schon Menzel als Vorwurf gegen Goethe ins Feld führte!) – obwohl finanziell abgesichert, das Schreiben ais Broterwerb betrieb. Durch das Ausklammern des Kontextes verbot es sich offenbar, darauf hinzuweisen, dass Börne – wie die meisten seiner jungdeutschen Kollegen – zu der ersten Generation professioneller Schriftsteller gehörte. L'Aoufir leitet die Subjektivität von Börnes Schreiben, selbst die Art und Weise seines Um-

gangs mit den Verlegern, aus einer raffiniert praktizierten Bequemlichkeit her, durch die er quasi seine Umwelt den privaten Bedürfnissen anzupassen und zugleich auf Distanz zu halten vermochte. So wie der Verfasser Börnes Ablehnung des literarischen Formenzwangs als Ausdruck schriftstellerischen Unvermögens interpretiert, versteht er letztlich auch Börnes politische Utopie von der Freiheit des Individuums als erweiterte Projektion des eigenen Ich-Bewusstseins (p. 80): „Avec les mots Börne s'importait dans un espace publique modelé à sa propre image… D'une certaine façon il privatisait l'espace publique". Dieser zweifellos zutreffenden Introspektion des Schriftstellers fehlt m.E. die Ergänzung im objektivierenden Blick auf Rezeption und wirkungsgeschichtliches Umfeld: Das Innovative etwa der bereits von Jean Paul praktizierten (B. 1/793) Aufhebung der Grenzen zwischen auktoriellem und literarischem Ich (p. 80), die Eröffnung des literarischen Diskurses mit dem Leser, die Integration politischer und kultureller Tagesthemen in die Form der Reisebriefe und Korrespondenzberichte, diese „Außenseite" von Börnes angeblich psychologischen Schwachpunkten – für die Jungdeutschen Charakteristika der Moderne – all das fällt für den Historiker L'Aoufir kaum ins Gewicht.

Als Verkürzung erscheint dementsprechend L'Aoufirs summarisches Abhaken von Börnes ästhetischen Urteilen: Lyrik halte Börne angesichts drängender politischer Probleme für eine müßige Beschäftigung wenn nicht gar für falsch (occupation oisive et pleine de fausseté, p. 94); hier war zweifellos an Börnes Streitschrift gegen Heine (1835) gedacht, in der es hieß: „M. Heine ne cherche que l'expression la plus belle possible; la chose à exprimée lui estindifferente"; das Drama halte Börne nach Meinung des Verfassers für zum Verschwinden verurteilt, Unterhaltungsliteratur, die den Stoff realistisch aufbereitet, gelte wie auch den Panoramen und aktuellen Vaudevilles sein besonderes Interesse. Dass der leidenschaftliche Leser und Theaterbesucher Börne die zitierten Produkte der Pariser Unterhaltungsindustrie als Kunst betrachtete, lässt sich allerdings nicht belegen; vielmehr gaben ihm die populären Medien ebenso wie dem Flaneur das ihn faszinierende Straßenleben Gelegenheit, die Mentalität des französischen Publikums des Nachjuli zu studieren („Da wird einem alles vor Augen und Ohren geführt, was den Franzosen seit einem Jahr durch Kopf und Herzen gegangen", B. 3/327).

Wahrhaft anregend wurde Paris für ein historiographisches Projekt Börnes: Hier verweist der Verfasser auf die motivierende, allerdings erst in die 30er Jahre fallende Lektüre Walter Scotts und Johannes von

Müllers für Börnes Versuch einer Geschichtsschreibung der Französischen Revolution. Bereits seit den 20er Jahren jedoch beobachtete Börne den neuen Stil französischer Geschichtsschreiber, die – auch darauf macht L'Aoufir aufmerksam – zugleich Schreibende wie politisch Handelnde waren. Mit dieser Feststellung liefert der Verfasser gleichzeitig ein Beispiel seines Stils: „Guizot ou Chateaubriand étaient de remarquables écrivains… en tant que politiciens, ils vivaient et faisaient les événements" (p. 124).

Als entscheidend für das Realisieren eines solchen, für einen Ausländer zu dieser Zeit einmaligen Unternehmens müssen die zeitgenössischen Quelleneditionen angesehen werden, die Börne in Paris zur Verfügung standen. Schon im Dezennium vor der Julirevolution hatte er nicht nur von den literarischen Vorbildern Mercier und Jouy für seine Pariser Schilderungen profitiert, Börne verfolgte bereits zu dieser Zeit kritisch die politische Szene Frankreichs. So hattte er einen von ihm für die *Allgemeinen politischen Annalen* übersetzten Artikel „über Herrn von Villèle" durch einen Anmerkungsteil voller oppositioneller Spitzen ergänzt, unerachtet der Rücksicht auf Cottas politische Gratwanderung, die L'Aoufir ins Feld führt: „A l'époque Börne s'était compris comme observateur et élève et ne s'était pas permis de critiquer ni Décasez ni Villèle" (p. 169). Börnes Anmerkungen widersprechen eindeutig diesem Befund. Schon hier kündet sich die Tendenz von L'Aoufirs Strategie an: Nicht nur bei Börnes Beobachtungen der politischen Bewegungen Frankreichs im Nachjuli, auch bei denjenigen des kulturellen Klimas, im Umschlagen des französischen Klassizismus Delavignes zur oppositionellen Romantik Hugos und Berlioz' (der im vorliegenden Werk keine Erwähnung findet), Entwicklungen, die Börnes Wandlung vom konsitutionellen Monarchisten zum Republikaner begleiteten. Zwar spricht der Verfasser in diesem Zusammenhang von der sensationellen Rede Hugos vor dem Handelsgericht im Dezember 1832; die epochale Bedeutung der „Préface de Cromwell" (1827), dem kämpferischen, von der klugen Jeanette wahrgenommen (B. 5/869) Manifest der romantischen Opposition, ist L'Aoufir keine Erwähnung wert. Dass er auch Börnes zwiespältiger Würdigung Chateaubriands nicht gerecht wird, entspricht seiner selektiven Lesart.

Gravierender ist die Diskussion um die soziale Frage, wie sie vom Saint-Simonismus und Lamennais aufgeworfen wurde. Bereits bei der Reaktion der Regierung auf den Lyoner Seidenweber-Aufstand von 1831 hatte Börne dem Kammerpräsidenten den in den Medien zitierten neo-

babouvistischen Schlachtruf vom Krieg der Armen gegen die Reichen entgegengehalten: „Es ist wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu schlecht sind, zu begreifen, dass man nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armut zu Felde ziehen müsse.

Nicht gegen den Besitz, gegen die Vorrechte der Reichen streitet das Volk; wenn aber diese Vorrechte sich hinter dem Besitze verschanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erobern als indem es den Besitz erstürmt?“ (B. 3/371). L'Aoufir sucht Börnes Empörung herabzumindern: Seine Kritik sei in erster Linie gegen die Schwächen des laisser faire, die liberale Wirtschaftspolitik der Regierung Lafitte, nicht gegen das Elend selbst gerichtet (S. 173). Aus Börnes kritischer Rezeption des hierarchisch-meritokratischen Programms des Saint-Simonismus wie des radikalrepublikanischen der Amis du peuple schließt der Verfasser: „pour lui (Börne, l. R.) aucune utopie terrestre n'était possible et aucune stabilisation des circonstances souhaitable“ (p. 176). Es muss deshalb nicht verwundern, dass er Börnes emphatische Zuwendung zu Lamennais praktisch unkommentiert lässt und auf Börnes irrationale, angeblich mit dem katholischen Sozialismus verbundene religiöse Hoffnungen ausweicht.

Auf knapp fünf Seiten, die unter dem Titel „L'histoire de la révolution française“ stehen, erfährt man über Börnes 1952 erstmals von J. Dresch publizierte „Studien über Geschichte und Menschen der Französischen Revolution“ wenig Inhaltliches und das Wenige vielfach unzutreffend. Ein entscheidender Satz offenbart in nuce die Tendenz der ganzen Studie über den homme politique Ludwig Börne: „L'un de ses principaux objectifs fut donc de déconnecter l'idée de révolution de celle de masses populaires déchaînées“ (p. 125), und dieses Ziel soll Börne unter dem angeblich „neuen“ Gesichtswinkel der Jakobiner und Republikaner verfolgt haben. Dass Börne, sonst nicht immer konsequent in seinen Aussagen, schon 1825 seiner Überzeugung Ausdruck gegeben hatte, „Freiheit geht nur aus Anarchie hervor“ (B. 2/416) und Jahre später in den Revolutionsstudien präzisierte: „Nur durch gewaltsame Revolutionen wird der Staat verbessert, nur durch Ausgelassenheit wird das Volk zur Freiheit erzogen, denn nur die Anarchie vermag die Keime der Unterwürfigkeit und des Knechttums in den Bürgern zu zerstören, jene Keime, aus welchen bei jeder günstigen Witterung die Tyrannei immer von Neuem wieder aufschießt“ (B. 2/1104f.); diese Erkenntnis wird von L'Aoufir ausgeklammert. Von Dresch übernimmt er die Bemerkungen von Börnes

Kritik an den zeitgenössischen französischen Geschichtsschreibern Mignet, Thiers und anderen, deren liberale politische Orientierung ihnen die Anteilnahme für die Gironde diktierte im Gegensatz zur jakobinischen Perspektive, die Börne – so Dresch, nicht L'Aoufir – zum Vorläufer Louis Blancs, nicht des fast gleichzeitigen englischen Geschichsschreibers Thomas Carlyle machte, der die Partei Dantons gegen die Robespierres verteidigte. „II était plus proche de Rabaut-Saint-Etinne", zitiert L'Aoufir Dresch wörtlich, – m.E. ohne zu realisieren, dass es sich dabei nicht um einen Historiographen des 19. Jahrhunderts, sondern um eine Quelle von 1793 handelte (im selben Jahr wurde Rabaut als Girondist guillotiniert).

Nach unserem Verfasser scheint Börnes historiographisches Vorbild Raoul-Rochettte zu heißen, dessen „Histoire de la révolution helvétique" Börne 1824 besprochen hatte. Die Praxis, nur das zu lesen, was seine These stützt, lässt L'Aoufir hier nur Börnes Lob des Pariser Historikers zitieren, nicht den unverhüllten Sarkasmus, mit dem der „andersartige Pariser" den Franzosen als doppelzüngigen und wetterwendischen Diplomaten und Heuchler entlarvt, dies nur *ein* Beispiel für L'Aoufirs Lesart.

In einem mehr als ein Viertel des ganzen Buches einnehmenden Annex werden biographische Daten und statistische Aufschlüsselungen von Börnes gesamtem Textmaterial unter dem Gesichtspunkt seiner Paris-Erwähnungen angeboten. Wie aber kann diese verdienstvolle positivistische Arbeit die unbegreiflichen Leerstellen des Buches ausgleichen, von dessen Verfasser Georges-Arthur Goldschmidt in seiner Préface sagt: „Grâce a lui, Ludwig Börne redevient une figure essentielle de l'évolution de l'Allemagne et de ses idées dans ses rapports avec la culture française au 19ème siècle" (p. 10)? Wie war es möglich, Ludwig Börnes Pariser Jahre zu analysieren und wiederzubeleben, ohne – um nur die wichtigsten Versäumnisse zu nennen –, ohne die Kontroverse Heine-Börne zu erwähnen, die von den politischen und sozialen Polarisierungen der Jahre nach der Julirevolution ihren Ausgang nahm? Wie ist es möglich, ein Porträt dieses „andersartigen Parisers" zu entwerfen, ohne auch nur *ein* Beispiel von den farben-, bilder- und auch anekdotenreichen Pariser Szenen in seinen Briefen wiederzugeben? Weder Pathos noch Sarkasmus und Humor Börnes aufblitzen zu lassen? Das Unverzeihlichste jedoch ist das vollkommene Ausblenden des 18. Jahrhunderts. Börne, der leidenschaftliche, wenn auch kritische Verehrer des Humanisten Voltaire, der einfühlsame und amüsierte Leser der Briefe

Diderots an Sophie, Börne, der von Rousseau nur mit einer höchst differenzierten Empathie spricht, von diesem Börne und seiner tatsächlich von der französischen Kultur gesättigten Gedanken- und Erlebniswelt erfährt der Leser „beau livre" (G.A. Goldschmidt) nichts.

Inge Rippmann (Basel)

Inge und Reiner Wild (Hrsg.) Mitarbeit Ulrich Kittstein: Mörike-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. *Stuttgart, Weimar: Verlag J. B. Metzler, 2004.*

Keine 39 Jahre war Mörike alt, als er aus gesundheitlichen Gründen von seinem Pastoren-Amt pensioniert wurde, und 47, als er Margarethe Speeth heiratete, die ihm 1855 und 1857 zwei Töchter gebar. Da musste er, nach damaligem Verständnis, bereits zu den älteren Herren gerechnet werden, und wenn er sich 69jährig von seiner Frau trennte, dann nahm er eine Entwicklung vorweg, die beinahe zeitgemäß für unsere Tage scheint. Das sind Zahlenspiele, hinter denen ein Leben aufscheint, das sich in kein Muster fügen will – und das durch seine Tatsachen Einspruch erhebt gegen die gängigste Mörike-Assoziation: biedermeierlich.

Eduard Mörike, schreiben die beiden Handbuch-Herausgeber, „ist einer der bedeutendsten deutschsprachigen Lyriker des 19. Jahrhunderts" (S. VII), und vergegenwärtigt man sich das Editions- und Forschungsinteresse mit der weit fortgeschrittenen Historisch-kritischen Ausgabe und einer stet anschwellenden Interpretations-Erläuterungsflut, kann man nur zustimmend nicken. Aber dennoch: Ist Mörike nicht doch über den schwäbischen Raum hinaus im literarischen Bewusstsein einer nichtfachspezifischen Leserschaft weitgehend vergessen, ohne jede wirkliche Spur? Was weiß man von ihm? Ein Frühlingsgedicht vielleicht, das der Unterrichtsplan oktroyierte, den Titel einer Dichtung, weil er sprichwörtlich geworden ist, oder das Bild von jenem alten Turmhahn, weil es einem während schwäbischer Urlaubstage wiederholt vor Augen kam? Inge und Reiner Wild und die Schar der Beiträgerinnen und Beiträger zu dem vorliegenden Handbuch werden Bedenklichkeiten dieser Art lebhaft widersprechen, ebenso die Teilnehmer einer wissenschaftlichen Tagung, die im Jubiläumsjahr 2004 ausgetragen wurde, und schon gar das Literaturarchiv Marbach, das sich so verdient um ‚seinen' Mörike gemacht hat – und sie hätten alle gleichermaßen Recht wie Unrecht. Jeder Artikel in diesem Handbuch kündet aus Kenntnis von Rang und

Eigenart jenes Dichters, der Cleversulzbach als Ort geadelt hat, wo sich der Alltag ästhetisieren und nobilitieren ließ und wo alltägliches Leben „durch die Verwendung traditionsreicher, insbesondere antiker oder antikisierender Formen die Qualität humaner Grunderfahrungen" (S. VIII) gewann. Der literarische Mischwert von Klassik und Romantik, der merkwürdige rezeptive Transfer antiker Kleinformen in die eigene Dichtung und die ins Abenteuerliche gehende Gabe, Bildwelten unterschiedlichster Provenienz zu vermischen, sucht in der deutschen Literatur ihresgleichen. Seine eigensinnige Verteidigung eines angesichts der sich modernisierenden Lebensgegebenheiten längst fragwürdig gewordenen ästhetischen Versöhnungskonzepts, die andere Künste wie die Musik (denken wir nur an seine Mozart-Novelle, deren Zauber aber auch vermittelt sein will) einschließt, hat sich schützen können vor literaturgeschichtlicher Marginalisierung.

Längst hat sich im Metzler-Verlag eine Handbuch-Reihe etabliert, die sich Ansehen erwarb durch Qualität (mustergültig nach wie vor Höhns Heine-Handbuch oder das jüngst erschienene und Ingeborg Bachmann gewidmete). Das Mörike-Handbuch fügt sich hier bestens ein. Es spiegelt mit Selbstverständlichkeit den Forschungsstand, ohne ihn durch Umständlichkeit und Weitschweifigkeit zu demonstrieren. Das nun schon Jahrzehnte währende editorische Bemühen um die genaueste Textgestalt des Werkes von Mörike geht glücklich in die einzelnen Artikel ein. Oft und mit bestem Grund ist die HKA bevorzugte Verweisungsgröße oder Quelle für das treffende Zitat auch der wissenschaftlichen Literatur.

Die Herausgeber verzichten auf jedes Experimentieren bei der Anlage des Handbuches. Sie setzen ein mit einer prägnanten Präsentation der „Biographischen Grundlagen", bieten dann eine Skizzierung des Literatur- und kulturhistorischen Umfelds des Dichters (Antike, 18. Jahrhundert, Klassik, Romantik, zeitgenössische Literatur, Musik und bildende Kunst), um dann in Einzelartikeln das literarische Werk vorzustellen. Mag es überraschen, dass hier neben konzisen Überblicken zum Lyriker Mörike und zu den Hauptgruppen seines poetischen Werkes (Natur- und Liebeslyrik, Balladen, antikisierende, Gelegenheits- und humoristische Gedichte) etwas weniger als fünfzig Gedichte ausgewählt werden, um sie einzeln darzustellen, so bewährt sich diese Entscheidung, testet man sie. Nicht nur dass die Auswahl stimmig erscheint, sie ist auch nützlich. Da sich die Beiträgerinnen und Beiträger an eine verabredete Normierung der Artikel halten, die Entstehungsgeschichtliches mit dem Referat der Forschungs- und Deutungsgeschichte ver-

knüpfen, um abschließend offene Probleme zu markieren und die ergiebige Forschungsliteratur aufzuführen, fällt die jeweilige Orientierung in den Artikeln leicht.

Ohne die Verfasser gegeneinander zu wägen, soll wenigstens auf zwei, drei Artikel des Handbuchs gesondert verwiesen werden. Da ist der hochgradig schwierige (wenn nicht undankbare) zu Mörikes Roman „Maler Nolten", der seit den achtziger Jahren verblüffendes Erschließungsinteresse gefunden hat. Ulrich Kittstein gelingt es unaufgeregt, diesen für unbefangene Leser kaum verträglichen Roman – egal, ob in seiner ersten oder seiner zweiten Fassung, mit der Mörike gewissermaßen die erste ‚zurücknehmen', ja ‚vertilgen' wollte (vgl. S. 177) – aus dem Wandel seiner Interpretationsgeschichte nicht nur herzuleiten, sondern Neugier zu wecken. Was schon als fatalistischer Schicksalsroman in der Literaturgeschichte beerdigt schien, feiert mit seinen vielgestaltig variierten Erzählverfahren, die Mörike aufbot, um tief in die Psyche seiner Figuren vorzustoßen und dort die feinnervigen Wandlungen zu registrieren, die sich „mit der modernen bürgerlichen Lebenswelt herausgebildet haben." (S. 163) Ein ähnlicher Effekt, nämlich sich Mörikes Text wieder selbst einmal vorzunehmen, stellt sich nach der Lektüre des von Frank Vögele verfassten Artikels über „Das Stuttgarter Hutzelmännlein" ein. Was sein Freundeskreis beinahe ausnahmslos schlicht verwarf (David Friedrich Strauß sprach Vischer gegenüber von einem misslungenen „Produkt einer verwilderten oder besser vergrillten Phantasie […]" [zit. S. 186]), entfaltet Vögele in Korrespondenz mit neuesten Deutungen als hochartifizielles Kunstprodukt, anspielungsreich, intertextuell virtuos und bis in die Thematisierung des Sexuellen faszinierend. Und schließlich Simone Wecklers Bemerkungen zu „Auf eine Christblume": jenem Gedicht, in dem Mörike die Christrose aus ihrer engen Thematisierung von Auferstehung und wahrem Leben nach dem Tode löst, sie im „Übergang zur Sphäre des Numinösen" (S. 136) ansiedelt und in ihr christliche Mythologie mit einem Feenreich vermitteln lässt. Weckler teilt alles Wichtige und dem Verständnis Dienende mit, ohne den bei Handbüchern und vergleichbaren Darstellungen immer unangenehmen Gestus anzunehmen, damit sie nun eigentlich alles ‚klar und geklärt'.

So lächerlich es klingen mag in einer Zeit, die den Glauben an dickleibige und unbezahlbare Bücher nicht verloren geben will, ja, ihn zu hegen und zu pflegen scheint, so freimütig sei die Handlichkeit dieses Handbuches gelobt. Es will nicht alles bieten, aber zu allem Wichtigen das Maßgebliche. Und es setzt erfolgreich die Absicht um, jedem, der weiterfor-

schen will und muss, bibliographische Hilfestellungen zu bieten. Die inhaltliche Gliederung hält sich frei von Gewolltheiten und von Stichwortprotzerei. Sie korrespondiert bestens mit den Registern, mit jener Kategorie also, die über das Schicksal eines Handbuches entscheidet. Hier bekommt der Benutzer ein gut gegliedertes Werkregister, in dem die einzelnen literarischen Arbeiten verzeichnet werden, im Fettdruck den Hinweis auf die jeweilige Haupterläuterung. Das Personenregister verzeichnet alle im Text, aber nicht in den Literaturangaben erwähnten Personen, ein übliches Verfahren, das mit seinem Pro und Kontra gut leben kann. Bei den Angaben zu den Personen beschränkt sich das Handbuch auf Lebensdaten.

Der einzige Nachteil, den ein Handbuch hat, das auf das Jubiläumsjahr zugeschnitten ist und mit der gesteigerten öffentlichen Präsenz seines Gegenstandes kalkuliert, um von ihr zu profitieren, liegt in eben dieser Sachlage begründet. 2004 hat zu einem mehr oder minder, aber doch spürbaren Schub der Mörike-Forschung geführt, der nun erst in der zweiten Auflage Berücksichtigung finden kann. Dass sie den umsichtigen und mit ihrer Arbeit überzeugenden Herausgebern zu wünschen ist, muss nicht, soll aber doch ausdrücklich erwähnt werden.

Roland Berbig (Berlin)

Ulrich Kittstein: Zivilisation und Kunst. Eine Untersuchung zu Eduard Mörikes „Maler Nolten". *St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2001 (Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft. Hg. v. Jochen Hörisch u. Reiner Wild)*

Jungdeutsche Autoren verspotteten ihn als Idyllen-Dichter in Schlafrock und Pantoffeln, andere schätzten – und schätzen bis zum heutigen Tag – gerade die stimmungsvollen Natur- und beschaulichen Stimmungsbilder Eduard Mörikes. In beiden Fälle wurde und wird der anspruchsvolle Prosa-Schriftsteller gerne übersehen, der nicht nur die berühmte Mozart-Novelle schrieb, sondern auch den umfangreichen Roman *Maler Nolten*. Die Bedeutung der darin entwickelten, tödlich endenden Liebesgeschichten und Freundschaftsbeziehungen des jungen Künstlers Theobald Nolten, die kunsttheoretischen Reflexionen und die heterogene Gestaltung des Textes werden seit etwa zehn Jahren wieder verstärkt diskutiert: in erzähl- und kommunikationstheoretischer Hinsicht, mit Berücksichtigung von psychoanalytischen und Gender-Aspekten, in Hinblick auf kulturhi-

storische Voraussetzungen und, in einer der jüngsten Monographien, aus zivilisationstheoretischer Perspektive mit der Absicht, die verwickelten, düster-unheimlichen Geschehnisse mit Hilfe von Norbert Elias epochemachender Theorie zu erhellen.

Dies gelingt in Ulrich Kittsteins Studie jedoch nur teilweise. Denn der Prozess der Zivilisation, den Elias als einen seit dem Mittelalter fortschreitenden Prozess der Affektregulierung und Triebkontrolle beschrieben hat, wird seiner historischen Dimension weitgehend entkleidet und hauptsächlich als überzeitliche Modellvorstellung auf die psychischen Befindlichkeiten der einzelnen literarischen Figuren bezogen. Die Kritik, die Kittstein an bisherigen Adaptionen von Elias Theorie auf Problemstellungen der germanistischen Literaturwissenschaft übt, nämlich die „selektive Rezeption ihrer Ergebnisse" (S. 15), gilt deswegen auch für ihn selbst. Die Frage, inwieweit Elias' konkret an Gesellschaften des Mittelalters und der Renaissance exemplifizierte Theorie auf deutsche Verhältnisse in der Zeit nach den Karlsbader Beschlüssen zu beziehen ist, hätte ausführlicher begründet werden müssen. Eine Auseinandersetzung mit den politischen und sozialen Reflexen im Roman, auf die u.a. Heide Eilert hingewiesen hat, findet aber kaum statt.

Kittstein liefert statt dessen durchweg interessante, stilistisch gelungene und auch im Detail überzeugende Analysen der komplexen psychologischen Handlungsmotivationen einzelner Figuren u.a. anhand der zivilisationstheoretischen Schlüsselbegriffe „Selbst- und Fremdzwänge", „Disziplinierung" und „zivilisierte Standards". Schwerpunkte der Untersuchung bilden dabei die Frauenfiguren, Larkens und Noltens Künstlertum, Bezüge des Romans zur romantischen Tradition und dem von Larkens und Nolten in Szene gesetzten Drama „Der letzte König von Orplid". Den *Peregrina*-Gedichten ist ein eigenes Kapitel gewidmet.

Die Produktivität von Kittsteins Vorgehensweise zeigt sich beispielsweise in Hinblick auf die Figur Constanzes, die Gräfin, in die sich Nolten verliebt. Ihr Schwanken zwischen Abwehr und Annäherung diesem gegenüber erklärt Kittstein plausibel mit der „Angst des zivilisierten Menschen vor der Überwältigung durch die eigenen Triebe" (S. 33), durch zwiespältige Gefühle von erotischer Verlockung, Selbstkontrolle und Angst vor dem eigenen sexuellen Begehren. Ähnlich wie Constanze ist auch Agnes, Noltens Verlobte, von äußeren Rollenerwartungen geprägt. Kittstein weist auf, wie bei ihr aus der Verinnerlichung des gesellschaftlich-religiösen Ideals weiblicher Unschuld eine übergroße Angst vor als sündhaft empfundener, sinnlicher Begierde wächst. Als Konse-

quenz dessen kann Agnes den Erwartungen der männlich dominierten Gesellschaft, nämlich Ehefrau und Mutter zu werden, nicht mehr entsprechen: Sie zögert die Hochzeit mit Theobald hinaus, will am liebsten ihren „Mädchenkranz […] in's Grab nehmen".

Auch der Selbstmord von Theobalds Freund Larkens lässt sich laut Kittstein als Konflikt zwischen Triebnatur und Über-Ich deuten. Seine Leidenschaften, unter denen Kittstein in erster Linie sexuelle Begierden versteht, sucht Larkens vergeblich rigoros zu unterdrücken, zu kontrollieren. Er erfährt sich dadurch als innerlich zerrissene Persönlichkeit, die den internalisierten moralischen Maßstäben nicht entsprechen kann, Affekten ausgeliefert ist. Das Gefühl der Hilflosigkeit und des Scheiterns wird durch die künstlerische Tätigkeit noch verstärkt. Larkens, den Mörike als Mimen vorführt, der mehr will als er kann, der anders als die Titelfigur beständig hinter seinen eigenen hoch gespannten Erwartungen zurückbleibt, vermag nicht, sein gestörtes inneres Gleichgewicht durch das Spiel auf der Bühne wieder ins Lot bringen. Auch die schriftstellerische Arbeit hat keinen therapeutischen Nutzen: Zwar reflektieren nach Kittstein das *Orplid*-Drama und die *Peregrina*-Gedichte wesentliche innere Probleme Larkens, Identitätskrise und Lebensüberdruss, jedoch ist ihm die rationale Durchdringung und Veränderung seiner Situation nicht möglich. Sein Selbstmord erscheint, so perspektiviert, als probate Lösung für die Schwierigkeiten des Lebens.

Ähnlich wie Larkens, Constanze und Agnes kämpft auch Nolten gegen seine Emotionen. Ihm gelingt es jedoch, Liebe und Leidenschaft in seiner Kunst zu sublimieren und so Entlastung zu finden. Dies geschieht nicht als intellektuell gesteuerter Akt, sondern unbewusst.

Kittsteins umfassende Diskussion der Künstlerproblematik berücksichtigt auch die Form der künstlerischen Äußerungen, der Gedichte, des Dramas, der Gemälde, und weist ihre Bezüge zur Romanhandlung und zur inneren Verfassung der fiktiven Schöpfer auf. Der Bezug zur eingangs angesprochenen Aufgabenstellung, Elias' Theorie hinsichtlich Selbst- und Fremdbestimmung auf den Roman anzuwenden, gerät jedoch durch zahlreiche Bezüge auf Freuds Psychoanalyse aus dem Blick. Auch wäre eine strengere Abgrenzung der Freudschen Terminologie von der Elias' wünschenswert gewesen.

Eine bemerkenswerte Perspektive eröffnet Kittstein gegen Ende seiner Arbeit in seinem Kapitel zur poetologischen Dimension des *Maler Nolten* mit der Frage, in welchem Verhältnis Mörike zur Dichtung der Romantik stand. Hier bietet der Verfasser interessante Überlegungen

und Vergleiche zu den Künstlerromanen und -erzählungen von Novalis, Tieck, Hoffmann. Einzelne Aspekte zu diesem Bereich klangen im Fortgang der Analyse zu *Nolten* bereits an, so beispielsweise die problematische Beziehung von Künstlertum und Liebe, Individualität und Gesellschaft.

Aus literarhistorischer Perspektive ist kritisch weiter zu fragen, wo Mörike bereits vielfach Thematisiertes wie den Zwiespalt zwischen Kunst und Leben im literarhistorischen Vergleich neu akzentuierte, warum er auf bekannte Versatzstücke beispielsweise Eichendorffs (Maskenball-Episode) und E.T.A. Hoffmanns (die Gestalt Wiespels) zurückgegriffen hat, welche Funktion diesen Übernahmen und intertextuellen Verweisen – beispielsweise auf Ludwig Tieck – romanintern zukommt, und wo Mörike – auf der Ebene der sprachlichen Ausformung – sich hergebrachter Ausdrucksweisen bediente. Die Anregungen zum Weiterfragen, Weiter- und Neulesen machen dabei – neben der Auffächerung der facettenreichen Deutungsdimensionen des Mörike-Romans – den Reiz der Studie aus. Kernbegriffe der Analyse, wie die bereits erwähnten „zivilisatorischen Standards", hätten allerdings zeitlich genauer kontextualisiert werden müssen.

Anne-Rose Meyer (Bonn)

Auf Dornen oder Rosen hingesunken? Eros und Poesie bei Clemens Brentano. Im Auftrag des Freien Deutschen Hochstifts – Frankfurter Goethe-Museum hrsg. von Hartwig Schultz. *Berlin: Saint Albin Verlag, 2003.*

Laura Benzi: Resakralisierung und Allegorie im Spätwerk Clemens Brentanos. Das Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia (1838) und Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi (1833). *Bern u.a.: Peter Lang, 2002.*

„Herr Clemens Brentano mag wohl jetzt 57 Jahr alt seyn, und er lebt zu Frankfurt, einsiedlerisch zurückgezogen, als ein korrespondierendes Mitglied der katholischen Propaganda. Sein Name ist in der letzten Zeit fast verschollen, und nur wenn die Rede von den Volksliedern, die er mit seinem verstorbenen Freund Achim von Arnim herausgegeben, wird er noch zuweilen genannt." So berichtet Heinrich Heine in einem Abschnitt der „Romantischen Schule" (DHA VIII, 201), der im französischen Original zuerst im Mai 1833 in der „Europe littéraire" erschien.

Auch wenn, wie oft in Heines Abrechnung mit den Romantikern, nicht alle Details stimmen und er sich in Brentanos Alter um drei Jahre irrt, mag sein Urteil über Brentano durchaus wiedergeben, wie es um dessen Wahrnehmung in der literarischen Öffentlichkeit in den 1830er Jahren stand. Seit der Teilveröffentlichung der „Chronika eines fahrenden Schülers" 1818 war der Dichter und Erzähler Brentano von der Bildfläche verschwunden, im selben Jahr hatte er begonnen, in Dülmen die Visionen der stigmatisierten ehemaligen Nonne Anna Katharina Emmerick aufzuzeichnen, die im Herbst 1833 unter dem Titel „Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi" veröffentlicht wurden. Die 1817 mit seiner Generalbeichte manifest gewordene Reversion zum Katholizismus hatte zum Verstummen des Dichters Brentano geführt, nur mit der 1838 erschienenen Neufassung des Märchens von „Gockel, Hinkel und Gackeleia" kehrte er, zumindest was die Prosa angeht, noch einmal auf das Gebiet der nicht-religiösen Dichtung zurück.

Wie eng Brentanos literarische wie religiöse Entwicklung mit Frauengestalten und Liebesbeziehungen zusammenhängt, entfaltet der von Hartwig Schultz herausgegebene Begleitband zur Ausstellung *Auf Dornen oder Rosen hingesunken? Eros und Poesie bei Clemens Brentano*, die von Juli bis September 2003 im Frankfurter Goethe-Museum zu sehen war. Von den fünf Beiträgen des schön und reich illustrierten Bandes fallen zwei in die Epoche des Vormärz; die ersten drei, von Hartwig Schultz zur Liebeslyrik des jungen Brentano, von Bernard Gajek zu Brentanos Briefen und Sonetten an Minna Reichenbach und von Renate Moering zu Brentanos zweiter Ehefrau Auguste Bußmann, befassen sich mit Stationen in Leben und Werk Brentanos, die ins erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts fallen und daher hier nicht näher betrachtet werden sollen. Alle Beiträge bieten Einblicke in das verwirrende und verworrene Liebesleben Brentanos, das zumindest in den letzten Jahrzehnten seines Lebens von seinen religiösen Irrungen und Wirrungen nicht zu trennen ist. Das zeigt sich in Michael Grus' Beitrag zu Clemens Brentano und Luise Hensel, Autorin der bekannten Verse „Müde bin ich, geh zur Ruh'" und als Schwester des Malers Wilhelm Hensel Schwägerin von Fanny Mendelssohn-Bartholdy. Brentano war an der jungen Dichterin, die er 1816 in Berlin kennenlernte, sehr interessiert, stellte für sie eine Sammlung seiner Gedichte zusammen – und später ein Tagebuch mit angeblichen, in Wahrheit von ihm selbst erdachten Visionen der Anna Katharina Emmerick. In München schließlich, wohin er im Herbst 1833 übersiedelte, trifft Brentano, inzwischen ein Mann in den Fünfzigern, auf die rund 20 Jahre jüngere

Malerin Emilie Linder. Auch hier vermengen sich, wie Sabine Claudia Gruber in ihrem Beitrag darstellt, erotisches Begehren und religiöses Sendungs- und Bekehrungsinteresse. Emilie Linder war der alternde Schriftsteller offenbar zu katholisch, und wenn sie auch seinen Bekehrungsversuchen widerstand, so regte sie ihn immerhin zu erneuter lyrischer Produktion an, in der sich Brentano als leidender Liebhaber in die Rolle des gequälten Christus versetzt und Liebesunglück und Passion in eigentümlicher Weise vermengt. „Sie wissen nicht, wer mir die Dornenkrone aufgesetzt und daß sie von lauter duncklem Lindenlaub [!] ist", schreibt er an Emilie Linder (S. 210).

Ob das Blasphemie oder mystische Frömmigkeit ist, fällt zu entscheiden schwer. Jedenfalls weisen solche Aussagen auf die Bedeutung zurück, die die Begegnung mit Anna Katharina Emmerick für Brentano hatte. Von 1818 bis zu ihrem Tod 1824 hatte Brentano die Visionen der stigmatisierten ehemaligen Nonne aufgezeichnet und 1833 unter dem Titel „Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerick, nebst dem Lebensumriß der Begnadeten" veröffentlicht. In ihrer 2000 in München als Dissertation angenommenen Studie „Resakralisierung und Allegorie im Spätwerk Clemens Brentanos" geht Laura Benzi der Frage nach, inwieweit die 1838 veröffentlichte Neufassung des Märchens von „Gockel, Hinkel und Gackeleia", der einzige nicht-religiöse Prosatext aus der letzten Phase von Brentanos Schaffen, poetologisch als Reflex der religiösen Umkehr und ihrer Verarbeitung im Emmerick-Buch zu deuten ist. Der romantische Versuch, die Spaltung zwischen Zeichen und Inhalt aufzuheben, erlebt, so Benzis These, für Brentano in der Überarbeitung des „Gockel"-Märchens eine Aktualisierung vor der Folie seiner religiösen Erfahrung. Ähnlich wie Anna Katharina Emmerick in ihren Visionen, versucht Brentano in der Märchenform, Ordnung und Sinn in einer Zeit zu stiften, in der die ästhetischen Prinzipien der Romantik obsolet geworden sind. Benzis Schlüsselbegriff für diesen Vorgang ist der der „Resakralisierung": „In diesem Rahmen betrachtet erscheint Brentanos Gockel-Märchen als Frucht einer prinzipiell gegenläufigen Wahl. Nicht nur handelt es sich um eine romantische Arabeske in einer Zeit der Kritik an allen Formen der romantischen Vergangenheit. Das Märchen erscheint seines Inhalts und seiner Struktur wegen als ein konsequent durchgeführter Versuch der ‚Resakralisierung' in einem Kontext, der von der Zersplitterung und Zerrissenheit jedes Ordodenkens charakterisiert ist. Das Märchen läßt sich, mit anderen Worten, als Brentanos Versuch

interpretieren, im scheinbaren Chaos der Welt ein System von Zusammenhängen zu erkennen bzw. zu erfinden und dadurch der ‚Re-ligio' – im etymologischen Sinn des Worts: ‚Wieder-Verbindung' – in der modernen Welt neue Kraft zu geben." (S. 10f.)

Benzis Ansatz erlaubt in ihren Textlektüren bedenkenswerte Einblikke sowohl ins „Gockel"-Märchen als auch in das „Bittere Leiden". Allerdings bleibt der von ihr als Gegenbegriff zu dem der Säkularisierung eingeführte Begriff der „Resakralisierung" unscharf. Streng genommen wird im „Gockel"-Märchen nichts „resakralisiert", nichts in den Stand des Heiligen zurückversetzt. Eher als um Heiligung geht es um Sinnstiftung. Vielleicht ließe sich, da es ja um Sinn durch Aufweis und Deutung von Zusammenhängen geht, die nach dem Prinzip der Wiederholung und Wiederkehr funktionieren (denn das vollzieht sich ja in den Allegorisierungen im „Gockel"-Märchen), besser von einer Remythologisierung sprechen. Auf das romantische, von Manfred Frank untersuchte Projekt einer „Neuen Mythologie" weist Benzi ja auch selbst hin. Daß Brentano *seine* „Neue Mythologie" christlich-katholisch unterfüttert, macht sie noch nicht notwendig zu einer Resakralisierung. Interessant zu untersuchen wäre indes – ausgehend von Benzis Untersuchung – , welche Resonanz Brentanos Versuch, dem Zeitalter eine neue Sinnstiftung im Märchen anzubieten, gehabt hat: Gab es unter den Zeitgenossen, im katholischen Lager wie jenseits davon, erkennbare Reaktionen oder Ansätze, Brentanos Konzept fortzuschreiben – oder blieb Brentano mit seiner Poetik der Allegorisierung, wie Heine in der „Romantischen Schule" schreibt, „entfernt von der Welt, eingeschlossen, ja, eingemauert in seinen Catholizismus" (DHA VIII, 200)?

Robert Steegers (Bonn)

Luisa Callejón Callejón: Briefliche Momentbilder. Lektüren zur Korrespondenz zwischen Rahel Levin Varnhagen und Pauline Wiesel*. Berlin: Saint Albin Verlag, 2002 (= Berliner Beiträge zur Germanistik)*

Dass sich Rahel Varnhagens (1771-1833) Briefe Normierungsversuchen entziehen, ist bekannt; besonders die Korrespondenz mit ihrer Freundin Pauline Wiesel (1778-1848) bedeutet für die Leser zuweilen eine schwer verdauliche Mischung aus alltäglichen Mitteilungen und philosophischen Aussagen in einer „unfertigen", „holprigen" Sprache. Nach Ansicht von Luisa Callejón handelt es sich hierbei um ein „Schreibprojekt" (S. 10). Es

ist zwar ausdrücklich nicht die Absicht der Autorin, Rahels Exzeptionalität das Wort zu reden (S. 9), im Bemühen, ihre sprachliche Modernität und die Literarizität ihres Briefwerkes zu beweisen, liefert sie dennoch weitere Argumente für jene legendäre Sonderrolle Rahel Levin Varnhagens im Spannungsfeld zwischen Aufklärung, Klassik und Romantik.

Nach einer einleitenden Darstellung der Kommunikations- und Kunstform des Briefes und des Forschungsstandes untersucht Callejón im ersten Teil ihrer Arbeit die Wahrnehmungsproblematik der Briefschreiberinnen, ihr selbsterkennendes, poetisches Nachdenken über die Sinne, die Kommunikation mit der Welt. Callejóns Forschungsgrundlage sind dabei vor allem Brieftexte, die bis zum Erscheinen der vollständigen Edition von Rahels Varnhagens Werk (1997) von der Rahelforschung wenig beachtet, bzw. unberücksichtigt blieben.

Callejón kommt zu dem Ergebnis, dass für Rahel das Herz zum sechsten Sinn wird, da es ein Zusammenwirken der restlichen fünf Sinne erst bewirkt und damit aus isolierten Wahrnehmungen eine echte Kommunikation mit der Welt möglich macht. Rahel und ihre Freundin verstehen sich als sinneslustige, „unschuldige" Wesen im rousseauschen Sinne, die sich keiner gesellschaftlichen Ordnung fügen. Damit bekommt die Sonderrolle der beiden Frauen eine neue Bedeutung: Es handelt sich nicht um eine notgedrungene Außenseiterposition, sondern um eine bewusst getroffene Wahl (S. 36).

Intensives Erleben heißt auch Wahrnehmen extremer Empfindungen von Glück und Schmerz. Rahels Vorstellung vom Verhältnis der Menschen zur Wahrheit impliziert Schmerzerfahrung und antizipiert damit Nietzsches 60 Jahre später erschienene Abhandlung „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne". Ganzheitlich ist Rahels Glückskonzeption: Herz und Geist ermöglichen erst die Erkenntnis von Welt und Menschen; dabei gehen ihre Aussagen über das Glück des Augenblicks auf Goethe zurück und nehmen – so Callejón – Kierkegards anthropologischen und existentiellen Entwurf des Augenblicks als geistige Leistung, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich erfassbar macht und damit außerhalb der messbaren Zeit steht, voraus. Eine ehrgeizige Parallele, die die Autorin hier zieht!

Neben der oben genannten Übereinstimmung verweist Callejón auf eine große Intertextualität der Briefe Rahels mit Goethes Werk, eine These, die aufgrund des großen Einflusses des „Augenmenschen" Goethe auf die Goethe-Leserinnen Rahel und Pauline überzeugt: Auch für Rahel und ihre Freundin ist das Auge der bedeutendste der Sinne.

Callejón deutet jedoch einen wesentlichen Unterschied in der Betrachtungsweise Goethes und Rahels an: den geschlechtsspezifischen Blick (S. 64). Rahels Liebesideologie vom Glück „durch die Augen", der Leidenschaft des Augenblicks widerspricht der prosaischen bürgerlichen Ehemoral. Insbesondere Rahels Briefe an Georg Wilhelm Bokelmann von 1801/1802 nach der Trennung von Karl Graf Finckenstein spiegeln ihre Auseinandersetzung mit der Liebesproblematik wider. Sie postuliert einen Begriff der Liebe, die nicht besitzen will – eine „intransitive" Liebe, wie sie später Rilke vertreten wird.

Leben und Sprache Rahels entsprechen sich nach Ansicht Callejóns: Der unebene Lebensweg der Autorin prägt den „holprigen" Rhythmus ihres Schreibens. In ihren Briefen erteilt Rahel sowohl der tradierten Sprachnorm als auch der gesellschaftlichen Liebesordnung eine Absage, ihre Leistung ist eine Sprache der Affekte (S. 82), wobei sie sich merkantiler Elemente bedient („schuldig sein", „besitzen") und eines Kriegsvokabulars, das ihre kampfansagende Parade gegen herrschende Liebesgebote unterstreicht (S. 83).

Der nächste Teil der Untersuchung widmet sich der Naturwahrnehmung und -metaphorik: Der Farbe Grün kommt hierbei der Symbolcharakter der Freiheit zu, „Grünes atmen" bedeutet für beide Briefschreiberinnen nicht, Natur zu sehen, sondern Befreiung von der Einengung im geistigen und gesellschaftlichen Leben, impliziert gar Freiheit im politischen und sozialen Sinn (S. 99, so z.B. die Metropole Paris).

Stadtlandschaften üben vor allem auf Rahel einen weitaus größeren Reiz aus als die Schweizer Berge, die für sie – im Gegensatz zu Rousseau – gleichbedeutend sind mit geistiger Isolation. Vielmehr genießt sie den „natürlichen" Gesellschaftsraum der domestizierten Natur der Stadt an Plätzen und in Parks. Eingehend beschäftigt sie sich mit den Schriften des Naturwissenschaftlers und Schelling-Schülers Henrik Steffens – ein Beleg für die Reichweite ihrer intellektuellen Interessen. Natur ist für Rahel Stimmungsraum, Ort der Literaturerfahrung (sie lässt sich von Goethes Iphigenie und Schillers Dramenfiguren auf Spaziergängen begleiten) und religiöser Andacht. Oft erlebt Rahel die Stadtlandschaft vom Wagen aus, die Beschreibung ihrer Wahrnehmungen nimmt dabei Rhythmus und Geschwindigkeit der Wagenfahrt an. Parataxen und Ellipsen sind Ausdruck nicht pausierender Wahrnehmung, das Erzählen stößt an seine Grenzen.

Die „Wetterevolluzion", körperliche Wetterfühligkeit als Selbst- und Gesellschaftsanalyse, steht im Zentrum des dritten und letzten Teils der

Untersuchung. Rahel bringt ihre Körpererfahrung als Bestandteil ihres Wesens in ihre schreibende Tätigkeit ein, formuliert Sprachkritik und -reflexion als Widerstand gegen gesellschaftliche und literarische Tradition. So drückt sich für sie körperlicher Schmerz metaphorisch als Leiden an der Gesellschaft aus. Sie bedient sich immer neuer Ausdrücke, die sie der Meteorologie des Alltags entnimmt, verleiht der Natur eine Physiognomie und „beseelt" sie auf diese Weise. Eigenschaften des Wetters und der Natur des Menschen werden für sie austauschbar.

Die sprachtheoretische Reflexion beruht nach Callejón auf dem Bildungsdefizit der Briefschreiberin und auf der Distanz zur deutschen Sprache, die Rahel sich erst aneignen musste (Familiensprache der Kindheit war Jiddisch). Gegenstand ihrer Kritik ist das Verhältnis von Wahrheit und Lüge: Sprache benennt für Rahel Gegenstände und ihre Eigenschaften, nicht jedoch das wirkliche Wesen den Dinge (S. 191).

Callejón kommt zu dem Ergebnis, dass es Rahel in ihren Briefen vor allen Dingen auf zwischenmenschliche Verständigung ankommt, keine gänzlich neue Feststellung übrigens.[1] Sie bedient sich fragmentarischer Geistes- und Gedankenblitze Rahel Levin Varnhagens, um zu zeigen, wie diese ihre frühromantische Bemühung um eine neue sinnliche Wahrnehmung einsetzt, um subjektive Erfahrungen sprachlich angemessener darzustellen. Sie beschreibt ihre Sprachlust und -suche und wertet damit ihre „holprige" und „unfertige" Sprache auf. Die Untersuchung bietet viele interessante Ansätze und weiterführende Erkenntnisse. Ob es ihr allerdings gelingt, Rahels Schreib- und Denkweise zu enträtseln, bleibt fraglich. So viele Parallelen man zur Moderne wohl auch ziehen kann, so problematisch erscheint mir das Bemühen, Denker und Dichter der Moderne zu zitieren.

Gabriele Schneider (Mettmann)

Petra Hartmann: „Von Zukunft trunken und keiner Gegenwart voll". Theodor Mundts literarische Entwicklung vom „Buch der Bewegung" zum historischen Roman. *Bielefeld: Aisthesis, 2003.*

Läßt sich vielleicht behaupten, daß das „Junge Deutschland" seit mehreren Jahrzehnten einen kanonischen Platz in der Literaturwissenschaft gefunden hat, fällt auf, wie spärlich das Werk und Leben Theodor Mundts

[1] Vgl. Heidi Thomann Tewarson. Rahel Varnhagen, Hamburg 1988.

erforscht sind. Allein von daher ist diese Überblicksstudie ein Gewinn. Werkgeschichtlich angelegt, verfolgt sie den Weg Mundts vom Bewegungs- zum Historienschriftsteller. Diese Entwicklung Mundts, und das ist die nicht unbedingt ambitionierte Hauptthese der Arbeit, bezeugt ein literarisches bzw. publizistisches Verblassen, wenn nicht gar einen Niedergang. Werkgetreue Referate von seinen Frühwerken bis hin zu seinen späten historischen Romanen können diese These – quod erat demonstrandum – belegen. Sie rufen per Referat vergessene Arbeiten Mundts in Erinnerung, und sie gelangen an Stellen, wo der Forschungsvorlauf etwas ausgebildeter ist, zu pointierten Zusammenfassungen. Nicht nur hier kommen sie – bei aller auffallenden Zurückhaltung in theoretischer Verve – zu überzeugenden Wertungen Mundts. Insbesondere die Abschnitte über die Ambivalenz von Mundts Madonnen- und Lutherkult, über das Zeitschriftenprojekt „Der Freihafen" oder über die Romane zum Themenkomplex Bauernkrieg, Reformation und Gegenreformation wären als weiterführend zu erwähnen. Gewonnen hätte diese solide Überblicksarbeit sicher, wenn man den Niedergang bzw. vermeindlichen Niedergang des Schriftstellers, vor allem nach 1848, wenigstens andeutungsweise mit Diskussionen in Zusammenhang gebracht hätte, die mittlerweile ein wichtiges Kontrastfeld zum Verständnis von „Vormärz" bilden: „Nachmärz". Nicht nur hier ist eine gewisse Selbstbeschränkung spürbar. Dennoch bietet diese Arbeit einen plausibel strukturierten Überblick und eine lesenswerte Einführung zu Mundt, die – und das ist besonders hervorzuheben – auch sein Spätwerk einschließt. Ihren Anspruch, auf einen nach wie vor unterschätzten Schriftsteller des 19. Jahrhunderts aufmerksam zu machen, löst die Studie zweifellos ein.

Olaf Briese (Berlin)

Susanne Kiewitz: Poetische Rheinlandschaft. Die Geschichte des Rheins in der Lyrik des 19. Jahrhunderts. *Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2003.*

Es ist schon merkwürdig: Es gibt Untersuchungen (wie die von Susanne Kiewitz), von denen anzunehmen ist, ihr Thema sei bereits so erschöpfend erforscht**,** dass eine neuerliche Thematisierung nur dann sinnvoll sein kann, wenn sie auch Neues zu Tage fördert. Was aber kann es Neues über die Rezeption des insbesondere seit napoleonischen Zeiten partiell von Frankreich reklamierten und dann und gleichzeitig als deutschesten aller Flüsse besungenen Rhein zu sagen geben? Und das speziell am

Beispiel der Rheinlyrik? Entstanden in einem Graduiertenkolleg der Deutschen Forschungsgemeinschaft über „Regionale Identität/en und politische Integration" an der Universität Regensburg, also an den Ufern von Regen und Donau, mag der Rhein für eine an den Ufern der Spree Gebürtige zum erforschungswürdigen Thema werden. Gleichwohl ist es schon sehr mutig zu behaupten, es gehe darum, „die Motivgeschichte des Rheins *erstmalig* [Hervorhebung M.P.] in ihrer Gesamtheit" darzustellen. Ein Blick in die angeführte Sekundärliteratur spricht da eine andere Sprache. Mag ja sein, dass so differenziert der Wandel der Rezeption im 19. Jahrhundert von der literarischen Entdeckung von Strom und Landschaft zum Rhein als poetischem Nationalsymbol der Monarchie noch nicht dargestellt wurde. Auch die Verknüpfung von kunstwissenschaftlichen und philosophischen Überlegungen zur Landschaft mit Theorien zum Nationalismus und dies alles anhand von Gedichten nachzuweisen macht Sinn. Gleichwohl ist die Begründung nicht ganz nachvollziehbar, warum sich Kiewitz für ihre „poetische Geschichte des Rheins" geografisch auf die immer wieder thematisierten pittoresken Rheinabschnitte des Rheingaus und das wilde Rheinengtal beschränkt und zudem im Wesentlichen „wegen der unübersehbaren Zahl von Texten zum Thema" auf die Lyrik. Obendrein, ohne dies genügend zu begründen, ausschließlich auf die *deutsche* Lyrik beschränkt. Wodurch die insbesondere durch die Engländer initiierte Rheinmode ebenso entfällt wie die sich in wechselseitigen Kampfgedichten (Musset/Becker/Heine) äußernde deutsch-französische Rheinlyrik. Gerade wegen der Kontextualisierung der Rheinlyrik mit dem je zeitgenössischen politischen und historischen Diskurs – hier der deutsch-französischen Geschichte – ist völlig unverständlich, warum auf die französische Lyrik verzichtet wurde. Bemerkenswert ist vor allem, dass Kiewitz in diesem Bereich auf jegliche Eigenrecherche verzichtet hat. Ihre Gedichtauswahl findet sich für die den antinapoleonischen Befreiungskriegen verpflichteten Autoren wie Arndt, Schenkendorf oder Becker bereits in Lyriksammlungen wie *Deutsche Lieder zu Schutz und Trutz* von 1840, vor allem aber in (z.T. bis in ihre Abfolge identisch) Rheinlyrik-Antologien wie die bei Reclam oder bei Insel erschienenen Textsammlungen wie z.B. die von Helmut J. Schneider, die im Untertitel ebenfalls als „poetische Geschichte des Rheins" firmiert und sich geografisch auf dieselben Rheinabschnitte bezieht. Gerade diese allzu bekannte Lyrik-Auswahl lässt fragen, warum die Autorin ausgerechnet in diesem Bereich an anderen so harsche Kritik übt, ohne selber Eigenständiges dagegen zu setzen. So wirft sie z.B.

Bernd Kortländer vor, den Stellenwert der Rheingedichte Heines im Gesamtkontext seiner Lyrik zu unterschätzen, ohne dies genauer zu begründen, oder ihr fehlt bei einer Darstellung der in Sachen Rheinischem bewanderten Gertrude Cepl-Kaufmann eine Sprachanalyse, was sprachlich einen rheinischen Dichter als rheinisch ausweist. Ein müßiges Fragen. Worin soll sich, abgesehen vom Sujet, das geschriebene Hochdeutsch eines Rheinländers vom dem des Nichtrheinländers unterscheiden? Jedenfalls ist anlässlich des sehr anregend und ergiebig zu lesenden Kapitels über den Rhein als Idee der Heimat der Autorin nicht aufgefallen, dass keiner ihrer Gewährsdichter gebürtiger Rheinländer ist.

Wie gesagt, Kiewitz untersucht methodisch überzeugend, präzise und theoretisch ambitioniert. Aber ihre Geschichte des Rheins in der Lyrik des 19. Jahrhunderts wirkt angestrengt und ist anstrengend zu lesen, ohne dass sich für regionalgeschichtlich Bewanderte irgend Neues ergäbe. So fehlt z.B. vollständig der Aspekt des vertonten Rhein-Gedichts. Bei der Bedeutung des Singens, besonders des gemeinschaftlichen Singens im 19. Jahrhundert und der singulären Symbiose – und sei es nur des Reimes wegen – von Rhein und Wein und der Symbiose von Rheinweintrinken und davon Singen als nationaler Ertüchtigung wird deutlich, dass damit eine entscheidende Rezeptionsebene fehlt. Der Bedeutungswandel vom gelesenen Gedicht zum gesungenen Lied lässt sich ja nicht nur an Heines und Silchers *Loreley* nachweisen, sondern ebenso an anderen Rheinliedern. Ebenfalls problematisch bleibt die historische Beschränkung auf das 19. Jahrhundert. Das sich tatsächlich paradigmatisch in der deutschen Rheinlyrik widerspiegelnde problematische Verhältnis zu Frankreich hätte es erforderlich gemacht, dass wenigstens abschließend der Untersuchungszeitraum auch die Rheinlandbesetzung nach dem 1. Weltkrieg hätte einschließen müssen. Spätestens dann wäre nämlich auch klar gewesen, dass die Beschränkung auf den „schönen" Rhein, also die Ausklammerung von Niederrhein und angrenzendem Ruhrgebiet, hätte problematisiert werden müssen.

Maria Porrmann (Köln)

Karl Friedrich Köppen: Ausgewählte Schriften in zwei Bänden. *Mit einer biographischen und werkanalytischen Einleitung hg. v. Heinz Pepperle. Berlin: Akademie Verlag, 2003.*

Bereits der erste Satz der „Vorbemerkung" des Herausgebers läßt Interessenten am deutschen Vormärz aufhorchen: „Wem immer es um die Demokratie zu tun ist, der wird für Deutschland in die Zeit zurückkehren, in der ihre Wiege stand – in die Jahre vor der Revolution von 1848, in den deutschen Vormärz." (S. 9) Und es ist ein besonderes Verdienst dieser Publikation, ausgewählte repräsentative Schriften eines heute weniger, zu seiner Zeit aber bekannten Vertreters der frühen demokratischen Bewegung in Deutschland erneut publik zu machen. Denn die damals vielbeachteten Arbeiten Köppens sind heute nur noch in wissenschaftlichen Bibliotheken auffindbar.

Ediert werden in der vorliegenden Ausgabe die wichtigsten, in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts entstandenen Schriften, so die zur Verteidigung der Hegelschen Philosophie und der Großen Französischen Revolution, die „Jubelschrift" anläßlich der 100jährigen Wiederkehr der Thronbesteigung Friedrichs II., die mehrteilige Arbeit über die Universität Berlin, die Streitschrift gegen Aberglauben, Hexen und Hexenprozesse und schließlich die Polemik gegen den kleinbürgerlichen Sozialisten Louis Blanc. Außer einigen z.T. bislang unveröffentlichten Dokumenten und Briefen hat der Hg. weiterhin die „Schlußbemerkungen" zu der nach 1849 entstandenen umfassenden Darstellung und Würdigung der „Religion des Buddha" in die vorliegende Ausgabe aufgenommen. Der umfassendste, und, wie P. anmerkt, zugleich bedeutendste Beitrag ist die Würdigung des Preußenkönigs, den Köppen bewußt und ohne Einschränkung als „den Großen" wertet. Das mag bei der ausgewiesen demokratischen Grundhaltung des linken Junghegelianers zunächst verwundern. Doch es geht ihm nicht vordergründig um den König allein, sondern vor allem um dessen „Widersacher", die bereits im Titel angesprochen werden. Und das sind die „Pfaffen …, historischen Juristen und politischen Jesuiten" (S. 220), denen die aufklärerische Grundhaltung des Monarchen, seine Toleranz, sein Gerechtigkeitssinn und seine Innenpolitik zuwider waren. Es waren die Leute, die vor allem in der Restaurationsperiode, wie es Franz Mehring bereits auf den Punkt brachte, sich „für alles" engagierten, „was im preußischen Staat nach rückwärts drängte" (S. 21). Dagegen standen die Junghegelianer in Opposition, und sie scheuten sich nicht, zu ihrer Unterstützung, wie Köppen sarkastisch

spöttelte, „gegen die bösen Geister selbst Verstorbene aus den Gräbern [zu] rufen“ (S. 21). Als zeitgemäß und notwendig bezeichnete daher Bruno Bauer Köppens Broschüre gegenüber Karl Marx, dem Köppen sie in freundschaftlicher Verbundenheit gewidmet hat.

Mehrere kritische Aufsätze schrieb Köppen über die Universalgeschichte des Historikers Heinrich Leo, der, nach Köppen, die grundlegende Tatsache ignorierte, daß „Geschichte ein nach notwendigen Gesetzen fortschreitender Prozeß ist“. (S. 38) In die vorliegende Ausgabe wurde der Aufsatz aufgenommen „Noch ein Wort über Leos Geschichte der französischen Revolution“. Hier entwirft Köppen ein ausgewogenes, sachkundiges Bild der historischen Ereignisse in Frankreich, speziell der Etappe der Jakobinerdiktatur, das sich von zeitgenössischen und auch späteren Darstellungen der Revolution vorteilhaft unterscheidet.

Sämtliche von P. ausgewählten Schriften Köppens werden in der den Texten vorangestellten umfangreichen Einleitung sachkundig kommentiert. Besondere Aufmerksamkeit schenkt P. den 40er Jahren, die für Köppen die produktivsten gewesen sind. Es war die Glanzzeit der Junghegelianer, die mit ihren Streitschriften die Vormärzdebatte um Menschenrechte und Demokratie geprägt haben. An der Seite von Arnold Ruge, Bruno Bauer und anderen hat sich Köppen als „ein talentierter, kenntnisreicher, an Hegel geschulter Historiker“ (S. 26) einen Namen gemacht. Er bekannte sich in konsequenter Fortführung der Aufklärungsphilosophie zum Atheismus und Republikanismus. Am Vorabend der 48er Revolution erfolgte schließlich eine „Hinwendung zum Sozialismus“, die „mit schroffer und konkreter werdender Ablehnung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft“ (S. 89) verbunden war.

Mit beachtenswerten neuen Erkenntnissen bereichert P. Köppens Biographie für die Zeit der Revolutionsjahre. Korrigiert wird das bisher überlieferte Bild, Köppen habe an der revolutionären Bewegung wenig Anteil genommen. Dagegen stellt P. fest: „Auf Grund neu aufgefundenen Quellenmaterials, das zudem noch keineswegs erschöpft ist, läßt sich im Gegenteil ein recht eindrucksvolles Bild seiner Tätigkeit nachzeichnen.“ (S. 97) Erwähnt sei hier nur das von P. nachgewiesene Engagement im Berliner Handwerkerverein.

Der Autor der historisch-kritischen Einleitung und Herausgeber der Schriften Köppens, der Berliner Philosophiehistoriker Heinz Pepperle, legt mit der neuen Publikation ein Ergebnis jahrzehntelanger Forschungen vor, das nicht nur das Lebenswerk eines aufrechten Demokraten des 19. Jahrhunderts verdientermaßen in Erinnerung bringt, sondern auch

ein lebendiges Bild der geistigen Auseinandersetzungen im deutschen Vormärz vermittelt.

Wolfgang Büttner (Petershagen bei Berlin)

L'art pour l'art. Der Beginn der modernen Kunstdebatte in französischen Quellen der Jahre 1818 bis 1847. *Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Roman Luckscheiter. Bielefeld: Aisthesis 2003 (Studienbuch 4).*

„Il n'y a de vraiement beau que ce qui ne peut servir à rien; tout ce qui est utile est laid." Starke Worte, die der junge französische Autor Théophile Gautier im mit „Mai 1834" unterzeichneten Vorwort zu seinem Roman „Mademoiselle de Maupin" verwendet. Sie sind gewissermaßen das Zentrum einer Auseinandersetzung, die in Frankreich seit den 1820er Jahren und bis in die 1840er Jahre über das Prinzip des sogenannten „l'art pour l'art" geführt wurde und den Einstieg darstellt in die umfassende Debatte über die ‚moderne Kunst', die dann in Baudelaire, einem Freund und Bewunderer Gautiers, ihren ersten Höhepunkt hatte. Ausgelöst durch Kants These aus der „Kritik der Urteilskraft", das Schöne sei „zweckmäßig ohne Zweck", die Victor Cousin nach Frankreich trug, sammelten sich die Befürworter einer Autonomieästhetik in Paris insbesondere im Kreis um den Dichter Victor Hugo, zu dem auch Gautier gehörte. Ihre heute ganz verschollenen konservativen Gegner (u.a. Armand Carrel) argumentierten aus genau jenen (klassisch Horazischen) Positionen des moralischen bzw. belehrenden Nutzens der Kunst, über den sich Gautier in seinem Vorwort zu „Mademoiselle de Maupin" und andernorts so vehement lustig macht. Roman Luckscheiter ist es zu danken, daß die heute bis auf das Schlagwort vom „l'art pour l'art" ganz in Vergessenheit geratene Debatte nun wieder in den Grundzügen nachzuvollziehen ist und ihre Teilnehmer ein wenig aus dem Schatten treten. Er hat auf 40 Seiten die Kernstücke jener Texte zusammengestellt, die in der Auseinandersetzung eine Rolle gespielt haben, hat sie kommentiert und ein einführendes Vorwort dazu geschrieben. Außerdem hat er die Texte, die ausnahmslos bislang nicht in Deutsch verfügbar waren, übersetzt, zugleich im Anhang den französischen Text abgedruckt. Beim eingangs zitierten Vorwort bedauert der Leser, daß er es nur in Auszügen und nicht ganz lesen kann; der witzige, jugendlich aggressive Ton Gautiers macht Lust auf mehr. Erstaunlicherweise lag dieser literaturtheoretische Kerntext bislang noch gar nicht in deutscher Sprache vor. Erst kurz

nach Luckscheiters Bändchen ist er innerhalb einer im Fourier Verlag, Wiesbaden, erschienenen Ausgabe von Gautiers Prosawerk zum ersten Mal in vollem Umfang in Deutsch erschienen. Das ist aber auch bereits das einzig Positive, was über diese Gautier-Ausgabe zu sagen ist, für die Dolf Oehler verantwortlich zeichnet und die ansonsten den Nachdruck einer mangelhaften Übersetzung aus den 20er Jahren bietet, die dem herausragenden Erzähltalent Gautiers nicht gerecht wird. Dem Interessierten bleibt einstweilen nur das Original, das allerdings in einer Sprache verfaßt ist, deren Kenntnis auch unter Germanisten leider immer seltener anzutreffen ist. Deshalb abschließend die deutsche Übersetzung der eingangs zitierten Passage: „Nur das ist wirklich schön, was zu nichts dienen kann; alles, was nützlich ist, ist häßlich…“ (S. 57)

Bernd Kortländer (Düsseldorf)

Anita Bunyan/Helmut Koopmann (Hgg.): Kulturkritik, Erinnerungskunst und Utopie nach 1848. Deutsche Literatur und Kultur vom Nachmärz bis zur Gründerzeit in europäischer Perspektive. Bd. 2. Unter Mitarbeit von Andrea Bartl. *Aisthesis Verlag, Bielefeld 2003.*

Wie stand es um die deutsche Literatur und Kultur zwischen Nachmärz und Gründerzeit? Genauer gefragt: Welche Entwicklungen durchliefen die deutsche Literatur, Dichtung, Publizistik, Philosophie, Geschichtsschreibung, Kulturpolitik und Wissenschaft in der Zeitspanne zwischen der gewaltsamen Niederschlagung der Revolution von 1848/49, der sogenannten Bismarckzeit im Deutschen Kaiserreich bis 1890 und der sich daran anschließenden Wilhelminischen Ära am Jahrhundertende, welche neuen geistigen Strömungen und Stilrichtungen bildeten sich aus, und welche literarisch-kulturellen Kontinuitäten, aber auch Diskontinuitäten können vom Vormärz in den 1830er Jahren bis hin zur Gründerzeit in den 1870er, 1880er und 1890er Jahren und mitunter auch darüber hinaus verfolgt werden? Und schließlich, wie sind die damaligen aktuellen Trends und Tendenzen in der deutschen Geistes- und Kulturlandschaft im Kontext der europäischen Kultur, ihrer Wandlungen und Veränderungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu sehen und zu deuten? Diesen Fragen geht nun ein neuer, von den an der Universität Augsburg und am Caius College in Cambridge lehrenden Literaturwissenschaftlern Helmut Koopmann und Anita Bunyan herausgegebener Sammelband über „Kulturkritik, Erinnerungskunst und Utopie nach 1848“ nach, der

die jüngsten Forschungsergebnisse der Arbeitsgruppe „Deutsche Literatur und Kultur vom Nachmärz bis zur Gründerzeit in europäischer Perspektive" präsentiert und als zweiter Band einer Aufsatzreihe im Jahr 2003 erschienen ist. Hervorgegangen aus Vorträgen eines vom DAAD und British Council geförderten deutsch-englischen Forschungssymposions, veröffentlicht die Aufsatzsammlung 17 Beiträge von ausgewiesenen Experten wie von Nachwuchswissenschaftlern unterschiedlicher akademischer Disziplinen – darunter Historiker, Germanisten, Philosophen, Anglisten und Amerikanisten –, die sich der Untersuchung der bislang von der Wissenschaft weniger beachteten, zugunsten der Erforschung schriftstellerischen und künstlerischen Tuns in der Vormärz- und Revolutionsepoche häufig vernachlässigten nachmärzlichen und gründerzeitlichen Literatur und Kultur eingehend widmen.

Eingebettet in ein breites Spektrum an Themenkreisen und Aufgabenstellungen und gestützt auf eine fundierte Theoriebildung und ein reichhaltiges methodisches Instrumentarium versuchen die fachlich durchweg kompetenten und zumeist sehr gut geschriebenen Studien des Bandes, sich von verschiedenen Seiten aus – im Buch markiert durch die Unterteilung in zwei thematische Einheiten – den zeitgenössischen Geistesarbeitern, Kulturschaffenden und Schöpfergestalten, ihrem Denken und Wirken sowie der allgemeinen Stimmungslage und intellektuellen Befindlichkeit in Deutschland zwischen 1848er Revolution und Wilhelminischem Kaiserreich allmählich zu nähern: So beschäftigen sich die Aufsätze im ersten Teil des Werkes mit dem vielschichtigen Phänomen der Kulturtheorie und Kulturkritik. Das heißt, sie zeichnen die komplexe Entwicklung kulturtheoretischen Räsonnements und kulturkritischer Einstellungen von der Reaktionsära, über die Reichseinigungszeit bis hin zu den Gründerjahren Schritt für Schritt nach, analysieren deren jeweiligen Formen und Inhalte und fragen insbesondere danach, „inwieweit sie sich aus dem nachliberalen ‚Spätzeitbewußtsein' herausgebildet" (S. 7) und mit den fortschrittsgläubigen Anschauungen der zweiten Jahrhunderthälfte auseinandergesetzt haben, und inwiefern sie dann, gegen Ende des Jahrhunderts, die greifbar werdenden Probleme des Historismus, die zunehmend kulturpessimistischen Haltungen in der Gesellschaft und das wachsende Angebot an politischen und sozialen Utopien aufgegriffen und verarbeitet haben. Hingegen befassen sich die Abhandlungen im zweiten Teil des Werkes mit den für den inneren Zusammenhalt der im 19. Jahrhundert ‚erwachenden' Nationen und der entstehenden bzw. bereits existierenden Nationalstaaten wichtigen nationalen Erinnerungen,

Traditionen und Geschichtsbildern, sorgen für deren systematische Aufarbeitung und die Untersuchung ihrer Eigenarten und Funktionsweisen, und sie tun dies am Beispiele bestimmter, weit verbreiteter wie langlebiger Erinnerungen im Deutschen Bund, Deutschen Kaiserreich und im Vereinigten Königreich von Großbritannien und Irland. Die Autoren dieser Arbeiten knüpfen dabei unmittelbar an die Forschungserträge im vorangehenden Abschnitt an, indem sie sich vor allem für die Beziehungen interessieren, die zwischen dem das Jahrhundert stark bestimmenden Geschichtsbewußtsein und der mit jenem verbundenen Gedenk- und Erinnerungskultur auf der einen Seite und den sich aus dem historischen Gedächtnis der einzelnen Staaten speisenden europäischen Kulturtheorien und utopischen Weltentwürfen auf der anderen Seite bestanden haben. Letztlich geht es vielen Autoren darum, das Verhältnis darzulegen, ob und in welchem Ausmaß Erinnerungskunst, Utopie und die zeitgenössischen Kulturtheorien einander bedingten bzw. wie sie miteinander zusammenhingen.

Und diese Problemstellung führt dann geradewegs zu dem leitenden Erkenntnisinteresse aller an jenem innovativen und äußerst instruktiven Forschungsprojekt zur nachmärzlichen und gründerzeitlichen Kultur und Literatur beteiligten Wissenschaftler. Da nämlich die Aufsatzsammlung laut den Herausgebern Koopmann und Bunyan „als Beitrag zur frühen Moderne gedacht" ist und sich damit in die neuere, in den letzten Jahren intensivierte Nachmärzforschung einordnen läßt, die den thematisierten Zeitraum „als ein ‚Laboratorium' der Moderne" betrachtet, sollen in den einzelnen Beiträgen die Folgen der politisch-sozialen wie der literarisch-ästhetischen Revolution aus der ersten Jahrhunderthälfte dargestellt und gleichzeitig untersucht werden, „wie die moderne Ästhetik der Kritik sich weitergebildet hat, wie Debatten über die Autonomieästhetik weitergeführt wurden und auf welche Weise Modernisierungsängste und -hoffnungen […] zur Sprache kamen" (S. 8). Schließlich gilt es für die Forscher zu klären, warum das 19. Jahrhundert ein Zeitalter der Extreme *und* der Moderne war: was es zum einen zu einem Jahrhundert machte, das wie kaum ein anderes in der Neuzeit massive Kulturkritik übte, das von Kulturpessimismus und Fortschrittsskepsis geprägt und in dem das Bewußtsein vom angeblich unabwendbaren Verfall der Kultur bestimmend war – mithin eine ‚Weltuntergangsstimmung' unter den Gebildeten herrschte, die ihren Ausgang in dem 1853/55 erschienenen Werk „Essai sur l'inégalité des races humaines" des französischen Aristokraten Josef Arthur Comte de Gobineau nahm, sich 1897 in Äuße-

rungen des Philologen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff wie „Die Kultur kann sterben" aus seiner Rede über „Weltperioden" fortsetzte und später in Oswald Spenglers geschichtsphilosophischem Hauptwerk „Der Untergang des Abendlandes" von 1918/22 ihr vorläufiges, eher unrühmliches Ende fand. Und was dieses Säkulum zum anderen zu einem Jahrhundert machte, das sich von der Kultur alles erhoffte, das euphorischen Zukunftshoffnungen und utopischen Denkmodellen breiten Raum schenkte und das, zumindest mit Blick auf Europa, im Rückgriff auf nationale Erinnerungen und Mythen eine oftmals negativ bewertete Gegenwart überwinden, eine neue, das jeweilige Staatsvolk verbindende nationale Identität und Kultur schaffen sowie, gemäß der „alte[n] Vorstellung des zyklischen Verlaufstypus vom Auf- und Abstieg der Reiche und Kulturen"[1], aus der Vergangenheit heraus die Zukunft gestalten und die europäische Welt zu neuer zivilisatorischer Macht und Blüte führen wollte.

Daß ein derartiges Krisenbewußtsein – allerdings in abgewandelter Form – in der deutschen Literatur schon lange vor dem Vor- und Nachmärz existiert hat, und zwar an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, daß Schriftsteller und Philosophen die Zeit vor 1800 ebenfalls als ein Fin de siècle wahrnahmen und als eine Phase großer politischer und sozialer wie literarischer Umbrüche erlebten und daß sie aus diesem Grunde sowohl erste kulturkritische Überlegungen anstellten, als auch gleichzeitig Hoffnungen und Vorstellungen von einer erneuerten Kunst in einer imaginierten idealen Zukunft entwickelten, die dann zur Überwindung der von ihnen als einschneidend empfundenen gesellschaftlichen Krise führen sollte, darauf weist Andrea Bartl in ihrem den Aufsatzband einleitenden Beitrag über „Strukturen der deutschen Literatur zwischen 1789 und 1815 – ein mögliches Paradigma für die Jahrhundertwende 1900?" hin. Die an dem Band maßgeblich mitwirkende Germanistin verfolgt in ihrem interessanten Überblick nicht nur die Absicht, Parallelen zwischen den Gemütslagen einzelner Dichter und Denker zur Zeit der beiden Jahrhundertwenden aufzuzeigen, sondern sie fragt vielmehr prinzipiell nach den typischen Merkmalen und Besonderheiten einer Literatur, die in einer Zeit tiefgreifenden Wandels stand und in ihren Erzeugnissen

[1] Conze, Werner/Sommer, Antje: Artikel: Rasse, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland hrsg. von Otto Brunner, dems. u. Reinhart Koselleck, Bd. 5: Pro – Soz. Studienausgabe, Stuttgart 2004, S. 135-178, hier S. 161.

weitreichende Umwälzungen und Transformationen zu verarbeiten hatte. So will sie in erster Linie wissen, „was […] sich ausschlaggebend in der Literatur einer Phase [ändert], die von bedeutenden […] Umbrüchen geprägt ist". Um jene möglichen Veränderungen im Literaturverständnis und in der Literaturpraxis herausfiltern und „über die Grenzen einzelner Epochen, Gattungen und Lebensläufe hinweg" untersuchen zu können, wählt sie den ereignisreichen Zeitraum zwischen dem Sturm auf die Bastille von 1789 und dem Wiener Kongreß von 1815. Denn in dieser weltgeschichtlich wohl einzigartigen Um- und Aufbruchsphase zeichnete sich auch die deutsche Literatur durch „eine faszinierende Vielfalt literarischer Richtungen und Einzelpersönlichkeiten" aus, in der die noch wirksamen Strömungen der Aufklärung, Empfindsamkeit und des Sturm und Drang neben den sich erst entwickelnden Epochen der Klassik und Romantik und zugleich neben großen Künstlerpersönlichkeiten wie Kleist, Hölderlin und Jean Paul standen (S. 17-39, insbes. S. 19, 25, 37 u. 39).

Wie sich die schon um 1800 feststellbare und dann Jahrzehnte währende kulturelle Krisen- und Untergangsstimmung auf das epische Werk von Schriftstellern in Deutschland auswirkte und sich ganz konkret in der Konzeption von Romanen und der Ausbildung von Romantheorien widerspiegelte, zeigt Helmut Koopmann im Anschluß an Bartls Überlegungen in seinem grundlegenden Forschungsbeitrag über „Kulturmodelle in Romanform". Da der Roman seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert von deutschen Literaten vor allem als „Innenaufnahme, Charakterstudie, Abbild einer subjektiv erlebten Welt, Seelenerkundungsinstrument und psychologisches Portrait" verstanden wurde, Romane auch nach 1850 mehr oder weniger „Berichte über Einzelne waren", in ihnen sogar das Leben von Durchschnittsmenschen erzählt werden konnte und damit ein Roman wie Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre", der – wenn auch im konservativen Sinne – eine eigene übergeordnete Kulturtheorie entwarf, die Ausnahme blieb, zog dies unweigerlich den Niedergang des Romans und dessen theoretische Abwertung als literarische Form nach sich. Praktisch seien, so Koopmanns zentrale Aussagen, in Deutschland in der gesamten zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine überzeugenden Romantheorien, „die das Verhältnis vom Einzelnen zum ‚Ganzen' zureichend" hätten beschreiben können, mehr formuliert worden. Die generelle Tendenz zur Einzelgeschichte, die den deutschen Roman im ‚langen' 19. Jahrhundert prägte, habe letztlich in Verbindung mit einer vom Historismus begünstigten, rückwärtsgewandten Betrachtungs-

weise verhindert, daß ein „zukunftsorientiertes Kulturmodell irgendwo erschienen wäre“ (S. 41-56, hier S. 41, 47, 49 u. 56).

Das Fehlen zukunftsorientierter Kulturmodelle in der Romanliteratur ging in der Entfaltung des deutschen Geistes- und Kulturlebens im 19. Jahrhundert einher mit dem beinahe kometenhaften Aufstieg der Geschichte als Sinngebungsmacht für das weltliche Geschehen, seine Zusammenhänge und Verlaufsprozesse, der Erschließung der Geschichte durch verschiedene Strömungen der Geschichtsschreibung sowie mit der Verwissenschaftlichung der Geschichte und ihrer Etablierung als akademische Disziplin. Daß diese Entwicklung eines neuen Verständnisses und Konzepts von Geschichte und die mit der Zeit zunehmende Professionalisierung der Historiographie von den Zeitgenossen nicht nur positiv bewertet, sondern vielfach auch äußerst kritisch betrachtet und begleitet wurde, läßt sich nicht zuletzt an den skeptischen Stimmen einiger Vertreter der literarischen und wissenschaftlichen Intelligenz der Nachmärzära und Gründerzeit ablesen. Eine ganz spezielle Haltung hat in dieser Hinsicht Friedrich Nietzsche eingenommen, der seine geschichts- und kulturkritischen Ansichten unter anderem in der eigens zu diesem Problemkomplex geschriebenen Abhandlung „Unzeitgemäße Betrachtungen, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ aus dem Jahre 1874 geschildert hat. Mit diesem Essay und anderen kulturtheoretischen Schriften des Philosophen haben sich in der vorliegenden Sammlung die Literaturwissenschaftler Wulf Wülfing, Hugh Ridley und John Rignall auseinandergesetzt. In ihren Aufsätzen beschäftigen sie sich ausführlich mit Nietzsches Geschichtsauffassung, seiner Abkehr von Geschichtskonzeptionen aus dem frühen 19. Jahrhundert und seiner Kritik an dem „überschwemmende[n], betäubende[n] und gewaltsame[n] Historisieren“, an dem „zügellos umschweifende[n] Geschichts-Unwesen“, das das Leben vergifte und die Kultur barbarisiere (Wülfing, „Wider die ‚Wächter des großen geschichtlichen Welt-Harem‘: Zu Nietzsches ‚vormärzlicher‘ Kritik am Umgang mit der ‚Historie‘“, S. 57-82, hier S. 60); sie erörtern mögliche Parallelen im historischen Denken und Geschichtsverständnis zwischen Nietzsche auf der einen und den Vertretern des Jungen Deutschland, insbesondere Ludolf Wienbarg, auf der anderen Seite (Ridley, „Nietzsche and Wienbarg. A consideration of parallels between Nietzsche and the Young Germans“, S. 83-104); sie spüren ferner dem Weiterwirken Nietzschescher Vorstellungen zur Beziehung von Natur und Kultur bei Jacques Derrida, Thomas Mann und Gottfried Benn nach (Ridley, „Das Fehlen eines Zentrums – noch ein-

mal Natur/Kultur", S. 105-119); und sie versuchen schlußendlich die Ähnlichkeit der Kulturdiagnosen zu erkunden, die sich in der englischen Dichtung im späten 19. Jahrhundert, etwa in den Novellen von George Eliot, und in Nietzsches Schriften wiederfinden lassen (Rignall, „Nietzsche's *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* and English Fiction in the later Nineteenth Century", S. 121-131).

Zusammen bilden die genannten Aufsätze, von denen Ridleys Beitrag über „Nietzsche and Wienbarg" 1980 zum ersten Mal veröffentlicht und jetzt wiederabgedruckt worden ist, in dem Band einen verdichteten Themenschwerpunkt zur neueren Nachmärz- und Nietzsche-Forschung. Eines der wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchungen bezieht sich dabei auf Nietzsches Geschichtskritik: Wie der Bochumer Germanist Wülfing in seinem Aufsatz darlegen kann, existieren auffällige Parallelen und Gemeinsamkeiten zwischen Heinrich Heine, Ludwig Börne, den Jungdeutschen und Nietzsche in der Ablehnung bestimmter historiographischer Strömungen, in der Beurteilung von Geschichte und deren Aufgaben – eben vom „Nutzen und Nachteil der Historie", davon, was Geschichte leisten kann, was sie vermeiden sollte und wie sie geschrieben werden muß –, ja sogar in der Wahl der Argumente und Begriffe zur Begründung ihrer jeweiligen Positionen. So verwendet Nietzsche in der zweiten seiner „Unzeitgemäße[n] Betrachtungen" gleich an mehreren Stellen jungdeutsche Schlagworte wie „jetzige Zeit", „Gegenwart", „das Vergangene" oder „Leben", und umgekehrt hätten die Jungdeutschen Nietzsches Geschichtsbetrachtungen sofort unterschreiben können oder sie hätten jene ähnlich formuliert. Obgleich er einige der jungdeutschen Schlagworte ironisch umwertet oder ironisch ergänzt, verfolgt Nietzsche – so Wülfings abschließendes Resumée – in der „Betrachtung vom *Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* zentrale Konzepte des Vormärz [weiter], wie z.B. die Kritik Wienbargs und des Hegel-‚Schülers' und – Umdeuters Heine an der akademischen Disziplinierung". Nur geht er an diesem Punkt noch einen Schritt weiter, indem er den „Einzelnen" sowohl von der Geschichte als Wissenschaft, der er vorwirft, „daß sie alles verfügbar macht: ‚alles was einmal war, stürzt auf den Menschen zu'", als auch „von der Übermacht der Wissens-Institutionen […] befreien" will, damit der Einzelne nicht mehr nur auf das Universitätswissen, das durch die universitären Fachgebiete strukturell und inhaltlich disziplinierte Wissen beschränkt sei, sondern sich wieder einer schöpferischen Tätigkeit zuwenden und das historische Wissen in seiner ganzen Bandbreite aneignen könne (Wülfing, ebda., insbes. S. 64-65, 68, 77 u. 80-82).

Leider können in dieser Besprechung nicht alle Beiträge des gehaltvollen und wirklich lesenswerten Sammelbandes in dem Maße gewürdigt werden, wie sie es angesichts ihrer Bedeutung für die internationale Nachmärz- und Gründerzeitforschung, das heißt im Hinblick auf ihre richtungsweisenden Erklärungsversuche und Verfahrensweisen wie ihre weiterführenden Forschungsansätze und Untersuchungsergebnisse zur deutschen Literatur und Kultur zwischen der 1848er Revolution und dem Wilhelminischen Kaiserreich, eigentlich verdient hätten. In jedem Fall läßt sich jedoch festhalten, daß sich alle Beiträge – handelt es sich dabei nun um erste gedankliche Annäherungen an ein neu zu entwerfendes Schema zu einer Umbruchsphase in der deutschen Literatur, um anspruchsvolle geschichts- und kulturphilosophische Reflexionen, essayistische Kurzportraits zu ausgewählten Autoren und ihren Werken oder um die von großer Literaturkenntnis und jahrelanger Forschungsarbeit zeugende Einzelstudie zum deutschen Roman – auf einem grundsätzlich hohen wissenschaftlichen Niveau bewegen und selbst dem sachkundigen Kulturforscher und Literaturkenner eine abwechslungsreiche, mitunter fesselnde und vor allen Dingen höchst aufschlußreiche Lektüre bieten. Aufgrund ihrer thematischen Breite, ihres fachlichen Zuschnitts und Aufbaus, ihrer interdisziplinären Ausrichtung und ihrer vergleichenden europäischen Perspektive vermitteln die Beiträge zudem ein vielschichtiges, facettenreiches Bild von der deutschen Literatur und Kultur vom Nachmärz bis zur Gründerzeit und gewähren gleichzeitig zahlreiche Einblicke in die Entwicklung der das Zeitalter nach 1848 beherrschenden Kulturkritik, Erinnerungskunst und politisch-sozialen Utopien.

Birgit Bublies-Godau (Dortmund/Bochum)

Alfred Wesselmann: Das Westphälische Dampfboot. Vier Skizzen und ein Personenregister. *Bielefeld: Aisthesis, 2004.*

Berechtigt konstatiert W., dass das Westphälische Dampfboot (im Folgenden WD) als hervorragende Quelle für die Erforschung des Vormärz zu werten ist, indem es für demokratischen Fortschritt und soziale Gerechtigkeit Partei nahm. In seinen Skizzen hat sich W. vier Bereichen zugewandt, „die die breite Palette des WD zeigen“ (S. 9). Da er in der vorliegenden Literatur „die systematische Auswertung einzelner bedeutsamer Komplexe“ vermisst (S. 9), wählte er als Themen seiner Skizzen unter Berücksichtigung entsprechender Berichte des WD die Kölner

Kunstausstellung vom Sommer 1845, die Oppositionsbewegung „Junges Münster“ 1846, den Vereinigten Preußischen Landtag 1847 und den Hecker-Zug im April 1848.

Die Themenwahl ist gut, doch lässt die Beschränkung auf den geringen Umfang einer Skizze mancherlei Fragen unbeantwortet. Wer ein Bild der Kölner Kunstausstellung und ihrer Bedeutung für die Entwicklung der bildenden Kunst, speziell der Malerei, erwartet, wird enttäuscht sein. Auch Otto Lünings Berichte seiner Eindrücke, sofern sie die einzige Resonanz des WD auf das Kunstereignis waren, vermitteln nur einen kargen Einblick, der auch durch W.s kurze Kommentare wenig bereichert wird, wie z.B. durch die nicht überzeugende Begründung, Lüning habe von Louis Gallait „zu viel Realismus“ (S. 14) erwartet und Hasenclevers „Überschuß an Ambivalenz“ habe nicht Lünings „politischem Engagement“ entsprochen (S. 18). Abwegig ist in diesem Zusammenhang der Verweis auf Karl Marx, der Hasenclevers „Ambivalenz“ zu einem 1848 gemalten Bild ebenfalls kritisiert haben soll. Marx schrieb: „Der hervorragende Maler hat das in seiner ganzen dramatischen Vitalität wiedergegeben, was der Schriftsteller nur analysieren konnte.“ (MEW, Bd. 9, S. 237)

Der fragmentarische Charakter, der generell wenig befriedigt, ist auch den anderen Skizzen eigen. Über die Oppositionsbewegung „Junges Münster“ gibt es nach W. „keine genügenden Arbeiten“, und er selbst könne „diesen Mangel nicht ausgleichen“. (S. 20) Das ist spürbar, obwohl er entgegen dem generellen Anliegen des Büchleins auch Korrespondenzen der Kölnischen Zeitung bemüht. Die Frage, warum das WD nicht ausführlicher berichtet hat, wird nicht beantwortet.

Unklar in der nächsten Skizze bleibt, warum sich Lüning in seinen Berichten über den Vereinigten Landtag nach W.s Auffassung „als Journalist und Politiker neu positionieren“ musste (S. 31). Er hat seine demokratische Grundhaltung doch nicht aufgegeben, was sachliche Würdigung eines politischen Gegners nicht ausschließt.

Die vierte Skizze konzentriert sich im wesentlichen auf den Hecker-Zug im April 1848. Auch bei der gebotenen Kürze setzt die Behandlung dieses Geschehens einen klaren Standpunkt des Autors voraus. Die Beispiele belegen nicht überzeugend, daß die „Berichterstattung und Kommentierung des WD … eine Zeitlang nicht auf der Höhe des Geschehens“ war (S. 42). Konnte man dies von den Zeitgenossen überhaupt erwarten? Und wenn das WD Berichte von Weydemeyer und von Struve veröffentlichte, so waren damit bereits unterschiedliche Wertungen des

Geschehens seitens der Autoren programmiert. Es scheint mir dies zudem kein überzeugender Grund für „redaktionelle Unzulänglichkeiten" (S. 10) zu sein, die nach Auffassung W.s zum Ende des WD beigetragen haben könnten.

Sicherlich hat W. mit seinen Skizzen wichtige Ereignisse dieser historischen Periode aufgegriffen. Es ist für die Historiographie aufschlussreich, wie damaliges Geschehen in zeitgenössischen Journalen dargestellt wurde. Doch in der von W. gewählten Kurzfassung bleiben m.E. zu viele Fragen offen.

Unbestritten wertvoll ist das vom Autor beigefügte Personenregister, das interessante Auskünfte über die Mitarbeiter des Blattes enthält. Der hier z.B. dokumentierte bedeutende Einfluss der Mitglieder des Kommunistischen Korrespondenz-Komitees in Brüssel sollte zu erneutem Durchdenken verbreiteter Wertungen des Charakters des sogenannten „wahren Sozialismus" und seinem Einfluß auf das WD Anlaß geben. Für derartige Anregungen verdient der Autor Dank.

Wolfgang Büttner (Petershagen bei Berlin)

Berthold Grzywatz: Stadt, Bürgertum und Staat im 19. Jahrhundert. Selbstverwaltung, Partizipation und Repräsentation in Berlin und Preußen 1806 bis 1918. *Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 23 (Berlin: Duncker und Humblot, 2003)*

Der Markt für historische Bücher ist ein schwieriger Markt. Dies ist nicht nur ein Gemeinplatz, sondern Thema einer Fachtagung gewesen (FAZ, 9.3.2004). Auf ihr wurde gefordert, Arbeiten – insbesondere aufgequollene Dissertationen – über 250 Seiten rigoros abzulehnen: unfinanzierbar und unlesbar.

Nun ist hier ein Werk anzuzeigen, das im Textteil 1.100 Seiten ausmacht und im Anhang (Tabellen, Literaturverzeichnis, Register) nochmals 200 Seiten mitbringt. Und eine Habilitationsschrift ist es auch noch. Es wird für 112.- Euro angeboten.

Ist das Buch lesbar? Langer Atem vorausgesetzt: ja. Doch schauen wir genauer hin. Der Haupttitel „Stadt, Bürgertum und Staat im 19. Jahrhundert" verheißt ein Monumentalthema. Der Untertitel „Selbstverwaltung, Partizipation und Repräsentation in Berlin und Preußen 1806 bis 1918" schränkt das Thema zwar ein, aber innerhalb des so gezogenen Rahmens halten die Ausführungen G.s das, was sie versprechen. Die Hauptstadt

Berlin ist immer Ausgangs- und Bezugspunkt aller Überlegungen, aber die Exkurse und Erwähnungen, die andere preußische Städte betreffen, sind vielfältig und erhellend: Das Buch trägt seinen Titel zu Recht.

G.s eigene Formulierung ganz am Ende der Arbeit schaut von der Märzrevolution 1848 zurück und nach vorn und bringt damit die Hauptintention des Buches auf den Begriff: „Insofern hatte sich, wenn man einen weiten Bogen von der Märzrevolution zur preußischen Reformzeit spannen will, ein Ziel der bürokratischen Reform Geltung verschafft, indem von der initiierten Form körperschaftlichen Verwaltungshandelns integrative und stabilisierende Wirkungen ausgingen. Als der reformerische Impetus freilich in ein pragmatisches Arrangement mit dem Obrigkeitsstaat mündete, konservatives Beharren die weitere Liberalisierung Preußens ersetzte, verlor die Selbstverwaltung in politischer Hinsicht ihre auf Reformperspektiven angelegte integrative Kraft und sank zu einem Ort liberalen Sonderdaseins herab, der ein konstitutives Element des politischen Immobilismus' Preußens war." (S. 1111)

Fünf Kapitel behandeln die Zeit von 1806 bis zur Märzrevolution; fünf Kapitel widmen sich der Zeit vom preußischen Verfassungsstaat bis 1918. Der Autor breitet dabei eine Fülle von Material aus, die Respekt verlangt. Kein Gesetzestext, kein zeitgenössisches Urteil, kein Redebeitrag in einem kommunalen Parlament scheint G. entgangen zu sein. Der Überblick über die Sekundärliteratur ist enzyklopädisch.

Von daher kann G.s Arbeit hier nur exemplarisch vorgestellt werden. Die Preußische Städte-Ordnung von 1808 nimmt eine zentrale Stelle ein. Den Zeitgenossen war sie eine „Magna Charta der Municipalfreiheit" (S. 91). Politiker, die mit der Städte-Ordnung arbeiten mussten, sowie Staatsrechtler und Historiker jedweder Provenienz kommen zu Wort (S. 91-94). G. versäumt es nicht, sowohl die vielfältigen Reservate staatlichen Handelns im kommunalen Bereich wie auch die sozio-ökonomischen Schranken der bürgerlichen Freiheit zu markieren. So stagnierte die Quote der Bürger an der Einwohnerschaft Berlins bis 1840 bei 5,8% und hatte 1848 auch erst 6,5% erreicht (S. 161). Mit gleicher Akribie wendet sich G. den Motiven hinter der Revidierten Städte-Ordnung von 1831 und ihren Auswirkungen zu. Die Diskussion erstreckt sich auf zeitgenössische wie heutige Sichtweisen. Gegen das weit verbreitete Urteil, die Städte-Ordnung von 1831 sei die Verstärkung einer „bürokratisch-obrigkeitlichstaatliche[n] Tendenz" (S. 374), setzt G. sein Urteil: „Nicht die Einschränkung der Selbstverwaltung, die obrigkeitliche Reglementierung der Gemeindeorgane war das Ziel der Staatsaufsicht, sondern die

Funktionen des Selbstverwaltungskörpers im Einklang mit der übrigen Verwaltung im öffentlichen Interesse zu garantieren." (S. 375) In diesen Zusammenhang gehören die zahlreichen Versuche von kommunaler Seite vor 1831, die Zensusbestimmungen zu verschärfen (S. 380), ebenso wie gleichartige Versuche des Magistrats von Berlin nach 1831 (S. 385f.) und in den frühen 1840er Jahren (S. 442-447). Die Berliner Stadtverordneten-Versammlung konnte diese Versuche abwehren und entwickelte dabei ein gewisses liberales Profil. Allerdings trug dieser Vorgang nicht unerheblich zur Politisierung der Stadtverordneten vor 1848 bei. In der tagespolitisches Rhetorik wurde dabei manches Mal die Städte-Ordnung von 1808 gegen die von 1831 ausgespielt.

Einen anderen Schwerpunkt bildet das Klassenwahlrecht. G. stellt es auf der staatlichen wie auf der kommunalen Ebene dar. Der Leser erfährt alle Einzelheiten, alle Veränderungen und Verästelungen. Dabei kommen auch die manchmal nur kurios zu nennenden Auswirkungen des Klassenwahlrechts zur Sprache (z. B. S. 886 und 923). Schonungslos legt G. die preußische Gesellschaft als Klassengesellschaft bloß, deren Aufrechterhaltung mittels eines flexibel gehandhabten Klassenwahlrechts das selbstverständliche Axiom der politischen Elite war. Dies Instrument richtete sich – so G. – sowohl gegen die Großstädte (S. 976) zur Aufrechterhaltung agrarischer Interessen wie, in den Jahrzehnten nach 1849, gegen den Liberalismus (S. 963, 967). Später erst stand die Abwehr des sozialdemokratischen Einflusses im Vordergrund (z.B. S. 934-935, 1009). Die gouvernementale Ideologie war jedoch in allen Fällen die gleiche: „Da die gouvernementale Partei zu Recht ‚das Wesentlichste' von der Regierung erwartete […] hielt man es für eine selbstverständliche Aufgabe des Staates, die notwendigen Voraussetzungen für ihre dominante Vertretung im Landtag zu schaffen. Das konnte durch die Wahlbezirksgestaltung […] geschehen […] Hinter diesem Anspruch stand die Idee einer überparteilich agierenden Regierung […] Nicht die politische Neutralität, die staatliche Observation war gefordert, um die Landtagswahlen nicht ihrer unkontrollierten Eigengesetzlichkeit zu überlassen, sondern um sie im Interesse des Gesamtstaates zu steuern." (S. 964)

Regierung und ‚gouvernementales Lager' reagierten aus der Defensive heraus, bis es zu spät war. G. zitiert hierzu treffend Gustav von Schmoller (1910): „Die Weisheit aller Reformpolitik besteht darin, dass man nicht zu spät kommt. Allerdings auch darin, dass man im rechten Moment kommt." (S. 1008) Dieser rechte Moment war im Herbst 1918 schon lange verstrichen.

Zwei Wünsche des Lesers blieben unerfüllt. Manchmal hätte er sich eine etwas schlichtere Syntax gewünscht, und bei der Komplexität des Stoffes wären ihm einige weitere (Zwischen-)Zusammenfassungen der Diskussion sehr zu Hilfe gekommen.

Alfred Wesselmann (Lengerich)

Martin H. Jung: Nachfolger, Visionärinnen, Kirchenkritiker. Theologie- und frömmigkeitsgeschichtliche Studien zum Pietismus. *Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2003.*

Der Osnabrücker Kirchenhistoriker Jung legt nach zahlreichen früheren Veröffentlichungen zum neuzeitlichen Protestantismus einen Aufsatzband zum Pietismus vor. Der Schwerpunkt der Studien liegt regional in Württemberg und der Schweiz, zeitlich im 18. Jahrhundert. Nur einer von zehn Beiträgen behandelt die Formierungszeit des Pietismus im späten 17. Jahrhundert, zwei (ein dritter teilweise) werfen Licht auf den Übergang zur Erweckungsbewegung im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Der Frageansatz ist schon im Untertitel offen gelegt: Es geht um Theologie- und Frömmigkeitsgeschichte. Das heißt nicht, dass hier nur traditionelle Kirchengeschichtsschreibung geboten würde. Jung geht schon längere Zeit Fragen wie der Beziehung von Christen und Juden, der Stellung der Frauen und dem Verhältnis der Menschen zu den Tieren nach, die von Theologen – anders als von Allgemeinhistorikern – bislang oft vernachlässigt wurden. Dank Jungs Neuland beschreitender Arbeit wird deutlich, wie wichtig diese Themen für die Theologie sind.

Trotz dieser Erweiterung des Themenspektrums beschränkt sich Jung allerdings strikt auf theologische Fragestellungen und nimmt kaum Bezug auf Fragen und Methoden anderer Wissenschaften. Das lässt sich schon an dem ersten und zugleich umfangreichsten Aufsatz über Johanna Eleonora Petersen geb. von Merlau (1644-1724), zeigen. Jung würdigt die Mitbegründerin des radikalen Pietismus als eigenständige Theologin und skizziert einfühlsam ihr theologisches System. Eine historisch-biographische Darstellung ihres Wirkens oder eine Einordnung in die weibliche Religiosität ihrer Zeit (vgl. hierzu etwa Barbara Hoffmann) ist jedoch ausgespart. Das Leben der Merlau-Petersen zeichnet Jung weitgehend nach ihrer Autobiographie nach, ohne auf Barbara Becker-Cantarinos literaturwissenschaftliche Untersuchungen zu diesem Werk (und seinem stark eingeschränkten Quellenwert) einzugehen.

Ähnlich sieht es mit dem zweiten Aufsatz aus, der das Interesse von Vormärzforschern finden sollte: der Frage, was der große schwäbische Pietist Johann Albrecht Bengel (1687-1752) für 1836 erwartete. Jung präsentiert zunächst die verwirrenden Angaben in der Literatur, um dann anhand von Bengels eigenen Veröffentlichungen die Lösung zu präsentieren: Bengel erwartete weder das Ende der Welt noch die Wiederkunft Christi, sondern den Beginn der ersten von zwei tausendjährigen Perioden, in der eine bessere Zeit für die Kirche anbrechen würde. Jung erläutert die Herkunft dieses Theologumenons und die leichte Verschiebung der Erwartung bei Bengels Schülern in sehr differenzierter Weise; er deutet aber nur ansatzweise an, welche sozialgeschichtlichen Konsequenzen diese Erwartung hatte – bis zur Auswanderung nach Russland und Kasachstan im frühen 19. Jahrhundert.

Diese Engführung findet sich auffälligerweise auch in einer Quelle, die Jung ediert, einem Reisebericht von Anna Schlatter von 1821. Die St. Gallener Kaufmannsfrau hatte eine Reise durch Württemberg und das Rheinland unternommen und dabei vor allem führende Vertreter der Erweckungsbewegung besucht. In dem Bericht finden sich interessante Porträts von Männern wie Christian Adam Dann, Gottlieb Wilhelm Hoffmann, Aloys Henhöfer und Gottfried Daniel Krummacher. Schlatter gibt Predigten und Diskussionen über theologische Fragen wieder und vertritt dazu durchaus auch ihre eigene Meinung. Alles, was nicht direkt mit dem Heil der Seele zu tun hat, kommt in ihrem Bericht aber nur ganz am Rande vor, nämlich dann, wenn sie sich davon abgestoßen fühlt; ob das die Bart- und Haartracht der Tübinger Studenten oder die militärischen Befestigungen in Köln sind. In der Tat eine auch mentalitätsgeschichtlich wertvolle Quelle, die aber vor allem die große Distanz zwischen der protestantischen Erweckung und den vormärzlichen Ideen und Tendenzen belegt.

Der für Nicht-Theologen interessanteste Beitrag handelt von den Anfängen der Tierschutzbewegung in Deutschland. Jung kombiniert hier verschiedene Zugänge, wenn er nicht nur verschiedene Veröffentlichungen der schwäbischen Theologen Christian Adam Dann und Albert Knapp referiert und geistesgeschichtlich einordnet, sondern auch eingehende biographische Untersuchungen zu Dann vornimmt und die Gründungsgeschichte des ersten deutschen Tierschutzvereins in Stuttgart nachzeichnet. Sowohl auf die württembergische Tierschutzgesetzgebung als auch auf die Ausbreitung von Tierschutzvereinen hatte die Erweckungsbewegung großen Einfluss, ein Faktum, das die Profangeschichtsschreibung zum eigenen Schaden ignoriert hat.

Auch die hier nicht genannten Studien des Bandes sind gründlich aus den Quellen gearbeitet und bringen die theologische Forschung deutlich voran. Die Themen, die Jung behandelt, sollten auch für die Nachbarwissenschaften von Interesse sein. So ist zu hoffen, dass sie zukünftig auch noch in stärker interdisziplinären Zugriff angegangen werden.

Martin Friedrich (Bochum)

Torsten Liesegang: Öffentlichkeit und öffentliche Meinung. Theorien von Kant bis Marx (1780-1850). *Würzburg: Königshausen & Neumann 2004 (Epistemata. Würzburger Wissenschaftliche Schriften, Reihe Philosophie, Bd. 351).*

Am Anfang steht die Kritik. Liesegang unternimmt in seiner Würzburger Dissertation über Theorien von Öffentlichkeit und öffentlicher Meinung im Zeitraum von circa 1780 bis 1850 eine umfassende Dekonstruktion der vorhergehenden Forschungen zum frühmodernen Öffentlichkeitsbegriff und der darauf aufbauenden Annahmen über Entstehung und Entwicklung von Öffentlichkeiten. Nicht nur die „fundamentalen Schwächen" (die im Kern kaum jemand mehr wird bestreiten wollen) der Habermas'schen Strukturtheorie (S. 32) werden dabei ausführlich untersucht. Auch die prominenteren Studien der vergangenen Jahrzehnte, wie diejenigen von Blesenkemper, Hölscher und Koselleck, denen neben einer buchstäblichen Ignoranz gegenüber der Widersprüchlichkeit der Theoriebildung „selektive Wahrnehmung der Quellen und […] mangelhafte[.] Berücksichtigung theoretischer Zusammenhänge", damit „unzureichende[.] Interpretationen und Fehldatierungen" bescheinigt werden (S. 238), trifft diese umfassende Kritik. Wer mit solcher Vehemenz auftritt, hat ohnehin schon einen schweren Stand. In der Anlage seiner Studie aber hat Liesegang sich ‚Fußfesseln' angelegt: Während er sich bei Welcker, Garve und Wieland auf offensichtlich bekanntem Terrain bewegt, das er durchaus souverän und konzise darzustellen weiß, überfrachtet die – wenn auch bewusst gewählte – Trias Kant-Hegel-Marx den Rahmen der Darstellung. Eine stärke Engführung hätte der Arbeit sicherlich zum Vorteil gereicht. So greifen dann auch die herangenommenen Bezüge auf Öffentlichkeitskonzepte, die vor dem betrachteten Zeitraum liegen – namentlich auf das mittelalterliche *publicus*, das dann doch ein bisschen mehr ist als ein einfaches Synonym für Herrschaftlichkeit

(S. 12) – in der Regel leider reichlich kurz.[1] Auch erscheint es überzeichnet, wenn der Verfasser feststellt, dass im „Gegensatz zu Thomas Hobbes und Jean-Jacques Rousseau […] Kant den Übergang vom Natur- zu einem bürgerlichen Gesellschaftszustand als vernünftige und freiwillige Unterwerfung des Menschen unter allgemeine, öffentliche Gesetze" (S. 71) beschreibe. Vielmehr wird man sagen können, dass die Verbindung zwischen *volonté générale* und *intérêt commune*, die ja gerade spezifisch für den Rousseau'schen Freiheitsbegriff ist, bei Kant in dieser Form gar nicht mehr vorkommt, der Vergleich also insgesamt recht konstruiert wirkt. Die *Metaphysik der Sitten* kennt zwar den allgemeinen Willen, nicht aber ein gemeinsames Interesse[2], bei Rousseau hingegen geht das Private im Öffentlichen auf, das Privatinteresse fällt mit jenem der Gesellschaft zusammen. Im Formalen bleibt anzumerken, dass der ansonsten sehr sauber gegliederte Aufbau der Studie unnötig geschmälert wird durch ein Literaturverzeichnis, das in seiner nicht alphabetischen, sondern systematischen Einteilung das Auffinden der zitierten Werke eher erschwert denn befördert. Der Nutzen des auf den ersten Blick beeindruckend umfassenden Personenindex von knapp fünfhundert Einträgen wird rasch durch die Einsicht relativiert, dass rund ein Drittel dieser Einträge Personen verzeichnen, die lediglich im Literaturverzeichnis, nicht aber in der Arbeit selbst in Erscheinung treten. Wenn auch Liesegang gerade mit dem Programm antritt, dass die im Titel suggerierte „kohärente[.] theoretische[.] Entwicklung, die sich auf einer Linie von Kant über Hegel bis Marx konzentriert" (S. 238), ein Konstrukt und so in der ideengeschichtlichen Wirklichkeit nicht aufzufinden ist, so kann bei der dennoch auf

[1] Instruktiv ist noch immer die Auseinandersetzung von Thum mit Habermas aus spezifisch rechtsgeschichtlicher Perspektive; vgl. Bernhard Thum: Öffentlich-Machen, Öffentlichkeit, Recht. Zu den Grundlagen und Verfahren der politischen Publizistik im Spätmittelalter (mit Überlegungen zur sog. „Rechtssprache"), in: ZLL 37 (1980), S. 12-96. Eine Reihe interessanter Gedanken wirft in diesem Zusammenhang auch Rüdiger Brandt: Enklaven – Exklaven. Zur literarischen Darstellung von Öffentlichkeit und Nichtöffentlichkeit im Mittelalter. Interpretationen, Motiv- und Terminologiestudien (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 15), München 1993 auf. Der SFB 496 *Symbolische Kommunikation* an der Universität Münster wird, so steht zu erwarten, ein Übriges erbringen.

[2] Zumindest wird man sagen müssen, dass das gemeinsame Interesse in der Metaphysik d. Sitten §26 und §43 keine Leitfunktion gegenüber dem allgemeinen Willen entwickelt, wie dies bei Rousseau der Fall ist.

diese Autoren zurückgreifenden Darstellungsweise nicht mehr als die Dekonstruktion jener Kohärenzannahme geleistet werden. Das allerdings tut Liesegang überzeugend. Zu recht, und das ist eines der zentralen Erträge seiner Studie, stellt er fest, dass sich ein „kritischer Pessimismus über das emanzipatorische Potential der Öffentlichkeit“[3] nicht erst bei den Liberalen des Vormärz, sondern bereits am Ende des 18. Jahrhunderts bei Kant, Garve und anderen abzeichnet (S. 246f.), wie insgesamt die Stärke der Arbeit weniger in der Darstellung als vielmehr in der Auseinandersetzung liegt. Auch am Ende steht also bei Liesegang die Kritik. Wer sich bereits auf einem gewissen Kenntnis- und Diskussionsstand sieht, wird dies zu schätzen wissen; wer bündigen Überblick und große Entwicklungslinien sucht, jedoch eher enttäuscht sein.

Hiram Kümper (Bochum)

Ewald Frie: Friedrich August Ludwig von der Marwitz 1777-1837. Biographie eines Preußen. *Paderborn/München/Wien/Zürich: F. Schöningh, 2001.*

Der Urpreuße, Gutsbesitzer und General war nicht der „Prototyp des preußischen Junkers“ (S. 333), als der er in der Literatur vielfach bezeichnet wird. Das belegt überzeugend die vorliegende Biographie, die, wie F. eingangs betont, sich von „verschiedenen Marwitz-Erzählungen“ und ihren Fehldeutungen, zu denen auch die „Selbstbeschreibung ihres Ersterzählers“ (S. 13) Handhabe lieferte, mittels gewissenhafter Quellenbefragung deutlich distanziert.

Es passt allerdings wirklich nicht in das tradierte Bild eines stockreaktionären, lokalbornierten preußischen Landjunkers des 19. Jahrhunderts, daß der knapp 30-jährige Marwitz „zu der jungen wissenschaftlichen Offiziersavantgarde gehörte, die nach 1806 den Kern der jungen Militärreformkräfte stellte“ (S. 169), der durch die „Schule der Scharnhorstschen Kriegsakademie gegangen“ (S. 174) war und mithin „zu den jungen Offizieren des ausgehenden 18. Jahrhunderts“ zählte, „die Bildung und Wissenschaft als notwendige Elemente des Offiziersamtes begriffen und aus den Lehrsatzgebäuden ihrer Vorgesetzten heraustraten“ (S. 235). Doch nicht nur auf militärischem Gebiet verhielt sich Marwitz aufgeschlossen

[3] Peter Uwe Hohendahl: Einleitung, in: ders. (Hg.): Öffentlichkeit – Geschichte der kritischen Begriffs, Stuttgart 2000, S. 67.

gegenüber neuen Ideen und Forderungen der gesellschaftlichen Epochenwende, die mit der Großen Französischen Revolution angebrochen war und auch auf Deutschland einwirkte. So interessierte er sich als Gutsherr für die neuen agrarwissenschaftlichen Schriften von Young und Thaer (S. 131) und versuchte deren Erkenntnisse auf seinem Gutsbesitz umzusetzen. Auch war er empört, als er feststellte, dass in seiner dörflichen Gemeinde „kaum ein Drittel der Kinder einschlägigen Alters die Schule besuchten" (S. 129). Dennoch vermochte sich Marwitz von überkommenen und historisch überholten Denkmustern und Handlungsweisen eines preußischen Gutsherrn nicht vollständig zu lösen. Die alte Ständeordnung wollt er nicht aufgeben, und er war z.B. überzeugt, daß ein Bediensteter wegen Diebstahls auch einmal „fünfzig Stockprügel auf den Hintern" (S. 124) auszuhalten habe. Diese Haltung stand allerdings ganz wesentlich im Gegensatz zu Reformbewegungen, die sich auch in Preußen nicht aufhalten ließen.

War Marwitz Reformer oder deren Gegner? F. polemisiert gegen die verbreitete Auffassung, Marwitz sei „‚eine der widersprüchlichsten Gestalten seiner Zeit' gewesen … weil er ‚seine Wirtschaft ganz im Sinne rational-kapitalistischer Methoden' betrieben, gleichzeitig aber die preußischen Reformen bekämpft habe" (S. 130). Dieses Urteil lehnt F. ab mit der Begründung, im damaligen Bemühen um eine ertragsfähigere Landwirtschaft gerieten „gesellschaftsverändernde Reformen … nicht notwendig ins Blickfeld der Handelnden" (S. 130). Subjektiv trifft das auf Marwitz sicherlich zu. Doch offenbar übersieht der Biograph, dass auch Erneuerungen in der Landwirtschaft ein Teil des objektiv sich vollziehenden Prozesses der bürgerlichen Umwälzung jener Zeit waren, die im Blickfeld einzelner Personen unterschiedlich, vielfach widersprüchlich und oft unbewusst reflektiert wurden. Wie Marwitz ein objektiver gesellschaftlicher Prozess schrittweise bewusst wurde, hat F. dennoch mit bemerkenswerter Klarheit herausgearbeitet, denn der Gutsherr, heißt es in der Biographie, bewertete „wirtschaftliche Reformen" zunächst als „zeitadäquat, ja richtungsweisend" (S. 157), erkannte aber später ihren bürgerlichen Charakter und lehnte sie deshalb mit vorgeschrittenem Alter immer entschiedener ab. War er in den Jahren 1816 bis 1820 „von bürgerlich-liberalen wie aristokratisch-reaktionären Positionen gleich weit entfernt" (S. 226), so wurde wenig später seine „Unfähigkeit, sich in einer nachständischen Gesellschaft angemessen zu bewegen" (S. 233), immer deutlicher sichtbar. Die Ursache dafür hat Marwitz selbst plausibel benannt: „Der Grund und Boden ist beweglich gemacht, die alten Grund-

besitzer existieren nicht mehr, allenthalben gilt die Masse, die Zahl und das Geld…“ (S. 293) „Die Gutswirtschaft“, so stellt F. fest, „mußte zunehmend kapitalistischen Gesetzmäßigkeiten folgen, die der alternde Marwitz je länger je weniger gutheißen mochte“ (S. 337). Seine ökonomonisch motivierte Ablehnung des Reformkurses Hardenbergs drängte ihn schließlich auch politisch ins Abseits. Er wurde „von den Entwicklungsprozessen“, d.h. von der bürgerlichen Umwälzung, „überrollt“ (S. 340), resignierte, zog sich in den 30er Jahren von der Politik und auf sein Gut in Friedersdorf zurück und beschränkte sich auf seine „immer bitterböser werdenden Kommentare zum Zeitgeschehen“ (S. 332).

Das bislang in der Literatur überwiegend eintönig ablehnende Bild des Herrn von der Marwitz hat in dieser Biographie durch umfassenden Rückgriff auf alle verfügbaren Quellen und differenzierte Darstellung deutlich an Farbe gewonnen. Die Aufgliederung des Stoffes, für die sich F. entschieden hat, ist allerdings für eine Biographie ungewöhnlich. Denn nicht der chronologische Lebensablauf liegt der Darstellung zugrunde. F. behandelt verschiedene gesellschaftliche Bereiche wie „Familie, Hof und Stadt“, „Religion und Kirche“, „Dorfgesellschaft, Gutsherrschaft und Agrarwirtschaft“ oder „Militär, Gesellschaft und Krieg“ nacheinander in jeweils gesonderten Kapiteln. Das führt zwangsläufig zu Wiederholungen und lässt auch den gesamtgesellschaftlichen Umbruch dieser Zeit etwas verblassen. Anderseits profitiert hiervon die regionalgeschichtliche Forschung, der F. wertvolles Material erschließt. Nicht nur soziale Verhältnisse in den ländlichen Gebieten der Mark Brandenburg, auch Wirtschaftsmethoden, Ernteerträge, Beziehungen zwischen dem Gutsherrn und den Bauern, Fragen der Gerichtsbarkeit, Folgen von Krieg, Besatzung und andere Probleme werden detailliert untersucht. Diese Methode schafft der Biographie einen aussagekräftigen Rahmen.

Der Autor scheint, wie man aus dem Einführungskapitel schließen könnte, Bedenken gehabt zu haben wegen der Wahl eines Mannes für seine biographische Arbeit, der keine „welthistorische Persönlichkeit“ war, nicht „qua Geburt und Amt im Zentrum historischer Ereignisse“ stand und weder „die preußische, geschweige denn die deutsche Geschichte … wirklich beeinflußt“ hat (S. 28). F. selbst beweist den Wert auch solcher Biographien, deren Vielzahl erst ein umfassendes und gültiges Bild einer geschichtlichen Epoche vermittelt, und er hat dafür auch einen beachtenswerten Maßstab gesetzt.

Wolfgang Büttner (Petershagen bei Berlin)

Dorothea Minkels: 1848 gezeichnet. Der Berliner Polizeipräsident Julius von Minutoli. *Berlin: DeMi-Verlag, 2003.*

Berlin im historischen Jahr 1848 steht im Mittelpunkt der vorliegenden Biographie des damaligen Polizeipräsidenten, der nicht nur durch seine amtliche Stellung im Brennpunkt der Ereignisse stand, sondern sie auch durch zahlreiche Zeichnungen dokumentierte. Der Titel deutet darauf hin.

Die Autorin nennt ihren Helden einen „berühmten Polizeipräsidenten" (S. 366). Ein für dieses hohe Amt ungewöhnlicher Mann war er auf jeden Fall. Wir lernen in dem liberal angehauchten Spross einer altitalienischen Adelsfamilie einen vielseitig interessierten, gebildeten und künstlerisch talentierten preußischen Beamten kennen, der sich nicht nur in den Amtsstuben auskannte, sondern auf größeren Auslandsreisen viel von der Welt gesehen hat. Vor allem war er seinem Dienstherrn, dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV., treu ergeben. Nach den für den König bitteren Märztagen 1848 beteuerte ihm Minutoli: „Könnte es mir gelingen, dazu beizutragen, Euer Majestät Ruhe, Macht und Anerkennung zu sichern wie sie Ihnen gebührt, so sehe ich die Aufgabe meines Lebens erfüllt und sterbe als der glücklichste Mensch." (S. 196) Der promovierte Jurist fand auch guten Kontakt zum damaligen Bildungsbürgertum. Nicht zuletzt gewann ihm soziales Engagement ebenfalls Sympathien breiterer Schichten der Bevölkerung.

M. skizziert zunächst Minutolis familiäres und soziales Umfeld, Studium und Referendariat und geht dann ausführlicher auf seine Tätigkeit als Polizeipräsident von Posen ein. Hier wurde er erstmals mit den in dieser Zeit herangereiften politischen Konflikten konfrontiert. In Posen, das nach der jüngsten Teilung Polens zu Preußen gehörte, forderte die Mehrheit der polnischen Bevölkerung ihr Recht ein auf einen unabhängigen Staat. Obwohl Minutoli „mit der Förderung der Kultur viele Sympathisanten in der liberalen polnischen Bevölkerung" (S. 61) besaß, gestand er ihr dieses elementare Grundrecht nicht zu und trug auch keine Bedenken, den nationalen Kampf der Polen mit brutaler Gewalt zu unterdrücken. Der Protest vornehmer und begüterter Polen, die vom König eine „strenge Untersuchung und Bestrafung" des Polizeipräsidenten forderten (S.71), wurde abgewiesen. Minutoli dagegen stieg in der Gunst des Monarchen, der ihm im Juli 1847 den gleichen Posten in Berlin übertrug, nachdem der Vorgänger, Eugen von Puttkamer, der sogenannten Kartoffelrevolution im April jenes Jahres ziemlich hilflos gegenüber gestanden hatte.

Die folgenden Kapitel bilden den Hauptteil der Biographie. Minutoli sah sich in der preußischen Hauptstadt mit einer anschwellenden revolutionären Volksbewegung konfrontiert, die die Grundpfeiler der Monarchie im März 1848 erschütterte. Während einflussreiche Kreise am Königshof, an deren Spitze Kronprinz Wilhelm stand, für den rücksichtslosen Einsatz militärischer Gewalt eintraten, strebte der Polizeipräsident eine flexiblere Taktik an, für die sich zunächst auch der König entschied. Doch die bewaffnete Auseinandersetzung zwischen Volk und Militär war nicht zu verhindern. Minutolis Balanceakt zwischen den Barrikaden am 18. März musste scheitern, fühlten sich doch die Bürger, die zu den Waffen gegriffen hatten, auch von ihm betrogen. Denn er sah in den Aufständischen eben nur „Gesindel" (S. 124). Bezeichnenderweise versuchte er General von Möllendorf zu überzeugen, dass er „nicht auf der Seite der Volkskämpfer" stünde (S. 141). Auf „persönlichen Befehl seiner Majestät" (S. 152) übernahm Minutoli das Kommando der neugebildeten Bürgerwehr, und in dieser Eigenschaft führte er „dem König Männer zu, mit deren Hilfe jener seine Taktik verwirklichen konnte, die Liberalen gegen die Demokraten auszuspielen" (S. 169). Am Ende verloren die einen wie die anderen und nicht zuletzt auch der Polizeipräsident selbst, der zeitweilig seine „Gesinnung … den Erfordernissen eines Bürgerwehrgenerals" opferte (S. 156).

Minutolis Berliner Karriere währte gerade ein Jahr. Die Hofpartei warf ihm Verräterei vor, und der König verhielt sich distanziert. Auch Minutolis Erklärung, dem Kronprinzen sei in den Märztagen „schweres Unrecht" (S. 194) geschehen, reichte nicht aus, um ihn in den Augen der wiedererstarkten Konterrevolution zu rehabilitieren. Im Königreich Preußen hatte man zunächst keine Verwendung für ihn. Erst im März 1851 erhielt er eine neue Aufgabe: Er wurde zum Generalkonsul für Spanien und Portugal ernannt. 1859 schickte ihn die preußische Regierung in eine noch weiter entfernte Region. Als Ministerresident und Generalkonsul von Persien sollte er preußischen Interessen dienen. Am 5. November 1860 verstarb er auf einer Reise in den Süden des fernen Landes.

Der Lebensweg des Herrn von Minutoli wird von der Autorin akribisch nachgezeichnet und durch Nutzung eines bisher wenig erschlossenen Aktenbestandes, der in größerem Umfange in den Text einbezogen wird, dokumentiert. Die historische Wertung des Materials wie auch der Handlungen Minutolis überlässt M. allerdings weitgehend dem Leser.

Es wäre sicher günstiger gewesen, wenn die Autorin ihrem eigenen Text weniger Zeitdokumente eingefügt und ihn damit übersichtlicher ge-

staltet hätte. Für den gesonderten Abdruck interessanter Archivalien hätte sich ein historisch-kritischer Dokumentenanhang angeboten. Nicht wenige Leser werden ein Literaturverzeichnis und ein vollständiges Personenregister vermissen.

Wertvoll für das Persönlichkeitsbild Minutolis sind die in das Buch aufgenommenen Zeichnungen „aus verschiedenen Lebensabschnitten", die, wie M. versichert, hier zum ersten Mal veröffentlicht werden. Gleiches gilt auch für seine wissenschaftlichen Leistungen, denn Erfahrungen und Entdeckungen während seiner vielen Auslandsreisen pflegte er in Wort und Bild zu überliefern.

Wolfgang Büttner (Petershagen bei Berlin)

Nils Freytag: Aberglauben im 19. Jahrhundert. Preußen und seine Rheinprovinz zwischen Tradition und Moderne (1815-1918). *(Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 74.) Berlin: Duncker & Humblot 2003.*

Nils Freytags Buch handelt in starkem Maße von dem Bemühen des preußischen Staates und der katholischen Kirche, ihre Definitionsmacht über das Wohl des Volkes gegenüber oft nur schwer lenkbaren Bevölkerungsgruppen mit eigenwilligen Heils- und Heilungsvorstellungen zu verteidigen. Dabei stützen sich die an der Tiefe eines inneren Glaubens interessierte katholische Kirchenführung und die rationalistischen preußisch-protestantischen Behörden zunächst gegenseitig im Kampf gegen Handlungen, die sie als abergläubisch ansehen. In den Zeiten eskalierender Konflikte zwischen Katholizismus und Staat allerdings werden äußerliche Formen der Frömmigkeit und des Wunderglaubens als öffentliche Manifestationen katholischen Glaubens von der Kirche toleriert und gefördert.

Aberglauben ist für Freytag „eine stigmatisierende Zuweisung von außen, eine Deutung bestimmter Verhaltensweisen und Zustände, die an sich wandelnden Normen gemessen wurden und immer noch werden" (S. 363). Der Aberglaubensvorwurf, so bilanziert Freytag, verlor im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts „einen beträchtlichen Teil seiner die aufklärerischen Kräfte bündelnden Stoßrichtung, weil er im Umfeld kirchenrechtlicher, kirchenpolitischer und weltanschaulicher Konflikte als polemischer Kampfbegriff funktionalisiert wurde" (S. 398).

Ausdrücklich bezieht der Autor Position dagegen, abergläubisches Verhalten lediglich als noch nicht von der Aufklärung überwundenes Relikt einer dunklen Vergangenheit zu sehen, sondern er billigt ihm unter bestimmten Umständen durchaus Rationalität zu. Freytag betont: „Einer an aufklärerischen Maßstäben gemesssenen vernünftigen Handlungsweise in Fragen der Gesundheit, wie sie sich die Behörden offenkundig wünschten, standen lange Zeit die engen Grenzen entgegen, welche der akademischen Medizin gesteckt waren" (S. 403). So unternahmen angesichts der Unbekanntheit des Tollwuterregers und des entsprechenden Fehlens einer erprobten ärztlichen Therapie Betroffene in ihrer Not die mit blutigen Riten verbundene Wallfahrt ins Ardennenkloster St. Hubert und nahmen damit den zuständigen Schutzheiligen in Anspruch, oder man brannte unter entsprechenden Zeremonien die Bisswunde mit einem zum Glühen gebrachten, für heilkräftig gehaltenen „Hubertusschlüssel" aus. Die Staatsverwaltung versuchte, jede pastorale Krankheitstherapie zu unterbinden und die Krankenbehandlung ausschließlich approbierten Ärzten zuzuweisen. Da aber heiltätige Laien nach wie vor großen Zulauf hatten und Berichte über Behandlungerfolge Verbreitung fanden, versuchten die Medizinalbehörden gelegentlich, die angewandten Verfahren und ihre Wirksamkeit unauffällig zu untersuchen.

Das Buch verdeutlicht die Schwierigkeit, eine klare Grenze zwischen legitimer katholischer Wundergläubigkeit und Aberglauben zu ziehen, und dies um so mehr, als sich die Ansichten zu äußerlicher, zweckbetonter Frömmigkeit selbst innerhalb der Kirche über ein sehr breites Spektrum erstreckten und mit den wechselnden Zeitumständen und Personen erheblichen Veränderungen unterworfen waren. Das lässt sich beispielhaft an der Frage der zahlreichen Wallfahrten erkennen, die in den Augen der preußischen Verwaltung als unproduktive Unordnung gesehen wurden und für die ersten Kölner und Trierer Bischöfe unter preußischer Herrschaft zu einer Verflachung und Veräußerlichung des Glaubens führten. Die bekannte Wallfahrt von 1844 zum Heiligen Rock in Trier ist das weithin sichtbare Zeichen einer veränderten amtskirchlichen Haltung. Sie ist als Bestandteil des sich an der Frage der Zivilehe entzündenden Kampfes zwischen Kirche und Staat im vormärzlichen Rheinland zu sehen.

Durchgehend konnten sich insbesondere die Ortsgeistlichen auf dem Lande dem Bedürfnis der Bevölkerung nach fassbaren, körperlich erfahrbaren Glaubensformen nicht entziehen. Sie konnten daher in eine entgegengesetzte Richtung zielende theologisch-rationalistische Weisun-

gen ihrer Vorgesetzten oft nicht umsetzen, wenn sie die Loyalität ihrer Gemeinde nicht aufs Spiel setzten wollten. In machen Fällen waren niedere Geistliche aktiv am Geschäft mit Gebetszetteln, Schutzbriefen oder der Vermarktung des Schutzheiligen beteiligt, ohne ein Bewusstsein für ihren Verstoß gegen kirchliche Weisungen zu haben. Einer Begrenzung abergläubischer Vorstellungen allein auf den ländlichen Raum widerspricht Freytag allerdings unter Verweis auf die starke Wirkung neuerer, im Laufe des 19. Jahrhunderts auftretender Erscheinungen wie der Heilmethode des animalischen Magnetismus oder des Spiritismus und Hypnotismus gerade in Städten und Herrschaftszentren.

Intensiv hat der Autor Staats- und Kirchenarchive genutzt, um das Auftreten von Geister- und Wunderglauben, Wallfahrten und Krankheitsheilern ohne ärztliche Approbation beschreiben und den Umgang dieser Behörden damit analysieren zu können. Die konkreten Erscheinungsformen solcher Phänomene fließen zunächst nur spärlich und beiläufig in die Kapitel ein und werden erst im hinteren Teil des Buches an typischen Beispielen ausführlicher verdeutlicht, wohl um dem möglichen Verdacht entgegenzuwirken, es werde ein magischer Voyeurismus bedient.

Das Buch liefert interessante Einblicke in das aufgeklärt-paternalistische Selbstverständnis und Agieren des preußischen Staates in Bezug auf die Kirche und das manchmal auf eigene Art fromme und wundergläubige Volk in der großenteils neu erworbenen katholischen Rheinprovinz. Es verdeutlicht darüber hinaus, wie differenziert das Personal und das Handeln innerhalb der katholischen Kirche betrachtet werden muss, und es gibt einen Eindruck vom weiten Spektrum populärer Glaubenspraktiken und Problembewältigungsstrategien. Dabei sind die inhaltliche Gliederung der von Nils Freytag vorgenommenen Analyse und seine Schlussbilanz immer eng auf Fragen und Bereiche abergläubischen Verhaltens bezogen, daraus abgeleitete abstrahierende Interpretationen finden sich in allen Kapiteln sehr verstreut. Einer Auswertung für allgemeinere Fragestellungen bietet sich dieses Buch daher nicht als bequemer Steinbruch an, sondern es erfordert gründliche Lektüre.

Wilfried Sauter (Essen)

Richard Saage: Utopische Profile. Industrielle Revolution und Technischer Staat im 19. Jahrhundert. *Münster: LIT Verlag, 2002.*

Das von S. „analysierte Material" setzt sich „im wesentlichen aus den einschlägigen Schriften der acht Klassiker des utopischen Denkens" (S. 1) zusammen. Der „utopische Diskurs auf der Klassiker-Ebene", so der Titel des 1. und umfangreichsten Teils der Abhandlung, befaßt sich nach der vorgenommenen Einstufung mit der „Darstellung der utopischen Konstrukte" von Saint Simon, Owen, Fourier, Cabet, Bulwer Lytton, Bellamy, Morris und Hertzka. (S. 2) Weiter ergänzt wird das utopische Denken dieser Zeit „aus vierundzwanzig Romanen und aus ebenso vielen sozialphilosophischen Abhandlungen unterhalb der Klassiker-Ebene" (S. 1). Als wesentliches gemeinsames Kriterium dieser Auswahl nennt der Autor „fiktive Wunsch- oder Furchtbilder von Sozietäten … die den kritisierten Fehlentwicklungen ihrer Herkunftsgesellschaften als Alternative gegenübergestellt werden." (S. 2) Da die Herkunftsgesellschaften in der gegebenen Epoche nur der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zugerechnet werden können, handelt es sich demnach um Kritik dieser Ordnung, um Suche und Verlangen nach alternativen Lösungen zur Behebung von Massenarmut und Elend als einer typischen Begleiterscheinung der Industriellen Revolution.

Die große Mehrheit der Utopisten, das wird von S. überzeugend dokumentiert, forderte die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln, denn es unterwerfe, z.B. nach Owen, den „Industrialisierungsprozeß den egoistischen Profitinteressen der Fabrikherren" (S. 45). Vor allem sein späteres Denken habe sich „in der Tradition des kommunistischen Gemeineigentums bewegt." (S. 49) Fourier sah als wesentliche Ursache der sozialen Fehlentwicklung „die an Profitmaximierung orientierte Konkurrenz" (S. 71) an. Cabet pries in seinem Roman „Reise nach Ikarien" die Gütergemeinschaft, die „das Glück der Menschen ermögliche", weil sie, im Gegensatz zum „Privateigentum … die materiellen Wurzeln des Egoismus" vernichte (S. 97). Auch Bellamys Bild einer „idealen Gesellschaft der Zukunft beruht auf der Abschaffung des Privateigentums an den Produktions- und Arbeitsmitteln" (S. 145). Und Morris, um noch ein Beispiel aus der Klassiker-Ebene zu nennen, versuchte „wie die anderen Utopisten des 19. Jahrhunderts … den Nachweis zu erbringen", daß Elend und Armut der Masse der Bevölkerung „aus der privatkapitalistischen Verfügung über Eigentum resultiere" (S. 165).

Im Bemühen, utopische Profile in möglichst großer Breite zu erfassen, spannt S. einen weiten Bogen, der selbst Weitling, Stirner, Heß, Kautsky und sogar Bebel einschließt. Das „Manifest der Kommunistischen Partei" allerdings wird ausgespart. Letzteres, wie überhaupt die Gesamtheit der marxistischen Lehre, widerspräche dem von S. kreierten Utopiebegriff, denn bei Marx und Engels gäbe es kein „in sich konsistentes Zukunftsszenario, das den Namen ‚Utopie' verdiente" (S. 268). Eigentümlicherweise meidet S. auch den gebräuchlichen Begriff „utopischer Sozialismus". Golo Mann z. B. versteht in seinem Aufsatz über die „politische Entwicklung 1815-1871" unter Sozialisten „einzelne, erregte, edle Geister", die „über eine große Krise, einen Neubeginn der Menschheitsgeschichte" grübelten. „Dem Elend der Fabrikarbeiter abzuhelfen, lag ihnen vor allem am Herzen." (Propyläen Weltgeschichte, Bd. 8, S. 465) So stimmt Mann mit der bereits 1842 von Lorenz Stein ausgesprochenen Erkenntnis überein, daß „Sozialismus und Kommunismus … ‚in der Entwicklung des Proletariats ihre eigentliche Bedeutung' haben." (Zit. n. Manfred Hahn, Hg., Vormarxistischer Sozialismus, Frankf. a.M. 1974, S. 10) Die bekanntesten klassischen Utopisten fühlten sich unbedingt einer Geistesrichtung verpflichtet, die zu Beginn des 19. Jhd. allgemein „zur Bezeichnung sozialreformerischer Bestrebungen" diente (Winfried Schröder, Sozialismus und Kommunismus, Hahn, S. 20).

Auch wenn S. statt von utopischem Sozialismus im Titel etwas allgemeiner von „Profilen" spricht, handelt es sich hier um eine für die Geistesgeschichte des 19. Jhd. spezifische Erscheinung, die von sozialistischen Visionen oder Utopien schwerlich getrennt werden kann. Das sollte auch in der ausgewerteten Literatur stärkere Berücksichtigung finden, insoweit sie sich vor allem mit der hier untersuchten Problematik befaßt. So sucht man im umfangreichen Literaturverzeichnis z.B. die Namen Hahn oder Höppner leider vergeblich. Neben Weitling verdienten auch die für die Geschichte der frühproletarischen Kultur und Bewegung aufschlußreichen Briefe von Wolfgang Strähl Beachtung, die von J. Grandjonc, W. Seidel-Höppner und M. Werner 1988 im Berliner Akademie-Verlag herausgegeben wurden. Sozialismus und Utopie sind m.E. im 19. Jhd. schwer zu trennen. Die Lehre von Marx und Engels kann nicht aus dem historischen Umfeld herausgebrochen werden, aus dem sie hervorging. Selbst wenn zu akzeptieren wäre, daß ihr Sozialismusbild nicht in die Utopievorgaben von S. paßt, hält weder die von ihm gehandhabte Abstinenz, noch das sogenannte „Marx-Engelssche Utopieverdikt" (S. 270) einer sachlichen Hinterfragung stand. Freilich wird von Marx

und Engels der Begriff „Utopie“ in Verbindung mit sozialen Visionen anders gebraucht als von S., und mit oft drastischen Wertungen waren sie nicht sparsam, aber ihre Achtung vor den geistigen Leistungen der Utopisten dürfte unbestritten sein. Mit Hochachtung spricht Engels von diesen Männern, die Dühring schmäht (vgl. MEW, Bd. 20, S. 246), und Aufhebung genialer Gedanken im Hegel'schen Sinne bedeutet keine Abwertung, sondern historische Würdigung im Prozeß der gesellschaftlichen Entwicklung. Saint-Simon, Fourier und Owen zählte Engels „zu den bedeutendsten Köpfen aller Zeiten“ (MEW, Bd. 18, S. 516), betonte speziell bei Saint-Simon die „geniale Weite des Blicks“ (MEW, Bd. 19, S. 196), und positives Interesse bekundete schließlich auch die im Zusammenhang mit einer Fourier-Übersetzung angeregte Herausgabe einer „Bibliothek der vorzüglichsten sozialistischen Schriftsteller des Auslandes“ (MEW, Bd. 27, S. 24).

Zu bezweifeln ist auch die Behauptung, das genannte „Utopieverdikt“ habe generell die marxistische Forschung bestimmt. Mit der von Waltraud Seidel-Höppner und Joachim Höppner 1987 in Berlin erschienenen Schrift „Sozialismus vor Marx“, die sich in wesentlichen Partien auch mit den Utopisten des 19. Jhd. befaßt, wollen die Autoren den „vielfach verschütteten Sinn für ein reiches Erbe wiederbeleben, dem sich der Marxismus verpflichtet weiß“ (S. VII.).

Einen besonderen Abschnitt widmet S. dem Schicksal utopischer Experimente, d. h. den Versuchen, soziale Gerechtigkeitsvisionen zu verwirklichen. Bemerkenswert richtig stellt er fest, daß derartige Experimente im 19. Jhd. unter anderem scheiterten, weil auf Gemeineigentum gestützte Kommunen ihren begrenzten „Reichtum … nicht in einem Maße steigern“ konnten, der „den einer funktionierenden Individualwirtschaft unter kapitalistischen Bedingungen übertroffen hätte.“ (S. 367) Diese Bedingungen aber waren, damals wie später, die herrschenden Bedingungen in der die Kommunen umschließenden Welt.

Engels vertrat die Auffassung, daß sich die Forderung nach einem gerechten, humanen System für die menschliche Gesellschaft im 19. Jhd. „von der Utopie zur Wissenschaft“ entwickelt habe. (MEW, Bd. 19, S. 177) Die Praxis des 20. Jhd. verweigerte dieser Theorie ihre Bestätigung. Die Arbeiterklasse konnte die ihr zugeschriebene historische Aufgabe nicht verwirklichen. Nach den bitteren Erfahrungen zweier Weltkriege, verursacht durch Profit- und Machtstreben in der bürgerlichen Gesellschaft, scheiterten sozialistische Alternativen. Dennoch: Sind sie überholt angesichs der noch immer bedrückenden Kriegsnot

und Armut in großen Teilen der Welt? Neuerliches Überdenken der Geschichte ist unabdingbar, und Utopien früherer Epochen sind deshalb wertvoll, jeder Beitrag also nützlich, der unser teils verschüttetes oder fehlerhaftes Wissen über dieses reiche Erbe erneut belebt. Darin vor allem liegt der Wert der von S. auf gründlichem Quellenstudium beruhender Arbeit, der allerdings eine leichter lesbare sprachliche Form zu wünschen gewesen wäre.

Wolfgang Büttner (Petershagen bei Berlin)

Alexa Geisthövel: Eigentümlichkeit und Macht. Deutscher Nationalismus 1830-1850. Der Fall Schleswig-Holstein. *(Historische Mitteilungen im Auftrage der Ranke-Gesellschaft, Bd. 50.) Stuttgart: Franz Steiner 2003.*

Fragen kultureller Identität, Wurzeln und Funktionen von Nationalismus, die Produktion öffentlicher Meinung und nicht zuletzt das Entstehen von Feindschaft durch „insulare" Borniertheit der Herrschaftsmacht sind einige der Aspekte, denen sich dieses Buch widmet.

Am Beispiel des deutsch-dänischen Konflikts arbeitet Alexa Geisthövel heraus, „wie die ‚schleswig-holsteinische Frage' auf die Agenden öffentlicher Kommunikation kam" (S. 11), um Entstehung und Wandlung des deutschen Nationalismus in den Zeiten des Vormärz und der Revolution 1848/49 exemplarisch zu beleuchten. Dabei werden insbesondere zeitgenössische Printmedien wie Periodika und Gelegenheitsschriften herangezogen, die wechselnden Zensurbedingungen zum Trotz die öffentliche Debatte zu Fragen der Nationen und der entsprechenden Handlungsoptionen gut erkennen lassen.

Auf knappe Umrisse der Nationalismusforschung und des Status der seinerzeit im Besitz des dänischen Königs befindlichen Herzogtümer Holstein, Lauenburg und Schleswig folgt eine akribische Darstellung der 1830 beginnenden Etablierung des Konstrukts „Schleswig-Holstein". Dabei geht es um die Überwindung der absolutistischen Fürstenherrschaft, um ein die Eigenständigkeit der Herzogtümer sicherndes Verhältnis zum dänischen Gesamtstaat und in diesem Zusammenhang um die Wahrung deutscher Nationalitätenrechte. Die Forderung nach Verbindung der Herzogtümer miteinander, von denen Holstein zum Deutschen Bund gehörte, war zunächst zwischen verschiedenen Parteiungen und Interessengruppen strittig, jedoch führte 1844 ein Antrag dänischer Liberaler

zur Einverleibung der Herzogtümer in das dänische Königreich zur Etablierung einer geeinten „deutschen Bewegung". In dieser Bewegung verkehrten sich übliche politische Muster, wenn Aristokraten wie der Herzog von Augustenburg an die Spitze der deutschen Opposition gegen dänische Ansprüche traten und 1848 die Revolutionsregierung in Schleswig-Holstein Legitimität für sich beanspruchte, indem sie vorgab, die Rechte des Dänenkönigs gegenüber einem aggressiven und übermächtigen dänischen Liberalismus zu verteidigen.

Am Beispiel überregional bedeutsamer Presseorgane untersucht Geisthövel qualitativ und quantitativ die Wahrnehmung der Schleswig-Holstein-Frage in Deutschland. Auch die Bedeutung von Sängerfesten und anderen Versammlungen bei der Etablierung dieser Frage im öffentlichen Bewusstsein wird thematisiert.

Ein weiterer Hauptteil befasst sich mit der Wahrnehmung Schleswig-Holsteins als Teil der deutschen Nation insgesamt. Dieses Land wurde als Segment eines zu bildenden starken Nationalstaats zunächst nur imaginiert, aber von 1848 bis 1851 trat es als reale politische und militärische Kraft auf. Hier steht der im Titel des Buches angesprochene Machtaspekt im Vordergrund. Geisthövel geht davon aus, dass die zunehmende Forderung nach einem mächtigen deutschen Staat mit entsprechender Flotte dem meerumschlungenen Schleswig-Holstein in Deutschland Aufmerksamkeit und nationale Unterstützung sicherte.

Das letzte Kapitel vor dem Resümee schildert, wie die Dänen für die schleswig-holsteinische Bewegungspartei „von liberalen Lehrmeistern zu stammverwandten Feinden" wurden. Die Darstellung des Wegs von der liberalen Kooperation zu Hass und Krieg lässt deutlicher als die vorangehenden Kapitel hervortreten, worin neben der Sprache die nationale „Eigentümlichkeit" gesehen wurde, deren Gefährdung viele Schleswig-Holsteiner empfanden.

Die deutsche „Eigentümlichkeit", deren Bewahrung immer wieder als Ziel und Rechtfertigung der nationalen Bewegung genannt wird, hätte eine systematischere Analyse verdient gehabt. Aber auch das Abstrakte und zuweilen Brüchige des Dänenhasses, wie es z.B. in den von Geisthövel benutzten Martens-Memoiren (Tagebuch eines Freiwilligen des v. d. Tann'schen Corps, Hamburg 1848) mehrfach deutlich wird, wäre stärkerer Beachtung wert gewesen. Ein Blick auf das explizit republikanische und nicht-nationalistische Wirken Harro Harrings und anderer Demokraten mag angesichts seiner begrenzten Resonanz verzichtbar sein,

jedoch hätte er das Bild der politischen Bewegung im Schleswig-Holstein der Revolutionszeit differenzierter erscheinen lassen.

Nationalismus sieht Geisthövel vor allem machtpolitisch motiviert. Der gewünschte Nationalstaat solle den territorialen „Bestand sichern und eine Ausgangsbasis für die weltweite Konkurrenz mit anderen Nationen um Rohstoffe, Absatzmärkte und Lebensräume schaffen" (S. 223). Hier scheint ein imperialistisches Konzept im Mittelpunkt der Betrachtung zu stehen, das insbesondere dem materiell interessierten Bürgertum des anbrechenden Industriezeitalters zweifellos nahe gelegen hat. Ist aber angesichts mächtiger absolutistischer Staaten in Europa „Macht" in der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht in erheblichem Maße eine Forderung zur Absicherung der Volkssouveränität? Dass mit der Idee der Nation auch eine dem Gottesgnadentum entgegenzusetzende starke Legitimation des Volkswillens fundiert werden soll, klingt zwar gelegentlich im Buch an, bleibt aber ein kaum untersuchter Punkt am Rande. Die von der Autorin im Ausblick aufgeworfenen weiterführenden Fragen berühren in allgemeinerer Form manche Aspekte, die in dieser Rezension kritisch angemerkt werden.

Sehr genau zeichnet Geisthövel am Beispiel Schleswig-Holsteins nach, wie liberale Akteure, gelegentlich im Bund mit Aristokraten, politische und nationale Ideen in die Öffentlichkeit bringen und dort verankern. Da hierbei auch verzweigte personale Netzwerke sichtbar gemacht werden, wäre ein Namensregister äußerst wünschenswert gewesen. Einem Gebrauch des Buches über engere akademische Kreise hinaus hätte auch eine knappe chronologische Übersicht mit Regesten oder Auszügen zentraler Dokumente geholfen. Wer beispielsweise bei sequentieller Nutzung des Buches im Kapitel zur Entwicklung des „Nationalhasses" den zentral bedeutsamen Antrag Algreen-Ussings erwähnt findet, wird zunächst vergeblich nach einer angemessenen Kennzeichnung diese Dokuments im Buch selbst suchen und sich schließlich doch einem entsprechenden Handbuch zuwenden müssen.

Den Weg in die Universitätsbibliotheken wird Geisthövels Buch zweifellos finden.

Wilfried Sauter (Essen)

Hans-Joachim Gutjahr (Hg.): Duden Geschichte. Basiswissen Schule. *Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: PAETEC Verlag für Bildungsmedien Berlin, Dudenverlag, 2003.*

Selbst eifrige Schüler können nicht alles erlernen. Aber sie sollten wissen, wo man nachschlagen kann. Lexikalisch gebündeltes Wissen über den Entwicklungsprozeß der Menschheit, im engeren Sinne unter dem Begriff Geschichte verstanden, bietet ein neuer Duden Geschichte, ein Schülerlexikon des Basiswissens Schule in diesem Fach.

Das inhaltliche Spektrum spannt den weiten Bogen von der Vor- und Frühgeschichte bis zu den Veränderungen der Welt nach dem Ende des Ost-West-Konflikts. Das Buch, das Themen und Inhalte aus dem Geschichtsunterricht aller Schulformen bis zum Abitur erfaßt, eignet sich somit zum schnellen und gezielten Nachschlagen und Wiederholen, hilft bei der Bewältigung der Hausaufgaben, bei der Vorbereitung auf Kontrollarbeiten und Prüfungen oder der Ausarbeitung von Referaten, Belegarbeiten und der Erfüllung ähnlicher Verpflichtungen. Bemerkenswert an dieser Publikation ist die beispielhafte Nutzung der modernen Technik, denn dem Buch ist eine CD-ROM mit ausführlichen Textbeiträgen, Grafiken, Fotos, Animationen und interaktiven Elementen zu vielen Hundert Themen beigegeben, und alle Informationen sind leicht auffindbar mittels mehrerer Tausend Stichwörter. Auch der Zugang zur Lexikon-Homepage im Internet ist vorgesehen.

Der Text, angereichert durch Illustrationen, Kartenskizzen, Schemata, Zusammenfassungen und Übersichten, wurde von ernsthaften Historikern erarbeitet, die auch bei umstrittenen Themen der jüngeren und jüngsten Geschichte, vor allem der deutschen, um Sachlichkeit, quellengestütztes Wissen und ausgewogene Urteile bemüht sind. Politisch motivierte Pauschalurteile oder Verurteilungen, wie sie z.B. die Totalitarismusdoktrin vorschreibt, werden von den Autoren vermieden, was insbesondere die Kapitel über die Welt nach dem Zweiten Weltkrieg auszeichnet. Deshalb werden eben auch Sozialdemokraten gewürdigt, die die Vereinigung mit der Kommunistischen Partei 1946 nicht als Zwang empfunden haben. Und betont wird, daß der Bau der Mauer in Berlin 1961 neben negativen Aspekten, die nicht verschwiegen werden, auch der Entschärfung der Konfrontation zwischen NATO und Warschauer Vertrag diente. Anerkennenswert wird deutsche Nabelschau der weltpolitischen Bipolarität untergeordnet, die von den Machtblöcken der USA

und der UdSSR ausging und mit Beginn des Kalten Krieges die Weltgeschichte politisch und ideologisch dominierte.

Man kann bei dieser Spannweite der Thematik keine ausführliche Behandlung der deutschen Vormärzproblematik erwarten. Immerhin wird der bürgerlich oppositionelle Aufbruch gegen die historisch überholte deutsche Kleinstaaterei als geschichtsprägender Vorgang jener Vormärzepoche hervorgehoben. Unterbelichtet bleiben allerdings in diesem wie in späteren Zeitabschnitten Bedeutung und Einfluß der Wirtschaft auf das politische Geschehen. Nicht beachtet wird die Frühgeschichte der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhunderts. Nicht einmal das Kommunistische Manifest halten die Autoren für erwähnenswert.

Dessenungeachtet bleibt der Nutzwert der Publikation unbestritten.

Wolfgang Büttner (Petershagen bei Berlin)

IV.
Mitteilungen

Personalia

Verstorben

Dr. Renate Plöse (Berlin)

Ausgeschiedene Mitglieder (zum 31. Dezember 2004)

Dr. Ina Brendel-Perpina (Bamberg)
Prof. Dr. Alberto Destro (Bologna/Italien)
Dr. Ingo Fellrath (Tours/Frankreich)
Dr. Susanne Kiewitz (Berlin)

Neue Mitglieder (seit 1. März 2004)

Herlinde Cayzer (Brisbane/Australien)
Prof. Richard Grathoff Ph.D. (Oerlinghausen)
Orsolya Hanusz (Szombathely/Ungarn)
Raphael Hörmann (Glasgow/GB)
Jutta Nickel (Hamburg)
Dr. Christine Reiter (Kusel)
Dr. Margaret A. Rose (Camebridge/GB)
Dr. Sikander Singh (Düsseldorf)
Prof. Dr. Takanori Teraoka (Okayama/Japan)
Laurie A. Vanchena Ph.D. (Omaha/USA)
Dr. Alfred Wesselmann (Lengerich)

Die ordentliche Mitgliederversammlung wählte am 11. Dezember 2004 in Vorstand und Wissenschaftlichen Beirat:

Vorstand

Dr. Michael Vogt, Am Großen Holz 22, 32107 Bad Salzuflen
1. Vorsitzender
Dr. Fritz Wahrenburg, Gartenstadt 4, 33104 Paderborn
2. Vorsitzender
Erika Brokmann, Johanettentaler Str. 5, 32756 Detmold
Geschäftsführerin
Dr. Detlev Kopp, Melanchthonstr. 57, 33615 Bielefeld
Schriftführer
Dr. Bernd Füllner, Urdenbacher Dorfstr. 30, 40593 Düsseldorf
Schatzmeister

Wissenschaftlicher Beirat

Birgit Bublies-Godau (Dortmund/Bochum)
Dr. Claude Conter (Luxemburg)
Prof. Dr. Norbert Otto Eke (Amsterdam)
Prof. Dr. Jürgen Fohrmann (Bonn)
Prof. Dr. Martin Friedrich (Hagen/Berlin)
Prof. Dr. Rainer Kolk (Detmold)
Dr. Hans-Martin Kruckis (Bielefeld)
Christian Liedtke (Düsseldorf)
Carsten Martin (Dortmund)
Prof. Dr. Harro Müller (New York)
Dr. Maria Porrmann (Köln)
Prof. Dr. Rainer Rosenberg (Berlin)
Prof. Dr. Peter Stein (Lüneburg)
Prof. Dr. Florian Vaßen (Hannover)
Dr. Renate Werner (Münster)

Rechnungsprüfer
Ruth Mühlenweg (Bielefeld)
Dr. Hedwig Pompe (Bonn)

Tätigkeitsbericht 2004

Mein Bericht schließt an den Jahresbericht 2003 an, den ich am 1. Nov. vergangenen Jahres der MGV in der Lippischen Landesbibliothek in Detmold erstattet habe.

Am selben Tag und am selben Ort trafen sich vier Referentinnen und Referenten zur zweiten FVF-Studientagung. Als Gäste waren auch die Vortragenden der ersten, 2002 durchgeführten Veranstaltung dieser Art angereist – ein Indiz dafür, daß der Bedarf an Kommunikation durchaus zutreffend eingeschätzt worden war. Die Lippische Landesbibliothek in Detmold, schon zum wiederholten Mal Tagungsort des FVF, bot außerordentlich günstige Tagungsbedingungen. Die Rede war bei den Vorträgen von dem Deutschamerikaner Karl Follen und Problemen der biographischen Darstellung sowie von Harro Harring aus Husum und seinen aus einem idealisierten Urchristentum abgeleiteten Gleichheitsgrundsätzen. Zwei weitere Referate setzten sich mit den literaturkritischen Veröffentlichungen Menzels, Börnes und Heines sowie mit der Stellung der Feuilletonliteratur zwischen Literatur und Journalismus auseinander; Paris fungiere dabei als Flucht- und Lebensort, als Wahlheimat und als literarischer Stoff.

Ein Vortrag von François Melis (Berlin), langjährigem Bearbeiter des MEGA-Projekts (Marx-Engels-Gesamtausgabe) schloß die kleine Tagung ab. Zu diesem Vortrag hatte das FVF zusammen mit der Grabbe-Gesellschaft eingeladen. Melis sprach über den Umfang von Georg Weerths redaktioneller Tätigkeit bei der von Marx 1848/49 herausgegebenen *Neuen Rheinischen Zeitung*. Dort habe dieser nicht nur, wie man bisher allgemein angenommen hatte, das Feuilleton betreut, sondern habe im Nachrichtenteil ‚über dem Strich' vor allem das Themengebiet ‚Großbritannien' redaktionell abgedeckt. Im Anschluß an den Vortrag wurde vor allem die Frage erörtert, welche Folgen diese nicht unerhebliche redaktionelle Tätigkeit für die geplante Neuedition der Werke Weerths habe, und auf welche Weise sie dort zu berücksichtigen sei.

Die Tagung *Von Sommerträumen und Wintermärchen. Versepen im Vormärz* richtete das FVF am 1. und 2. Okt. 2004 zusammen mit der Heinrich-Heine-Gesellschaft im Heinrich-Heine-Institut in Düsseldorf aus. Anlaß war das Erscheinen von Heines *Wintermärchen* 1844, also vor 160 Jahren.

Ziel der Tagung war es, „die erstaunliche Beliebtheit des Versepos im Vormärz, einer allgemein als Umbruchszeit eingeschätzten Epoche, zu untersuchen und die Aktualität ästhetsicher Debatten in politischen Kontexten zu diskutieren“ (Programmzetttel). Neben mehreren apokalyptische Szenarien beschreibenden Epen zum Thema ‚Cholera‘ wurde über Versepen des Österreichers Johann Ladislav Pyrker, Karl Immermanns, Byrons, Puschkins und, natürlich, Heinrich Heines referiert und lebhaft diskutiert. Karin und Bernd Füllner ist für hervorragende Organisation und eine sehr angenehme Tagungsatmosphäre ganz herzlich zu danken. Ein Kurzer Bericht zur Tagung ging an die Redaktion der ALG-Umschau.

Kurz zu erwähnen ist die Beteiligung des Forums am Treffen der ALG, Berlin, die diesmal nach Halberstadt ins Gleimhaus geladen hatte, um dort ein abwechslungsreiches Programm zum Thema ‚Dichterfreundschaften‘ anzubieten. Die ALG Westfalen führte auf Einladung der Grabbe-Gesellschaft literarische Tradition und Vielfalt im Kreis Höxter vor.

Von den Veranstaltungen zu den Veröffentlichungen:
Das Jahrbuch 2003, *Goethe im Vormärz*, hg. v. Detlev Kopp und Hans-Martin Kruckis, erschien Anfang 2004. Auf rund 290 Seiten enthält es 9 Aufsätze zum Schwerpunktthema, hinzu kommen, im allgemeinen Teil, zwei weitere Beiträge, deren einer ein ausführliches Dossier zu zwei neu aufgefundenen Briefen an Georg Weerth darstellt, der andere handelt von dem böhmischen Schriftsteller Moritz Hartmann und seinem publizistischen Kampf gegen das Metternichsche System. 21 Rezensionen zu aktuellen Vormärz-Neuerscheinungen beschließen den insgesamt 450 Seiten starken Band.

Von den Veröffentlichungen zu unserem Internet-Auftritt:
Erstaunlich sind die Zugriffszahlen: Im Schnitt gab es von Januar bis November 2004 in jedem Monat 5.800 Besuche unserer Homepage. In der Woche vom 29.11. bis zum 05.12. gab es 660 Zugriffe, die meisten, 184, auf die Startseite, aber immerhin auch 40 auf das Lexikon, dessen praktischer Nutzwert allerdings mit bislang 5 Einträgen noch sehr begrenzt ist. Der Anfang aber ist immerhin gemacht.

In diesem Jahr, 2004, verzeichnet unsere Chronik das 10jährige Bestehen des Forums – und den 80. Geburtstag seines Ehrenmitglieds Inge Ripp-

mann. Beide Ereignisse konvergierten in einem Buchprojekt, das nach einer ‚kleinen *laudatio*' von Helmut Koopmann Aufsätze der Börne-Spezialistin Inge Rippmann aus 40 Jahren auf mehr als 400 Seiten zusammenfaßt. 13 Texte geben sich unter dem Titel *„Freiheit ist das Schönste und Höchste in Leben und Kunst". Ludwig Börne zwischen Literatur und Politik* gegenseitig erhellenden Kontext. Als Band XI der Vormärz-Studien ging diese Veröffentlichung an alle Mitglieder des Forums.

Michael Vogt
1. Vorsitzender des FVF

Aufruf zur Mitarbeit am FVF-Jahrbuch 2006: Jugend im Vormärz

‚Jugend' meint seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts Emphase des Aufbruchs zu neuen Ufern und Rebellion gegen die Bornierungen der ‚Alten', der Eltern und Erzieher, der Autoritäten schlechthin. Schon die Helden des Sturm und Drang behaupten ihr Recht auf Selbstentfaltung gegen eine Welt der Konventionen, ‚Generationenkonflikte' werden zu einem prominenten Thema nicht nur der Literatur. Aber mit Werthers Leiden ist auch der andere Pol der kulturellen Verortung von ‚Jugend' bezeichnet: Wie keine andere ist diese Altersphase ambivalent markiert, ihren Potenzialen stehen Gefährdungen und Instabilität gegenüber. Melancholie und Suizid werden noch den ‚Schülerroman' am Beginn des 20. Jahrhunderts beschäftigen.

Für die historische Phase des Vormärz ist in bildungsgeschichtlicher Perspektive zunächst die allmähliche Auflösung der geschlossenen Hauswirtschaft (des nachmals idealisierten ‚ganzen Hauses') festzustellen, dem in bürgerlichen Schichten die Durchsetzung der ‚Privat-Familie' entspricht; sie ermöglicht es, ‚Jugend' als psychosoziales Moratorium mit allerdings geschlechtsspezifischer Differenzierung zu verstehen. Die Literatur der Zeit rekurriert vielfach auf die Semantik der Jugend. Nicht nur die ‚Jungdeutschen' verstehen sich als Avantgarde des gesellschaftlichen Fortschritts, der bewirkt, „daß die jungen Tage in keine Gemeinschaft treten mit den alten, stumpf gewordenen Männern" (Heinrich Laube). Die ‚Bewegung' der Jugend eben, ihr Impetus des Voranschreitens verweist auf jene geschichtsphilosophische Konstellation der Verabschiedung des ‚Alten' durch das Neue, Junge: in der Kunst ebenso wie in der Politik. Daß die Risiken jugendlicher Existenz damit nicht neutralisiert sind, verrät gleichzeitig ein Text wie Droste-Hülshoffs Judenbuche – eine Erzählung auch von defizitärer Sozialisation in der Familie.

Das Jahrbuch 2006 will sich mit der Thematisierung von ‚Jugend' im Vormärz in verschiedenen Perspektiven beschäftigen. Willkommen sind Untersuchungen aus der Literatur-, Kunst- und Musikwissenschaft ebenso wie aus der Bildungs- und Sozialgeschichte, der Wissenschaftsgeschichte der mit Jugend befassten Disziplinen und der Rechtsgeschichte:

- Begriffsgeschichtliche Befunde zur Semantik von ‚Jugend' in unterschiedlichen Textsorten
- Dokumentation und Auswertung zeitgenössischer Quellen zum Umgang mit Jugendlichen in der Familie und in Institutionen
- Überlegungen zur Konstruktion von ‚Jugend' in disziplinären Diskursen und zur Ausdifferenzierung von entsprechenden Spezialgebieten/ Subdisziplinen
- Einzelanalysen künstlerischer Arbeiten, in denen jugendliche Protagonisten, Familien-, Erziehungs- und Generationenverhältnisse dargestellt werden.

Themenvorschläge (möglichst mit kurzem Exposé) bitte an:

Prof. Dr. Rainer Kolk
Lohmeierweg 5
32760 Detmold
e-mail: rainerkolk@web.de

Redaktionsschluß ist der 31.7.2006.

Sabine Dissel

Das Prinzip des Gegenentwurfs bei Georg Büchner

Von der Quellenmontage
zur poetologischen Reflexion

2005, 276 Seiten,
kart. € 38,-
ISBN 3-89528-513-7

Die außerordentliche Quellenabhängigkeit von Georg Büchners Werken ist seit den frühesten Editionen im 19. Jahrhundert Gegenstand der Forschung. Die vorliegende Untersuchung analysiert solche intertextuellen Relationen, insbesondere das Verhältnis zur literarischen Tradition, aber auch zu kunsthistorischen Schriften und biographischen Werken, unter dem Aspekt eines Schreibens als Gegenentwurf und versucht erstmalig, diese Konzeption für das Gesamtwerk Büchners nachzuweisen.

Dabei zeichnet sich, von der Quellenmontage der Schülerschriften über die Auseinandersetzung mit Einzeltexten im *Hessischen Landboten*, in *Danton's Tod* und *Lenz* und mit Gattungsfragen im *Woyzeck* bis hin zu den poetologischen Reflexionen in *Leonce und Lena* eine gestalterische Entwicklung ab, in der das Prinzip des Gegenentwurfs stetig an Bedeutung gewinnt.